NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06818397 3

Digitized by Google

G

inneren

Einw

Geschichte der Religion.

Darstellung

der

inneren Entwicklung und äußeren Gestaltung
der religiösen Idee,

sowie ihrer

Einwirkung auf das geistige und sittliche Leben der Völker,
von der ältesten bis zur gegenwärtigen Zeit.

Ein

Haus- und Handbuch für denkende Leser.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1860.

14

Der

unbekannten Gemeinde

gewidmet.

Aus allen Dichtern seit der grauen Urzeit,
Aus den Gedichten selber und den Märchen,
Aus allen Weisen, die ihr Wort gesprochen,
Aus ihren Worten selbst und Weissagungen,
Aus allen Malern, die ihr Bild gemalt,
Aus allen Guten, die ihr Werk gethan,
Aus allen Kämpfern, die den Kampf gekämpft
Mit Leibern, Seelen, Drachen und Tyrannen
Bis in das Heut hier, und aus allen Schätzen,
Die Alle noch bis in den letzten Tag
Zuletzt vereint mit Götterkräften fördern: —
Aus Allem wird der Mensch! das einzige
Von allen Wesen, das noch immer wächst,
Wenn Fels und Wolke, Löwe und Cypresse,
Die allerletzten noch den allerersten,
So wie ein Ei den Eiern allen gleichen.
Drum traue du dem Mann, der spricht: Nicht Einer
Der Menschen alle war der Menschen Höchster,
Noch was er lehrte, wird das Letzte sein,
Noch was er schuf, das wird das Schönste bleiben.
Du glaubest dem und liebest den, der groß
Im großen Geist, den großen Menschen dir
— Wenn jetzt auch in Gedanken nur — erbaut
Zum Wundermal und zur Geduld der Menschheit!
Nun siehe ruhiger den Einen bauen,
Den Andern schiffen; Jenen dort im Tempel
Sich seine Menschengötter fromm beräuchern;
Den tadeln, Jenen loben; diesen steigen,
Den fallen und begraben; — sieh sie Alle
Als Erz zu einer großen Glocke an,
Die einst des Himmels volle Stimme hat,
Drin jedes Korn der Eine Götterhall
Durchsaust, den jedes in ihr von sich tönt
Mit Kraft und Silberschall der ganzen Glocke.

Laienbrevier, Dezember, 15.

Erstes Buch.

I.

Die Einleitung.

II.

Die Religion auf der Stufe des rohen Naturalismus: Dämonenverehrung, Schamanenthum, Zauberei, Fetischismus. — Religiöses Vorstellen, Glauben und Thun der Naturvölker.

III.

Uebergangsstufe zur religiösen Systematik: Die Glaubenskreise der alten Völker von Mexiko und Peru.

Erstes Kapitel.

Die Einleitung.

Die religiöse Idee hat die Welt beherrscht, beherrscht sie und wird sie immer beherrschen; denn die Religion ist der Idealismus der Massen. Hierin liegt das Geheimniß ihrer Macht und Dauer. Die höchsten Aeußerungen des intellectuellen Lebens: des Denkers Erhebung über die Schranken der Wirklichkeit, des Erfinders Combinationskraft, des Künstlers Schöpfungstrieb, des Dichters Begeisterung, des Sehers Zukunftsblick, — alle diese verschiedenen Ausstralungen der Sonne des Ideals findet der Volksinstinkt zusammengefaßt in dem Brennpunkt der Religion. Sie ist des Volkslebens geistige Seite, sie des Volkes Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst, Poesie. Für die ungeheure Mehrheit der Menschen ist die Religion die große Räthsellöserin und Trösterin: sie hat auf jede Frage eine Antwort, womit der auf der Bildungsstufe des Volksbewußtseins Stehende zufriedengestellt werden kann; sie schweigt jede Klage und jeden Schmerzensruf mit der Hinweisung auf die Fülle des Trostes in einer jenseitigen Welt. Die Möglichkeit vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, daß aus dem Leben der Massen, so, wie es ist und im Wesentlichen nicht nur Jahrtausende noch, sondern wohl immer sein wird, die religiöse Idee weggenommen werden könnte, es müßte nothwendiger Weise die tristeste Barbarei zurückbleiben. Der Grund hievon ist einfach und in dem Gesagten schon enthalten; für die Massen gibt es nur einen Weg, den jedem Menschen als solchem innewohnenden, in jedem mehr oder weniger thätigen ideellen Drang zu befriedigen: den religiösen. Dem gebildeten, vermöge seiner Bildung zur freien Erfassung seines Wesens gelangten Menschen stehen der Wege mehrere offen, jenes Ziel zu erreichen. Dem Gelehrten wird seine Wissenschaft, dem

Künstler sein Schönheitsideal, dem Patrioten seine Vaterlandsliebe zur Religion. Was dem Volke das Gefühl, das ist dem Gebildeten der Gedanke, was jenem das Glauben, das ist diesem das Wissen und die sittliche Ueberzeugung. Mag man diesen Unterschied dialektisch zu vermitteln suchen, mag man ihn ganz leugnen, immer wieder wird er sich hervordrängen und der Ehrliche wird sein Dasein anerkennen, wenn er auch unterläßt, dieser Anerkennung so schroffe Worte zu leihen, wie Göthe gethan [1]). Uebrigens bedarf es wohl kaum der ausdrücklichen Verwahrung gegen die Unterstellung, daß mit dem Gesagten angedeutet werden wolle, der wahrhaft Gebildete sei über das religiöse Fühlen überhaupt hinaus. Der Genius selbst ist nie der religiösen Weihe baar und gerade Göthe hat uns — und hätte er auch nur seine herrliche Ode von den Gränzen der Menschheit geschaffen — schön gezeigt, welche religiöse Innigkeit dem genialen Menschen innewohne. Daß sie aus anderen Quellen ihre Nahrung schöpfe, anders sich äußere, als der religiöse Instinkt der Massen, liegt in ihrer Natur.

Die Religionsphilosophie definirt die Religion als das absolute Abhängigkeitsgefühl des Menschen. Sein Sichabhängigfühlen läßt ihn auf das Dasein von einem Höheren über ihm schließen, auf das Dasein Gottes. Das ist im Grunde ganz theologisch, nur äußert die Theologie sich positiver. Sie sagt: der Mensch in seinem dunkeln Drange fühlt sich abhängig, folglich ist er es, ist es so sehr, daß seine Existenz ohne die Voraussetzung des Höheren, von welchem er abhängt, gar nicht denkbar wäre. Mit anderen Worten, die theologische Weltanschauung setzt das Dasein Gottes als eine unbedingt feststehende Thatsache voraus, und wenn sie sich hinterher die Mühe nimmt, Beweise für diese Thatsache beizubringen, so ist das mehr nur ein dialektisches Spiel als eine Nothwendigkeit. Trägt ja jede Thatsache den Beweis ihrer Möglichkeit schon in sich. Das Hauptargument für den Glauben an jene Thatsache war und wird immer sein das physiko-theologische, welches, will uns scheinen, nirgends schöner dargelegt worden als in der prächtigen Stelle, die Cicero in seiner Abhandlung über das Wesen der Götter dem Aristoteles nachgesprochen hat. „Falls es We-

1) Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer diese beiden nicht besitzt,
Der habe Religion! (Zahme Xenien.)

sen gäbe, die in der Erde Tiefen immerfort in Wohnungen lebten, welche mit Statuen und Gemälden und Alledem ausgeschmückt wären, was die für glücklich Gehaltenen in Fülle besitzen; falls diese Wesen dann Kunde erhielten von der Götter Macht und Walten und durch die geöffneten Erdspalten plötzlich aus ihren verborgenen Sitzen heraustäten an die bewohnten Orte; falls sie mit einmal Erde, Meer und des Himmels Wölbung erblickten, der Wolken Umfang und der Winde Kraft erkennten, der Sonne Größe, Schönheit, Licht und Wärme ausströmende Wirkung bewunderten; falls sie endlich, wann die einbrechende Nacht die Erde in Finsterniß hüllt, den Sternenhimmel, des Mondes Lichtwechsel, der Gestirne Auf- und Niedergang und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten: — fürwahr, sie würden ausrufen, es gebe Götter und so große Dinge seien ihr Werk [2]). Dieser Schluß von dem Werk auf den Schöpfer wäre unantastbar, könnte sich die menschliche Vernunft nur damit zufriedengeben. Sie sagt: Alles Seiende setzt ein Werden voraus; das Werden der Welt findet seinen Erklärungsgrund in Gott, sie wurde durch Gott, — aber wie wurde Gott selber? Auf diese Frage dürfte der Theologie die Antwort schwer werden. Wenigstens hat sie mit ihrem ontologischen und teleologischen Beweis für das Dasein Gottes das große Problem so wenig als mit dem physikotheologischen oder kosmologischen gelöst. Die speculative Theologie ließ sich keine Anstrengung verdrießen, die abstracte Idee Gottes dem menschlichen Begriffsvermögen zu vermitteln. Sie hat über die Entwicklungsmomente der Gottesidee auf den Stufen des Pantheismus, des Polytheismus, des Deismus und des Theismus viel Tiefgedachtes und Schönes beigebracht. Aber das Interesse der theologischen Weltanschauung wird ohne Zweifel am besten gewahrt und gefördert durch die dogmatische Beharrung auf den Sätzen: Der letzte Grund der Dinge ist Gott. Er schuf die Welt und schuf den Menschen nach seinem Bilde. Gott offenbart auch sich und der Welt Endzweck dem Menschen. Der Mensch schuldet ihm daher Dank und Verehrung. Die Gottesverehrung, deren ideelle Seite der Glaube, deren reale der Cultus, hat zum Endziel das Heil des Menschen. Die Religion ist demnach eine Anstalt zur Beseligung der Menschheit, sie ist die Institution, welche das Verhältniß der Gottheit zur Menschheit und der Menschheit zur Gottheit allseitig vermittelt, regelt, bestimmt.

---

2) De nat. Deorum, II, 37.

Die Theologie behauptet: Alle Fragen, welche über diese Grundsätze hinausgreifen, sind vom Uebel. Der Skeptizismus entgegnet: Die Theologie selbst ist vom Uebel und die Religion ein Unglück. Sie ist eine Erfindung und die Domaine der Priester, welche überall schon bei den Anfängen der menschlichen Gesellschaft jenes scherzhaften Papstes achselzuckenden Schluß aus der priesterlichen Prämisse vom Betrogenseinwollen der Welt kannten und übten[3]). Die sogenannte göttliche Offenbarung ist nur ein Product priesterlicher Schlauheit, mit welchem bezweckt wird, all dem durch die Phantasie der Geistlichen aufgehäuften Wust von Wundern und Ungeheuerlichkeiten den Schein einer höhern Sanction zu geben. Als die große Absicht aber der priesterlichen Lügen, Erfindungen und Ränke stellt sich die heraus, die Menschen durch Vorhalten des Trugbildes einer jenseitigen Seligkeit um die Möglichkeit zu prellen, im Diesseits glücklich zu sein; und ferner, vermittelst religiöser Furcht und Angst die Völker in einer feigen Unterwürfigkeit zu halten, zu deren gemeinsamer Ausbeutung die Priesterlist mit dem weltlichen Despotismus sich verbündet. Die Folgen der Religion wären demnach Verdummung, Sklaverei und alle die namenlosen Greuel, welche der Fanatismus ausbrütet. — Soweit der Skeptizismus. Nun ist es zwar zweifellose Wahrheit, daß die Priester von jeher und überall die bereitwilligsten Helfershelfer der Tyrannen gewesen sind[4]); es ist ferner wahr, daß die größten Ruchlosigkeiten, welche die Welt gesehen, im Namen der Religion verübt wurden[5]), und so könnte der Skeptiker zu seinen Gun=

---

3) Cardinal Staatssecretair: Mundus vult decipi, sanctissime pater. Benedict XIV.: Ergo decipiatur.

4) „Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vorzügen abgefunden waren, so durften Andere wohl aufgeopfert werden.“ Herder. Man wird diesen großen Mann wohl für einen frommen Menschen und guten Theologen gelten lassen müssen. Das ganze 17. Buch seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ ist voll der schärfsten Anklagen gegen das Priesterthum.

5) „Seltsam, daß in jedem Lande die teuflischsten Leidenschaften des menschlichen Herzens die gewesen sind, welche im Namen der Religion entflammt wurden.“ Prescott (Hist. of the conq. of Mexico, deutsche Uebers. S. 65), welcher diesen Ausspruch thut, ist ein Mann von unzweifelhafter Orthodoxie. Vgl. übrigens über die Grausamkeit in der Religion der vorliegenden Schrift 2. Buch, Kap. 1, Nr. 6 (am Schlusse) und Note 5.

sten auf das Wort des Evangeliums: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — sich berufen. Allein hiergegen ist einzuwenden, daß der Skeptizismus von den Erscheinungsformen der Religion zu vorschnell auf ihre Idee zurückschließt, oder vielmehr, daß er das ursprüngliche Vorhandensein der religiösen Idee im Menschen überhaupt leugnet. Selbst willkürlich, faßt er die Religion nur als ein Product der Willkür einzelner Menschen oder einer einzelnen Menschenclasse, der Priester. Das ist der Sand, auf welchen er seine Argumente baut. Müßte der unermeßliche Einfluß, welchen die Religion auf die Menschheit gewonnen, gleichviel im Bösen oder Guten, nicht geradezu unerklärlich sein, wenn der Erklärungsgrund einer ursprünglichen religiösen Anlage im Menschen wegfiele? Könnte das Werk der Willkür Einzelner von solcher Dauer sein? Müßten sich die Menschen, als vernunftbegabte Wesen, nicht schon längst in allgemeiner und ungeheurer Empörung dagegen erhoben haben? Bei der skeptischen Betrachtungsweise der Religion die Möglichkeit einer solchen Empörung leugnen, heißt den Menschen geradezu unter das Thier herabwürdigen. Der Skeptizismus hat das Wesen der Religion nicht erklärt. Die Religion ist nicht, wie er meint, willkürlich in den Menschen hineingedichtet; sie dichtet vielmehr aus dem Menschen heraus, der Dichter größter.

Die skeptische Weltansicht erledigt Nichts. Ihr Hohnlächeln verwundet nur, ihre Sarkasmen erbittern nur und gewähren keinen Trost. Nicht einmal gründlich zerstören kann der Skeptizismus, denn gründlich zerstört nur der, welcher das Zerstörte durch neue Schöpfungen ersetzt und so Jenes vergessen macht. Der zweifelnde Spott ist nur ein Zeitvertreib für müßige Epikuräer. Allerdings kann er auch zur furchtbaren Waffe werden, aber stets nur für kurze Zeit und nur für verhältnißmäßig kleine Kreise. Seine Wirksamkeit, als eine rein negative, kann keine dauernde sein. Der Witz ist ein Sonnenblitz auf einem Eisfeld; er dringt nicht in die Tiefe, er erwärmt nicht die Herzen der Massen. Das thut nur der Begeisterung zündender Funke. Der skeptische Witz kitzelt die Lachmuskeln, stillt aber nicht des Gemüthes Bedürfnisse. Wo aber nicht diesen Stillung gewährt oder wenigstens verheißen wird, mag nie Großes und Dauerndes geschaffen werden. Der Mensch lebt nicht allein vom Brote, sondern auch von Illusionen. Skeptik und Witz sind die natürlichen Feinde der Illusion, können also nie eine große Gemeinde haben. Daraus erklärt es sich, daß die Religion durch die Bewitzelung von Seite des Skeptizismus im Ganzen und Großen nur

geringe Einbußen erfahren hat. Die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts lachte überlaut über Voltaire's Witze, fürchtete sich aber im tiefsten Herzensgrund nichtsdestoweniger vor den dogmatischen Flammen der Hölle.

Mit größerem Ernst, als die skeptische, hat die anthropologische Weltanschauung sich bemüht, das Wesen der Religion zu ergründen und damit das Räthsel des Daseins zu lösen, dessen Unlösbarkeit noch heute mit Bitterkeit beklagt werden mag oder wenigstens mit der schwermüthigen Resignation, womit der orientalische Dichter vor acht Jahrhunderten sie beklagte[6]), von den noch weit älteren Klagereden Hiob's zu schweigen. Die Anthropologie macht den Versuch, das Wesen der Religion aus dem Wesen des Menschen und seiner Verhältnisse zu erklären. Sie setzt sich der Theologie diametral entgegen und kehrt den Satz der letzteren: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde — geradezu in sein Gegentheil um, indem sie sagt: Der Mensch schuf nach seinem Bilde seinen Gott. Er that und thut damit einem unwiderstehlichen Drang Genüge, sein eigenes Wesen sich gegenständlich zu machen, seine Subjectivität objectiv anzuschauen. Das Bewußtsein von Gott ist demnach eigentlich das Bewußtsein vom Menschen: der Mensch verehrt in dem göttlichen Wesen, dem Gegenstand der Religion, nur sein eigenes Wesen und die Theologie löst sich auf in Anthropologie. — Wie kommt aber der Mensch zu jenem unwiderstehlichen Drang? Er steht mit seinem Durst nach Licht, mit seinem Bedürfniß der Geistesklarheit der Räthselhaftigkeit der Welt gegenüber. Das Messer des Physiologen hat den Organismus des menschlichen Körpers bis zur mikroskopisch-feinsten Faser zergliedert, und trotzdem ist noch jeder Schlag unserer Pulse eine unbeantwortete Frage. Der Astronom hat die Bahnen der Gestirne ausgemessen, der Botaniker des Pflanzenreichs Erscheinungen bis in's Einzelnste hinein erforscht und classifizirt, und trotzdem ist noch jeder Stern am Himmel und jede Blume auf der Erde ein Fragezeichen. Woher die Schöpfung? Was soll sie? Warum ist sie so, wie sie ist, und nicht anders? Wozu der Contrast zwischen dem Dunkel des Daseins und dem Lichtbedürfniß des Menschen? Hiezu kommen noch alle die Mißverhältnisse zwischen Verdienst und

---

6) „Von Erde sind, zu Erde werden wir;
Voll Angst und Kummer sind auf Erden wir;
Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt,
Und Keiner hat ihr Räthsel aufgehellt." Firdusi.

Tugend auf der einen und dem Glück auf der anderen Seite, kommt die Wahrnehmung, daß weitaus in den meisten Fällen nur der Herzensharte, der Gewissenlose, der pfiffige Schurke seinen Glückseligkeitstrieb hienieden befriedigen kann, daß der blinde Zufall der Geburt Reichthum und Rang oder Armuth und Niedrigkeit austheilt, daß das Laster die Tugend an seinen Triumphwagen fesselt, daß vor des Goldes Macht Menschenwürde, Gerechtigkeit und Keuschheit sklavisch in den Staub sinken, daß die Gesellschaft in eine Minderzahl von Ausbeutenden und in eine Mehrheit von Ausgebeuteten sich theilt, daß in der physischen und moralischen Welt die kleinen Fische überall nur da sind, um von den großen gefressen zu werden, daß die brutale Gewalt die höchsten Aufschwünge des Menschenherzens als Thorheiten nicht nur, sondern auch als Verbrechen verfolgt und vernichtet, daß die edelsten Wohlthäter des Menschengeschlechts zum Dank nur die Märtyrerkrone gewannen, und daß die ganze Existenz der menschlichen Gesellschaft nur ein schrecklicher, ruheloser, unerbittlicher Kampf ist, über dessen Getümmel ein höhnisch-freches: Wehe den Besiegten! hintönt und in dessen Betrachtung der Philosoph unschwer zu dem verzweifelten Resultat kommen kann, das Leben sei ein kolossales Unglück, eine Mystification, eine Prellerei [7]). Allein unter Millionen kaum Einer vermag zu dieser Gletscherkälte der Reflexion sich zu erheben, aus welcher mit Nothwendigkeit die stoische Folgerung sich ergibt, daß die totale Vernichtung des Menschen das einzig wahre und höchste Glück. Wir werden sehen, daß der Buddhismus in seiner Ursprünglichkeit diesen Gedanken als Dogma aufstellte, daß aber die Buddhisten die nackte Furchtbarkeit desselben nicht zu ertragen vermochten. Dem Menschen ist, wie der Durst nach Licht, auch der Durst nach Glückseligkeit

---

7) „Wenn man, so weit es annäherungsweise möglich ist, die Summe von Noth, Schmerz und Leiden jeder Art sich vorstellt, welche die Sonne in ihrem Laufe bescheint, so wird man einräumen, daß es viel besser wäre, wenn sie auf der Erde so wenig, wie auf dem Monde, hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, sondern, wie auf diesem, so auch auf jener die Oberfläche sich noch im krystallinischen Zustande befände. Man kann auch unser Leben auffassen als eine unnützer Weise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Jedenfalls wird selbst der, dem es darin erträglich ergangen ist, je länger er lebt, desto deutlicher inne, daß es im Ganzen a disappointment, nay, a cheat ist, oder, deutsch zu reden, den Charakter einer großen Mystification, nicht zu sagen einer Prellerei, trägt." Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, II, §. 156.

eingeboren. Beide, fühlt er, kann er in den Schranken der Endlichkeit, im Bereiche dieses Daseins nicht vollkommen befriedigen und so strebt er hinaus in die Unendlichkeit, in eine jenseitige Welt. Der in der ungeheuren Mehrzahl der Menschen ununterdrückbare Herzenswunsch, mit dem Tode nicht aufzuhören, lehrt ihn eine Fortdauer seiner Persönlichkeit nach dem Tode und damit nothwendig auch die Existenz eines Jenseits annehmen und glauben. Dort sollen sich, hofft er, die hienieden unversöhnbaren Gegensätze aufheben, alle Dissonanzen des irdischen Lebens in eine ewige Harmonie auflösen. Diese Annahme und Hoffnung lehrt ihn das Diesseits als einen Vorbereitungszustand für das Jenseits, als eine Schule, eine Prüfung für eine höhere Existenz ansehen. Er glaubt zu Licht und Glück berufen zu sein, weil er nach Licht und Glück dürstet. Mit der Vorstellung eines unendlichen und vollkommenen Zustandes nach durchbrochenen Schranken der Endlichkeit hängt die Vorstellung eines unendlich vollkommenen Wesens, der Gottheit, genau zusammen. Der menschliche Optimismus sucht und findet seinen letzten Erklärungsgrund in der Annahme eines absolut vollkommenen Wesens, in welchem sich der Mensch sein eigenes Wesen in idealischer Verklärung gegenständlich macht. Der Gott ist der ideale Mensch, in welchem, wie schon Leibnitz sagt [8]), die Eigenschaften und Fähigkeiten des wirklichen Menschen zu unumschränkter Vollkommenheit, zu ätherischer Reinheit gesteigert sind. Eine andere Vorstellung von Gott kann es nicht geben, denn der Mensch kann überall über den Menschen nicht hinaus. — So aber wäre auch auf anthropologischem Wege das Gottesbedürfniß des Menschen gerettet. Auch die anthropologische Weltanschauung sagt nicht: es bedarf keines Gottes. Sie anerkennt den religiösen Instinkt des Menschen, welcher ihn zwingt, durch Objectivirung und Idealisirung seines eigenen Wesens einen Gott sich zu schaffen. Es steht also fest: der Mensch kann der Gottesidee nicht entrinnen.

In ewigen Wandlungen beherrscht der Religion geheime Macht die Weltgeschichte. Wir werden den Spuren dieser Wandlungen auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen, in den verschiedenen Zeiten und unter den verschiedenen Völkern nachgehen. Es liegt ein eigener melancholischer Reiz darin, die martervolle und doch, wie es scheint, mit dem Wesen des Menschen untrennbar verknüpfte Arbeit der Menschheit am religiösen Ge-

---

8) In der Vorrede zur Theodicee.

danken zu betrachten. Unter Ruinen zu wandeln, die Schatten vergangener Geschlechter heraufzubeschwören und über die Vergänglichkeit alles Irdischen ein Klagelied anzustimmen, mag dem träumerischen Sinn romantische Befriedigung gewähren; aber eines wachsamen und unbefangenen Geistes bedarf es, unter den sinnverwirrenden Eindrücken im Labyrinth religionsgeschichtlicher Forschungen sicheren Trittes seinen Weg zu gehen, und einer festen Hand, um die Hüllen der Mysterien zu entfernen und die Vorhänge der Tabernakel bei Seite zu schieben. Mögen, wünschen wir, beide Eigenschaften in Folgendem nicht allzu sehr vermißt werden.

Die Sucht, zu generalisiren, und das aprioristische Construiren ist heutzutage an der Tagesordnung. Allem wird die geschichtsphilosophische Schablone aufgeheftet, gleichviel, ob sie der Natur des Gegenstandes zuwider sei oder nicht. Es ist fast zu einem Merkmal der Geistreichigkeit und Gelehrsamkeit geworden, historische Stoffe so willkürlich zuzuschneiden, als wären sie überhaupt nur um der Zuschneider willen da. Die zahlreichen Krüppelgebilde und Phantasiegestalten, welche dabei herauskommen, scheinen die Mode des Generalisirens wenig zu kümmern. Man träumt sich ein Modell der menschheitlichen Entwicklung zusammen und knetet, schneidert und zerrt so lange an der Geschichte herum, bis sie glücklich in jenes hineingezwängt ist. Ein berühmter Historiker hat unlängst den glänzenden Versuch gemacht, die politische Entwickelung der Menschheit unter gewisse allgemeine Regeln zu bringen; aber es konnte keinem Kenner der Geschichte entgehen, wie sehr hiebei dieser Gewalt angethan wurde. Eine culturhistorische Findung neuester Zeit ist die Eintheilung der Menschen in eine active und eine passive Race, aber auch das hat sich bei näherer Betrachtung als ein allgemeines Gesetz nicht durchführen lassen. Damit hängt die Ansicht zusammen, die bildungsunfähigen Völker seien als solche zur rascheren oder langsameren Vernichtung durch die gebildeten bestimmt. Müßte nun daraus nicht folgen, die Bestimmung der gebildeten als solcher sei eine dauernde? Wenn behauptet wird, die nordamerikanischen Rothhäute müßten, weil der Cultur unzugänglich, zu Grunde gehen, wie will man dann den Untergang der höchstgebildeten Hellenen durch Barbaren erklären? Man muß über die Ereignisse der Geschichte geradezu hinwegsehen, wenn man leugnen will, daß nicht weniger oft die Cultur der Barbarei als diese jener erlegen ist. Endlich spielt das passive und das active Moment im Leben der Racen oft so in einander, daß es immer gewagt ist, da ein für alle Mal eine feste Gränzlinie

zu ziehen. Wenn man z. B. die Hindus der passiven Race beirechnet, so wäre doch zu bedenken, daß das Volk, welches die altindische Cultur zuwegegebracht, jedenfalls einmal activ gewesen sein müsse. Freilich, die menschlichen Denkgesetze an sich sind immer dieselben, allein zwischen dem Gedanken und seinen thatsächlichen Erscheinungsformen liegt überall eine weite Kluft und in dieser bergen sich Einflüsse von gewaltigster Kraft. Schon die unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Bodengestaltung und des Klimas auf die Culturverhältnisse sollten, billigermaßen berücksichtigt, vor willkürlicher Schablonisirung des historischen Stoffes warnen. Am allerwenigsten aber, scheint mir, läßt sich für die Entwickelung der religiösen Idee ein allgemein gültiges Gesetz aufstellen, weil diese Idee den unbegränztesten Spielraum im Reiche der Phantasie für sich in Anspruch nahm und nimmt. Es wird Niemand sich einfallen lassen, zu übersehen, daß der weltgeschichtlichen Entfaltung des religiösen Gedankens gewisse Momente durchgängig gemeinsam sind. So z. B. die Opferidee, die jeder Religion schlechterdings eigen und selbst in den seltsamsten Formen und Verzerrungen immer wieder deutlich erkennbar ist. Wenn der brahmanische Jogi sich unter die Räder von Jaggernat's Wagen wirft, wenn die phönikische Mutter ihr Kind dem Moloch in die glühenden Arme legt, wenn der Hellene dem Zeus eine Hekatombe darbringt, der skandinavische Wicking sich die Todesrune ritzt, Origines sich entmannt, der Buddhist vor der Statue seines Propheten Blumen niederlegt, der Aztek seinem Kriegsgefangenen das Herz aus der Brust reißt und das noch schlagende dem Huitzilopotchli vor die Füße wirft, wenn die Vestalin, die Nonne und die Sonnenjungfrau ewige Keuschheit gelobt, wenn der Moslem seinem Allah zu Ehren die Parsen und andere Giaurs niederhaut, wenn der Christ die albigensische Bevölkerung ganzer Städte austilgt, der Inquisitor ein Auto de Fé veranstaltet, wenn Calvin den Miguel Serveto auf den Scheiterhaufen befördert, wenn deutsche Hexenrichter beider Confessionen massenhafte Einäscherungen der „Unholden" vornehmen, wenn die wallfahrende Bäuerin zu Einsiedeln auf ihren Knieen die Stufen zur Klosterkirche emporrutscht: — so sind das nur verschiedene Ausdrucksweisen derselben Idee des Opfers. Dessenungeachtet jedoch wird Keiner darthun wollen oder können, daß diese Idee gerade in den angegebenen Formen sich habe entwickeln müssen. Die Umstände sind auch in der Religion, wie in allem Menschlichen, oft mächtiger als der Gedanke und wissen diesem die bedeutendsten Concessionen abzunöthigen. Ein allgemeines Entwick-

lungsgesetz ist in die Religionsgeschichte wohl hinein, nicht aber aus ihr heraus zu construiren. Die Geschichte der Religion ist ein Entwicklungsproceß, allerdings, allein er vollzieht sich nicht in der Form methodisch-chronologischer Aufeinanderfolge.

Mit Alledem ist nicht angekündigt, daß unsere Betrachtung ein planloses Nebeneinander, eine willkürliche Aneinanderreihung religionsgeschichtlicher Bilder sein werde. Der Gliederung des Stoffes, welche von diesem selbst vorgezeichnet ist, soll ihr Recht widerfahren. Wir beginnen daher mit dem religiösen Vorstellen, Glauben und Thun der Naturvölker, als deren unterste Stufe die Australier und die südamerikanischen Waldindianer, als deren oberste die Tscherkessen bezeichnet werden mögen. Hier begegnet uns die Religion in ihrem Keimen, das Gottesbewußtsein ist in den Vorstellungen von den Naturmächten befangen und äußert sich entweder in der ideellern Form des Schamanismus und der Zauberei oder in der roheren des Fetischismus, in welchem letzteren jedoch schon eine dunkle Ankündigung des Vorschritts vom Naturdienst zum Geistesdienst enthalten ist, denn der Fetischdiener will das Göttliche, das er verehrt oder fürchtet, von der Natur losgelöst und als ein Eigenes, für sich Bestehendes bildlich angeschaut haben. Von den wilden und halbwilden Naturvölkern, unter welchen die religiöse Idee nur in halbbewußter, dämmernder Form zur Erscheinung kommt, gehen wir fort zu den alten Culturvölkern der neuen Welt, zu den Inkas in Peru und den Azteken in Mexiko, deren Glaubenskreise wir als Uebergangsstufen zur religiösen Systematik betrachten. Die religiöse Idee erscheint hier noch nicht zu einem allseitig ausgebauten, festbegränzten System entfaltet, mehr jedoch nur aus einem äußerlichen als einem inneren Grunde. Wären wir nämlich über die dogmatische Seite der peruanischen und der mexikanischen Religion so genau und zusammenhängend unterrichtet, wie wir es über den Cultus derselben sind, so dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß wir beide Glaubenskreise als systematische Religionen anzuerkennen hätten. Der Fortschritt derselben über den vagen Naturalismus der Wilden hinaus ist unverkennbar. Wir begegnen hier schon der Vermenschlichung (Anthropomorphisirung) der religiösen Idee und dem Culturmythus, dessen Helden in den ältesten religiösen Vorstellungen der gebildeten Völker überall entweder mit den Göttern zusammenfallen oder wenigstens diesen im Andenken und in der Verehrung der Menschen gleichkommen. Das zweite Buch führt uns die großen Religionssysteme von Ostasien vor, die Glau-

benskreise der Arier (Brahmanenthum und Zoroasterthum), die Staatsreligion China's, den wenig belangreichen einheimischen Kami-Dienst Japans, endlich den Buddhismus, die letzte großartige Erscheinungsform des religiösen Gedankens im östlichen Asien. China's Religion ist wesentlich Moral, auf praktische Zwecke gerichtet, im Diesseits aufgehend. Das Brahmanenthum tritt aus dem Bereich der Vergötterung der Naturmächte in die Region der Erfassung des Gottesbewußtseins durch die philosophische Speculation hinüber und breitet sich dann zu einer Mythologie auseinander, in deren wimmelnder Buntheit die religiöse Idee immer tiefer sinkt. Der Buddhismus nimmt, aus dem Brahmaglauben hervorgehend, die unterbrochene Consequenz desselben wieder auf und führt sie zur kühnsten Weltverneinung fort, deren Stoicismus sich aber doch spätere Modificationen gefallen lassen muß. Im Zoroasterthum tritt der religiöse Gedanke zuerst als fertiger Spiritualismus hervor und steht das Göttliche als Reich des Geistes der Natur freithätig gegenüber; aber die zoroastrische Ahnung des Monotheismus zertheilt sich in einen Dualismus, in welchem — abgesehen vom altägyptischen Glaubenskreis — die weltbewegenden Gegensätze von Licht und Finsterniß, vom Guten und Bösen, von Wahrheit und Lüge zuerst zu klarem Bewußtsein gebracht sind. Das dritte Buch ist der Betrachtung des religiösen Vorstellens, Denkens und Lebens der Aegypter und der (sogenannten) semitischen Völker gewidmet. Im alten Aegypten, dessen religiöse Arbeit der der arischen Völker als eine durchaus selbstständige nicht nur, sondern auch als eine ältere, als die älteste überhaupt, gegenübersteht, sehen wir die Religion, aus kosmischen Götterbegriffen hervorgegangen, zum Inhalt priesterlicher Wissenschaft werden, zum Gegenstand einer speculativen Thätigkeit, welche auf die Gestaltung der religiösen Idee unter den babylonisch-phönikischen, wie unter den pelasgischen Völkern den mächtigsten Einfluß geübt hat. Einerseits dann entwickelt sich aus dem ägyptischen Dualismus der Monotheismus der Hebräer, andererseits die menschlich-schöne Göttervielheit der Griechen und Römer, welche uns im vierten Buch beschäftigen wird. Von der Betrachtung des griechisch-römischen Olymps, der sich als eine Erhebung der Naturreligion in die Sphäre der Kunst darstellt, wenden wir uns im fünften Buch zu den religiösen Alterthümern der Kelten und Slaven und schließen die Entfaltungsgeschichte der religiösen Idee in vorchristlicher Zeit mit der Darstellung der Religion der Germanen ab. Das kosmische Gottesbewußtsein der germanischen Völker war, werden wir sehen,

so sehr von spiritualistischen Elementen durchzogen, daß jene befähigt waren, die eigentlichen weltgeschichtlichen Träger des im Christenthum wiedergeborenen und festgestalteten Spiritualismus des alten Orients zu werden. Das sechste Buch soll die Erscheinungsform der religiösen Idee als Christenthum veranschaulichen und dessen Entfaltung in Lehre und Geschichte; ebenso die letzte weltbewegende That des religiösen Gedankens, das Mohammedanerthum in seinem Werden, Wachsen und Wirken. Damit wäre der Abschluß des großen Cyklus gewonnen.

So wird uns die Religion in jeder ihrer nur einigermaßen wichtigen Formen auf unserem Wege begegnen. Wir belauschen ihr kindliches Lallen, wir horchen ihrer vollendetsten Redeweise. Wir durchziehen Urwälder und Wildnisse, um die ersten ungefügen Regungen des religiösen Instinkts zu beobachten, wir lassen aus den Ruinen, welche gesunkene oder untergegangene Culturvölker hinterlassen, die Gestaltungen ihres religiösen Bewußtseins neubelebt hervorsteigen. Wir gehen den vielverschlungenen Spuren einer riesenhaften Arbeit des Menschengeistes nach, welcher aus unermeßlichen Leiden stets nur neue Kraft geschöpft hat und, ein ewiger Proteus, aus den ungeheuersten Zerstörungen immer wieder neugestaltet hervorgetreten ist. Wir werden betrachten, wie aus dem riesigen Baumschaft des Gottesbewußtseins die vielgestaltigsten Aeste hervorwachsen, werden diese Zweige, Blüthen und Früchte treiben sehen, aber auch Zeugen sein vom Stocken der Triebkraft in mancher Auszweigung des Stammes, so daß Blatt und Blüthe welken und fallen, jenen Blättern gleich, mit deren Fall der alte Seher die Vergänglichkeit alles Menschlichen so schwermüthig wahr verglichen hat. Herauswachsend aus den gestaltlosen Träumereien urzuständlicher Vorstellungsweise, liebt es die Religion, mit buntesten Mythen zu spielen, wie das Kind mit farbenschimmernden Seifenblasen. Dann, gepflegt von einem eigenen Stand, dem der Priester, als der Offenbarung Vermittler, nährt sie sich, beseelteren Daseins, mit den Eingebungen philosophischer Speculation und versammelt um sich als edelste Dienerinnen die Künste. Die Poesie leiht ihr ihre Sprache, die Malerei ihre Farben, die Architektur ihr Richtmaß, die Skulptur ihren Meißel, die Musik ihre Klänge. Was der Dichter in seinem Prunkgedicht vom Katholizismus gesagt [9]), gilt von allen Religionen, welche auf eine gewisse Stufe der Ent-

---

9) „Der Bund der Kirche mit den Künsten" von A. W. Schlegel, Ged. S. 53.

wicklung gelangten. Wo jedoch die äußere Gestaltung der Religion den höchsten Grad ihres Glanzes erreicht hat, da tritt sofort ein Sinken des Inhalts ein. Die Formen vergehen, wechseln, wandeln sich: was aber bleibt, das ist der auf die Zukunft gerichtete Gedanke des Menschen und damit auch die religiöse Idee.

Zweites Kapitel.

Religiöses Vorstellen, Glauben und Thun der Naturvölker.

1.

Die Religion, das Bewußtsein des Unendlichen, unterscheidet den Menschen vom Thier. Selbst auf den niedersten Stufen der Menschheit, da, wo man beim ersten Anblick nur eine allerdünnste Gränzlinie zwischen dem Menschen und der höchsten Affengattung annehmen möchte, begegnen wir daher dem religiösen Bewußtsein, wenn schon dasselbe hier mehr nur in Form der Ahnung zur Erscheinung kommt. Oft ist diese Ahnung so dunkel, daß ihr Inhalt gar nicht bestimmt gefaßt werden kann. Dies gilt von den Pescheräh, den Bewohnern des Feuerlandes, von den Buschmännern (Bojesman) in Südafrika und von den Ureinwohnern Californiens, welche drei Völkerschaften, soweit sie von europäischen Einflüssen unberührt blieben, im Grunde nur durch die höhern mechanischen Fertigkeiten, welche im Organismus der menschlichen Gestalt liegen, von den wilden Thieren sich unterscheiden. Ihr Zustand ist in physischer und moralischer Beziehung der armseligster Wildheit [1]). Sie repräsentiren nur eine Vorstufe der menschlichen Gesellschaft, auf welcher Menschliches und Thierisches oft noch ununterscheidbar zusammenfällt. Die überaus arme Sprache hat kein Wort für Seele und Gottheit. Ihre vagen religiösen Ahnungen sind allerroheste Anfänge des Schamanismus, d. h. eines durch stupid kindische Zauberbräuche vermittelten Aberglaubens, der eigentlich gar keinen bestimm-

---

1) Vgl. Klemm, Allg. Culturgesch. I, 327—346.

baren Inhalt hat, falls man eine dunkle Vorstellung vom Einfluß übermenschlicher Kräfte nicht dafür gelten lassen will.

Aller Religion Wurzel ist das Gefühl der menschlichen Schwäche. In dem mehr oder weniger hülflosen Zustande, in welchem sich die Stämme der wilden Jäger, Fischer und Hirten einer da überaus strengen und kärglichen, dort übermächtigen Natur gegenübergestellt sehen, wird dieses Gefühl gesteigert durch die physische Noth, welche ein unvergeßlicher Freund von uns nicht ohne Grund die Mutter der Religiosität genannt hat [2]). Der wilde Naturmensch sieht überall um sich her Wirkungen, deren Ursachen er nicht begreift. Ihm fehlt überhaupt das Vorstellungsvermögen von natürlicher Ursache und Wirkung. Die Natur ist ihm ein erdrückend Großes, ein Feindliches, denn ihre wohlthätigen Wirkungen nimmt er als selbstverständlich hin, ohne sich weitere Gedanken darüber zu machen. Die unheildrohenden, verderbenbringenden Naturerscheinungen dagegen „jagen in ihm ein außerordentliches Gefühl auf", das Gefühl der Schwäche, Noth, Abhängigkeit, welches jene Erscheinungen übermenschlichen Wesen zuschreibt, Geistern, Dämonen, deren Wirksamkeit hinwieder der Mensch paralysiren oder wenigstens mildern zu können glaubt, durch Anwendung gewisser Zeichen, Sprüche, Bräuche, da sich in ihm doch eine dunkle Ahnung seiner Bestimmung regt, über die Natur Herr zu werden. Das sind die Anfänge der rohnaturalistischen Religion der Zauberei oder des Schamanismus, Anfänge, die von den Zauberern oder Schamanen bald gewerbsmäßig mehr oder weniger künstlich weitergebildet werden. In dieser Phase des religiösen Bewußtseins ist weit mehr das Böse als das Gute Gegenstand der Religion. Der Naturmensch ist ein Kind, welches wohl das ihm Widerwärtige fürchtet, für das ihm widerfahrende Gute aber keine Dankverpflichtung empfindet. Auf einer höheren Stufe schon, als der religiösen Furcht, steht das religiöse Bewußtsein, wenn es sich als Dank gegen die wohlthätigen Naturmächte äußert. In diese Kategorie des Naturdienstes gehört die Verehrung der Sonne, der Gestirne, des Feuers, der Elemente überhaupt, welche Verehrung der negativen Seite primitiver Religiosität eine positive hinzufügt. An der negativen lassen sich fast alle wilden Jäger- und Fischervölker genügen, die nomadischen Hirtenstämme neigen sich schon mehr der positiven zu und bei den Ackerbau treibenden

2) Kraft (eigtl. A. Zotz), die Religionsgesch. in phil. Darstellung, S. 19.

Völkern wird diese vorherrschend. Aus der Vereinigung ackerbauend Familien entsteht die seßhafte Gesellschaft, in welcher erst die Culturform eine weitere Entwicklung finden. Unter diesen Culturformen findet si auch das Priesterthum, welches, ursprünglich mit der Würde des Familie vaters identisch, bei dauernden und vorschreitenden Zuständen in den ang sehensten Familien erblich wird, aus welchen Priesterfamilien dann ei Priesterkaste sich bildet. Oder aber, wo dieses nicht der Fall, ist d Priesterwürde mit der obrigkeitlichen verbunden, bis sie sich im Verlau der Zeit bei größerer Zerspaltung des ideellen und materiellen (beziehungs weise religiösen und staatlichen) Lebens, selbstständig von dieser abzweig Wo sich aber einmal ein Priesterstand, und wären es auch nur Anfäng eines solchen, gebildet, erfährt die Religion, eben durch den Priesterstan und in seinem Interesse, alsbald eine Weiterbildung, sowohl nach der Seit des Dogma's hin, als auch nach der des Cultus. Dem Wissen vo Gott, der Theologie, gesellt sich die Mythologie, die poetisch aus geschmückte Erzählung von den Schicksalen und Thaten der Götter, welch unter dem Einfluß des anthropomorphistischen Hanges und Dranges de Menschen, aus bloßen Götterbegriffen allmälig zu Götterper- sonen geworden sind. Insofern, aber auch nur insofern, kann man, wi schon der alte Herodot gethan, sagen, daß Homer und Hesiod den Griechen ihre Götter gemacht [3]). Mannbar geworden, zeugt die Phantasie mit dem Glauben sein „liebstes Kind", das Wunder. Die Dienste, welche die Poesie dem Dogma leistet, leisten die übrigen Künste dem Cultus, welcher sich vermittelst ihrer zu einem reichen Ceremoniel entfaltet. Der Cultus, im hier gemeinten weitesten Sinne des Worts, ist die künstlerische Erschei- nungsform des religiösen Gedankens. Die Vorstufe desselben ist der Fetischismus. Der Mensch will seinen Gott sehen, er will dessen Nähe fühlen, sich mit ihm unterhalten und diese Wünsche befriedigt der Cult, indem er dem Menschen Tempel, Götterbilder, Symbole, Rituale, Liturgien gibt. Auf den untersten Stufen des religiösen Bewußtseins ist natürlich auch die Aeußerung desselben im Cultus und in der Verbildlichung der Gottheit roh, kindisch, geschmacklos. Aber welche ungeheure Kluft

---

3) *Οὗτοι δέ (Ἡσίοδος καὶ Ὅμηρος) εἰσι οἱ ποιήσαντες θεογονίην Ἕλλησι, καὶ τοῖσι θεοῖσι τὰς ἐπωνυμίας δόντες καὶ τιμάς τε καὶ τέχνας διελόντες, καὶ εἴδεα αὐτῶν σημήναντες.* Euterpe, 53.

ımer zwischen dem Fetischklotz des Congonegers und dem Apoll von Bel-
ıdere oder der sixtinischen Madonna zwischen inne zu liegen scheint, es fehlt
ineswegs an Mittelgliedern, dieselbe auszufüllen. Auch der Neger, wenn
ː seinen Klotz zum Fetisch zuhaut, will sich seinen Gott veranschaulichen
nd Phidias, als er seinen Zeus meißelte, konnte nicht mehr thun.

2.

Von den Entwicklungsphasen der religiösen Idee, welche wir in ihren
rundzügen angegeben, finden sich, wie bei den Pescheräh, Bojesman und
alisorniern, so auch bei den Australiern und den südamerikanischen
Baldindianern (Indios da matto) nur die untersten vor, und auch
iese nur in dämmernden Umrissen. Die Australier scheinen durch unge-
öhnliche Begebnisse in ihrem Leben, namentlich durch ungewöhnlich wider-
ärtige, auf die Vorstellung von ungewöhnlichen, übermenschlichen Wesen
eleitet worden zu sein, welche sie sich theils in Wolken und Unwettern,
heils in düstern Höhlen wohnhaft denken. Ein solches Wesen ist der
Koppa, dem die Todten gehören. Er geht in finsterer Nacht um, und das
Säuseln und Rauschen des Windes in den Bäumen ist seine Stimme.
Daher hüten sich die Eingeborenen ängstlich, nach Einbruch der Nacht ihre
Lager zu verlassen. Sie glauben dem Koppa in die Hände zu fallen,
welcher demnach so eine Art Popanz ist, wie ihn Kinder, im dunkeln Zim-
mer oder im düstern Walde allein gelassen, sich vorzustellen pflegen. Der
Koppa heißt je nach den verschiedenen Gegenden auch Potoyan, Manjut,
Bucki, Man, Kupir, Warwi. Er wird bald als ein Mensch mit ungeheuer-
lichen Gliedmaßen, bald als ein drachenartiges Ungethüm vorgestellt.
Tempel, Altäre, Götterbilder haben die Australier nicht. Die einzige
Handlung, in welcher man eine Art Opfer erblicken könnte, ist das Auf-
stellen von Speeren, wodurch sie den Koppa abzuhalten oder zu besänftigen
glauben. Doch keimt unter ihnen das Schamanenthum, denn es gibt
Männer und Frauen, welche bei Verwundungen und Krankheiten wunder-
liche Zauberbräuche vornehmen. Der Tanz, welchen die Australier bei
einem Gewitter unter eintönigem Singen oder Schreien aufzuführen pflegen,
ist ohne Zweifel als eine Cultushandlung zu betrachten. Für die Wohn-
stätten der Todten sorgen sie mit Pietät und sie haben eine dunkle Vor-

2*

stellung von einem Fortleben nach dem Tode; dieselbe übt jedoch keinen Einfluß auf ihr Thun, und wenn ihre Sprache Bezeichnungen für gut (budjerre) und böse (wihre) hat, so werden damit mehr nur physische als moralische Begriffe ausgedrückt. — Die nackten, menschenfresserischen Waldindianer-Südamerikas, in kleineren oder größeren Horden in den unermeßlichen Urwaldwildnissen Brasiliens zerstreut lebend, führen ein dumpfhinbrütendes, ganz in der Gegenwart aufgehendes Dasein. Ihre religiösen Ahnungen, soweit dieselben erkundet worden, drehen sich um die Vorstellung von der Gottheit als von einer bösen Macht, ganz wie bei den Australiern. Sie verehren nicht, aber fürchten ein höheres Wesen, Tupan oder Tapan geheißen, welches den Donner hervorbringe; ebenso auch andere göttliche oder vielmehr gespenstige Wesen, welche sie in der dichtesten Oede des Waldes hausend denken, dem Menschen mancherlei Unheil bereitend. Dieses abzuwenden oder zu mildern, sind die Paje (Zauberer) da, Ausüber eines primitiven Schamanismus, welche mit der Dämonenwelt in Verbindung zu stehen behaupten und wohl auch glauben, denn wenn sie Betrüger sind, so sind es wohl nur „betrogene Betrüger“. Reisende, welche ihre Gaukeleien mitangesehen, schildern dieselben als rein mechanische Manipulationen, ohne eine Spur von höherer Einsicht oder Kenntniß. Eine Andeutung von der Vorstellung eines Fortlebens nach dem Tode gibt der Umstand, daß die Paje gewisse Vögelarten für Sendboten der Verstorbenen ansehen und ausgeben.

3.

Unter den Rothhäuten von Nordamerika tritt die Religion aus der Region einer vagen Scheu und Furcht schon weit mehr heraus. Wir begegnen hier sogar, was sehr zu beachten ist, der Vorstellung von einer nicht völlig mit den Naturmächten identifizirten Gottheit, von einem als Geist gefaßten Gott, welche Vorstellung sich freilich wieder polytheistisch zersplittert. Wir müssen übrigens darauf verzichten, hier allen diesen Zersplitterungen nachzugehen, alle Gestaltungen der religiösen Idee zu berühren, welche unter den nordamerikanischen Indianern nicht weniger mannigfaltig sind, als ihre zahlreichen Stämme, von denen einer nach dem andern unterliegt, bis zum Verschwinden unterliegt, nicht ihrer angeblichen

Bildungsunfähigkeit, sondern der höheren, mit Gewissenlosigkeit geübten Kraft der anglo-amerikanischen Race. Die ungeheuren Länderstrecken überblickend, über welche hin die Rothhäute Nordamerika's zerstreut sind, begnügen wir uns, die Hauptzüge ihrer religiösen Anschauungen hervorzuheben. Bei Werthung derselben hat man bald zu hoch, bald zu niedrig gegriffen: die Einen sahen in der Religion der Indianer einen polytheistischen Götzendienst niedrigsten Grades, die Andern einen reinen Monotheismus. Beide Extreme blieben ohne Bewährung. Ebenso die Meinung, die Indianer hätten ihre Vorstellung vom Großen Geist den Europäern entlehnt. Vorurtheilsfreie Untersuchungen haben dargethan, daß diese Vorstellung unter den Rothhäuten eine alte und ursprünglich einheimische ist [1]).

Der Anblick der Meeresfläche, das Schweifen auf den an Unendlichkeit mit jener wetteifernden Savannen, die zum Nachdenken ladende Stille des Urwalds, ein prekäres, zwischen träger Beschaulichkeit und Strapazen und Anstrengungen aller Art rasch wechselndes Dasein, — das Alles war geeignet, des Indianers Phantasie mit der Vorstellung von einem unendlichen Wesen zu erfüllen. Er nannte dasselbe den Großen Geist, M a n i t u, dessen Verehrung sich unter allen Stämmen der nordamerikanischen Rothhäute findet [2]). Die verbreitetste Vorstellung von ihm ist die, welche ihn als Schöpfer bezeichnet. Schöpfungsmythen gibt es bei den verschiedenen Stämmen verschiedene. Eine der einfacheren ist die der Leni-Lenape. Derzufolge schwamm der Manitu beim Anfang der Zeiten auf der Oberfläche des Wassers; dann bildete er aus einem Sandkorn die Erde, machte aus einem Baumstamm Mann und Weib, und als die früheren Menschen durch die große Flut (Diluvium) umgekommen, stellte er das Menschengeschlecht, wie das ebenfalls vernichtete Thiergeschlecht, dadurch wieder her, daß er Seethiere in Menschen und in Landthiere verwandelte. Hier spielt also schon die Diluvialsage in die Schöpfungsmythe hinein. In anderen Gestaltungen derselben sind allerlei Thiere dem Großen Geist bei der Schöpfung behülflich, insbesondere eine riesige Schildkröte. Es finden sich auch

---

1) S. hierüber M ü l l e r, Geschichte der amerik. Urrelig. S. 99 ff.

2) Statt des Namens Manitu führt der Große Geist auch eine Menge anderer, indem er bei jedem Stamme anders heißt; z. B. Manitulin, Manedo, Mungo, Minnato, Manitah, Manitton, ferner Michabu, Wahconda, Mahopeneta, Yawo Neo, Nioh, Nigoh, Kakewahroohteh.

Spuren, daß die Indianer eine männlich gebildete und eine weiblich gebildete schöpferische Urkraft sich vorgestellt haben. Viele Stämme lassen den Manitu das erste Menschenpaar aus Erde bilden, welche letztere sie daher ihre gemeinschaftliche Mutter nennen, und eigenthümlich ist in den Schöpfungsmythen dieser Art, daß das Weib als das Erstgeschaffene erscheint. Nach einer nicht sehr reinlichen Auszweigung des Mythus entstand dann der erste Mann aus der Feuchtigkeit, welche aus des ersten Weibes Nase auf die Erde rann. Ebenso unappetitlich ist die Umkehrung des Mythus, welcher zufolge das erste Weib aus dem Wasser eines wassersüchtigen Mannes entsprang. Die indianischen Kosmogonieen sind gestaltlos, widerspruchsvoll, oft ganz kindisch; ebenso die Flutsagen, aus welchen man manchmal Anklänge an die Diluvialsage der Bibel herauszuhören glaubt, meistens aber nur ganz wunderliche Phantastik zu vernehmen bekommt [3]). Der Manitu der Rothhäute, als Schöpfer gedacht, ist offenbar Sonnengott; entweder die Sonne selbst oder als in der Sonne wohnend vorgestellt. Sonne und Erde sind die großen Pole, um welche sich die Religion der Rothhäute dreht. Die Sonne wird als Vater, die Erde als Mutter der Menschen gedacht: jene das befruchtende, diese das empfangende und zeitigende Element, überall die beiden göttlich verehrten Kräfte uralten Naturdienstes. Doch wird in dem religiösen Fühlen und Denken der Rothhäute deutlich die Bemühung sichtbar, den Gott von der Natur loszulösen, ihn als Geist zu fassen. Die Versuche hiezu schlagen freilich sonderbar aus. Um Gott als Geist zu fassen, bleibt der menschlichen Vorstellungskraft auf

---

3) Einer Sage der Sioux zufolge, bildete der Große Geist den Menschen aus einem Stück Pfeifenthon, und sagte später den versammelten Stämmen der Rothhäute, indem er aus einer rothen Pfeife über sie rauchte, daß letztere ein Theil ihres Fleisches sei. Deßhalb wird der rothe Thon (Speckstein), aus welchem die Indianer ihre Pfeifen schneiden, noch jetzt heilig gehalten, oder er ist „Medizin", mit welchem Worte die Rothhäute bekanntlich alles Heilige, Geheimnißvolle bezeichnen. Ueber die Gestaltung der Flutsage bei den Mandanern erzählt Catlin in seinem berühmten Werk („Die Indianer Nordamerika's", deutsch herausgeg. von Berghaus, 2. Ausg. S. 133) Folgendes: „Ein Medizinmann (Zauberer) der Mandaner sagte mir, daß die Erde eine große Schildkröte sei, welche das Land auf dem Rücken trage, und daß ein weißer Volksstamm, welcher jetzt ausgestorben, sehr tief in diesem Boden zu graben pflegte, um Dachse zu fangen. Eines Tages stießen sie ein Messer durch die Schale der Schildkröte, worauf diese sank, das Wasser das Land überschwemmte und alle Menschen bis auf einen ertranken."

niedriger Stufe kein Mittel, als ihm Menschengestalt zu geben. Der Manitu der Rothhäute muß aber auf seinem Wege zur Vermenschlichung eine Seelenwanderung durch Thierkörper durchmachen. Daher wird er hier in Gestalt eines Vogels (Wakon) verehrt, dort in Gestalt eines Hirschbocks, wieder anderwärts in Gestalt des Hasen, des Büffels, des Bibers, der Schlange, welches letztere Thier vermittelst des von ihm ausgehenden Gefühls der Unheimlichkeit bei so vielen Völkern eine religiöse Scheu zuwegegebracht. Und nicht nur in Thierkörpern erscheint der Große Geist, sondern auch in unbeseelten Formen der Natur, in Bäumen, in Wasserfällen, im Nordwestwind, im Feuer. Endlich gewinnt die Anthropomorphisirung des Gottesbegriffs ausgebildetste Gestalt in dem Mythus von Manabozho, welcher sich von den Chippewas weithin unter die übrigen Stämme der Indianer verbreitet hat. Manabozho ist die Personification des Nordwestwindes; also des Großen Geistes selbst. Es hat sich um diese Gestalt her ein krauser Mythenkreis gebildet, in welchem, wunderlich genug, des Gottes Personifikation manchmal auf's Haar einer Personifikation des Teufels gleichsieht und statt des guten Geistes jener böse zum Vorschein kommt, in welchem viele Stämme der Rothhäute eine der Macht des Manitu entgegengesetzte fürchten [4]). Dann aber ist in den Mythus vom Manabozho auch eine dunkle Ahnung von der Erlöser-Idee eingegangen, denn Manabozho wird, nachdem er auf der Erde große Thaten vollbracht, als Nordwestwind an den Himmel versetzt, von wo er am Ende der Dinge wieder kommen wird, den rothen Kindern der Erde zur Hülfe. Das ist jedoch ganz unbestimmt hingestellt, und recht verworren wird die Sage von dem in der Person Manabozho's in Menschengestalt erschienenen Großen Geist in den Beziehungen, in welche Manabozho zu dem ersten Menschen tritt. Der erste Mensch — bei den Mandanern, Mönnitariern und Kräheninkianern Numank Machana geheißen — spielt in dem, was man rothhäutige Mythologie nennen kann, eine sonderbare Rolle. Eigentlich ist Numank Machana der e i n e bei der

4) Die Entstehung des Bösen Geistes gibt folgender Mythus an (Müller nach Schoolcraft, S. 108). Der Große Geist bildete die Thiere aus Lehm. Gefielen sie ihm, so belebte er sie und entließ sie in die Wälder. Manchmal kam es aber vor, daß die schon belebten ihm mißfielen; dann zog er das Leben von ihnen zurück und vernichtete sie. Einst machte er ein Geschöpf von menschenähnlicher Gestalt, das er ebenfalls verwarf. Da er aber vergaß, ihm das Leben wieder wegzunehmen, wurde daraus der Böse Geist, Machinito.

Zerstörung der antediluvianischen Menschheit übrig gebliebene Mensch, und als solcher der Stammvater des nachdiluvianischen Menschengeschlechts. Aber dabei bleibt es nicht, sondern nach der Annahme mehrerer Stämme ist der erste Mensch der Schöpfer der Menschen, der Sonne und des Mondes, welcher sich, nach vollbrachter Schöpfung, in den Himmel erhoben hat und dort donnert. Er genießt göttlicher Verehrung und fällt mehrfach mit dem Manabozho, dem Manitu also, in eine Gestalt zusammen. Numank Machana erscheint aber auch in wunderlicher Vergesellschaftung mit dem Bösen Geist, Machinito, oder, wie ihn die Mandaner und andere Indianer des Missouri-Thals nennen, Ochkih-Häddäh [5]). Zu den Vorstellungen

5) Die seltsamste Sage vom Ochkih-Häddäh geht unter den Mandanern um. Will man nicht christliche Einflüsse annehmen, welche übrigens durchaus nicht nachweisbar sind, so weiß man gar nicht, was man aus dieser sonderbaren Variation der Geschichte des Erscheinens und des Todes des Heilands machen soll, in welche zugleich eine Variation des Thema's vom Sündenfall verflochten ist. Die Sage ist diese: „Vor sehr langer Zeit kam Ochkih-Häddäh in Begleitung des Numank Machana von Westen her in das untere Dorf der Mandaner und setzte sich neben eine Frau, die nur ein Auge hatte und Getreide häufelte. Ihre Tochter, welche sehr schön war, kam zu ihr, und der Böse Geist bat sie, ihm Wasser zu bringen; doch wünschte er, daß sie vorher noch zu ihm komme und etwas Büffelfleisch esse. Sie möge, sagte er, nur ein Stück aus seiner Seite nehmen. Sie that dies, aß und fand, daß es wie Büffelfett schmeckte. Dann holte sie Wasser, von dem Beide tranken, und weiter geschah Nichts. Die Freunde des Mädchens suchten sie bald darauf in Unehre zu bringen, indem sie erzählten, daß sie schwanger sei, was sie zwar nicht leugnete, zugleich aber ihre Unschuld betheuerte und kühn jeden Mann im Dorfe aufforderte, sie anzuklagen. Dies verursachte eine große Aufregung im Dorfe, und da Niemand auftrat, sie zu beschuldigen, so wurde sie als „große Medizin" betrachtet. Bald nachdem dieses geschehen, ging sie heimlich nach dem obern Mandaner-Dorf, wo das Kind geboren wurde. Es wurden große Nachforschungen angestellt, ehe man sie fand, denn man erwartete, daß das Kind ebenfalls große Medizin und für das Bestehen und die Wohlfahrt des Stammes von großer Wichtigkeit sein werde. Zu diesem Glauben bewog sie die sonderbare Weise der Empfängniß und der Geburt des Kindes; auch bestätigten die Wunder, welche es verrichtete, diesen Glauben. Außer andern Wundern, gab es den Mandanern, als sie nahe daran waren, vor Hunger zu sterben, vier Büffel und sagte, daß dieselben sie für immer mit Nahrung versorgen würden; auch war, nachdem sie sich gesättigt, noch eben so viel Fleisch vorhanden, als vorher, ehe sie gegessen hatten. Der erste Mensch war jedoch entschlossen, das Kind zu tödten, und nachdem er es lange vergebens gesucht, fand er es einst an einem dunkeln Orte, worauf er es ergriff und in den Fluß warf. Als Ochkih-Häddäh den Tod des Kindes erfuhr, suchte er Numank-Machana auf, um ihn zu tödten. Er verfehlte lange seine Spur und

vom Großen Geist zurückkehrend, finden wir, daß sich sein actives Verhältniß zu den Menschen hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Kriegsgott erfüllt. Als Kriegsgott wird der Manitu beim Aufbruch zu allen kriegerischen Unternehmungen angerufen. In ihrer kriegerischen Malerei, mit Wehr und Waffen führen die Ausziehenden einen religiösen Tanz auf, hauen mit ihren Tomahawks in den Kriegspfahl, welcher den Feind vorstellt, und erflehen in einem Lied des Großen Geistes Hülfe[6]). Bei der Rückkehr aus dem Kampf, — falls dieser günstig ausgefallen, erhält der Kriegsgott seine Opfer und zwar — Menschenopfer. Ihm werden die Kriegsgefangenen unter den bekannten abscheulichen Quälereien am Marterpfahl als Opfer geschlachtet, mit welchem raffinirt grausamen religiösen Gebrauch in früherer Zeit zweifelsohne die Sitte der Menschenfresserei allgemein zusammenhing, eine Sitte, die sich unter den Indianern der nördlicheren Gegenden schon ziemlich frühe verloren haben muß — sie kam zur Zeit der Colonisation von Neu-England unter den dortigen Eingeborenen nicht mehr vor — unter denen der südlicheren dagegen im Schwange blieb. Nicht aber bloß der Feind wird dem Manitu als Kriegsgott zu Ehren Gegenstand eines Marteropfers, nein, der Verehrer Manitu's quält diesem zu Ehren sich selbst, eine Gestaltung der Opferidee, welche in allen Religionen mehr oder weniger

---

fand ihn endlich am Heartfluß (Herzfluß), mit der großen Medizinpfeife in der Hand, deren Zauber ihn gegen jeden Feind schützt. Sie versöhnten sich bald wieder, rauchten Beide aus der großen Pfeife und kehrten in das Dorf der Mandaner zurück. Der Böse Geist war zufriedengestellt und Numank-Machana sagte den Mandanern, sie möchten niemals über den Heartfluß gehen, denn er sei die Mitte der Welt, und wenn sie jenseits desselben lebten, würden sie untergehen." Catlin, a. a. O. 132.

6) Talvj (Vers. e. gesch. Charakterist. d. Volkslieder, S. 119) gibt uns folgende Uebersetzung des Kriegsgesangs eines Huronen vom Irokesen-Stamm:

Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geschäfte, —
O Großer Geist, erbarme dich mein,
Im freud'gen Geschäft hab' Erbarmen mit mir!

Auf meinem Wege gib gutes Glück
Und habe Erbarmen, o Großer Geist,
Mit meinem freud'gen Geschäfte!

Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geschäfte, —
O gib mir Sieg und Gelingen,
O Großer Geist, und erbarme dich mein!

ausgebildet erscheint, in den ungeheuerlichsten Formen jedenfalls im Brahmanenthum, im Christenthum und in der Religion der Rothhäute. Bei letzteren besteht die religiöse Selbstqual theils in dem Besuche der „Schwitzhütte“, in deren unausstehlicher Hitze mehrere Stunden zugebracht werden, theils in unmäßigem Blutlassen, theils endlich in einer ganzen Reihe von entsetzlichen Folterqualen, denen die Jünglinge beim Eintritt in das männliche Alter unter religiösen Ceremonien unterworfen werden, welche bei einigen Stämmen die Form eines vollständigen Drama's annehmen. Es ist dieses große Opfer zugleich ein Mysterium, d. h. ein religiöses Schauspiel, und ein politisch-kriegerischer Act, denn die Jünglinge, welche die schrecklichen Torturen bestehen, erlangen dadurch die Kriegerwürde[7]). Der Manitu ist Sonnengott, Himmelsgott, Schöpfer, Herr des Lebens, und er ist auch Herr des Todes, der die Seelen der Gestorbenen im Eskennanne, d. h. im Land der Seelen, versammelt. Die Unsterblichkeitsidee der Rothhäute ist also mit ihrer Vorstellung vom Großen Geist eng verknüpft. Sie spaltet sich allerdings in zwei Seiten, in eine Lichtseite (Paradies) und eine Schattenseite (Unterwelt, Hölle), allein diese Spaltung hat keine sittliche Bedeutung. Der Indianer nimmt nicht etwa eine Scheidung zwischen Guten und Bösen nach dem Tode an, sondern höchstens eine zwischen Tapferen und Feigen, Starken und Schwachen, auch zwischen Häuptlingen und Gemeinen. So glauben z. B. die Natchez und Apalachiten, daß die Seelen der Sachems und der Tapferen in die Sonne eingehen, während die Seelen der Schwachen und Untergeordneten in Thierleiber fahren. Letzteres ist aber keineswegs eine Strafe oder Schmach, denn Manitu selbst erscheint ja in Thierleibern. Die vorherrschende Vorstellung der Rothhäute von einem jenseitigen Leben ist den Neigungen und Gewohnheiten eines Jägervolkes ganz angemessen: sie geht dahin, daß die Tapferen — von den Nichttapfern und von den Frauen ist dann weiter keine Rede mehr — nach dem Tode in die „seligen Jagdgründe“ versetzt würden, um auf immergrünen, mit Wild aller Art angefüllten Prairieen, ein fröhlich Jägerleben zu führen.

Die Dürftigkeit und das Lückenhafte dieser religiösen Vorstellungen liegt am Tage. Die nämlichen Eigenschaften sind dann auch dem Cultus

7) Catlin sah die ganze furchtbare Ceremonie der Okippe in der Medizinhütte der Mandaner mit an und hat sie ausführlich beschrieben (a. a. O. 115—129).

der Rothhäute eigen. Das Priesterthum derselben, soweit es überhaupt diesen Namen verdient, fällt in die Kategorie des Schamanenthums, welches Wort bekanntlich ursprünglich das Zauberwesen der sibirischen Horden, namentlich der Tungusen bezeichnet. Der indianische Priester ist Zauberer, d. h. er vermittelt durch Anwendung gewisser Formeln, Manipulationen, Zeichen und Bräuche den Einfluß der Gottheit auf die Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens. Diese Zauberer, allgemein Medizin-Männer genannt, führen bei den verschiedenen Stämmen verschiedene Namen: Manitos, Okki, Pillotoas, Powos, Sajotkotta, Medu, Keebet, We-hasbawakon u. a. m. Sie bilden sich Schüler heran, wobei strenges Fasten eine große Rolle spielt. Sie werden bei Krankheiten zu Rathe gezogen und haben überhaupt bei ihren Landsleuten einen großen Stand. Ihre Gaukeleien sind aber meistens ganz armselig, und zu ihrem Anzug liefert das ganze Thierreich die buntesten Beiträge [8]). Tempel besitzen die nordamerikanischen Rothhäute nicht, als ein Ersatz dafür können die sogenannten Medizin-Wigwams gelten, in welchen die Medizin-Männer ihre Ceremonien verrichten, welche jedoch auch als Berathungshütten in weltlichen Angele-

---

8) Catlin (a. a. O. 28) beschreibt den Aufzug eines Medizin-Manns und dessen Zauberthätigkeit an einem schwerverwundeten Sachem der Schwarzfuß-Indianer also: „Es hatten sich mehrere Hundert Zuschauer um den sterbenden Häuptling versammelt. Als es hieß, der Medizin-Mann komme, mußten die Anwesenden einen Kreis von 30—40 Fuß Durchmesser bilden für die wunderbaren Operationen des Doctors. Als dies geschehen, erschien der Medizin-Mann mit langsamem und vorsichtigem Schritt in dem Kreis, wo die tiefste Stille herrschte. Sein Kopf und Körper waren ganz mit der Haut des gelben Bären bedeckt, dessen Kopf ihm als Maske diente, und dessen Klauen ihm auf die Handgelenke und Knöchel herabfielen. An dieser Bärenhaut waren Felle von mancherlei Thieren befestigt, die, gleich jener, Seltenheiten und daher „Medizin" sind; ferner Häute von Schlangen, Fröschen und Fledermäusen, Schnäbel, Zehen und Schwänze von Vögeln, Hufe von Hirschen, Ziegen und Antilopen, mit einem Worte, Etwas von Allem, was in diesem Theile der Welt schwimmt, fliegt, kriecht und läuft. Mit der einen Hand schüttelte er seine Rassel, mit der andern schwang er seine Medizin-Lanze oder den Zauberstab. Die Mißtöne der Rassel begleitete er mit den Sprüngen und dem Geschrei der Indianer und dem abscheulichen Grunzen, Knurren und Brummen des wüthenden Bären, während er in plötzlich herausgestoßenen Kehltönen Zaubersprüche an die guten und bösen Geister richtete und um den im Todeskampfe liegenden Mann herumtanzte, über ihn wegsprang und ihn mit den Füßen stieß. Dies währte etwa eine halbe Stunde, bis der Verwundete starb, worauf der Medizin-Mann sich tanzend entfernte."

genheiten benützt werden. Feste religiösen Charakters sind mehr nur gelegentliche als feststehende. Tänze religiösen Charakters sind häufig. Die bildlichen Darstellungen der Gottheit, wo sie überhaupt vorkommen, tragen das ganz rohe Gepräge primitiver Bildnerei. Da und dort gibt es heilige Felsen, Bäume, Quellen; allgemein heilig gehalten ist der Fundort des rothen Pfeifenthons, nach der Angabe der Indianer in der Nähe der Quellen des Mississippi gelegen. Heilige Geräthe sind die phantastisch verzierten Trommeln oder Rasseln der Medizin-Männer und die Zauberpfeife, aus welcher der Medizin-Mann bei seinen Functionen große Rauchwolken nach den vier Weltgegenden und zum Himmel empor bläst. Auf Amulete halten die Rothhäute sehr viel. Jeder naturwüchsige Indianer führt den sogenannten Medizin-Beutel (Geheimnißbeutel) mit sich, welcher, unter wunderlichen Ceremonien aus Thierhäuten bereitet [9]), ohne Zweifel den Schutzgeist seines Trägers vorstellen soll. Hier tritt demnach der Fetischismus offen hervor.

Diese Religion, welche mit verschiedenen, jedoch nicht sehr wesentlichen Modificationen auch die der Urbewohner der großen Antillen war und die der Karaiben war und ist, — hat, des sittlichen Gehaltes baar, auf ihre Bekenner keinen sittlichen Einfluß von Bedeutung geübt. Ob die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen von Nordamerika einer weiteren Entwicklung fähig gewesen, wenn sie sich selbst überlassen geblieben, muß dahingestellt bleiben. Das Leben der Rothhäute wurde gewaltsam gestört, was gegenüber der Geringschätzung, womit die Bildungsfähigkeit dieser unglücklichen Stämme betrachtet zu werden pflegt, nicht übersehen werden sollte. Es ist wahr, in mancher Hinsicht gehört der Indianer völlig der Barbarei an. So in der Knechtung des Weibes, so in der, wenn nicht mit dem Cannibalismus der Anthropophagie immer verbundenen, so doch stets denselben streifenden Grausamkeit, womit er die Kriegsgefangenen behandelt. Auch der Stoicismus, womit er Noth und Pein erträgt, beruht weit mehr auf einer physischen, durch strenge Gewöhnung von Kindheit auf geübten Anlage, als auf bewußt sittlicher Kraft. Dagegen lassen sich an dieser Race auch ganz vortreffliche Eigenschaften nachweisen: Worttreue, Aufopferungsfähigkeit, männlich stolzes Freiheitsgefühl, welches sich an manchem Berathungsfeuer gegenüber den bleichgesichtigen Drängern in echt pathetischer

---

9) Die Bereitung des Medizin-Beutels s. b. Catlin, S. 25 ff.

Beredtsamkeit kundgab. Ein Hauch wilder Poesie geht durch das Indianerthum, der, wenn er zum Ausdruck sanfterer Empfindungen sich sänftigt, mit den lieblichsten Bildern anmuthig spielt [10]). Auch der heroische Zug fehlt nicht, und wenn die indianische Kriegsführung im Allgemeinen mehr auf Hinterhalte und Ueberfälle als auf Kampf in offener Schlacht ausgeht, so fehlt es den nationalen Erinnerungen der nordamerikanischen Rothhäute doch nicht an Gestalten, welche ein wahrhaft heroisch-tragisches Interesse in Anspruch nehmen dürfen [11]). Jetzt freilich ist die Kraft der Indianer gebrochen. Eine ihrer Raceeigenthümlichkeit adäquate Entwicklung war ihnen nicht gegönnt und die Versuche, europäische Civilisation ihnen einzuimpfen, sind, wenn auch da und dort nicht ganz mißlungen [12]), im Ganzen nur zu ihrem Verderben ausgeschlagen.

4.

In ganz auffallendem Grade ist unter den Negern Afrika's Furcht

---

10) „Erwache, Blume des Waldes, schöner Vogel der Steppe! Erwache, du mit dem Auge des Reh's!

Wenn du mich anblickst, bin ich glücklich, wie Blumen, wenn sie den Thau fühlen.

Der Athem deines Mundes ist süß, süß wie der Duft der Blumen am Morgen; süß wie ihr Duft am Abend im Monde des welkenden Blattes.

Springt nicht das Blut meiner Adern dir entgegen, wie der Strudel der Sonn' entgegenspringt im Monde der leuchtenden Nächte?

Dir singt mein Herz, wenn du nahe bist, wie die tanzenden Zweige im Monde der Erdbeeren.

Wenn du nicht heiter bist, meine Geliebte, so ist mein Herz verdüstert, gleich den glänzenden Gewässern, wenn Wolkenschatten darauf fallen.

Dein Lächeln macht mein unruhiges Herz sich erhellen, wie die Sonne die Wellen gleich Gold scheinen macht, die der kalte Wind gekräuselt hat.

Und ich! o sieh mich, Blut meines schlagenden Herzens!

Die Erde lächelt, die Gewässer lächeln, die Himmel lächeln — aber ich, ich verlerne zu lächeln, wenn du mir nicht nahe bist. Erwache, erwache, meine Geliebte"! Chippewaisches Ständchen, Talvj a. a. O. 122.

11) Metacom (König Philipp), Canonchet, Tecumseh, der Schwarze Falke.

12) Einer der im europäischen Sinne bildungsfähigsten Stämme scheinen die Chicasaws zu sein, welche rasche Fortschritte in der ackerbauenden Cultur gemacht haben und zur Herausgabe einer Zeitung verschritten sind. Vgl. Atlantische Studien, I, 216.

das religiöse Motiv. Es zieht sich durch die in unendlich viele Modalitäten auslaufenden religiösen Vorstellungen der schwarzen Menschenrace die Idee eines höchsten guten Wesens hindurch, von welcher aber so zu sagen weiter kein Gebrauch gemacht wird, weil in der Weltanschauung der Neger dieses höchste gute Wesen, dieser Schöpfer der Welt, ganz in den Hintergrund gedrängt wird durch ein höchstes böses Wesen oder, gerade herausgesagt, durch den Teufel. Hineingestellt in eine im Schönen und Wohlthätigen, wie im Häßlichen und Bedrohlichen immer riesenhafte, erdrückend große Natur, überkommt den Neger ein allmächtiges Gefühl der Bangigkeit. Ueberall, in ihren Reizen und Schrecknissen, zeigen ihm eines glühenden Erdstrichs unbändige Naturmächte die äußersten Gegensätze. Riesenhafter Pflanzenwuchs zur Regenzeit, — Oede, Dürre, schreckliche Wüste mit Glutwind und heulenden Orkanen gleich darauf und daneben; paradiesische Gegenden an den Strömen, die zur Zeit der Trockniß schwinden, um dann wieder ebenso plötzlich zu schwellen — ohne Uebergang; ebenso Fülle der Naturkraft neben Erschlaffung in der Thierwelt und im Menschengeschlecht; das ganze Land und Dasein nicht minder übermäßig stärkend und aufreizend als ausglühend und verzehrend; — so auch das Gemüth zwischen Gegensätzen schwankend: Leidenschaft und Lust, kindischer Jubel und dumpfe Verzweiflung, Wuth und Grausamkeit, Erschlaffung, Ekel am Dasein, innerer Grimm und wieder eine Glut des Lebens, die sich selbst verzehrt, — schnell wechselnd gleich den Gewittern des Himmels[1]). Hiezu noch die Contraste unumschränktester Despotie und duldendster Sklaverei. Und der Neger ist ein Kind, welcher die natürlichen und sozialen Gegensätze, welche überall ihm entgegentreten, geistig nicht zu begreifen, geschweige zu vermitteln versteht. Das Kind, wir wiederholen es hier, dankt nicht für das Gute, aber es fürchtet das Schlimme. So der Neger in seinem Verhältniß zur Gottesidee. Seine Religion ist die Furcht. Der Zusammenstoß mit der weißen Race, welcher dem schwarzen Menschen ihre Ueberlegenheit in furchtbarster Weise fühlbar gemacht (Sklavenhandel), hat dann der religiösen Furcht des Negers eine eigenthümlich naive Betrachtung seines Verhältnisses zur höchsten (guten) Gottheit eingegeben. Er sagt, Gott habe die schwarzen und die weißen Menschen erschaffen und zwar die ersteren als die bessere Race. Aber da habe Gott den beiden Stämmen zwei Calebassen geschenkt,

1) Kraft, a. a. O. 23.

die eine gefüllt mit Gold, die andere mit Künsten und Wissenschaften, und habe ihnen darunter die Wahl gelassen. Die Schwarzen hätten zuerst gewählt und zwar die Goldflasche, den Weißen sei die Calebasse des Wissens geblieben und daher rühre das Uebergewicht der Letzteren über die Ersteren. Dieser Mythus enthält für Gott den versteckten Vorwurf der Stiefväterlichkeit gegen die schwarze Race, welche sich daher auch über die Verehrung der guten Gottheit dadurch hinweghilft, daß sie des Glaubens lebt, Gott zwar habe die Welt geschaffen, sich aber dann nicht weiter um seine Schöpfung bekümmert. Daraus erkläre es sich, wie die Welt ein Tummelplatz böser Geister habe werden können, denen freilich auch gute gegenübergestellt sind, aber mit weit weniger Macht ausgerüstet als jene, welche unter einem höchsten Dämon stehen. Dieser Oberteufel, wenn solches Wort erlaubt ist, wird als weißgefärbtes, gehörntes Menschenungethüm vorgestellt, vielleicht unter dem Einfluß christlicher Teufelsbilder. Er heißt Sissa, trägt jedoch noch viele andere Namen. So in Loango den Namen Zambianchi, während der gute Gott daselbst Zambi genannt wird[2]; auf Madagaskar heißt Gott Zanchor, sein Widerpart Niang. Wie auf der genannten Insel der Teufelscult mit offenster Bestimmtheit in religiösen Liedern sich ausprägt[3],

---

2) Baseler Missionsmagazin f. 1816, S. 365.

3) Zanchor und Niang erschufen die Welt: —
O Zanchor, wir richten an dich kein Gebet!
Der gütige Gott, der braucht kein Gebet.
Aber zu Niang müssen wir beten,
Müssen Niang besänftigen.
Niang, böser und mächtiger Geist,
Laß nicht die Donner ferner uns droh'n,
Sage dem Meer, in der Tiefe zu bleiben,
Schone, Niang, die werdenden Früchte,
Trockne nicht aus den Reis in der Blüthe,
Laß nicht die Frauen gebären an Tagen,
Die Verderben und Unglück bereiten.
Zwinge die Mutter nicht mehr, die Hoffnung
Ihres Alters im Flusse zu tödten*).
O verschone die Gaben des Zanchor,
Laß nicht alle, alle vernichten.

---

*) Nämlich als Kinderopfer für Niang.

so auch im religiösen Leben der Guinea-Neger und einer Menge anderer Stämme. Die Guinea-Neger sagen geradezu: Gott ist gut und will uns nichts Uebles, aber den Teufel müssen wir zu besänftigen suchen[4]). Man geht also nicht zu weit, wenn man behauptet, die Mehrzahl der Neger seien Teufelsanbeter, Verehrer des bösen Prinzips. Diese Verehrung macht den Hauptinhalt ihres Geistercultus aus, neben welchem sich nur schwache Spuren einer Anbetung der Gestirne, des Blitzes, des Meeres finden.

Der Cultus der Neger ist eigentlicher Fetisch-Dienst[5]). Das Wesen des Fetischismus besteht darin, daß er Gegenständen der belebten und leblosen Natur einerseits, andererseits von Menschenhänden gefertigten Dingen göttliche Verehrung zollt. Diese Verehrung ist Ausfluß reiner Willkür, denn wollte man auch Nützlichkeits- oder Schädlichkeitsgründe zu Hülfe nehmen, so würden dieselben zur Erklärung einer bis ins Fratzenhafte gehenden Ehrfurcht lange nicht ausreichen. Der Neger würde in größte Verlegenheit gerathen, sollte er Gründe angeben, warum er sich Dieses oder Jenes zum Fetisch wähle oder mache. Der letztere Ausdruck ist absichtlich gewählt, denn wenn dem Neger die Natur nicht einen Gegenstand bietet, welcher ihm zum Fetisch gerade tauglich erscheint, so macht er sich eigenhändig einen Fetisch, welchen er, wohlverstanden, nicht als ein bloßes Symbol, sondern als den Sitz des Göttlichen betrachtet. Fetische sind hohe Berggipfel, gewisse Felsen, Bäume; bei einigen Stämmen ist eine gewisse Schlange der Fetisch, bei anderen die Schnecke, bei diesen das Krokodil, bei jenen der Leopard, wieder bei anderen der Elephant, wie z. B. bei den Kaffern, welche nie einen Elephanten tödten, ohne nachher dem todten Thiere die Entschuldigung darzubringen, es sei nur aus Zufall oder Mißverständniß geschehen. Ferner werden Fetische aus Holz, Stein und Metall (Gold) verfertigt, in roher menschenähnlicher Bildung oder auch in Thierform. Es gibt öffentliche Fetische, so zu sagen National- oder Gemeinde-

---

Siehe, du herrschest schon über die Bösen,
Groß ist, Niang, die Anzahl der Bösen,
Darum quäle nicht mehr die Guten! — Bei Talvj, a. a. O. 78.

4) Der engl. Missionär Butts bei Graf Görtz, Reise um die Welt, II, 51.

5) Fetisch und Fetischismus sind bekanntlich abgeleitet aus dem portugiesischen Wort Feiticeira (Zauberkraft, Zauberkunst).

Fetische, und Privat-Fetische; letztere werden von den Familien in ihren Hütten aufbewahrt oder auch in Amuletform auf dem Leibe getragen. Zur Charakteristik des Neger-Fetischismus gehört auch noch die Thatsache, daß der Neger, wenn ihm sein Fetisch die Erfüllung eines Wunsches verweigert, keinen Anstand nimmt, denselben zu mißhandeln und seinen Gott mit Füßen zu treten.

Den Fetischen werden Opfer dargebracht, Früchte, Thiere und Menschen. Die Menschenopfer haben bei manchen Stämmen eine sehr große Ausdehnung. Meistens werden Verbrecher und Kriegsgefangene geopfert, unter Umständen aber auch die eigenen Kinder, wie z. B. auf Madagaskar. Tempel gibt es in den meisten Negerländern; oft sind es nur Hütten von ärmlichster, da und dort auch Gebäude von besserer Construction. Im Negerreich Fudah z. B. wird der Nationalfetisch, eine graue Schlange mit gelben und braunen Flecken, in Tempeln, welche aus mehreren Hallen und Höfen bestehen, gefüttert, gepflegt und angebetet. Von religiösen Festen der Neger ist besonders das Yam-Fest der Aschantis bekannt geworden[6]). Es wird zu Anfang Septembers, zur Zeit der Reife der Yamwurzel, gefeiert und ist demnach ein Erndtefest, welches mit Menschenopfern beginnt und mit allgemeiner Betrunkenheit und bestialischer Wollustbefriedigung endigt. — Die Priester der Neger heißen Fetischmänner. Es gibt aber auch Fetischweiber. Sie wohnen bei den Fetischhütten oder in den Hainen von Fetischbäumen. Sie üben die Zauberei ganz in der Weise der Powo's bei den Rothhäuten. Sie sind Krankheitsbeschwörer, Wahrsager, Wettermacher, Erfleher von Erndtesegen, Abwender von öffentlichem und privatem Unheil. Ihr Gewerbe, traditionell fortgepflanzt, nährt sie recht gut, hat aber da und dort auch seine Inconvenienzen. Wenn z. B. bei den Kaffern der Wettermacher den Regen, welchen er herbeizaubern soll, nicht zuwegebringt, so wird er todtgeschlagen. Bei den Guinea-Negern heißt der Beschwörer Teufelsmann; es gibt dort auch eine Art Papst oder Oberpriester, welcher der große Teufel genannt wird und im Teufelsbusch wohnt, wohin die Neger, als zu einem großen Heiligthum, von weit und breit her mit Opfergaben wallfahrten. Zu den Geschäften der Fetischmänner gehört die Beschneidung, welche unter den Negern allgemein verbreitet ist. Bei den Congonegern werden die Bräute acht Tage vor der Hochzeit durch den

---

6) S. die Beschreibung dieses Festes nach Bowdich bei Klemm, III, 372 ff.

Fetischmann beschnitten. Am grausamsten und skurrilsten zugleich ist der Beschneidungsact bei den Hottentotten. Den Jünglingen wird der linke Testikel ausgeschnitten und darauf bepißt der Operateur den Operirten von oben bis unten: das ist die hottentottische Weihe der Mannbarkeit. Die Fetischmänner sind auch Veranstalter von Gottesgerichten, wobei freilich der Ernst der germanischen Ordalie eine ziemlich komische Metamorphose erfährt. Es ist nämlich unter einigen Negerstämmen bräuchlich, daß ein eines Verbrechens Bezüchtigter sich folgendem Gottesgericht unterwerfen muß. Er trinkt, nachdem er etwas Reis und Kolanuß gegessen, eine durch die Fetischmänner zubereitete Mixtur, genannt das rothe Wasser: wirkt es als Vomitiv, so ist er unschuldig, wirkt es als Laxanz, so ist er schuldig. Die Vorstellungen der Neger von einem jenseitigen Leben sind sehr unbestimmt, oft ganz dunkel oder gar nicht vorhanden, was sich leicht daraus erklärt, daß das ganze Leben dieser schwarzen Barbaren in der Gegenwart aufgeht. Wo sich entwickeltere Phantasieen von Himmel und Hölle unter den Negern finden, merkt man der Färbung derselben europäische Einflüsse leicht an. Das ganze religiöse Dichten und Trachten der Neger ist ein Spiel der Willkür, ein kindisches Suchen nach Gott, welches sich mit der Findung von Fratzen zufrieden gibt. Einen sittigenden und bildenden Einfluß kann man dieser Religion kaum zuschreiben: sie selbst ist zu sehr in der Barbarei befangen, als daß sie diese mildern könnte. Thierischer Genuß ist das Höchste, was der Neger zu denken vermag. Die Negerlieder und Negertänze sind die wüstesten, die es auf Erden gibt. Cannibalismus ist dem naturwüchsigen Neger eine selbstverständliche Sache und schwarzen Gourmands gilt die innere Fläche der menschlichen Hand für die höchste Delicatesse. Daß die Negerrace aus sich selbst keine Cultur zu erzeugen vermag, scheint bewiesen. Von einem mit den Lappen weißer Civilisation aufgeputzten Negerstaat bietet Hayti ein komisch-klägliches Bild. Eine Schwalbe macht noch nicht den Sommer: ein Toussaint L'Ouvertüre beweist noch nicht, daß die Schwarzen den Weißen ebenbürtig seien.

5.

Die Geschichte der Südsee-Insulaner ist ein noch ungelöstes Räthsel. Es finden sich unter den Bewohnern des in die Oede der Südsee

weithin zerstreuten Archipels höchst merkwürdige Spuren, welche auf urälteste Wanderungen von Menschen weißer Race auf diesen Inselgruppen schließen lassen. Nachgehend diesen Spuren ist man zu den kühnsten Hypothesen verschritten. War vielleicht ein im stillen Meer gelegener, später durch eine ungeheure Naturrevolution, die Sündflut der Bibel, bis auf einige insularische Ueberreste vernichteter Continent der Ursitz der menschlichen Cultur? Diese Frage ist nicht nur aufgeworfen, sondern auch bejaht worden. Ferner ließ man namentlich die Hebräer von den Südseeinseln nach Asien einwandern und bezeichnete das Thal Waipio auf Hawaiji, einer der Sandwichsinseln, als den ursprünglichen Wohnsitz Abraham's [1]). Sehr auffallend jedenfalls sind die sprachlichen Analogien, welche sich ohne Zwang zwischen den polynesischen und den semitischen Sprachen nachweisen lassen [2]). Auffallend ist ferner die Aehnlichkeit des polynesischen Tabu mit den mosaischen Lehren vom Reinen und Unreinen [3]). Auffallend endlich die Uebereinstimmung der polynesischen, beziehungsweise javanischen, Flutsagen mit der mosaischen [4]). Welche Nachweise und Aufschlüsse aber auch historische Forschungen und Findungen nach dieser Richtung hin künftig noch gewähren mögen, das, was ethnographische Studien bislang als feststehende Thatsache dargethan, ist, daß auf den meisten Südsee-Inseln zwei unter sich sehr verschiedene Völkerstämme gefunden werden: die Eries, der herrschende Stamm, von hellröthlich-brauner Farbe, schönbärtig, wohlgebildeter Kopfform, edlem Gesichtsschnitt, großer, schlanker, kraftvoller Statur und bedeutender geistiger Begabung, — und die Papuas, der unterworfene und dienende Stamm, plattköpfig, plattnasig, kraushaarig, dünnbärtig, negerhaft in Gestalt, Farbe und geistiger Anlage. Die Sage schreibt den Ahnherrn der Eries geradezu weiße Abstammung zu, läßt sie aber über das Meer kommen, so daß man eine Besiedelung Polynesiens von Amerika oder Asien her annehmen müßte. Aber dieser Sage steht wieder eine andere entgegen, welche weiße, d. h. hellfarbige Menschen auf eines Gottes Befehl von den Freundschaftsinseln in ein ostwärts gelegenes Land auswandern läßt.

---

1) Vgl. Daumer, der Feuer- und Molochdienst der Hebräer, Anhang, S. 259 ff.

2) S. d. Wörterverzeichniß bei Daumer, S. 277 ff.

3) Ebend. S. 272 ff.

4) Haug, Allg. Geschichte, I, 77.

Dieses Land könnte nur Amerika sein und hat man daher die Sage auf die Einwanderung der Inkas in Peru bezogen. Eine dritte polynesische Sage hat große Aehnlichkeit mit dem aztekischen Culturmythus von Quetzalkoatl. Der Gott Rono nämlich oder Ru verließ in alter Zeit die Insel Owaihi, versprechend, er würde später auf einer schwimmenden Insel zurückkehren. Dieses Versprechens erinnerten sich die Eingeborenen, als Cook's Schiff zuerst an der Insel anlegte, und hielten den Capitain für den zurückgekehrten Gott. In den sozialen Einrichtungen Polynesiens stoßen wir auf Uebereinstimmungen theils mit den peruanischen und aztekischen, theils mit altindischen und altägyptischen. Es existirt auf den Südsee-Inseln ein religiös sanctionirtes Kastenwesen, welchem es wohl nur an Zeit mangelte, so sich auszubilden, wie das indische oder ägyptische. Indessen blieben die Stammesunterschiede der Bevölkerung stehend: die Eries bilden den Adel, die Papuas das dienende Volk; jene sind Könige, Häuptlinge, Krieger, Priester, diese Arbeiter. Die Adeligen sind, an sich schon vollkommen, im Besitz der Macht, der Religion, der Unsterblichkeit der Seele; dem Volk ist sogar die Möglichkeit, Religion zu haben und unsterblich zu sein, abgesprochen. Die Papuas sind demnach die Pariah Polynesiens. Uebrigens haben sich die Eries der Südsee, besonders auf Tahiti und mehr noch auf den Sandwichsinseln, für europäische Cultur ungemein zugänglich erwiesen und hat, unter dem Einfluß englischer und amerikanischer Missionäre, die letztgenannte Inselgruppe ziemlich rasch das Aussehen eines civilisirten Staatslebens angenommen [5]).

Vielfach zerrissen und zerstreut, wie die Südsee-Inseln in's Meer geworfen sind, ist auch der religiöse Mythenkreis der Polynesier. Am meisten Zusammenhang noch, wenigstens in unserer Kenntniß, haben die religiösen Vorstellungen der Tonga-Insulaner. Ihre, wie der Polynesier Religion überhaupt, gehört dem Kreis der Dämonenverehrung und der Zauberei an. Das polytheistische Glauben der Tonganer gefällt sich in der Annahme einer ganzen Menge göttlicher oder geisterhafter Wesen, unter welchen eine verworrene Rangordnung besteht. Es sind Personificationen theils kosmischer, theils sozialer Begriffe. Es gibt Götter des Windes und Wetters, Götter der Handwerke und Künste, Schutzgeister der Familien, der Reisen, der

---

5) Vgl. darüber Steen Bille's Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt i. d. J. 1845—47, II, 183 ff. und Gerstäcker's „Reisen", Bd. 3.

Seefahrt, der Kranken. Der Götter und Genien Sitz ist die in weiter Ferne nordwestlich von Tonga gelegene Insel Bolotuh, ein Paradies, wohin auch die Seelen der Gestorbenen, d. h. der Adeligen kommen, denn die „vile multitude" hat keine unsterblichen Seelen. Die Seligkeit der herrschenden Kaste ist auch keineswegs eine Folge sittlicher Vorzüge, sondern eine angeborene Eigenschaft. Man sieht, die polynesische Aristokratie denkt consequenter als die europäische, unter welcher unseres Wissens die Vorstellung eines Adels-Elysium noch nicht recht gäng und gebe geworden. Die Götter erscheinen zuweilen den Menschen, sie zu belehren, zu trösten, zu warnen, ihnen die Gabe der Vorhersehung zu verleihen. Manchmal auch fahren sie zeitweilig in die Leiber von Eidechsen, Meerschweinen, Wasserschlangen, weßhalb diesen Thieren Verehrung gezollt wird. Neben den wohlwollenden Genien gibt es aber auch bösartige schadenfrohe Dämonen, Personificationen bedrohlicher Naturerscheinungen. Der schrecklichste dieser Dämonen ist die Pele, ein weibliches Schreckgespenst, welches in der Vorstellung der Sandwichs-Insulaner, obgleich dieselben zum Christenthum bekehrt sind, noch immer eine große Rolle spielt und in dem kochenden Lavameer des Kilau-Ea auf Hawaji wohnend gedacht wird [6]). Die kosmogonischen Ansichten der Tonganer gehen dahin, daß die Erde, eine platte, vom Himmel überwölbte Scheibe, von dem riesenhaften Gott Muoi getragen werde: macht der Gott unter seiner Last eine Bewegung, so entsteht ein Erdbeben. Die Schöpfung aber ging so vor sich: Tangaloa, der Handwerke und Künste Gott, belustigte sich eines Tages mit Fischen. Die ausgeworfene Angel zurückziehend, fühlte er daran eine schwere Last. Er zog sie mit Anstrengung aufwärts: Felsenspitzen kamen zum Vorschein, Berge, Wälder, ein ganzer Continent. Weil aber die Angelschnur riß, sank das Festland wieder unter die Meeresfläche und nur die Inseln blieben zurück. — Die Träger des Cultus, die Priester, waren hierarchisch organisirt und genossen höchsten Ansehens, welches auf den zum Christenthum bekehrten Inseln auf die Missionäre übergegangen ist. Gottesdienstliche Gebäude, Morai oder Heiau's, gab und gibt es auf allen Inseln; als Unterbau derselben diente gewöhnlich eine gemauerte Plattform. Es waren darin Idole von Holz und Stein aufgestellt, roh gebildet, zuweilen von kolossalen Dimensionen. Auf einem altarartigen Gestell wurden die Opfer dargebracht:

---

6) Steen Bille, a. a. O. II, 313.

Früchte, Schweine und — Menschen. Denn von so sanfter Gemüthsart im Allgemeinen die Südsee-Insulaner sind, der Religion zwingender Bann gab auch ihnen den Gedanken ein, das höchste Opfer, welches der Mensch seinem Gott darbringen könne, sei der Mensch selber. Häufig besonders waren die Kinderopfer, auch jetzt noch nicht ganz ausgerottet. Sie wurden und werden gebracht, um eines Kranken Genesung von den Göttern zu erkaufen oder irgend ein Unheil abzuwenden. Eine Milderung des Menschenopfers ist die Darbringung des kleinen Fingers oder eines Gliedes desselben, welche, dem Motiv nach offenbar mit der Beschneidung der Semiten und Neger identisch, namentlich unter den Tonganern allgemeiner Brauch. Auf einigen Inseln kommt die weitere Form des Menschenopfers vor, daß die Frauen der Häuptlinge und Priester ihren Gatten in's Grab nachgesendet werden, und wie dieses an die indische Wittwenverbrennung erinnert, so frappirt uns auch die Aehnlichkeit, welche die große religiöse Feierlichkeit der Südsee-Insulaner, die Bereitung des Kawatranks, mit dem brahmanischen Soma-Opfer hat, von welchem seines Ortes die Rede sein wird. Traumdeutung und mannigfaltige Zaubergaukelei ist der religiösen Stufe, zu welcher auch die Religion der Südsee-Insulaner gehört, überall eigen; eigenthümlich dagegen ist den Polynesiern die Einrichtung des Tabu, welches Wort heilig oder geweiht bedeutet. Das Institut ist recht eigentlich zum Vortheil der Adeligen und Priester erfunden und verkümmert dem Volke das Leben gar sehr. Das Tabu ist von den Ersteren auf Alles gelegt, was ihnen wünschenswerth erscheint und was dadurch dem Besitz oder Gebrauch der Menge entzogen wird. Die Personen der Adeligen und Priester nicht nur sind tabu, d. h. heilig und unverletzbar, sondern auch all ihr Besitz, alle ihre Habseligkeiten. Das vollendet den aristokratisch-politischen Charakter der polynesischen Religion. Ihren Culturgehalt charakterisirt es, daß auf Nukahiwa das Menschenfleisch für die Weiber tabu ist: die Männer halten die Frauen für zu gering, als daß diese am Genuß des köstlichsten Leckerbissens theilnehmen dürften.

6.

Ein großer Sprung bringt uns von den Südsee-Insulanern zu den Waldnomaden des Nordens (Lappen, Tungusen, Buräten, Ostiaken)

und zu den Polarvölkern (Grönländer, Kamtschadalen, Eskimos, Aleuten). Aber wie unter den Pisangschatten der Inseln des stillen Meeres, so äußert sich auch auf den kärglichen Steppenweiden Sibiriens und in der Schnee- und Eiswelt der Polarkreise die religiöse Idee als Geistercult. Die Sitze der Nomaden des Nordens von Asien sind die eigentliche Heimat des Schamanismus, jenes Priesterthums, das sich, ursprünglich ohne Zweifel auf eine durch Anwendung magnetischer Kräfte vermittelte somnambulistische Inspiration basirt, allmälig zu handwerksmäßig conventionellen Formen verfestigt hat, welche von den finnisch-uralischen Völkern über die weiten Länderstrecken verbreitet wurden, wohin ihr unstätes Hirtenleben sie führte. Daß bei Ausübung des Schamanismus bewußter Betrug und plumpe Taschenspielerei vielfach mitunterläuft, liegt in seiner priesterlichen Natur. Denn — um von einem berühmten Culturhistoriker eine mildeste Motivirung dieser Bemerkung zu entlehnen — zu allen Zeiten, wie unter allen Völkern, ist die Priesterschaft in Gefahr, durch das Bewußtsein von der hohen, überwiegenden Wichtigkeit ihrer Zwecke unvermerkt zu bedenklichen Mitteln verleitet zu werden[1]).

Die Lappen in den Finnmarken von Norwegen haben, obgleich zum Christenthum bekehrt, die Erinnerungen an ihr Heidenthum noch nicht verloren. Aus diesen Erinnerungen geht hervor, daß die alten Lappen an eine Art Obergott, Radien Atzhie (Quell der Gewalt), glaubten, welcher über Erde und Himmel, über Geister und Menschen Macht hatte, die er jedoch nicht in eigener Person, sondern durch seinen einzigen Sohn, Radien Kidde, ausübte[2]). Letzterer war der eigentliche Gott der Welt, ihr Schöpfer und Beherrscher. Die beiden obersten Götter wohnten über dem Himmel; in dem Luftraum unter dem Himmel dagegen hielten sich eine Menge von untergeordneten Göttern oder Geistern auf, um zur Hand zu sein, falls die Menschen ihrer Hülfe bedurften. Außerdem gab es auch unterirdische Gottheiten, Personificationen widerwärtiger Naturkräfte. Sie hausten unter der Erdoberfläche, in Saiwo, welcher Ortsname auch auf seine Bewohner übertragen wurde. Saiwo war demnach sowohl der unheimliche unterirdische Ort, das Land der Todten, als auch der Todesgott

1) Schnaase, Gesch. d. bild. Künste, IV, 24.

2) Ob und inwieweit das christliche Dogma von Gott und seinem Sohn auf dieses lappische eingewirkt, ist nicht klar.

selber, die lebensfeindliche Macht, kurz eine Art Teufel, dessen Böswilligkeit durch Opfer zu besänftigen gesucht wurde. Freundlich gesinnte Genien waren dagegen Horagalles, welcher von dem obersten Gott mit der Beschützung des Lappenvolkes speziell betraut wurde, und die Göttinnen Juksakka und Sarakka, jene der Jagd vorstehend, diese die Beschirmerin von Herd und Haus und der Gebärenden Helferin. Mit dieser Mythologie verbanden die norwegischen Lappen den Glauben an eine Fortdauer des menschlichen Geistes im Jenseits. Sie faßten aber den Geist als die in der Lunge aus- und eingehende Lebenskraft. Diese, meinten sie, nähme in Aimo, dem heiligen und schönen Ort, wohin die Lappen nach dem Tode kämen, einen neuen Körper an und es wäre das jenseitige Leben eine Fortsetzung des diesseitigen. Doch wäre jenes in Allem vollkommener als dieses und Lüge, Diebstahl, Zank und Streit käme dort nicht mehr vor. Da aber der Lappe ein Dasein ohne Rennthiere sich nicht vorzustellen vermag, so war es folgerichtig, daß er auch seine Rennthiere auf den seligen Triften wieder aufleben ließ. Die religiösen Gebräuche wurden von den Schamanen verrichtet. Diese Priester hießen bei den Lappen Noaaiden, d. i. Blutmänner, weil sie die Opferthiere schlachteten. Die lappischen Götterbilder waren aus Birkenstämmen roh zugeschnitten: man bestrich sie mit dem Blut der geopferten Thiere. Das religiöse Hauptgeräth war die Zaubertrommel, Runnebomme, aus Fichten-, Tannen- oder Birkenholz gefertigt, in sonderbaren Formen, mit Götterbildern roh bemalt, vermittelst eines Hammers geschlagen, so, daß die Erschütterung des Fells einen Zeiger in Bewegung setzte. Die verschiedenen Bewegungen des Zeigers gaben die Orakel [3]). Neben der Handhabung der Zaubertrommel Behufs der Wahrsagung und der Heilung von Krankheiten, bestand die Hauptfunction der Noaaiden in Unternehmung von Reisen nach Jabme-Aimo, um von den dort weilenden Jabmek, d. h. den Seelen der Verstorbenen, Auskunft auf gewisse Fragen oder auch Trost und Hülfe für ihre Hinterbliebenen zu holen. Zu diesem Zwecke versetzte sich der Schaman durch heftiges Gebahren, Rühren der Runnebomme, Singen und Springen, vielleicht auch durch Narkotika, in einen ekstatischen, somnambulen Zustand, in einen Tollrausch, in welchem er Visionen hatte, und diese eben waren die Wanderung in's Geisterreich. — Glauben und Cult der schwedischen Lappen sind im Wesentlichen ganz

3) Abbildungen s. bei Klemm, III (Tafel 3).

so, wie bei den norwegischen. Nur die Namen der Götter sind andere. Als höchste Gottheit verehren sie den Donnergott, Tiermes geheißen, auch wohl Aijeke (Großvater) genannt. Unter ihm steht, gleichsam sein Statthalter auf Erden, Storjunkare. Eine dritte hochangesehene Gottheit ist die Sonne Baiwe, die Allbeleberin. Hier mischt sich demnach dem Geistercult Gestirndienst bei. So auch bei den Tungusen, deren Obergott Boa heißt. Um diesen gruppiren sich eine Menge von Untergöttern und Untergöttinnen, deren vornehmste die Sonne, Tirgani oder Delatscha. Der Mond, Bega, und die Sterne, Ositka, werden als Schutzgeister der Menschen vorgestellt. Solche sind auch die personifizirten Naturkräfte Tao (das Feuer), Ungja (die Wolken), Dunda (die Erde) und andere. Den wohlwollenden Geistern stehen bösgesinnte entgegen, die Buni. Götzenbilder, Opfer, Handhabung der Zaubertrommel, Unsterblichkeitsglaube, ganz wie bei den Lappen. Das Nämliche gilt von den Buräten und Ostiaken: der burätische Obergott heißt Okodil, der ostiakische Tornim, also selbst dem Namen nach kaum von dem lappischen Tiermes verschieden. Endlich muß bemerkt werden, daß in den Schamanismus der finnisch-uralischen Völker in Asien buddhistische Elemente vielfach eingegangen, wie nicht minder germanisch-skandinavische und christliche in die religiösen Vorstellungen ihrer Stammgenossen im nördlichen Europa. — Noch dürftiger und willkürlicher als die der genannten Nomadenvölker des Nordens sind die religiösen Meinungen der Polarmenschen. In beständigem Ringen mit einer bis zur Grausamkeit herben Natur begriffen, kommt der Mensch der Polargegenden kaum dazu, über sein Wesen sich zu besinnen. Es ist auch wohl nur die Minderzahl der Bewohner jener abschreckenden Küsten und Inseln, welche des Unterschieds zwischen thierischer und menschlicher Existenz sich bewußt wird. Mit diesem Bewußtsein stellt sich unter den Polaren auch die Hoffnung auf eine Fortdauer im Jenseits ein, aber begreiflicher Weise ist diese Vorstellung eine ganz grob materielle. Der Polarmensch glaubt, er werde drüben mühelos leben und recht üppig im Thran schwelgen, zu welchem Behufe er auch seine geliebten Seehunde dort wieder anzutreffen hofft, wie der Lappe seine Rennthiere. Die kosmogonischen Vorstellungen der Kamtschadalen, Grönländer, Eskimos und Aleuten sind ganz gestaltlos und kindisch. Nach grönländischer Ansicht waren früher alle Himmelskörper Grönländer, durch allerlei Abenteuer an den Himmel versetzt. So waren Sonne und Mond, Malina und Anninga, leibliche Geschwister. Anninga verfolgte

die Schwester, um ihr Gewalt anzuthun. Da fuhr sie in die Höhe und wurde zur Sonne, der Bruder ihr nach und wurde zum Mond, als welcher er die Schwester noch immer verfolgt. Der erste Mensch, Kaliak, machte aus seinem Daumen das erste Weib, welches den Tod in die Welt brachte, indem es sagte: Laßt die Alten sterben, damit die Jungen Platz haben. Beachtenswerth ist, daß dieser erste Mensch, gleich dem Numank Machana der Rothhäute, oft für mit dem obersten Gott, dem Weltschöpfer, identisch gehalten erscheint. Uebrigens nehmen die Grönländer zwei höchste Gottheiten an, eine gute und eine böse: jene ist männlichen Geschlechts und heißt Torngarsuk, diese weiblichen und hat keinen Namen. Ihr Verhältniß zu einander ist unklar, denn bald erscheint die weibliche Gottheit als Mutter, bald als Gattin Torngarsuk's. Die Kamtschadalen haben eine ganz nebelhafte Vorstellung von einem höchsten Wesen, das sie Dusdächtschitsch nennen. Unter ihm stehen Untergötter, voran Kutka, der Himmel und Erde schuf. Ein Sohn des Kutka ist Haetsch, der Beherrscher der Unterwelt, wohin die Menschen nach dem Tode kommen. Der eigentliche Götterdienst ist bei den Polarmenschen nicht sehr entwickelt. Die Grönländer haben keine Götterbilder, sondern nur Amulete, in den Jurten der Kamtschadalen muß ein Pflock die Stelle des Idols versehen. Gebete und Opfer kommen nur spärlich vor. Dagegen haben sämmtliche Polaren ihre Schamanen, bei den Grönländern Angekoks genannt, die sich trotz ihrer kindischen Unwissenheit durch ihre Zauberbräuche Ansehen und Nahrung zu verschaffen wissen. Das geistliche Gewerbe nährt in der Region der Nordlichter seinen Mann nicht weniger als unter dem Aequator. Man weiß unter keinem Himmelsstriche von einem verhungerten Priester. Im Uebrigen ist die sittliche Macht der Religion unter den Polaren gleich Null. Insbesondere zeichnen sich Kamtschatka's Bewohner durch einen Grad von Unsittlichkeit aus, wie man ihn in so kalter Zone nicht suchen sollte. Die salzige Fischkost stachelt das geschlechtliche Gelüst, welchem schrankenlos gefröhnt wird. Durch schamloses Beispiel der Eltern nicht nur, sondern auch durch directe Anweisung werden die Kinder schon in zartem Alter zur Unzucht ermuntert und förmlich abgerichtet.

7.

Zu verschiedenen Malen haben die Hochsteppen Mittelasiens erobernde Horden über den Westen ausgeschüttet. Die kriegerischen Nomaden, welche die ungeheure Länderweite zwischen dem Altai, dem Kaspi-See, den Gebirgen von Tübet und dem Korea's Küste bespülenden Meer durchschweiften und theils, wie die Türken, der weißen, theils, wie die Mongolen oder Tartaren, der gelben Race angehörten, fühlten zur Zeit der Blüthe ihrer Kraft den unwiderstehlichen Drang, einem Strom der Verheerung gleich über gebildetere Völker herzustürzen. Die mittelalterlich-christliche Welt hat wohl nie einen größeren Schrecken empfunden als damals, wo die Mongolen, über die Ostgränzen des Erdtheils hereingebrochen, Rußland, Polen und Ungarn mit Mord und Verwüstung erfüllten und das schonungslose Verderben, welches ihre Züge begleitete, bis nach Deutschland hereintrugen. Es hatte den Anschein, als sollte die Herrschaft der Welt diesem Reitervolk zufallen, dessen Aeußeres die Natur mit dem Stempel einer Häßlichkeit bezeichnet hatte, welche, die Racenzüge bis zur Monstruosität steigernd, Grauen einflößen konnte. Allein der Mongolen geschichtliche Thätigkeit war eben nur das Hereinstürmen eines wilden Reitervolkes in die Geschichte, ein tobender Angriff der Barbarei auf die geschichtlichen Mächte. Sowie sich diese, ihren ersten Schrecken bemeisternd, zu ernster Gegenwehr anschickten, wichen die wilden Angreifer zurück und die Flut der Eroberung strömte rückwärts in die Steppen, aus welchen sie gekommen, um sich dort so zu sagen spurlos zu verlaufen. Die Welteroberer von ehemals sind jetzt wieder friedliche Nomaden auf den Triften ihrer Altvorderen. Zu dieser Sänftigung ungeheurer Wildheit hat unstreitig der Buddhismus, welcher schon sehr frühe, schon vor Christi Geburt, unter einigen Stämmen der Mongolen Fuß faßte und jetzt die herrschende Religion der ganzen mongolisch-tartarischen Völkerfamilie ist, das Bedeutendste gethan. Es ist merkwürdig, wie dieser weiche Quietismus dem barbarischen Centaurenvolk zu imponiren wußte. Ueberhaupt war die religiöse Rezeptivität der Mongolen groß. Wir finden deutliche Spuren, daß neben Buddha's Lehre auch die des Confucius von China her, die Zoroaster's von der Südseite des Paropamisos aus, ja sogar das Christenthum,

durch nestorianische Sendboten propagirt, unter dem Volke Tsching Eingang gefunden 1).

Eine solche Empfänglichkeit ist gewöhnlich mit einem gering eigener Productivität verbunden. Die einheimischen religiösen Vorst der Mongolen bestätigen diesen Satz. Sie hatten Dämonen-Cult, man mit Recht die eigentliche Steppenreligion des ganzen mittler nördlichen Asiens genannt hat. Als gute Geister wurden insbeson Seelen der Ahnen verehrt, so recht die mongolischen Familiengötte welchen ihre Angehörigen durch Vermittlung der Schamanen in Verb traten. Als böse Geister waren insbesondere die Stürme, welche di pen durchfegten, persönlich gedacht. Dies weist auf eine Verehru Naturdinge hin und in der That sahen die Mongolen die Sonne u Gestirne, die Elemente, Blitz und Donner, Berge und Flüsse für gö Mächte an und zollten ihnen als freundlichen religiöse Achtung od feindlichen religiöse Furcht. Den vergöttlichten Naturmächten sowo den Dämonen wurde mit Anrufungen, Beschwörungen, Kniebeug und Opfern gedient. Ueber das bunte Gemisch von religiösen An und Bräuchen, welches dem Mongolenreich eigen war, dämmert die Ah des Monotheismus herauf. Tschingiskhan's berühmtes Gesetzbuch sogar an seiner Spitze das Gebot, an einen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, zu glauben, welcher des Lebens und Todes sei und über Alles unumschränkte Herrschaft übe. Im Grunde ist dies nur ein starrer Schicksalsglaube, welchen sich das Volk in seiner Art zure legte, indem es sich dem Glauben ergab, die Schicksalsmacht sei durch Z berei zu bezwingen und zu bestimmen. Der Unsterblichkeitsglaube Mongolen zeichnete sich in Nichts vor den rohen Vorstellungen ihrer nö lichen Nachbarn vom Jenseits aus. Dieses war ihnen nur eine Fortsetz des Diesseits. Eine sittliche und wissenschaftliche Cultur vermochten

1) Diese Anbequemung an Fremdes war im Grunde nur Gleichgültigkeit. S che spricht auch aus den Worten, welche der Groß-Khan Kubilai zu Marco Polo sa „Es gibt vier Propheten, welche von den vier verschiedenen Geschlechtern der W verehrt werden. Die Christen betrachten Christum als ihren Gott, die Saraze Mohammed, die Juden Moses und die Buddhisten Sakjamuni. Ich achte und ehre alle vier und bitte den, der in Wahrheit der höchste unter ihnen ist, daß er helfen wolle.“

sen Vorstellungen der Mongolen nicht zu erzeugen. Auch keine geschichte. Die mongolische Geschichte ist nur die Lebensgeschichte der n Khane. Temudschin, genannt Tschingiskhan[2]), machte das wilde

---

2) Er wurde geboren 1155 oder 1162. Wie die Phantasie aller Völker die rt oder Abstammung ihrer Heroen, Heilande und Propheten mit dem Nimbus Wunderbaren zu umgeben liebt, so hat auch die mongolische Sage dem Geschlecht ngiskhan's einen übermenschlichen Ursprung beigelegt. Sein Ahnherr sei von n in einen schönen Jüngling sich verwandelnden himmlischen Lichtstral gezeugt en. Eine andere Sage nennt den Genius Tegri Tschingiskhan's Vater. Der tliche Eroberer starb 1227 auf seinem siegreichen Feldzug nach Tangud, der Sage vergiftet von Kürbeldschin, der Wittwe des erschlagenen Fürsten von Tangud, er in sein Bett gezwungen. Die Mongolen führten den Todten in die Heimat ck und bei dieser Gelegenheit entstand das folgende Lied (Talvj, a. a. O. 44), es die mongolischen Vorstellungen vom Leben im Jenseits veranschaulicht.

Du des Tegri wunderbar Erzeugter!
Der Menschen Löwe, Tegrisohn, göttlicher Herrscher!
Dein ganzes großes Volk verlassend,
Du Göttlicher, gingest du fort!
In erhabner Geburt.
Deiner würdig, deine Gattin,
Dein festbegründetes Reich,
Deine nach Wunsch geordnete Verwaltung,
Dein treu anhängliches Volk,
Alles ist dort!
Deine liebende, ergebene Gemahlin,
Dein goldener Königspalast,
Dein auf Recht gegründetes Reich,
Dein versammeltes, untergebenes Volk,
Alles ist dort!
Das Land deiner Geburt, das Wasser deines Bades,
Dein fruchtbares, untergebenes Mongolenvolk,
Deine vielen Würdenträger und Edle,
Dein Geburtsort Deligun Buldak am Onon,
Alles ist dort!
Dein aus schwarzen Hengstschweifen gefertigtes Panier,
Deine Pauken, Becken, Trompeten, Pfeifen,
Dein alles Nennbare in sich schließender goldener Palast,
Die Grasfläche von Kerulen, wo du den Thron des Arulad bestiegest,
Alles ist dort!

Meteor des Mongolenthums aufflammen; unter seinen Nachfolgern erlosch es wieder, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit schrecklichen Glanzes. Welteroberung, Eroberung als solche, war der Gedanke des Tschingiskhanismus. So ein Gedanke, alles sittlichen, civilisirenden Gehalts baar, kann keine geschichtliche Macht werden. Viehischer als in den mongolischen Eroberungszügen hat sich die thierische Seite des Menschen niemals geoffenbart. Die Geschichte dieser Züge ist eine Geschichte des Bestialismus. Die Welt zu erobern, um sie zu erobern, stimmte Tschingiskhan sein furchtbares Halla! an, welches der Czarismus, von den Mongolen erzogen, nachmals in das russische Hurrah! übersetzt hat. Des Mongolenthums Geist — wenn dieses Wort hier nicht ein Mißbrauch ist — hat prägnant dargelegt Tschingiskhan's Ausspruch, eines Mannes größte Lust sei, seine Feinde zu besiegen, sie vor sich herzutreiben, ihre Habe ihnen zu rauben, die ihnen Theuren in Thränen zerfließen zu sehen, ihre Pferde zu reiten und ihre Frauen und Töchter zu schänden.

Die in früher Jugend dir angetraute treffliche Gemahlin Bürte Dschuschin,
Dein glückliches Land und großes Volk Borchatu-Chan,
Deine zwei vertrauten Freunde Bogordschi und Muchuli,
Dein allenthalben fest begründetes Reich und Herrschaft,
Alles ist dort!
Deine gottmenschliche Gemahlin, Dame Chulan,
Deine Lauten, Flöten und übrigen Instrumente,
Deine schönen zwei Gemahlinnen Dschissu und Dschissuken,
Dein Alles in sich vereinigender goldner Palast,
Alles ist dort!
Weil die Gegend von Charguna warm ist,
Weil die besiegten Tangud zahlreich sind,
Weil Dame Kürbeldschin schön war,
Hast du dein altes Mongolenvolk verlassen,
Mein Herrscher!
Deinem kostbaren Leben konnten wir nicht zum Schilde dienen,
Doch deine dem Edelstein Chas gleiche Hülle wollen wir geleiten,
Deiner Gemahlin Bürte Dschuschin sie zu zeigen,
Den Wünschen des ganzen großen Volkes genugthun.

8.

Ausgezeichnet vor allen übrigen Indogermanen durch körperliche Wohlgestalt und ihrer Frauen sprüchwörtlich gewordene Schönheit, haben die Bewohner des Kaukasus durch ihre heroischen Kämpfe gegen den mongolisch-moskowitischen Eroberungsdrang die Sympathie Aller gewonnen, welche in die Prosa und Gemeinheit unserer Zeit nicht bis zu einer Tiefe versunken sind, wo Freiheitsstolz, Männerwürde und nationales Hochgefühl unbekannte Dinge und Klänge. Die Tscherkessen, unter welchen wir zunächst alle Bewohner der Thäler und Hochebenen verstehen, über die hinweg der Elborus majestätisch sich erhebt, stehen schon mehr diesseits der Gränzlinie zwischen Naturdasein und Civilisation und dennoch haben sie durch die letztere noch nicht im Entferntesten sich entnerven lassen. Jeden Augenblick bereit, thatsächlich, nicht blos phraseologisch, für ihres Landes Unabhängigkeit Gut und Blut zu wagen und zu opfern, besitzen sie im höchsten Grad das, was der Römer mit seinem Wort Tugend (virtus) bezeichnete, das Aufsichgestellte, Mannhafte, Wehrfreudige. Es ist ein tüchtiges Geschlecht an Körper und Geist; vorragend unter ihnen an physischer Stärke und Schönheit, wie an sittlicher Kraft sind die Adighestämme.

Dieser Stämme große Aehnlichkeit mit unseren germanischen Altvordern in körperlicher und geistiger Anlage, in sozialen Einrichtungen und religiösen Vorstellungen ist allen Reisenden aufgefallen, welchen es gelang, in die Aule des Tscherkessenlandes vorzudringen oder sonst aus echten Quellen über dessen Zustände sich zu unterrichten [1]). In Wahrheit, wer, unserer vaterländischen Alterthümer Freund, nach Vergleichungspunkten sucht, kann hier zwanglos solche finden. Abgesehen von der überraschenden Aehnlichkeit des Charakters und der Sitten unserer germanischen Ahnen mit denen der Bergbewohner des Kaukasus, existirt unter den Adighestämmen eine gesellschaftliche Gliederung, welche der in unseren alten Rechtsbüchern fest-

1) Deutsche Hauptwerke über den Kaukasus und die angränzenden Länder: Klaproth's Reise in den Kaukasus, Eichwald's Reise auf dem kaspischen Meer und in den Kaukasus, Koch's Reise nach dem kaukasischen Isthmus, Bodenstedt's Völker des Kaukasus, Wagner's Reisen nach Kolchis und in das armenische Hochland. Vgl. auch Klemm, IV, 8 — 113.

gestellten ganz analog ist. Die vier Stände der Adighe: Pschis (Fürsten), Usden (Edle), Tschokolts (Hörige) und Pschilt (Sklaven), entsprechen genau den vier altdeutschen: Edelinge (nobiles), Freie (ingenui), Hörige (liti) und Sklaven (servi). Auch jener poetische Sinn und Seelenschwung, welcher nach des Tacitus Zeugniß die germanischen Wälderweiten von Liedern zum Preise heroischer Thaten widerhallen machte, ist unter den Tscherkessen heimisch. Einzelner Helden oder ganzer Stämme ruhmreiche Abenteuer werden in Gesängen und Sagen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und der fahrende Sänger ist in den Aulen der Tscherkessen nicht weniger willkommen, als er es auf den Höfen unserer Ahnen war. Die Aehnlichkeiten zwischen den beiden Völkern spielen auch ins religiöse Gebiet hinüber. Ist es doch schon bedeutsam, daß die Tscherkessen alte Eichen mit dem Gefühl religiöser Ehrfurcht betrachten und daß auch bei ihnen dunkle Haine die Lieblingsstätten der Andacht sind. Der Islam hat zwar die alteinheimische Volksreligion der Kaukasusthäler äußerlich bewältigt und auch christliche Einflüsse haben sich mehr oder weniger bemerkbar gemacht. Aber wie die alten Sachsen hinter dem Rücken der ihnen aufgezwungenen Christenpriester und ihrer Dogmen ihren nationalen Göttern ein liebevolles Andenken bewahrten, so ließen und lassen sich die Tscherkessen durch die mohammedanischen Mollah's nicht verhindern, ihrer alten Götter zu gedenken. Weil ihnen von Uralters her die Ahnung einer höchsten, als Geist gefaßten Gottheit innewohnte, — wie das auch bei den Germanen der Fall war — so konnten sie sich dem Glauben an Allah, welchen der Koran befiehlt, unschwer bequemen. Allein neben dem Glauben an Allah lebt noch der alte Naturdienst, in welchem voransteht die Verehrung des Donnergottes Schibleh (Jele, Ilja), welcher, zugleich auch des Krieges und der Gerechtigkeit Verwalter, die Attribute der germanischen Götter Odhin, Donar und Zio in sich vereinigt. Außer dem Donnergott verehren die Tscherkessen noch andere Personificationen von Naturmächten: so den Feuergott Tleps, der Wasser und der Winde Gott Seoseres, der Wälder Gott Misitcha (Mosite, Meste). Unter dem Namen Mariam oder Meriam huldigen sie der Gottesmutter, entweder durch christlichen Einfluß dazu bewogen oder aber an jenen Namen die Erinnerung der altheidnischen Allmutter knüpfend. Sie haben keine Götterbilder und keine Tempel, wohl aber heilige Stätten, Haine nämlich und Bergspitzen. Auch eigentliche Priester haben sie nicht, aber durch strenge Tugend, Weisheit, Patriotismus und Tapferkeit ausgezeichnete

Männer genießen priesterlichen Ansehens. Auf solcher Grundlage erbaute sich Schamyl's Macht über seine Landsleute. Ihre Vorstellungen vom Leben im Jenseits sind echt germanisch, sofern sie glauben, daß die Lust des Krieges, der Jagd und des Zechens mit in's jenseitige Dasein hinüberwandere. Statt deutschen Bieres wird jedoch in der tscherkessischen Walhalla der dunkelrothe Wein Kachetiens getrunken, und statt von spröden, blauäugigen Walküren, werden die seligen Krieger des Kaukasus bei ihren Gelagen von den feurigen schwarzäugigen Houris des mohammedanischen Paradieses bedient.

Drittes Kapitel.

Die Azteken in Mexiko.

1.

Nicht ohne ein gewisses Gefühl der Befriedigung lassen wir die Beschäftigung mit dem religiösen Vorstellen und Thun der Naturvölker hinter uns[1]). Hat doch die Betrachtung des Unfertigen und Gestaltlosen wenig Reiz und wirkt die Untersuchung halber Bildungen, mißrathener Versuche und unreifer oder vor der Zeitigung verfaulter Zustände weit mehr ermüdend als anziehend. Da, wohin wir jetzt uns wenden, haben wir schon festeren Boden unter uns, und anschaulichere Gestaltungen vor uns. Die alten Culturvölker der neuen Welt, die Azteken und Peruaner, haben eine abgeschlossene Geschichte: das gibt ein faßliches Bild. Die Chronisten der spanischen Conquista haben ein sehr reiches ethnographisches Material zusammengebracht, und wenn auch viele vorgefaßte Meinungen, viele Nichtverständnisse und Mißverständnisse darin mitunterlaufen, so hat unpar-

---

1) Vielleicht wird in der voranstehenden Skizze der religiösen Anschauungen und Bräuche der Naturvölker die Erwähnung der Beduinen vermißt. Ich hielt aber für passend, erst im 6. Buch von dem religiösen Naturalismus der Araber zu handeln, um damit die Betrachtung des Mohammedanerthums einzuleiten.

teiische Kritik uns dennoch gelehrt, daß wir Grund haben, dankbar gegen Männer zu sein, welche da Belehrung suchten, wo die Masse ihrer Landsleute nur Gold zu finden trachtete, und humanes Gefühl genug besaßen, der Nachwelt das fleißig gezeichnete Bild fremdartiger, dem Untergang geweihter Gesellschaften zu überliefern. Dennoch reicht die Quellenfülle, welche in Bezug auf Anahuac und das Land der Inkas uns eröffnet ist, lange nicht aus, alle die Räthsel zu lösen, welche die neue Welt dem Historiker aufgibt. Wie die Staaten von Mexiko und Peru zur Zeit der Eroberung durch Cortez und Pizarro beschaffen waren, das wissen wir; aber das Werden dieser Reiche angehend, ist unsere Kenntniß noch ziemlich unsicher, und was gar die Zustände betrifft, welche in dem Tafelland von Mexiko und bis gegen die Landenge von Panama hinab den aztekischen vorangingen, so ist in dieser Richtung noch ein weites Feld der Forschung anzubauen, bevor sichere Resultate gewonnen werden können.

Der Anfang ist gemacht. Die Entdeckungen, welche einer Anzahl von Reisenden in Centralamerika und den südlichen Provinzen von Mexiko glückten, sind wohlgeeignet, die Blicke der Forscher auf jene Gegenden zu lenken. Voranstehen an Umfang und Gründlichkeit die Untersuchungen der zwei Nordamerikaner Squier[2]) und Stephens[3]), welche, mit der Autorität diplomatischer Agenten bekleidet, vollauf Mittel besaßen, die Ruinen einer untergegangenen Cultur aufzusuchen und zu durchforschen. Die architektonischen Ueberbleibsel und Skulpturfunde, welche sie und Andere bei Palenque und Ocozingo in Chiapas, bei Mitlan, Tikal und Dolores in Guatemala, bei Copan in Honduras, auf den Inseln der Seen von Nicaragua, bei Uxmal in Yucatan trafen, lassen, zusammengehalten mit den alten Pyramidenbauten von Cholula und Teotihuacan auf der mexikanischen Hochebene, mit Sicherheit schließen, daß in jenen Gegenden dermaleinst, vor der aztekischen Herrschaft nämlich, eine Cultur gewaltet, welche zur Zeit der spanischen Eroberung eine bereits verschollene war. Gelingt es, die stumme Sprache, welche die Palastruinen von Palenque[4]) und die anderwärts

---

2) Nicaragua, 1852, (deutsch v. Höpfner, 1854).

3) Incidents of travel in Central-America, Chiapas and Yucatan, 1852, (deutsch v. Höpfner, 1854). Beide Werke sind, auch in der deutschen Ausgabe, mit vortrefflichen Abbildungen der darin beschriebenen Alterthümer ausgestattet.

4) S. d. Beschreib. derselben bei Stephens, deutsche Ausgabe S. 443 ff. Ueber

aufgefundenen Tempeltrümmer, Götterbilder und Hieroglyphen reden, zu entziffern und zu deuten, so wird, dürfen wir annehmen, die Geschichte mit wesentlichen neuen Aufschlüssen bereichert werden, und vielleicht die Meinung Solcher, welche in Amerika die Sitze urältester Civilisation suchen, festere Stützen erhalten.

Uns beschäftigen für jetzt die Mexikaner und Peruaner. Was bis dahin mit verhältnißmäßiger Klarheit über die Ursprünge beider Völker, oder, genauer gesprochen, der herrschenden Stämme unter ihnen zu unserer Kenntniß steht, scheint die Annahme zu sichern, daß Asien das Stammland derselben sei. Frühzeitige Einwirkungen der weißen Race auf die kupferfarbige sind, sowohl bei den Azteken als bei den Peruanern, mit Bestimmtheit anzunehmen. Darauf weisen die Culturmythen beider Völker in höchst merkwürdiger Weise hin. Die Helden dieser Mythen, auf welche wir zu sprechen kommen werden, sind von weißer Farbe und langbärtig. Hierauf, sowie auf religiöse, sittliche und soziale Analogien, hat man eine Menge von Hypothesen gebaut, oft wunderlichste. Karthager, Griechen, Römer sollen Colonien in Amerika angelegt haben, die verloren gegangenen Stämme Israels dahin gezogen sein. Andere nehmen an, die Einwirkungen der weißen Race auf die rothe seien vermittelt worden durch jene europäischen Seefahrer, welche vom 10. bis ins 14. Jahrhundert von Grönland, Island, Irland und Wales aus, an die Küsten der neuen Welt gelangten. Daß Einwirkungen von dieser Seite her stattgefunden, ist möglich, wahrscheinlich sogar, aber es waren vereinzelte, keine massenhaften. Diese können wohl nur von Asien ausgegangen sein, und vielleicht sind die räthselhaft aus ihren früheren Sitzen am Nordrand von Hochasien verschwundenen Tschuden das Stammvolk der Völker von Westamerika [5]). In die Augen springende Vergleichungspunkte bieten sich dar zwischen den Culturvölkern Ostasiens einerseits und den Azteken und Inkas andererseits. Auch die alten Aegypter kommen hier in Betracht. Das Vorherrschen des Schlangenbildes als religiösen Symbols ist den Azteken mit ihnen gemeinschaftlich. Auch hatten die Mexikaner eine sehr ausgebildete Bilderschrift, gleich den alten Bewohnern des Nilthals, deren Baustyl (Pyramidenbau) sich in Mexiko eben=

---

das Künstlerische der centralamerikanischen und mexikanischen Baudenkmale und Sculpturen vgl. Kugler, Handbuch der Kunstgesch. 2. Ausg. S. 24 ff.

5) Wutike, Gesch. d. Heidenthums, I, 350.

falls vorfindet. Im aztekischen Unsterblichkeitsglauben begegnet uns die indische und ägyptische Idee der Seelenwanderung. Der aztekische Kalender zeigt Verwandtschaft mit dem indischen, und ein bedeutsamer indogermanischer Anklang findet sich in der aztekischen Bezeichnung der Gottheit. Das Wort Teotl (Gott) mit seinen Ableitungen Teules (Götter) und Teokalli (Gotteshäuser) erinnert auffallend an die Bezeichnungen Gottes und des Göttlichen in den indogermanischen Sprachen [6]). Das Regiment der Inkas in Peru hat etwas ganz Chinesisches. Der peruanischen, wie auch der aztekischen Bureaukratie Vorbild kann man ohne Zwang in China finden. Wie hier, war auch unter den beiden großen Culturvölkern von Alt-Amerika, namentlich aber in Peru, die ganze Bewegung des Staatslebens nicht nur, nein, des Staates Existenz oder Nichtexistenz an die Person des Herrschers geknüpft. Chinesisch abgezirkelte Hofetikette in Tenochtitlan und Cuzko, an welchem letzteren Ort der Inka alljährlich einmal mit goldenem Pflug die Erde pflügte, wie es der Sohn des Himmels zu Peking noch jetzt zu thun pflegt. Chinesenhaft war auch die sorgfältige Landbebauung und dichte Bevölkerung in Peru. Alles das und Anderes noch [7]) ließe sich freilich auch so erklären, daß von Amerika aus westwärts hin nach Asien ein Völkerwanderungsstrom sich ergossen und in dieser Richtung der Zug der Civilisation gegangen. Allein hiegegen sprechen doch wohl die Völkerwanderungssagen, wie sie unter den Stämmen der Rothhäute noch jetzt umgehen. Diese Sagen erzählen übereinstimmend von westwärtsher geschehenen Einwanderungen über eine Meeresstraße, welche nachmals zugefroren sei (Behrings-Straße). Auch die indianischen Sagen vom Diluvium scheinen offenbare Ableger der asiatischen zu sein, und merkwürdiger Weise fanden Spix und Martius bei einem brasilianischen Indianerstamm den Nachklang der Sage vom babylonischen Thurmbau, im Anfange der Welt sei ein himmelhohes Haus gebaut worden, durch dessen Einsturz die Vielheit der Völker entstand. Wenn aber auch die Abstammung der amerikanischen Culturvölker von Asien hergeleitet werden mag, immerhin haben sie sich eigenthümlich entwickelt, und bleibt zwischen ihnen und den asiatischen

---

6) Deva, dews, θεος, deus, Teut. Vgl. Buch 2, Kap. 1, 4, Note 5.

7) Z. B. der Umstand, daß die peruanische Knotenschnurschrift (Quippus) in ältester Zeit auch bei den Chinesen gebräuchlich war. Dann auch die Thatsache, daß die Schädelbildung der Mexikaner mit der der Ostasiaten übereinstimmt.

Culturvölkern der charakteristische Unterschied, daß die letztern der europäischen Cultur, bei Berührung mit derselben, zum Trotz bestehen konnten, während die amerikanischen vor ihr erlagen.

2.

Anahuac, der alte Name für Meriko, bezeichnete das Land zwischen dem merikanischen Golf und dem stillen Ozean. In diese durch Bodenreichthum, Klima, Schönheit und Größe der Natur und natürliche Hülfsquellen aller Art ausgezeichnete Gegend kam in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von Nordwesten her ein Volk gezogen, welches den Namen der Tolteken führte und das Land, aus welchem es kam, Huehuettlapallan (Altrothland) nannte. Sie waren friedliche Ackerbauer, doch aber war ihr Sonnen- und Schlangencult mit Menschenopfern verbunden. Nachdem sie beinahe vier Jahrhunderte lang Anahuac innegehabt, brachen Pest, Hungersnoth und vom Norden her einwandernde Barbaren [1]) über die Tolteken herein (um 1051). Sie wurden durch diese Katastrophe zersprengt und zerstreut. Ein kleiner Theil blieb in Anahuac zurück, insbesondere in Cholula festgesessen, wie ein Sauerteig der Civilisation inmitten der Uncultur; die größere Anzahl flüchtete südwärts und südostwärts, in ihrer Zerstreuung überall Spuren von Bildung zurücklassend, in Centralamerika und bis in den Norden von Südamerika hinein, ohne jedoch, wie man annehmen zu müssen geglaubt hat, bis nach Peru vorzudringen. Die bedeutendste geistige Spur, welche die Tolteken in Anahuac zurückgelassen, ist der Culturmythus von Quetzalkoatl. Das war der Stifter ihrer Religion, der Begründer ihrer Cultur. Eine Art toltekischen Saturn's, lehrte er, gegen die Menschenopfer eifernd, milde religiöse Bräuche, ferner den Ackerbau, das Metallschmelzen und staatliche Einrichtungen. Die Sage bezeichnet ihn als einen Mann von weißer Farbe und starkem Bart. Auf dem Vulkan Kotcitepek in der Nähe der toltekischen Hauptstadt Tula, lag er Kasteiungen ob. Verkündigte er Orakel und Gesetze, so that er es von der Spitze des Berges herab [2]). Aber das goldene Zeitalter der

1) Oder die empörten Ureinwohner?

2) Man muß dabei unwillkürlich an Moses und den Sinai denken.

Tolteken unter Quetzalkoatl hatte keine Dauer. Durch einen listigen Volksverführer wurde der Prophet vertrieben. Er ging nach Cholula, wo er zwanzig Jahre regierte und nach seinem Weggehen vergöttert wurde, aber so wenig in seinem Sinn und Geist, daß ihm Menschenopfer fielen. Ihm zu Ehren wurde jener kolossale Pyramidenbau oder vielmehr Pyramidenhügel aufgeworfen, welcher die Besucher Cholula's noch jetzt in Erstaunen setzt. Auf der Spitze desselben stand der prachtvolle Tempel, welcher Cholula zur heiligen Stadt Anahuac's machte [3]) und sie mit einem Pilgergedränge erfüllte, welches dem in den Gassen von Benares wenig nachgegeben haben soll [4]). Von Cholula weiter ostwärts gegangen, verschwand der Culturheros. Die Sage läßt ihn nach den Ursitzen seines Volkes zurückkehren, und knüpfte an seine Wiederkehr messianische Hoffnungen. Diese wurden nachmals von den Azteken adoptirt. Das unglückliche Volk hielt daher Anfangs den vom Sonnenaufgang gekommenen Conquistador Cortez allen Ernstes für den zurückgekehrten Quetzalkoatl.

Ungefähr hundert Jahre nach dem Verschwinden der Tolteken aus Anahuac, erschienen daselbst die rohen Chichimeken, welchen andere Einwanderer baldigst folgten. Es waren sieben Stämme der Anahuatlaken [5]) und vortretend unter ihnen die Tlaskalaner und die Azteken. Die letzteren machten sich allmälig zum herrschenden Stamm; nur die Tlaskalaner bewahrten ihre republikanische Selbstständigkeit.

Mitten in die Hochebene von Anahuac ist eine weite Thalsenkung eingelagert, wo die ringsher von den Gebirgen niedersteigenden Wasser in mehreren Seebecken sich sammeln. In dem weitesten derselben, dem See von Tezkuko, liegen drei Inseln, und auf der größten ließen sich die Azteken nieder und gründeten ihre Stadt Tenochtitlan [6]), welche, den Europäern unter dem von dem Kriegsgott Mexitli hergeleiteten Namen Mexiko bekannt, das

---

3) Das Heiligthum wird ausführlich geschildert durch den Pater Sahagun, einen der Hauptquellschriftsteller über mexikanische Alterthümer: hist. de Nueva Espana, I, 3.

4) Vgl. Prescott, Gesch. d. Eroberung v. Mexiko, deutsche Uebers. I, 389.

5) D. h. Leute, die am Wasser, in Anahuac, wohnten. Müller, Geschichte d. amerik. Urrelig. S. 526.

6) Der Name bedeutet: Tunal (eine Cactusart) auf einem Stein. Prescott, I, 13. Nach Clavigero's Zeitberechnung wurde die Statt 1325 gegründet.

Venedig der neuen Welt werden sollte. Die Azteken gaben in ihren Sagen den tiefen Norden als ihre Urheimat an und nannten dieselbe Aztlan, sich selbst Aztekatl[7]). Sie führten zuerst auf ihrer Insel ein von den unwohnenden Stämmen sehr bedrängtes Leben. Das änderte sich aber rasch, nachdem sie sich die im Lande noch vorhandenen Ueberreste der toltekischen Cultur angeeignet und mit den am östlichen Ufer des See's niedergelassenen Akolhuanern verbündet hatten, welche von ihrer Hauptstadt Tezkuko gewöhnlich Tezkukaner genannt wurden. Dieser Bund der beiden Staaten wurde bis zu ihrem Untergange beiderseits treulich gehalten. Unter elf Königen, die Mexiko nach einander beherrschten, erweiterten die Azteken ihre Macht und ihren politischen Einfluß immer mehr. „Als letzte Eroberungen wurden noch Guatemala und Yucatan dem Reiche einverleibt, welches zur Zeit der Landung der Conquistadoren demnach, wenn man Tezkuko und Tlaskala abrechnet, ein weiteres Gebiet umfaßte, als jenes, welches das Vicekönigreich Neu-Spanien bildete. Aber war das Wachsthum der aztekischen Macht ein unverhältnißmäßig rasches, so war ihr Sturz noch rascher. Unter der Regierung Montezuma's II., welcher 1502 den Thron bestiegen, erfolgte die schreckliche Katastrophe. Im Frühjahr 1519 landete Hernando Cortez mit seiner Handvoll Abenteurer an der Küste von Mexiko. Im November zog er, dem aztekischen Herrscher als Gast sich aufzwingend, in Tenochtitlan ein, von Montezuma mit einem aus Ehrfurcht und Grauen gemischten Gefühle empfangen. Der unglückliche Monarch empfing die weißen, bärtigen Fremdlinge als Kinder der Sonne und Abkömmlinge Quetzalkoatl's, und war doch zugleich, vom Empfang der ersten Nachricht ihrer Landung an, von dem geheimen Vorgefühl gepeinigt, daß es nun mit seiner und seines Volkes Herrlichkeit zu Ende sei. Er starb elendiglich, inmitten seiner Hauptstadt ein Gefangener in den Händen der schrecklichen Fremdlinge. Vergebens unternahm sein hochsinniger Nachfolger Quauthemozin den heldenhaftesten Widerstand gegen die Eindringlinge. Die Stunde des Aztekenreichs war gekommen. Sie war lange schon vorbereitet worden durch des tyrannischen Joches Schwere, welches die Azteken den Völkern

7) Die Azteken leiteten diesen ihren Volksnamen her von Azatl (weißer Flamingo), indem sie sich nach indianischer Art (Kräheninbianer, Fuchsindianer u. a. m.) mit einem Thiernamen bezeichneten. Wahrscheinlich stammt er von atzaqua, d. i. Wasserstauen, auf die Inselbauten der Azteken zurückweisend. Vgl. Müller, S. 531.

von Anahuac aufgelegt hatten. Ohne die Bundesgenossenschaft der Tlaskalaner, welche die unausgesetzten Angriffe der Mexikaner auf die Freiheit ihres Berglandes zu ingrimmigen Feinden derselben gemacht, ohne die Beihülfe anderer gegen die aztekische Gewaltherrschaft empörten Völker, wäre es dem großen Conquistador unmöglich gewesen, sein märchenhaft kühnes Unternehmen zu einem so glanzvollen Ende zu führen. So aber konnte Cortez, nachdem er mit seinen Spaniern nach Montezuma's Tod in der berühmten Nacht der Trübsal (la noche triste, vom 1. auf den 2. Juli 1520) aus Tenochtitlan war hinausgeworfen worden, an der Spitze von fast 200,000 Kriegern zur Belagerung der Stadt zurückkehren. Von den Mauern und Dämmen derselben aus kämpften 300,000 Azteken einen Kampf der Verzweiflung gegen die Angreifer, bis im folgenden Jahre diese über Trümmer und Leichen in die ausgehungerte Inselstadt einzogen (am 13. August 1521). Reich und Geschichte der Azteken waren zu Ende. Die schändliche Ermordung des gefangenen Helden Quauthemozin besiegelte die Eroberung und die Bekehrung der Besiegten zur „Religion der Liebe“ mit Schwert und Feuer nahm ihren Anfang.

3.

In den religiösen Vorstellungen der Azteken mischen sich in seltsamer Weise die Wildheit ihres Stammcharakters und die Adoption toltekischer Milde. Ihre Religion erscheint daher, wenigstens so, wie wir jetzt sie kennen, als ein Nebeneinander unvermittelter Elemente. Wir finden bei ihnen die Vergötterung des Culturheros Quetzalkoatl neben der Verehrung blutdürstiger Dämonen. Es scheint in diesem Erobervolk der neuen Welt Etwas von der Oberflächlichkeit oder Politik des religiösen Lebens der Römer gewesen zu sein, welche ja auch ohne Bedenken neben die Altäre der Götter des alten Latium die der Götter Griechenlands, Aegyptens und Asiens stellten.

In der Verehrung des Sonnengottes Teotl durch die Azteken zeigt sich eine Ahnung von Monotheismus und Deismus. Aber es ist voreilig, daraus zu schließen, wie Prescott gethan[1]), daß die Mexikaner an einen

1) A. a. O. S. 46.

unkörperlichen, unsichtbaren, einzigen Gott geglaubt hätten. Wenigstens hat sich die monotheistische Idee im religiösen Bewußtsein der Menge bis zur Unkenntlichkeit zersplittert und verflüchtigt, wenn auch einzelne bevorzugte Geister sie festgehalten haben mögen [2]). Schon die Wesenheit Teotl's zerfiel in der Vorstellung des Volkes in zwei Götter, in den Sonnengott Tonatiuh und die Mondgöttin Mezli. Neben solchem Gestirndienst

2) Nach dem Zeugnisse des Fernando de Alva Ixtlilxochitl, der, ein Abkömmling der tezkukanischen Dynastie, bald nach der Conquista antiquarische Werke über die Geschichte seines Heimatlandes schrieb, war der große König von Tezkuko, Nezahualkoiotl, welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts regierte, der ausgezeichnetste dieser bevorzugten Geister, und da Alles, was wir von ihm wissen, ihn zu einem Culturhelden stempelt, erscheint auch das glaubhaft, was sein Nachkomme in religiöser Beziehung von ihm erzählt. Nezahualkoiotl, seine Pflichten als Regent durchaus musterhaft erfüllend, äußerte bei einer Gelegenheit über die nationalen Götter, daß diese Götzen aus Holz und Stein, weder hören noch fühlen könnten, daß unmöglich sie das Weltall erschaffen haben könnten, und daß demnach dieses das Werk eines unbekannten, mit Allmacht ausgestatteten Gottes sein müsse. Daher baute er einen prächtigen Tempel dem unbekannten Gott, der Ursache der Ursachen (al Dios no conocido, causa de las causas). Dem durfte nicht mit Blutopfern, sondern nur mit Gebet, Weihrauch und Blumenduftopfern gedient werden. Der philosophische König war auch Dichter. Wenn folgende Variation des Thema: Alles ist eitel! wirklich von Nezahualkoiotl herrührt, so darf man ihn, dächte ich, unbedenklich den Salomo der rothhäutigen Race nennen ,,Alle Dinge auf Erden haben ihr Ziel; in der fröhlichsten Laufbahn ihrer Eitelkeit und ihres Glanzes versagt ihnen die Kraft und sie sinken in Staub dahin. Die ganze Welt ist nur ein Grab. Bäche, Flüsse, Ströme bewegen sich ihrer Bestimmung zu. Nicht ein einziger fließt zurück zu seiner lieblichen Quelle. Sie rauschen vorwärts und eilen, sich in tiefen Busen des Weltmeers zu begraben. Die Dinge von gestern sind heute nicht mehr, und die Dinge von heute werden vielleicht morgen aufhören. Der Kirchhof ist von ekelhaftem Staub der Körper voll, die einst von lebendigen Seelen bewegt wurden, die auf Thronen gesessen, Versammlungen vorgestanden, Heere befehligt, Landschaften unterjocht, göttliche Verehrung geheischt hatten, von Glanz, Macht und Herrschaft aufgeblasen waren. Aber diese Herrlichkeiten alle sind verschwunden, dem Rauch gleich, der aus des Popokatepetls Schlund aufsteigt, ohne ein anderes Gedächtniß ihres Daseins, als den Bericht auf den Seiten des Geschichtsschreibers. Der Große, der Weiße, der Tapfere, der Schöne, ach, wo sind sie jetzt? Sie sind alle mit der Erdscholle vermischt, und das, was ihnen geschehen ist, wird auch uns begegnen und denen, die nach uns kommen werden.'' Es folgt dann noch eine Vertröstung auf den Himmel, die aber zu spezifisch christlich klingt, als daß sie nicht eher dem Ixtlilxochitl als seinem Vorfahr zugeschrieben werden müßte. S. die Belegstellen bei Prescott, I, 154 ff.

stand die Verehrung elementarer Mächte und eigentlicher Dämonencult, welcher letztere persönlich und wirklich gedachte Geister, nicht blos „blasse Naturseelen“ [3]), zum Gegenstand hat. Außerdem macht sich uralter Thierdienst bemerkbar, dessen Hauptgegenstand in frühester Zeit die Schlange gewesen sein mag. In den bildlichen Darstellungen der Götter kam dieses Thier auch später außerordentlich häufig vor: die Schlange blieb geradezu die charakteristischste Figur der religiösen Bildnerei der Azteken. Ueberall erschien dieselbe. Im Vorschritt von der Verehrung der sinnlichen Naturdinge zum Geistercult entfaltete sich die religiöse Idee zu einer bunten Vielheit von Göttern und Genien. Die Elemente, die Lebensbedürfnisse, die Verrichtungen des Lebens, der Jahreszeiten wechselnde Erscheinung, menschliche Seelenzustände, Blumen, Blüthen und Früchte, Anmuthiges und Furchtbares, Krieg und Frieden, — Alles und Jedes erhielt seinen Gott oder Schutzgeist. Daher kam es, daß die Azteken zuletzt an dreihundert göttliche Mächte verehrten, von welchen jedoch nur dreizehn mehr in den Vordergrund traten. Nicht also ein monotheistisches, sondern ein dumpf und unklar pantheistisches charakterisirt die aztekische Religion.

In ihrer erfreulichsten Gestaltung stellt sich diese dar, wenn sie dem Gedanken der Civilisation göttliche Bedeutung verleiht. Der Vergötterung des Culturheros Quetzalkoatl ist schon gedacht worden. Neben ihm stand hochgeehrt die Centeotl, die Ceres Anahuacs, die große Culturgöttin, Schirmerin des Ackerbaus, mit dem Ehrennamen der Ernährerin der Menschen (Tonkajohua) bezeichnet und wahrscheinlich identisch mit der Göttin Tonantzin, d. h. unsere Mutter. Ihr Sinnbild war die Schlange, welche ja auch in den Mysterien der griechischen Demeter vorkommt. Wie eine freundliche Gefährtin erscheint die Koatlicue oder Koatlantana, die Göttin der Pflanzen, Blüthen und Blumen, die aztekische Flora, neben der Centeotl, welche letztere, in kosmogonischer Auffassung, unter dem Namen Cihuakoatl (Schlangenfrau) und in bildlicher Darstellung von einer Schlange und einem Zwillingsknabenpaar begleitet, eine Art Eva Amerikas vorstellt. In voraztekischer Zeit war ihr Cultus ein friedlicher, Maiskolben wurden ihr zum Opfer dargebracht; unter den Azteken wurde auch dieser milden Gottheit Dienst ein blutiger, und man brachte ihr Menschenopfer.

---

3) Wuttke, a. a. O. I, 253.

In den Frühling fiel ihr großes Fest, auf welches das ganze Volk durch Blutlassen an Ohren, Zunge, Nase, Armen und Schenkeln sich vorbereitete. Eine dritte weibliche Gottheit war die Jagdgöttin Mixkoatl, und zum Beweis, wie sehr der Geistercult in's Einzelne ging, führen wir an die Huixtocihuatl, die Göttin des Salzes. Unter den elementaren Göttern waren vortretend Xiuhteuktli und Tlalok, jener des Feuers, dieser des Wassers Gott. Wie in jedem Natur- und Dämonendienst wurde auch im aztekischen das Einwirken feindlicher Mächte anthropomorphisirt. Die Azteken glaubten daher nicht blos an gute, sondern auch an böse Geister. So an den schadenfrohen Dämon Tlakatekolotl, in welchem einige den Widerpart des obersten guten Gottes Teotl, also den Teufel der mexikanischen Religion sehen wollen. Allein wie im Teotl nicht die reine Gottesidee zum Bewußtsein kam, so auch im Tlakatekolotl nicht die reine Teufelsidee. Beiden Begriffen fehlte die sittliche Bedeutung[4]). Diese gehört nothwendig zur Herstellung des stricten Dualismus von Gott und Teufel, wie ihn zuerst das Zoroasterthum entwickelte und dessen raffinirtester Ausbildung wir im Christenthum begegnen werden. Prononcirter als die dualistische Idee des Guten und Bösen, trat in der aztekischen Religion die Schicksalsidee zu Tage. Daher das große Gewicht, welches in Anahuac auf Traum-, Zeichen- und Gestirndeutung gelegt wurde.

In der Verehrung von zwei Gottheiten jedoch hat das religiöse Bewußtsein der Azteken vornehmlich seine Befriedigung gefunden. Diese zwei Götter waren Tezkatlipoka und sein Bruder Huitzilopotchli, und in ihnen kommt allerdings ein dualistischer Gedanke zur Offenbarung, wenn schon nicht in dem Sinne des zoroastrischen oder christlichen Dualismus von Gott und Teufel. Indische Analogien vielmehr passen hieher. Tezkatlipoka nämlich mag mit dem indischen Varuna oder Vischnu, dem Beleber und Erhalter der Welt, verglichen werden, Huitzilopotchli mit dem indischen Agni oder Siva, dem Zerstörer, der aber, wie jener, seiner schrecklichen Eigenschaften ungeachtet, in der Meinung der Sivadiener ein seinen Gläubigen wohlgeneigter und wohlthuender Gott ist. Mit andern Worten: Tezkatlipoka ist die positive, Huitzilopotchli die negative Erscheinungsform des aztekischen Gottesbewußtseins. Tezkatlipoka (auch Tezkatlypopoka oder

---

4) Müller, a. a. O. 573.

Tezkallipula genannt) heißt der „glänzende Spiegel", ein Name, den der Gott wahrscheinlich von dem spiegelhell glänzenden Schild hatte, welchen er am linken Arm trug. Er ist Personification der das All durchwaltenden Lebenskraft, der Welt Bildner und zugleich ihre Seele, der ordnende, allsehende, allwissende, erhaltende und segnende Gott: auch der vergeltende. Zugleich möchte in ihm eine verjüngte Erscheinungsform des alten Sonnengottes Teotl vorliegen. Auf eine in ihm angebetete Personification der Sonne deutet der Brauch, die Herzen der ihm geopferten Jünglinge zur Sonne empordampfen zu lassen. Sonnen- und Feuercult ging bei den Azteken überhaupt mit der Dämonenverehrung Hand in Hand. Die sorgsame Erhaltung der ewigen Feuerflammen auf den Spitzen der Teokalli war ein Hauptgeschäft priesterlichen Dienstes. Seltsam ist, daß der Gott, obgleich als ewig blühender Jüngling gedacht, dennoch als ein häßlicher Götze mit einem Bärengesicht dargestellt wurde. Sein Hauptfest wurde alljährlich im Mai mit Prozessionen, Opfern und Lustbarkeiten begangen. Das Hauptopfer war der schönste junge Kriegsgefangene, welcher zuvor, bei den feierlichen Umzügen, die Person des Gottes vorzustellen hatte. An Ansehen überragte ihn aber noch sein Bruder. Huitzilopotchli, im europäischen Volksmund zum Vizlipuzli corrumpirt, auch Mexitli genannt, woher Mexiko, war der eigentliche Nationalgott der Azteken, der Kriegsgott, eines erobernden Volkes Schutzgottheit[5]). Sein Tempel war, wie derselbe im Centrum Tenochtitlans stand, der Mittelpunkt der aztekischen Welt. Um dieses Capitol wurde der letzte furchtbarste Kampf mit den Conquistadoren gefochten. Erst als Cortez, nach Erstürmung des Heiligthums, dem Bild des Gottes den Gold- und Juwelenschmuck eigenhändig vom Leibe riß, erkannten die Azteken, daß Alles verloren sei. Sie hatten seinen Cult schon aus dem Norden nach Anahuac mitgebracht. Auf ihren Wanderzügen hatten sie das Bild des Gottes auf einem Tragstuhl (Teoikpalli, Stuhl Gottes) von vier Priestern vorauftragen lassen, wie die Israeliten ihre Bundeslade. Die Geschichte seiner Geburt gibt folgender Mythus. Zu Koatepek, einer Ort-

5) Huitzilopotchli bedeutet „Links ein Kolibri", von huitzilin (Kolibri), und opotchli (links). Das Bild des Gottes hatte nämlich am linken Fuß einen Schmuck von Kolibrifedern, welcher gewählt wurde als das Schönste aus der Vogelwelt, oder auch darum, weil der Kolibri, seiner Winzigkeit zum Trotz, ein sehr tapferes Thierchen ist.

schaft in der Nähe von Tula, lebte eine fromme Frau, Namens Koatlicue[6]). Diese ging eines Tages in den Tempel, ihre Andacht zu verrichten. Da fiel ein bunter Federball vom Himmel herab, ihr zu Füßen. Sie steckte denselben in ihren Busen, Willens, mit den Federn den Altar zu schmücken. Aber im Tempel angekommen, fand sie den Ball nicht mehr vor. Dagegen fühlte sie sich unlange darauf schwanger. Als die Kinder der Verwittweten dies merkten, beschlossen sie, die Mutter zu tödten, damit ihnen dieselbe nicht Schande mache. Aber im Leibe der betrübten Frau ließ eine Stimme also sich vernehmen: Nicht fürchte dich, o Mutter, denn ich werde dich retten zu meiner größten Ehre und zu deinem größten Ruhm! Eben waren die Söhne der Frau im Begriffe, zum Mord zu schreiten, siehe, da ward Huitzilopotchli geboren, mit blauen Streifen auf dem Gesicht, auf Armen und Beinen, auf dem Haupt den grünen Federbusch, den Schild am linken Arm, in der Rechten den Speer. Auf der Stelle erschlug er alle seine und seiner Mutter Gegner, plünderte ihre Häuser und brachte jener die Beute, eine passende Eröffnung seines Daseins als Kriegsgott. Man sieht, auch bei den Azteken war sie einheimisch, die Vorstellung von der übernatürlichen Erzeugung und Geburt der Götter, Heroen und Heilande: wir werden derselben noch oft begegnen. Die Menschwerdung des Göttlichen vermag sich das Bewußtsein der Menge nur in der Form des Mirakels zu denken. Huitzilopotchli, der Stammgott der Azteken, war ein Gott des Schreckens. Wir haben ihn schon dem indischen Siva verglichen; er glich auch dem semitischen Moloch und Baal. Die Schlange war sein Sinnbild, seine bildliche Darstellung Grauen erregend[7]), sein Cult ein furchtbar blutiger[8]).

---

6) Offenbar identisch mit der oben erwähnten Göttin.

7) Siehe unten 5 Note 2.

8) Es scheint anzunehmen, der Menschenopferbrauch sei erst durch die Azteken nach Anahuac gekommen. Eine Sage darüber ist folgende: „Das vormals im Thale von Anahuac herrschende Volk der Colhuaner lieferte seinen Feinden von Xochimilca ein Treffen, das durch das Ungestüm der zinspflichtigen Azteken zu Gunsten der Colhuaner entschieden wurde. Während nun diese eine große Menge von Gefangenen ihrem Könige darstellten, hatten sich die Azteken blos vier Gefangene abseits verborgen, wiesen hingegen als Beweis ihrer Tapferkeit auf die Menge der Ohren, die sie nach Mongolen- und Türken-Art den getödteten Feinden abgeschnitten hatten. Dabei rühmten sie, es würde ihren Sieg viel zu viel verzögert haben, wenn sie ihre Zeit mit Gefangennehmen hätten verlieren wollen. Stolz auf ihren Sieg errichteten

4.

Die Azteken schrieben den Menschen einen halb göttlichen Ursprung zu, und sie glaubten an ein jenseitiges Leben, dessen Zustände sie, freilich ziemlich schwankend, als Belohnung einerseits, als Strafe andererseits, für des Menschen Gebahren im Diesseits auffaßten. Nach der großen Flut, meinten sie, hätten nur von einer Göttin entsprossene Halbgötter auf der Erde gelebt. Diese baten die Götter, sie möchten erlauben, zu ihrem Dienste Menschen zu schaffen. Nach erhaltener Erlaubniß holten sie den Knochen eines antediluvianischen Menschen aus der Unterwelt herauf, zerbrachen ihn und feuchteten die Stücke mit ihrem eigenen Blut an. So entstand aus der Mischung von Menschenknochen und Halbgötterblut das neue Menschengeschlecht. Der Mensch hat eine unsterbliche Seele. Die der Seligkeit würdigen Seelen hatten nach dem Tode ihrer Leiber, um zum Ort der Seligkeit zu gelangen, eine Wanderung durch Thierleiber durchzumachen, oder auch Wüsten und Wildnisse zu durchwandern. Das Paradies befand sich in der Sonne, allwo der Sitz des Huitzilopotchli. Es war ein Ort voll Frieden, Freude und Genuß, aber, weil ja des Paradieses Herr der grimmige Kriegsgott, so konnten die Wonnen des eigentlichen Himmels nur Solchen zu Theil werden, die in der Schlacht gefallen, oder in Gefangenschaft, oder auf dem Opferstein starben. Schön jedoch ist der Zug, daß

---

sie ihrem Huitzilopotchli in Huizilopetcho einen Altar und eröffneten ihrem Oberherrn, dem Könige der Colhuaner, den Wunsch, ihrem Gotte ein würdiges und köstliches Opfer darbringen zu dürfen. Dieser schickte ihnen durch Priester einen gemeinsamen todten Vogel, den diese ohne Gruß auf den Altar legten und sich entfernten. Die Azteken verbissen ihren Unwillen und fügten zum Vogel noch ein wohlriechendes Kraut und ein Messer vom Steine Jxtli. Als aber der König sammt Gefolge mehr des Hohnes als der Ehre wegen sich zum Opferfeste begeben hatte, wurden plötzlich die vier gefangenen Xochimilkaner hervorgebracht, auf den Opferstein gelegt, ihnen mit dem Jxtli die Brust aufgeschnitten und das schlagende Herz herausgerissen. In Folge dieses Menschenopfers ergriff Entsetzen die Colhuaner, sie entließen die Azteken aus ihrer Dienstbarkeit und jagten sie fort. Diese zogen noch einige Zeit im Lande herum und gründeten dann auf Befehl ihres Gottes an dem Orte, wo sie einen Cactus auf einem Steine gefunden hatten, ihre Hauptstadt Tenochtitlan." Müller, 597.

in Geburtswehen gestorbenen Frauen der Zutritt zu Huitzilopotchli's Paradies ausdrücklich zugesichert war. Es gab aber noch einen untergeordneten, so zu sagen, lauwarmen Ort der Seligkeit, mit mäßiger Ergötzlichkeit, wohin die Seelen der mittelmäßig guten Menschen kamen. Für die Unseligen war eine Hölle da, ein mit greifbarer Finsterniß angefüllter Ort, und diese Finsterniß machte die Pein der Verdammten aus. Uebrigens gab es für die Unseligen noch einen Ausweg. Es stand ihnen nämlich frei, auf die Erde zurückzukehren und in Vögeln oder Wolken zu wohnen. Diese Annahme ist einer der charakteristischen Züge im aztekischen Volkscharakter, der überall eine merkwürdige Mischung von Milde und Wildheit aufzeigt. Seltsames Räthsel des Menschenherzens! Dasselbe Volk, welches den Menschenopfercult zu einer grauenhaften Höhe steigerte, hegte eine wahrhaft leidenschaftliche Vorliebe für Blumen.

5.

Als eines der religiösesten Völker, welche je existirt, hatten die Azteken den Cultus höchlich ausgebildet. Der Priesterstand, streng von den Laien geschieden, war wohlorganisirt und so zahlreich, daß bei dem Haupttempel des Landes allein fünftausend Geistliche standen. Sie hießen Papas [1]). An der Spitze der Priesterschaft des Staats standen zwei Oberpriester, wohl die einflußreichsten Personen in Tenochtitlan, denn ihr Rath wurde in jeder nur einigermaßen wichtigen öffentlichen Angelegenheit eingeholt und wirkte entscheidend. Die Papas hatten im Frieden strengen Tempeldienst, standen unter scharfer Disziplin, und beschäftigten sich nebenbei mit den Wissenschaften; im Kriege machten sie die Feldprediger. Ehelosigkeit wurde ihnen nicht gerade zugemuthet, doch aber als Verdienst angerechnet. Es gab auch Mönchsorden im Dienst einzelner Gottheiten. Die

---

1) Wenigstens nennt der ehrliche Bernal Diaz del Castillo sie so. Bernal, der Gefährte Cortez', hat sehr ausführliche Memorias (deutsch von Rehfues, 2. Ausg. 1843, 4 Bde.) hinterlassen, in welchen er den ganzen Verlauf der Conquista als Augenzeuge und Mithandelnder beschreibt. Sie sind eine Hauptquelle der Geschichte von Mexiko's Eroberung. Einen klaren Einblick in die aztekische Religion vermochte der gute Kriegsmann freilich nicht zu gewinnen.

Mönche lebten in Klöstern, trugen eine besondere Ordenskleidung, und zeichneten sich durch häufiges Beten bei Tag und Nacht — das Gebet war im aztekischen Cult sehr vielseitig cultivirt — sowie durch strenge Kasteiungen aus, unter welchen Blutlassen obenanstand. Die priesterliche Farbe war die schwarze. Das lange Haar schwarzgefärbt, das Gesicht schwarz oder roth bemalt, verrichteten die Geistlichen ihre Functionen; der Opferpriester trug bei Ausübung seines schrecklichen Amtes einen blutrothen Mantel. Priesterinnen gab es auch, allein nur untergeordnete Dienste, Reinigungen und Räucherungen, waren ihnen anvertraut.

Der fromme Sinn der Azteken hatte das ganze Land mit Tempelbauten bedeckt und in der Hauptstadt allein mehrere hundert größere oder kleinere Teokalli oder Ku aufgethürmt. Das ist das rechte Wort, denn der aztekische Tempelbau war ein hügelartiges Aufthürmen von Steinmassen in Form abgeplatteter Pyramiden, an deren Außenwänden Treppen nach der Plattform auf der Spitze führten. Aus dieser Plattform wuchsen kleine thurmartige Kapellen in die Höhe, in welchen die Bilder des Gottes oder der Götter sich befanden, welchen der Tempel geweiht war. Vor der Kapelle mit dem Götterbild stand im Freien der Altar, auf welchem die heilige Flamme brannte. Nicht weniger als sechshundert solcher Feuer warfen Nachts ihren rothen Schein über die Straßen von Tenochtitlan hin und in den prächtigen See hinaus, welcher das aztekische Venedig umgab. Vor dem Feueraltar, ebenfalls im Freien, lag der Opferstein, welcher so oft in Blut gebadet wurde. Der geehrteste Tempel, das Nationalheiligthum, die Akropolis oder das Capitol der Azteken, war, wie schon erwähnt worden, der Teokalli des Huitzilopotchli. Im Mittelpunkt der Hauptstadt gelegen, nahm er ein ungeheures Viereck ein [2]).

---

2) Sahagun sah den Tempel noch 1529. Bald darauf wurde er von den Spaniern zerstört. Der Mönch spricht mit Bewunderung von dem mächtigen Gebäude. Die Mauer, sagt er (Rehfues' Anm. z. Bernal Diaz, II, 86) — die Mauer von gehauenen Steinen, welche das Ganze umschloß, hatte auf jeder ihrer vier Seiten ein Thor, das sich auf eine der Hauptstraßen der Stadt öffnete, von denen drei sich an die Dammstraßen vom festen Lande her anschlossen, die vierte aber, gegen Osten gerichtet, auf den See selbst auslief, wo man landete, wenn man zu Wasser in der Stadt ankam. Mitten in diesem ungeheuren Quadrat stand der Tempel selbst, der in quadratischer Form auf schwerem, festem Mauerwerk aufgeführt war. Die Länge von einer Ecke bis zur anderen maß 360 Fuß; er verjüngte sich in pyramidalischer

Das ganze Leben der Azteken war religiöser Bräuche voll. Das Kind empfing beim Eintritt in's Leben eine Art Taufe, damit es von allen im

---

Form allmälig nach oben und hatte von Strecke zu Strecke Absätze, die ihm ein schönes Ansehen gaben. Die Spitze bildete eine Plattform von mehr als 60 Fuß Länge. — Bernal Diaz besichtigte, im Gefolge des Cortez, während des ersten Besuches der Conquistadoren in Tenochtitlan den großen Tempel, welcher damals noch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit dastand. Montezuma selber machte den Führer der Fremdlinge. Lassen wir den Augenzeugen reden. „Nachdem wir den Markt verlassen, traten wir in die großen Höfe, welche den Haupt-Ku umgaben. Sie schienen von weiterem Umfange zu sein, als der Marktplatz von Salamanca, und waren mit einer doppelten, in Stein und Kalk aufgeführten Mauer eingefaßt. Das Pflaster derselben bestand in großen, weißen, äußerst glatten Steinplatten, und, wo diese fehlten, in einem bräunlichen Estricht, und Alles war so rein gehalten, daß man nirgends einen Strohhalm oder ein Stäubchen bemerken konnte. Ehe wir die Stufen des großen Ku emporstiegen, sandte uns Montezuma, welcher oben opferte, sechs Papas und zwei vornehme Staatsbeamte herab, um unsern Feldherrn hinaufzuführen. Der Stufen waren einhundert und vierzehn, und da sie fürchteten, daß dem Cortez das Hinaufsteigen eben so sauer werden würde, wie dem Montezuma, so wollten sie ihn unter den Armen fassen und ihm damit das Steigen erleichtern. Er nahm aber diese Hilfe nicht an. Als wir die Spitze des Ku erreicht hatten, betraten wir eine Plattform, wo mehrere große Steine lagen, auf welche die armen Schlachtopfer niedergelegt wurden. Dabei stand ein großes Götzenbild, in Drachengestalt (wahrscheinlich das Bild Quetzalkoatl's), umgeben von anderen abscheulichen Figuren, und eine Menge frischen Bluts war auf dem Boden vor denselben sichtbar. Montezuma selbst trat aus einer Kapelle, in der seine verfluchten Götzen standen, von zwei Papas begleitet, heraus und empfing den Cortez und uns Alle mit den größten Höflichkeiten. — Das Heraufsteigen wird dich wohl ermüdet haben, Malinche? sprach er zu dem Feldherrn. Dieser versicherte ihn aber, daß uns nichts zu ermüden im Stande sei. Darauf faßte ihn der Monarch bei der Hand und lud ihn ein, seine große Hauptstadt, die anderen Städte, welche in den See gebaut waren, und die vielen Ortschaften rings an und um denselben her zu betrachten. Er bemerkte ihm dabei, daß er von hier aus auch den großen Marktplatz am besten übersehen könnte. Und wirklich beherrschte dieser Teufelstempel die ganze Gegend durch seine Höhe. Wir erblickten von hier die drei Dammstraßen, welche nach Mexiko führten: die von Iztapalapan, auf der wir selbst vor vier Tagen unsern Einzug gehalten hatten; die von Tlakupa, worauf wir acht Monate später, als wir durch den neuen Monarchen Kuitlahuatzin mit so großem Verluste aus der Stadt gejagt wurden, des Nachts unsere Flucht nahmen; und die von Tepeaquilla. Ferner bemerkten wir die Wasserleitung, welche von Chapultepec kam und die ganze Stadt mit süßem Wasser versorgte. Auch konnte man auf den drei Dammstraßen ganz deutlich die Brücken unterscheiden, die man über ihre Durchschnitte geschlagen, welche das Wasser des großen Sees aus- und einließen. Auf

Mutterleibe empfangenen Unreinigkeiten gereinigt würde. Inwiefern freilich bei dieser Ceremonie und der ihr zu Grunde liegenden Idee der Erb-

---

diesem selbst wimmelte es von Fahrzeugen, die der Stadt Lebensmittel, Industrieartikel und Handlungswaaren zuführten. Von hier aus war auch recht gut zu sehen, wie man in ganz Mexiko und in allen in den See gebauten Ortschaften nur auf Zugbrücken von Holz oder in Kähnen von einem Hause in das andere gelangen konnte. Aus allen diesen Städten aber stiegen die Opfertempel, schön weiß getüncht, gleich Thürmen und Burgen über die Söller der Wohnhäuser, die kleinern Kapellen und die Thürmchen empor, so daß es ein bewunderungswürdiger Anblick war. Nachdem wir dieses herrliche Gemälde lange genug angestaunt, warfen wir unsere Blicke von Neuem auf den großen Marktplatz und weideten unsere Augen an der Menge von Käufern und Verkäufern, die ihn bedeckten. Der Lärm, welchen diese unzähligen Menschen verursachten, war so groß, daß man ihn über eine Stunde weit hörte. Einige von unserer Mannschaft, die in Konstantinopel und Rom gewesen waren und ganz Italien durchzogen hatten, versicherten, daß sie nirgends einen Marktplatz gesehen, welcher so groß, so wohl eingerichtet, so mit Menschen gefüllt gewesen wäre, und wo doch zugleich so viele Ordnung geherrscht hätte, wie hier. Bei dieser Gelegenheit sprach Cortez zu dem Pater Bartholomäus von Olmedo, welcher mit ihm war: Ich dächte, wir machten einen Anlauf bei Montezuma, ob er uns hier eine Kirche bauen lassen will. — Der Pater meinte, daß es allerdings eine schöne Sache wäre, wenn wir es so weit bringen könnten; daß es aber noch zu frühzeitig sein dürfte, dem Montezuma einen Vorschlag der Art zu machen und daß er auch schwerlich darauf eingehen würde. Indeß sagte Cortez dem Montezuma durch die Dolmetschin Marina: Ew. Majestät ist in der That ein großer Monarch und verdient ein noch größerer zu sein! Es ist ein wahres Vergnügen für uns gewesen, alle Eure Städte zu betrachten. Ich habe jetzt nur noch die Bitte, daß Ihr uns, weil wir einmal hier sind, auch Eure Götter und Teules sehen lassen möchtet. — Montezuma erwiderte hierauf, daß er sich erst mit seinen obersten Papas besprechen müßte. Dieses geschah denn auch; worauf man uns in eine Art von Thürmchen, mit einem Saal hineinführte, worin zwei altargleiche Postamente mit einer überaus reichen Decke über denselben standen. Auf jedem dieser Postamente standen zwei riesenmäßige, dick gestaltete Figuren, von denen die zur Rechten den Kriegsgott, Huitzilopotchli, vorstellen sollte. Dieses Götzenbild hatte ein breites Gesicht, mißgestaltete, grausenerregende Augen, und war über und über mit Edelgesteinen, Gold und Perlen bedeckt, welche man mit einem Kleister befestigt hatte, den sie hier zu Lande aus einer Art von Wurzel bereiten. Große, gleichfalls aus Juwelen bestehende, Schlangen wanden sich um den Leib des Ungeheuers, das in der einen Hand einen Bogen und in der anderen mehrere Pfeile hielt. Ein anderer kleiner Götze neben ihm, welcher seinen Pagen vorstellen sollte, trug ihm den kurzen Spieß und einen goldenen mit Edelsteinen besetzten Schild. Am Halse des Huitzilopotchli hing eine Anzahl von Menschengesichtern und Herzen aus Gold und Silber, und mit blauen Steinen verziert. Vor ihm standen mehrere Kohlenbecken mit Kopal,

sünde christliche Einflüsse wirksam waren, steht dahin. Erwiesen ist, daß die zum Christenthum bekehrten Eingeborenen, wenn ein Forschungseifriger ihnen die Mysterien ihres früheren heidnischen Glaubens abfragte, dem Frager oft solche Antworten gaben, welche darthun, daß die armen Menschen die Lehren ihrer neuen Religion mit denen ihrer alten verwechselten und umgekehrt. So mag es sich insbesondere mit dem verhalten, was uns von der Ohrenbeichte und Sündenvergebung der aztekischen Kirche mitgetheilt wird. Sicherer ist, daß häufige Gebete — sie wurden gewöhnlich knieend und mit nach Sonnenaufgang gerichtetem Antlitz verrichtet —

---

dem Weihrauch des Landes, und drei Herzen von Indianern, die an diesem Tage geschlachtet worden waren, und nun zum Opfer für ihn brannten. Alle Wände dieser Kapelle und der ganze Boden waren von Menschenblut ordentlich schwarz geworden, und es herrschte ein ganz abscheulicher Gestank hier. Links stand eine andere Figur, von derselben Größe, wie die des Huitzilopotchli. Sie hatte fast ein Bärengesicht und leuchtende Augen, welche mit den Spiegeln des Landes, die sie Tetzkat nennen, gemacht waren. Auch dieser Götze war, wie sein Bruder Huitzilopotchli, über und über mit Juwelen bedeckt, und hieß Tetzkatlipoka. Um seinen Leib wand sich ein Kreis von Figuren, die wie kleine Teufel aussahen und Schlangenschwänze hatten. Auch um diesen Götzen herum waren Wände und Boden mit Blut benetzt, und der Gestank war ärger, als in einem spanischen Schlachthause. Man hatte ihm an diesem Tage gleichfalls fünf Menschenherzen geopfert. — Auf der höchsten Spitze des Ku stand eine andere Kapelle, deren Holzwerk überaus schön und kostbar gearbeitet war. In derselben befand sich eine andere Figur, halb in Menschen- und halb in Eidechsen-Gestalt, mit kostbaren Steinen übersät und zur Hälfte verhüllt. Diese verborgene Hälfte, sagte man uns, war mit dem Samen aller Pflanzen der Erde bedeckt, indem dies die Gottheit der Samen und Früchte war. Ich erinnere mich ihres Namens nicht mehr — (es war ohne Zweifel die Centeotl) — wohl aber, daß auch hier Alles mit Blut bedeckt und der Gestank so groß war, daß wir es kaum erwarten konnten, bis wir wieder heraus durften. Man bewahrte hier eine Trommel von ungeheurer Größe auf, die, wenn sie gerührt wurde, einen überaus schwermüthigen Ton von sich gab, so daß sie mit Recht die Höllenpauke genannt wurde. Ihre Schallhaut soll aus der Haut einer ungeheuren Schlange gemacht sein, und man hörte den Klang dieses Instrumentes mehr als zwei Stunden weit. Ueberhaupt sah man auf dieser Plattform eine Menge höllischer Dinge, als da waren große und kleine Lärmtrompeten, gewaltige Schlachtmesser und als Opfer verbrannte Menschenherzen; Alles mit geronnenem Menschenblute bedeckt und Abscheu erregend und fluchwürdig. Dabei herrschte überall ein so entsetzlicher Gestank, daß Nase und Auge sich nicht schnell genug von diesem Orte des Gräuels wegwünschen konnten.“ Bernal Diaz, deutsche Uebers. II, 80 ff.

ferner Waschungen, Fasten und Kasteiungen — der sich Kasteiende geißelte sich oder zapfte sich vermittelst Aloedornen Blut ab — zu den aztekischen Culthandlungen gehörten. Aber die größte religiöse That blieb doch immer das Opfer und zwar das Menschenopfer. Wir werden die Opferidee und die mit ihr zusammenhängende Grausamkeit in der Religion bei den systematischen Religionssystemen, vorab beim brahmanischen, näher zu betrachten Gelegenheit haben. Hier vorerst nur so viel, daß es zur Erklärung derselben nicht ausreicht, mit Prescott (I, 55) den bekannten Vers anzuführen, worin ein großer Dichter die religiöse Verkehrtheit der Menschen belächelt[3]). Der Aztek rang vermittelst Opferung des höchsten Irdischen, des Menschen, nach Versöhnung mit der Gottheit. Der alle Religionen beseelende Gedanke, daß das Individuelle von dem Allgemeinen, das Menschliche von dem Göttlichen verzehrt, vernichtet, verschlungen werden müsse, war im aztekischen Menschenopfer zu brutalster Thatsächlichkeit geworden. Die Ausdehnung des aztekischen Menschenopfercults ging in's Unerhörte, Unglaubliche, und doch werden die schrecklichen Zahlenangaben von den besten Quellen so übereinstimmend bestätigt, daß wir kaum daran zweifeln können. Die Azteken führten Kriege eigens in der Absicht, Gefangene für die Opfersteine zu bekommen. In dem großen Wallfahrtsort Cholula bluteten jährlich 6000 Menschen unter dem Opfermesser. Im Umfang des ganzen Reichs fielen jährlich von 20,000 bis zu 50,000 Menschenopfer. Bei Einweihung des großen Tempels des Huitzilopotchli im Jahre 1486 sollen 72,000 oder gar 80,000 Gefangene geopfert worden sein. Die Gefährten des Cortez zählten in der Hauptstadt in einem der Gebäude, wo die Schädel der Geopferten aufgestapelt wurden, 136,000 solcher Schädel[4]). Der Opferact war gewöhnlich so. In feierlicher Prozession, unter dem Schall musikalischer Instrumente und frommer Hymnen, wurde das Schlachtopfer, mit Blumen bekränzt und oft in das Gewand des Gottes gekleidet, dem es geopfert werden sollte, die Terrassentreppen zum Teokalli emporgeführt. Droben empfingen den Unglücklichen oder die

3) Weil sie ...
Den Himmel hoffen zu erwerben, wenn
Sie sich zur Hölle schon die Erde machen."

4) Die Belegstellen für obige Zahlenangaben aus Sahagun, Zuazo, Torquemada, Clavigero, Gomara, Ixtlilxochitl und Acosta s. b. Prescott, I, 62 ff.

Unglückliche — denn es wurden, wiewohl seltener, auch Frauen und Kinder geschlachtet — sechs Priester in ihrem finsteren Schmuck. Das Opfer wurde entkleidet und auf den Jaspisblock hingestreckt, welcher so zugehauen war, daß die Brust des auf ihm Liegenden etwas erhoben war. Fünf Priester hielten ihn an Kopf und Gliedern fest, der sechste, der eigentliche Opferpriester im Scharlachmantel, öffnete ihm mit dem Feuersteinmesser Jtli die Brust, riß das zuckende Herz heraus, hielt das rauchende zur Sonne empor und warf es dann dem Gott vor die Füße, während drunten ringsher das Volk anbetend auf den Knieen lag[5]). Der Leichnam des Opfers wurde dann die Treppen hinabgeworfen und jetzt folgte das Abscheulichste. Die Arme, Schenkel und Beine des Opfers wurden in festlicher Mahlzeit verspeist, damit man sich so zu sagen das gebrachte Opfer so recht aneigne. Die Azteken fraßen aber nicht nur Menschen, sondern sie aßen auch ihre Götter. Sie hatten in ihrem Cult eine Art Abendmahl. An gewissen Festtagen nämlich wurden aus mit Teig gemischten Sämereien die Bilder der Götter gefertigt, welchen die Feier galt. Diese Bilder besprengten die Priester mit dem Blut geopferter Menschen und unterwarfen sie dann dem Opferbrauch, d. h. sie öffneten ihnen die Brust und nahmen das Herz heraus. Dieses wurde dem König zum Essen dargereicht, der übrige Körper dem Volk. Man nannte diese Culthandlung Teokualo, d. i. der gegessene Gott. Die hochgebildeten Christen haben, denken wir, kaum Ursache, die in ihrer Art ebenfalls hochgebildeten Azteken um dieses Brauches willen Barbaren zu schelten. Der tragische Pomp der aztekischen Menschenopferung wurde noch erhöht dadurch, daß man den furchtbaren Act in der Stille der Nacht im Schein der auf den Spitzen der Teokalli brennenden Feuer vornahm. In der Nacht der Trübsal konnten die Spanier vom andern Ufer des Sees aus mit ansehen, wie nahe an hundert ihrer gefangenen Gefährten auf der Plattform des großen Tempels dem Huitzilo-

---

5) Eine dem tapferen Sinn der Azteken entsprechende Modification des Menschenopfers war das Fechteropfer, von den Spaniern so genannt. Zuweilen nämlich wurde einem ausgezeichneten Kriegsgefangenen erlaubt, sein Leben zu verfechten. Er wurde, mit Schild und Schwert bewaffnet, mit dem einen Fuß an einen großen Stein gefesselt. Gelang es ihm in dieser Lage, sechs mexikanische Krieger, die ihn der Reihe nach angriffen, zu überwinden, so erhielt er zum Dank Leben und Freiheit. Im entgegengesetzten Falle wurde er vom Fechterstein zum Opferstein geschleppt.

potchli geopfert wurden. — Unter den zahlreichen religiösen Festen der Azteken war das eigenthümlichste eine Art Säcularfeier, die am Ende von je 52 Jahren eintrat. Immer am Ende dieser Zeitfrist, welches in die trübe Zeit der Winter-Sonnenwende fiel, erwarteten die Azteken den Untergang der Welt. Da wurden die Hausgeräthe zertrümmert, die Kleider zerrissen, die Feuer in den Wohnungen und auf den Teokalli ausgelöscht. Die bösen Geister, welche nach dem Verderben des Menschengeschlechts auf die öde Erde herabsteigen würden, sollten daselbst nur Unordnung und Finsterniß vorfinden. Am Abend des Tages zogen die Priester in Prozession auf einen hohen Berg unweit der Stadt. Dort wurde um Mitternacht, wenn der Plejaden Sternbild den Zenith erreicht hatte, ein Gefangener geopfert und über der Brust des Geschlachteten vermittelst Reibhölzern das „neue Feuer" angezündet. Die Flamme wurde an den Scheiterhaufen gebracht, auf welchem der Körper des Geopferten verbrannt werden sollte, und in dem Augenblick, wo sie aufschlug, brach weitum das Volk, dessen Blicke mit ängstlicher Spannung an dem Berggipfel gehangen, in unermeßliches Frohlocken aus. Durch Eilboten wurde das neue Feuer überallhin verbreitet und mit festlichem Jubel im ganzen Lande empfangen: ein neuer Zeitkreis war für das Aztekenreich angebrochen.

6.

So roh und furchtbar die aztekische Religion in ihren vortretendsten Aeußerungen uns vorkommen muß, dennoch war sie die Grundlage einer bedeutenden, in mancher Beziehung edlen Cultur. Wie eine große religiöse, so war in diesem Volk auch eine große sittliche Kraft. Gefühl für Ehre und Vaterland, nationales Bewußtsein, Treue im Halten des gegebenen Wortes, Tapferkeit, Gastfreiheit waren sehr entwickelte Tugenden der Azteken. Im häuslichen und geselligen Leben herrschte eine Milde und Freundlichkeit, eine Feinheit sogar, welche sich mit dem Cannibalismus des Menschenopferns und Menschenfressens sehr schwer reimen läßt. Das Weib war keineswegs eine bloße Sklavin des Mannes, wie bei den Wilden. Die aztekische Frau nahm in der Familie und in der Gesellschaft eine geachtete Stellung ein und nicht ihr, sondern dem Manne waren die schwereren Arbeiten zugewiesen. Die Ehe war ein durch religiöse Bräuche geheiligtes

Institut. Keuschheit und ehrbares Betragen wurden hoch gehalten. Das Brautpaar bereitete sich mit Fasten und Kasteiungen auf die Ehe vor. Erst in der vierten Nacht durfte sie vollzogen werden und am Morgen darauf wurden die Betttücher, welche von der Braut Keuschheit Zeugniß gaben, in feierlichem Aufzug in den Tempel gebracht. Blutschande und unnatürliche Laster fanden strengste Bestrafung. Scheidung der Ehe konnte nur auf gerichtlichen Spruch erfolgen. Vielweiberei war zwar gestattet, jedoch nur unter den Vornehmen Brauch. Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern war das tiefer Ehrfurcht. Die Erziehung wurde vom Staate sorgfältig überwacht. Es gab niedere und höhere Schulen: in jenen wurden die religiösen Dogmen, Sitten- und Gesetzlehre vorgetragen, in diesen Bilderschrift, Reichsgeschichte, Astronomie, Musik und andere Künste gelehrt. Die Gesetzgebung war sehr bestimmt und ihre Bestimmungen wurden durch einen wohlorganisirten Richterstand mit Genauigkeit vollzogen. Die größte Strenge, wie die größte Feierlichkeit in Schöpfung und Vollziehung des Urtheils, waltete in Tezkuko. Altrömischen Sinnes verhängten die beiden tezkukanischen Könige Nezahualkoiotl und Nezahualpilli über die eigenen Söhne die Todesstrafe. Aber gerade bei den Tezkukanern, wo eine so drakonische Rechtspflege daheim war, daß ein Felddiebstahl von auch nur sieben Maisähren mit dem Tode bestraft wurde, kam auch wieder manch ein menschlich schöner Zug vor. So dieser, daß die Hauptstraßen entlang Mais und andere Früchte eigens für den Bedarf der Reisenden gepflanzt wurden.

Die auf umfassenden und sorgfältigen, durch ein unter Staatsaufsicht stehendes System der Waldcultur und der Bewässerung unterstützten Betrieb des Ackerbaues basirte aztekische Gesellschaft war ständisch gegliedert. Zu unterst standen die Sklaven, theils Staats-, theils Privateigenthum, durch Kriegsunglück, Noth oder Verbrechen in Sklaverei gerathen, nie durch Geburt. Den eigentlichen Kern des Staats machten die Bauern auf dem Lande, die Handwerker in den Städten aus. Letztere, zu Zünften verbunden, hatten es in der Handfertigkeit sehr weit gebracht, um so weiter, da sie keine eisernen und stählernen Handwerkszeuge hatten. Der Gebrauch des Eisens war nämlich den Mexikanern, wie den Peruanern, unbekannt. Um so bewunderungswürdiger waren z. B. die Arbeiten der aztekischen Goldschmiede, wenn anders man diese noch zu den Handwerkern rechnen will. Sehr geachtet war der Stand der Kaufleute, die einen großartigen Binnen-

Handel trieben. Die auf dem Marktplatz von Tenochtitlan ausgestellten Waarenschätze aller Art erregten die lebhafteste Bewunderung der Conquistadoren. Das Handelsgetriebe des Reichs hatte dort seinen wimmelnden Mittelpunkt: Geprägtes Geld kannte man nicht, man gebrauchte als Tauschmittel Kakaobohnen, Stäbchen von Zinn oder Kupfer und mit Goldsand gefüllte Federkiele. Daß die Krieger einen besonderen Stand gebildet, ist nicht recht klar. In Zeiten der Noth erfolgte ein Massenaufgebot. Die fortwährenden Kriege der Azteken lassen aber kaum daran zweifeln, daß sie eine beständig schlagfertige Truppenmacht auf den Beinen hatten. Disziplin und Taktik waren sehr ausgebildet, weniger die Strategie. Der Adel, der sich zu kriegerischen Orden zusammenthat, war sehr zahlreich. Er bildete nebst der Priesterschaft die privilegirten Stände. Neben der Krone und der Kirche, war er im Besitze des Grundeigenthums: die Bauern waren lebenslängliche Pächter desselben. Die vorragende Bedeutung des Adels machte Mexiko zu einem Feudalstaat. Der Adel wählte durch vier Delegirte oder Kurfürsten, wie wir sagen würden, den König oder Kaiser. Man nahm dazu einen Prinzen der herrschenden Dynastie, nicht aber einen Sohn, sondern einen Neffen oder Oheim des verstorbenen Herrschers. Im Vorschritt der Zeit hatte sich aber die aristokratische Verfassung allmälig zu einer despotischen umgewandelt: mit Montezuma II., der so unglücklich enden sollte, erreichte die Autokratie der aztekischen Kaiser ihren Gipfelpunkt, was sich daraus erklärt, daß Montezuma vor seiner Erhebung Priester gewesen und sein priesterliches Ansehen mit auf den Thron brachte. Verwaltung, Finanzwesen, Rechtspflege, Armenwesen, Straßen- und Postwesen (Botenposten) waren gut bestellt. Mexiko war ein polizirter Staat: ein moderner Bureaukrat könnte daran seine Freude haben.

Auch das geistige Leben der Azteken war ein nicht geringes. Schon die bedeutende Entwicklung ihrer Sprache, welche reich an abstracten Begriffen, spricht dafür. Der aztekischen Schulen ist schon gedacht worden. Ein nicht gemeiner Bildungstrieb wohnte überhaupt dem Volke inne. Doch brachten es die Tezkukaner, namentlich unter dem großen Nezahualkoiotl, in aller Intelligenz weiter als ihre Verbündeten. Die aztekische Schrift war Bilderschrift, geeignet, nicht Laute, sondern Begriffe auszudrücken; daher ziemlich ungelenk und umständlich[1]). Dieses schwerfäl-

1) Geschrieben wurde auf ein aus den Blättern der Agave americana bereitetes Papier.

ligen Hülfsmittels ungeachtet hatten die Azteken, als das Verderben über sie hereinbrach, in den Wissenschaften, und zwar insbesondere in Naturbeobachtung, Pflanzenkunde, Heilkunst, Astronomie und Geschichtsschreibung, nicht unbeträchtliche Vorschritte gemacht und es ist zu beklagen, daß der Fanatismus der spanischen Bekehrer die aztekischen Schriftschätze vernichtete, als heidnischen Greuel. Auch die Poesie wurde in Mexiko gepflegt: es gab religiöse Hymnen, Kriegs-, Jagd-, Liebes- und Zechlieder. Von der reichen lyrischen Gedichtsammlung, welche Nezahualkoiotl hinterließ, ist Einiges auf uns gekommen [2]). Anfänge des Drama's gab es ebenfalls. Auf dem Marktplatz von Tenochtitlan wurden zu Ehren des Quetzalkoatl dramatische Szenen aufgeführt, die nach des Spaniers Acosta Schilderung einige Aehnlichkeit hatten mit unseren mittelalterlichen Mysterien- und Mirakelspielen. Die aztekische Musik, welche sich der Hörner, Pauken, Muscheltrompeten, Flöten und Pfeifen bediente, machte sich insbesondere im Dienst der Kirche laut: der Mangel an Saiteninstrumenten verräth ihren lärmenden Charakter. Die Malerei war nur als sogenannte Federnmalerei, eine Art Mosaikmalerei vermittelst prachtvollen Vogelgefieders, von einiger Bedeutung. Auch die Plastik, mehr dem Gräßlichen als dem Schönen zugewandt, war nicht sehr entwickelt. Zur Darstellung der Menschengestalt in ihrer nackten Schönheit vermochte sie nicht sich zu erheben. Götterbilder, aus Thon, Holz und Stein, seltener aus Metall, waren in so enormer Anzahl vorhanden, daß die spanischen Mönche nach der Eroberung allein binnen acht Jahren deren zwanzigtausend zertrümmerten. Höher stand die aztekische Baukunst, aber sie ging doch mehr auf das Massenhafte im Aeußeren, auf das goldstrotzend Prunkende im Inneren, als auf das Harmonische und Schöne. Des Tempelbaustyls ist schon gedacht. Der kaiserliche Palast in Tenochtitlan war ungeheuer weitläufig gebaut: er hatte zwanzig Thore, drei große Höfe, über hundert Hallen und Zimmer. Mächtige Säulen aus Marmor und Alabaster, kunstreich geschnitztes Gebälk, phantastische Stuccatur und kostbare Tapezerie zeichneten ihn aus, abgesehen von seiner Fülle an Zierrath aus edlem Metall. Die kunstvolle Anlage der kaiserlichen Parks machte die Spanier höchlich erstaunen. Ebenso die Bauart der Hauptstadt. Wie sie so dalag inmitten ihres Sees, mit ihren breiten Straßen, ihren Hunderten von Pyramiden und Thürmen, ihren langen Reihen glänzender Paläste, schim-

---

2) Wir haben oben, 3, Note 2, eine Probe gegeben.

mernd im Stralengold der Abendsonne, konnte sie in den Spaniern, als sie von Iztapalapan aus das Venedig des Westens zuerst erblickten, wohl die freudige Illusion erregen, sie hätten eine Zauberstadt vor sich [3]).

Viertes Kapitel.

Die Inkas in Peru.

1.

Dem Trauerspiel von Anahuac sollte bald die Tragödie von Peru als würdiges Seitenstück sich gesellen. Auf die durch Cortez vollführte Conquista des Aztekenstaats folgte die durch Pizarro vollbrachte des Inkareichs, von dessen Existenz der kühne Balbao, dessen Augen zuerst von allen europäischen von den Bergen Centralamerika's aus den stillen Ozean erblickt, auf seinen Entdeckungsfahrten die erste bestimmte Kunde erhalten hatte. Daß gegen Süden zu die Südsee an eine Küste schlage, auf welcher Gold in unerhörter Fülle vorhanden sei, das war hinreichend, um einen Haufen in der spanischen Colonie Panama herumlungernder Abenteurer unter dem Banner eines Mannes zu sammeln, dessen verwegener Unternehmungsgeist, auf früheren Zügen bewährt, die Eroberung jenes Goldlandes in Aussicht

3) Prescott citirt (I, 435), um die Gefühle der Conquistadoren beim ersten Anblick von Tenochtitlan anzudeuten, aus Southey's Madoc die Verse:

There Aztlan stood upon the farther shore;
Amid the shade of trees its dwellings rose,
Their level roofs with turrets set around,
And battlements all burnished white, which shone
Like silver in the sunshine. I beheld
The imperial city, her far-circling walls,
Her garden groves and stately palaces,
Her temples mountain size, her thousand roofs;
And when I saw her might and majesty,
My mind misgave me then.

stellte. Aber zwei erste zu diesem Zweck unternommene Versuche mißlangen. Francisco Pizarro, wie Hernando Cortez aus der spanischen Landschaft Estremadura gebürtig, erkannte, daß zur Eroberung eines solchen Culturstaats, wie das Inkareich war, doch umfassendere Mittel erforderlich seien als zu einem Raubzug gegen die Karaiben von Centralamerika. Erst im Januar 1531 konnte er, nachdem seine zwei früher (1524 und 1526) gegen Peru gerichteten Seezüge gescheitert waren, seiner kleinen, mit Hülfe seiner Freunde Almagro und Luque ausgerüsteten Flottille den Befehl zum Auslaufen aus der Bucht von Panama geben. Nach einer Fahrt von dreizehn Tagen landeten die Abenteurer in der Bai von St. Matthäus an der Küste des Inkareichs.

Diesem Reich, welches sich zur Zeit seines Falles von Potosi im Süden dem westlichen Abhang des erhabenen Gebirgs der Cordilleren entlang bis über Quito hinauf erstreckte, wurde erst von den Spaniern der aus einem Mißverständniß geschöpfte Name Peru gegeben. Die Eingeborenen nannten es Tavantinsuyu (das Land der vier Weltgegenden). Sein Dasein als Culturstaat mag 300—400 Jahre umfassen. Als Zeit seiner Begründung ist das 12. Jahrhundert anzunehmen. Unter dem zwölften Inka, dem großen Huayna-Kapak, also kurz vor der Zeit der spanischen Invasion, erreichte das Reich seine größte Ausdehnung. Huayna-Kapak einverleibte vermittelst des Rechts der Eroberung dem Inkastaat das Land Quito. Seine Herrschaft bildet den Glanzpunkt des Inkathums. Aber schon fiel, den Sagen der Peruaner zufolge, auf diesen Glanz der Schatten einer fernher drohenden Wolke und in dunkeln Vorgefühlen kündigte das nahende Unheil sich an. Im Volke schlich von Alters her eine Legende um, Fremdlinge, wie man sie nie gesehen, würden einst in das Land kommen, es erobern und die einheimische Religion vernichten. Düstere Vorzeichen verliehen dem eine erhöhte Bedeutung. Erdbeben und die Erscheinung von Kometen erregten traurige Ahnungen. Bei einer großen Sonnenfestfeier in Cuzko sah das versammelte Volk in der Luft eine Schaar von Raubvögeln einen Adler anfallen, welcher tödtlich verwundet zu Boden stürzte. Die Priester weissagten daraus den Untergang des Reichs. Huayna-Kapak selbst beschlich ein Vorgefühl davon. Er hatte von dem Erscheinen weißer Fremdlinge, der Spanier unter Balbao, auf der Westküste Amerika's Kunde erhalten. Auf seinem Sterbebette deutete er dies auf die Fremden der alten Sage. Nach seinem Tode begann auch wirklich das Verderben, zunächst

freilich von Innen heraus, nicht von Außen herein. Der große Inka hat durch seine Vorliebe für seinen jüngeren Sohn Atahuallpa[1]), welchen e mit einer Prinzessin des eroberten Quito gezeugt, sich verleiten lassen, vo den alten Satzungen des Reichs abzuweichen, indem er dieses, statt da Ganze seinem rechtmäßigen Erben, dem mit seiner Schwester und Gatti erzeugten Huaskar, zu hinterlassen, so zwischen den Beiden theilte, da Huaskar Cuzko, Atahuallpa Quito erhielt. Fünf Jahre lang nach de wahrscheinlich 1525 erfolgten Tod ihres Vaters hielten die beiden Herr scher Frieden unter einander; dann aber brach, allen Anzeichen nach vo dem unruhigen, herrschsüchtigen und kriegerischen Atahuallpa veranlaßt, ei mörderischer Bruderkrieg aus, welcher durch eine am Fuß des Chimboraſſ geschlagene blutige Schlacht, sowie durch eine zweite, auf der Ebene vo Quipayan gefochtene dahin sich entschied, daß Huaskar in die Gefangen schaft seines Bruders fiel und dieser, das Recht des Siegers mit furchtbare Grausamkeit übend, des ganzen Inkareichs sich bemächtigte.

Diese Entscheidung erfolgte 1532, wenige Monate, bevor Pizarr von Tumbez aus seinen Marsch in das Innere des Landes antrat. Ohn Zweifel hätte die Absicht der Conquistadoren fehlschlagen müssen, — den sie waren gegenüber der Macht eines dichtbevölkerten und wohlorganisirte Staates doch ein gar zu ärmliches Häufchen — hätte das Inkareich noc in seiner Vollkraft ihnen entgegengestanden. Allein der Bürgerkrieg hatt auch hier jene Zerwürfnisse, Schwankungen und Herabstimmungen, jen Erschütterung aller sittlichen und sozialen Verhältnisse zur Folge, welch überall unausweichlich ihn begleiten. Das half der Kühnheit der Conqui stadoren zu einem Erfolg, nicht minder märchenhaft, als der ihrer Lands leute in Anahuac gewesen war, ja märchenhafter sogar noch, denn Corte war im Stande gewesen, Hunderttausende eingeborener Krieger gegen di Azteken in's Feld zu führen, die Eroberung von Peru dagegen vollbrachten die Spanier allein. Sie gelang durch einen tollkühnen Handstreich, die von Mexiko aber hatte einen förmlichen Krieg mit allen seinen Wechselfällen nöthig gemacht. Als Pizarro nach einem höchst beschwerlichen Marsch über die Anden mit seinem Abenteurerhaufen, welcher weit eher einer Räuberschaar als einem Heere glich, bis zu der im Herzen des Reiches gelegenen Stadt Caxamalca vorgedrungen und dort mit Atahuallpa zusam-

1) Die Spanier schreiben auch Atapaliva, Atabaliba und Atabaliva.

mengetroffen war, auf friedlichem Wege zunächst, faßte er, erkennend, daß in einer verzweifelten Lage, was die seinige war, nur ein verzweifelter Entschluß frommen könne, sofort einen solchen. Sein Instinkt sagte ihm, daß den Peruanern ihren Inka nehmen sie besiegen hieße. Er beschloß, des Inka inmitten der Kriegsmacht desselben gewaltsam sich zu bemächtigen, und machte am 16. November 1532 diesen Plan zur That, mit einer Kühnheit, welche nur in der Gefangennehmung Montezuma's durch Cortez eine Analogie findet. Der weitere Verlauf der Geschichte ist allbekannt. Pizarro's Calcul bestand die Probe. Die Peruaner waren nach Atahuallpa's Gefangennahme nur noch eine hirtenlose Schafheerde. Das dem Inka oder vielmehr seinen Unterthanen abgepreßte Lösegeld gewährte, nur das Gold, nicht das Silber eingerechnet, die ungeheure Beute von etwa 42,000,000 Gulden, die größte, von der die Geschichte weiß. Atahuallpa fand in seiner Gefangenschaft noch Mittel zur Ermordung seines in einer Festung eingekerkerten Bruders Huaskar, ein Frevel, welcher Pizarro den willkommenen Vorwand lieh, seinem Gefangenen das Todesurtheil sprechen zu lassen. Der Inka wurde in Folge dessen am 29. August 1533 auf dem großen Platz von Caxamalca vermittelst der Garrote hingerichtet. Die Gnade, blos garrotirt, nicht aber verbrannt zu werden, hatte er damit erkauft, daß er sich geschwind noch taufen ließ. Wie es mit seiner Bekehrung beschaffen war, verräth das Wort, welches er, auf die Sonne weisend, seinen Bekehrern sagte: Euer Gott ist von denselben Menschen, die er geschaffen, getödtet worden, mein Gott aber lebt noch im Himmel und blickt herab auf seine Kinder. Das Inkathum war zu Ende, denn daß die Spanier nachmals, um das Land leichter beherrschen zu können, eine lebendige Inkapuppe aufstellten, ist von keinem Belang. Aber die Nemesis erreichte die Conquistadoren. Sie rieben in mörderischen Zwisten einander auf: Pizarro selber fiel durch eine spanische Mordwaffe [2]).

---

2) Hauptquellen der Geschichte der Eroberung von Peru, welche von Prescott mit bewährter Meisterschaft geschrieben wurde (Hist. of the conq. of Peru, deutsche Uebersetzung 1848, 2 Bde.), sind der Bericht von Pizarro's Secretair Francisco de Xerez (deutsch v. Ph. H. Külb, 1843), ferner die Berichte der drei Conquistadoren Pedro Pizarro, Diego Fernandez Palentino und Pedro Cieza. Die von Prescott fleißig benützten Relaciones über die Einrichtungen und die Eroberung des Inkareichs von Sarmiento und Ondegardo sind nicht gedruckt. Acosta's und Herrera's Geschichten von Westindien berücksichtigen auch Peru. Culturhistorische Wichtigkeit

2.

Zu Anfang des vorigen Kapitels gaben wir einige Andeutungen von Ueberbrückungsversuchen, angestellt, um über den dunkeln Abgrund wegzukommen, welcher die Geschichte der Culturvölker der alten und der neuen Welt trennt. Wir lassen es dabei bewenden, denn die bislang aufgefundenen Analogieen zwischen altamerikanischer und asiatischer Cultur gestatten wohl ein Kreuzen auf dem Meere der Hypothesen, bieten aber nirgends einen sichern Port. Ist man doch sogar auf den Einfall gekommen, der erste Inka von Peru sei ein Sohn des mongolischen Großkhans Kubilai gewesen [1]). Aber vermittelst aller sinnreichen Annahmen und kühner Folgerungen ist die Nebeldecke, welche auf den Anfängen des Inkathums lagert, noch nicht gelüftet worden. Ja, selbst die Geschichte der spätern Inkas ist nebelhaft. Erst mit Topa-Yupanqui, dem Vater Huayna-Kapak's, lüftet sich der Schleier.

Wie die Geschichten der meisten Culturvölker — und nur diese haben eine Geschichte — hebt auch die der Peruaner mit einem Culturmythus an, mit der Sage von einem Culturhelden, der natürlich göttlichen Ursprungs ist. In der vorinkaischen Zeit waren, lautet der Mythus, die Bewohner Peru's rohe Wilde und roh und wild war auch ihre Religion. Sie verehrten eine Unzahl von Göttern und brachten denselben Menschenopfer dar [2]). Solches Elend vermochte die Sonne nicht länger mit anzusehen

---

besitzen außerdem des Montesinos Memorias antig. hist. del Peru und des Arriaga Exstirpation de la idolatria de los Indios del Peru, auszüglich mitgetheilt in der berühmten Sammlung alter Quellen der Geschichte Amerika's von Ternaux-Compans (Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la decouverte de l'Amérique, Paris 1837 ff.). Für die peruanischen Alterthümer sind jedoch weitaus die wichtigste Quelle die 1609 erschienenen Commentarios reales (im Auszug mitgeth. v. Külb, S. 143 ff. seiner Uebers. des Xerez) von Garcilasso de la Vega, der, mütterlicher Seits von den Inkas stammend — seine Mutter war eine Nichte von Huayna-Kapak, — und 1540 zu Cuzko geboren, mit größter Pietät die alte Geschichte und die alten Institutionen Peru's studirte und darstellte.

1) Dies vermuthet der Engländer Ranking. Vgl. Prescott, a. a. O. I, 10.

2) Indessen hat man in Peru doch Spuren von einer vorinkaischen Cultur aufgefunden, die vielleicht mit der alten centralamerikanischen zusammenhängen. Die Bewohner von Peru verehrten vor der Zeit der Inkas eine Art Obergott oder Ober-

und sie sandte daher zwei ihrer Kinder, einen Sohn und eine Tochter, zur Erde herab, um die Menschen den Sonnendienst und andere Bildung zu lehren. Manko Kapak und Mama Oello Huasko, so hießen die Sonnenkinder [3]), traten an den Ufern des Titikaka-See's ihre Mission an. Sie führten einen goldenen Keil mit sich, und da, wo dieser beim ersten Versuch in die Erde dränge, sollten sie bleiben [4]). Es geschah in der Gegend von Cuzko, welches Wort Nabel bedeutet, und der Nabel, der Mittelpunkt Peru's wurde der Ort, ja geradezu der Nabel der Erde in peruanischer Weltanschauung, wie es in der griechischen Delphi war. Von hier ließ Manko Kapak die Stralen der Sittigung nach allen Seiten ausgehen. Cuzko wurde die Hauptstadt des neuen Culturstaats und von Manko Kapak und seiner Schwester-Gattin Mama Oello Huasko stammen die Könige Peru's, die Inka's, die Sonnensöhne ab, für welche es daher auch Familiengesetz war, zu ihrer ersten und rechtmäßigen Gemahlin, welche den Titel Coya (Sonnentochter) führte, stets eine ihrer Schwestern zu erheben. Es sollte auf Erden sein, wie am Himmel, wo ja auch der Mond die Schwester und Gattin der Sonne. Uebrigens kommt dieser Zug auch in andern Glaubenskreisen vor: Osiris hat seine Zwillingsschwester Isis, Zeus seine Schwester Hera, Saturnus seine Schwester Ops zur Gattin. Neben der mitgetheilten Culturmythe laufen aber noch andere her und unter diesen tritt besonders selbstständig die von Virakocha auf, der ebenfalls ein Verbreiter der Civilisation war und ebenfalls zuerst am Titikakasee auftrat. Er habe zu seinem Nachfolger den Allka Vika gemacht und dieser sei der Ahnherr der Inkas geworden. In der späteren Anschauung wurde Virakocha zum Gott, zum höchsten Gott, der das Weltall und darum auch die Sonne geschaffen, — ein Umstand, welcher seinen Mythus als den ursprünglicheren bezeichnet. Im Uebrigen stellen die mannigfaltig gestalteten Culturmythen der Peruaner übereinstimmend fest, daß die Civilisation des Landes von der Gegend am Titikakasee ausgegangen sei, gepflanzt und verbreitet durch weiße und bärtige Männer. Letzterem Umstand verdankten es

---

dämon, Pachakamak genannt, der dann im Sonnendienst zu einem Sohn der Sonne und zum Ausbildner der Welt umgebildet wurde.

3) Da Mama im Peruanischen Mutter bedeutet, so liegt in dem Mythus zugleich die Vorstellung von einem ersten Menschenpaar.

4) Der goldene Keil erinnert an das goldene Schwert des iranischen Culturheros Dschemschid. Vgl. Buch 2, Kap. 2, 1.

die Spanier, daß sie, wie in Anahuac als Nachkömmlinge Quetzalkoatl's, so in Peru Anfangs als Söhne der Sonne empfangen wurden.

3.

Wer immer ihn begründet, der Sonnendienst war die Staatsreligion des Inkareichs. Die Sonne (Inti oder Intip) wurde als höchste Gottheit verehrt, sie, für deren Kinder die Inkas galten, die Nachkommen Derer, welche den Sonnencult eingeführt. Die wohlthätige Macht des Tagesgestirns wurde nirgends inniger gefühlt und anerkannt als im Land Tavantinsuyu, wo des stralenden Himmelskörpers tropische Glut in ihrer ganzen belebenden Kraft wirkte und doch zugleich durch die Alpenlüfte der Cordilleren gemildert ward. Und die Sonne wurde nicht blos geglaubt als eine göttliche Naturmacht, sondern als eine beseelte, durchgeistigte Gottheit, als ein von Bewußtsein und Willen erfüllter Gott. Die Sonne war auch nicht etwa bloßes Symbol dieses Gottes, vielmehr sie war er selbst: ihre Herrlichkeit war der göttliche Leib, belebt und bewegt von einem Geist, welcher rastlos sinnt, den Menschen Gutes zu thun, ihnen Licht und Wärme zu geben und ihre Felder zu befruchten. Aber Leib und Seele der Gottheit sind nicht von einander getrennt oder zu trennen: sie machen mitsammen die göttliche Substanz aus. Man wird gestehen müssen, diese Vorstellung von der Sonne als von einem beseelten Weltkörper, als von einem mit dem Charakter der Persönlichkeit, mit subjectivem Bewußtsein und Willen ausgestatteten Gott, war eine schöne und würdige. Sie streift hart an den Monotheismus, denn daß der Mond (Mama Quilla[1]) für die Schwester und Gattin der männlich gedachten Sonne galt und die Sterne als dienende Begleiter der Beiden vorgestellt wurden, war weiter von keinem Belang, denn die Verehrung dieser und jenes war eine ganz untergeordnete und beiläufige. In seinen höchsten Aufschwüngen war der Glaube der Inkas ein monotheistischer. Nur die Sonne hatte Tempel und vorzugsweise in ihrem Dienst wurde das Gold verwendet, welches die Peruaner poetisch genug Sonnenthränen nannten.

---

1) Im Culturmythus zur Mama Oello vermenschlicht.

4.

Aber wie anderwärts genügte auch in Peru der monotheistische oder wenigstens dem Monotheismus sehr ähnelnde Cultus der Masse nicht recht. Ueberall liebt es diese, die Gottesidee auf polytheistischem Wege sich näher zu bringen und, wenn ich so sagen darf, handlicher zu machen. Dazu kam in Peru noch der Umstand, daß nachhaltige Erinnerungen an den vorinkaischen Dämonencult und Fetischismus im Volke haften geblieben waren. So liefen denn neben dem Sonnendienst Ueberbleibsel des Thiercultus her und wußte sich die Verehrung elementarer Götter noch immer zu behaupten. Von letzteren besonders das Feuer, dem zu Ehren ewige Flammen unterhalten wurden, welche der Obhut der Sonnenjungfrauen anvertraut waren; dann Donner und Blitz, der Regenbogen, die Erde, welche Pachamama (Muttererde) hieß, und das Wasser. In die Vergötterung des letzteren spielte der Culturmythus von Virakocha herein, dem Meerentsprossenen, welcher, abgesehen von der vagen Vorstellung, die ihn zum obersten Gott und Weltschöpfer machte, als Beherrscher der Wasserwelt gedacht wurde. Die Regengöttin war seine Schwester, von ihm zur Verwaltung des Regens eigens eingesetzt. Doch erscheint der Regengöttin zur Seite auch ein eigener Luftgott, welcher, ein Bruder von dieser, Donner und Blitz dadurch hervorbringt, daß er die Wasserurne der Schwester mit seiner Keule zerschlägt. Darüber ist ein mythisches Lied vorhanden[1]). Endlich hatte sich aus der vorinkaischen Zeit in die spätere auch

---

1) Cumac Nusta	Schöne Fürstin,
Torallay quim	Deine Urne
Puñuy quita	Schlägt dein Bruder
Paquir cayan	Jetzt in Stücke.
Hina mantara	Von dem Schlage
Cununñun	Donnert's, blitzt's und
Ylla pantac	Wetterleuchtet's.
Camri Nusta	Doch du Fürstin,
Unuy quita	Dein Gewässer
Para munqui	Gießend regnest
May nimpiri	Und mitunter
Chichi munqui	Hagel oder
Riti munqui	Schnee entsendest.
Pacha rurac	Weltenbauer,

die Vorstellung eines bösen Dämons, eines Teufels, herübergerettet, den die Peruaner Kupay nannten und als Herrn des blassen Todes scheuten.

Der Unsterblichkeitsglaube war im Inkareich fest und bestimmt hingestellt, die Fortdauer nach dem Tode als Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit geglaubt. Und nicht nur die Seele des Menschen lebt fort, sondern auch der Leib. Daher die Sorge für die Erhaltung der Leichname (Mumisirung), welche freilich nur bei den Vornehmen auf den ganzen Körper sich erstreckte, während man bei den Leichen des Volks sich begnügte, die abgeschnittenen Haare und Nägel derselben aufzubewahren. Die Seelen der Inkas kehren nach dem Tode zur Sonne zurück: die Kinder zum Vater. Bei den übrigen Menschen entscheidet ihr Thun im Diesseits über ihr Loos im Jenseits: die Guten führen daselbst ein Leben genußvoller Ruhe, die Bösen müssen im Innern der Erde schwere Arbeitslast tragen. Das sinnliche Moment dieses Unsterblichkeitsglaubens tritt aber noch stärker hervor. Denn die eigentliche Wiederauferstehung geschieht im Diesseits. Die Geister kehren wieder auf die Erde in ihre Leiber zurück und das Erdenleben hebt von Neuem an. Deshalb die Sorgfalt, womit den Gestorbenen ihr irdischer Besitz gesichert wurde. Bei den Inkas, d. h. nicht allein bei den Königen, sondern beim ganzen Inkaadel, ging das so weit, daß bei ihrem Tode ihre sämmtlichen Frauen, Beischläferinnen und Knechte getödtet wurden, ein Zug, auf welchen wir auch anderwärts stoßen werden.

5.

Die Gottheit der Peruaner war eine bewußte sittliche Macht, eine milde und wohlthätige. Der sittigende Einfluß dieser Idee von Gott machte sich, wie im ganzen Inkathum, so auch im Cultus bemerkbar. Frei-

---

Pachacamac	Weltbeleber,
Viracocha	Virakocha
Cay hinapac	Zu dem Amte
Churasunqui	Dich bestimmte
Comasumqui.	Und dich weihte.

Der peruanische Urtext nach Garcilasso bei Külb, S. 242, die Uebersetzung von Tschudi, Peru, II, 381.

lich, ganz die frühere Barbarei zurückzudrängen, war den Inkas, auch den besten Willen vorausgesetzt, nicht möglich und sie selbst scheinen durch die Politik gezwungen worden zu sein, manchen barbarischen Brauch der Ureinwohner zu adoptiren. So vielleicht verhält es sich mit der Hinschlachtung der Frauen und Diener des Adels, wenn ein Mitglied desselben starb, sowie mit den Menschenopfern im Cult, die Garcilasso freilich ganz bestreitet, die aber durch das übereinstimmende Zeugniß anderer authentischer Quellen festgestellt sind [1]. Allerdings nur als Ausnahmefälle: von einem aztekischen Gräuel dieser Art war keine Rede.

Das Gebet an die Sonne, eine Hauptculthandlung, wurde knieend verrichtet und zwar insbesondere bei Sonnenaufgang. Der Betende warf der stralenden Gottheit auch Kußhände zu und der Inka brachte ihr bei Festen aus goldenem Pokal eine feierliche Libation, indem er ihr den Maistrank (Chica) zutrank. Auf den Altären wurden unblutige und blutige Opfer dargebracht: Federn, Edelsteine, Gold und Silber, Blumen, Früchte und Weihrauch; den zu opfernden Thieren, Schafen und Lamas, drehte der Opferpriester, bevor er den Streich führte, die Augen der Sonne zu und redete dabei den Gott an, welchem das Opfer fiel. Von aller Kriegsbeute erhielt die Sonne, d. h. ihr Tempel, den dritten Theil als Weihgeschenk. Aber sie sah auch Menschenopfer. So verblutete an ihrem großen Fest (Intip Raymi) ein Kind oder eine auserlesene schöne Jungfrau. Zuweilen sollen beim Regierungsantritt eines Inka große Kinderopfer vorgekommen sein. Ebenso soll man bei gefährlichen Krankheiten eines Inka einen der Söhne desselben der Sonne geopfert haben, sie anflehend, diesen Ersatz sich gefallen zu lassen. Eine Abschwächung des Menschenopfers war der Brauch, das heilige Brot, eine Art Hostien, welche beim großen Sonnenfest die Sonnenjungfrauen für die Andächtigen buken, mit Kinderblut anzufeuchten. Menschenfresserei war übrigens nie mit dem peruanischen Menschenopfer verbunden. Die Opferidee realisirte sich auch in der Form der Askese. Vor den großen Festen fastete man mehrere Tage und enthielt sich der Frauen. Am stärksten aber trat der asketische Gedanke in dem Institut der Sonnenjungfrauschaft hervor. Die peruanischen Vestalinnen oder Nonnen, die Sonnenjungfrauen, lebten unter Leitung einer Oberin nach bestimmter Disziplin in Klöstern zusammen. Nur Töchter des Inkaadels

---

1) Vgl. darüber Müller, 377 ff.

oder der unterworfenen Kazikenfamilien erhielten Zutritt. Sie wurden schon vor ihrem achten Jahr in die Klöster gebracht und dort von den älteren Schwestern erzogen. Ihr Hauptdienst war die Erhaltung des heiligen Feuers, ganz wie bei den römischen Vestalinnen. Da sie als die Bräute des Sonnengottes betrachtet wurden, so mußten sie ein strenges Keuschheitsgelübde ablegen und halten. Die dagegen sich Verfehlende wurde lebendig verbrannt oder begraben, ihr Buhle gehenkt. Uebrigens gab es einen Ausweg. Wenn sich, was übrigens sehr selten vorkam, eine Sonnenjungfrau schwanger fühlte, konnte sie das schreckliche Todesloos abwenden, wenn sie den Eid schwur, der Sonnengott sei des Kindes Vater. Die Mutter des Romulus und Remus machte es, wie wir wissen, auch so, indem sie den Mars als Vater angab. Die Sonnenjungfrauen standen in großem Ansehen. In dem Kloster beim Haupttempel zu Cuzko lebten nahe an fünfzehnhundert. Der Inka, als Sonnensohn, hatte das Recht, die schönsten Sonnenjungfrauen zu seinen Beischläferinnen zu erküren, was er in umfassendster Weise that, ohne dadurch die Heiligkeit der Mädchen zu beeinträchtigen, obgleich dieselben nachmals nicht mehr in's Kloster, sondern zu ihren Eltern zurückkehrten.

Zahlreiche Tempel waren über das ganze Reich zerstreut, aber des Cultus Hauptsitz war der große, goldvolle Sonnentempel in der heiligen Stadt Cuzko, dem Jerusalem oder Mekka Peru's. Ich lasse unten Garcilasso's Beschreibung desselben folgen, als in mancher Beziehung belehrend [2]).

---

2) „Die höchste Verehrung zollten sie (die Peruaner) dem Tempel der Sonne zu Cuzko. Sie häuften in ihm eine unendliche Menge von Schätzen auf, indem stets jeder Inka seinen Vorgänger an kostbaren Geschenken zu überbieten suchte. Von der Größe des Tempels hat man keine genaue Kenntniß mehr" (Er bestand aus einem Hauptbau und mehreren Kapellen und Nebengebäuden, nahm einen großen Flächenraum in der Mitte der Stadt ein und war von einer Mauer, die gleich den Gebäuden ganz aus Stein bestand, umschlossen. Prescott nach Sarmiento, I, 73.) „Der große Altar der Sonne stand gegen Osten, das Dach des Tempels war aus Holz zusammengefügt und mit Stroh bedeckt, denn die Ziegeln waren den Indianern unbekannt. Die vier Mauern waren von oben bis unten mit Gold bekleidet. Auf dem großen Altar —" (soll wohl heißen über dem großen Altar, d. h. an der Wand hinter demselben) — „erblickte man das Bild der Sonne, aus massivem Gold gefertigt; sie hatte ein rundes, mit Stralen und Flammen umgebenes Antlitz, gerade so wie die Maler die Sonne darstellen, und war dabei so groß, daß sie beinahe von einer Mauer zur anderen reichte." (Sarmiento sagt im 24. Kapitel seiner Relacion über das

Die Priesterschaft war ungemein zahlreich und von Seiten des Staats mit Einkünften wohlversorgt. Der wahre Großpriester war der Inka, der

---

Sonnenbildniß: La figura del Sol, muy grande, hecha de oro obrada, muy primamente engastonada en muchas piedras ricas.) „Als die Spanier die Stadt eroberten, ging dieses Bild durch die Spielsucht des spanischen Reiters Mancio Serra de Leguizano zu Grunde: er setzte es nämlich in einer Nacht, weil seine Größe ihm hinderlich war, auf das Spiel und verlor es und damit seinen Antheil an der Beute.“ (Daher das Sprüchwort Juega el Sol antes que amanezca, die Sonne verspielen, ehe sie aufgegangen. Wunderliches Spiel des Schicksals! Das Palladium eines edlen und liebenswürdigen Volkes von einem rohen Kriegsknechte, der im besten Falle ein solcher und kein Räuber war, auf eine Karte gesetzt!) „Man kann schon hiernach beispielsweise die Schätze ermessen, welche die Eroberer in dem Tempel antrafen. Zu beiden Seiten der Sonne sah man die Leichname der verstorbenen Könige, alle nach der Ordnung ihres Alters neben einandergereiht und so künstlich einbalsamirt, daß sie zu leben schienen. Sie saßen auf goldenen Thronen, die auf goldenen Platten standen und schauten nach dem unteren Theile des Tempels; nur der Inka Huayna-Kapak, das geliebteste der Kinder der Sonne, genoß vor den übrigen die Auszeichnung, daß er gerade diesem glänzenden Himmelskörper gegenüber saß, weil er schon im Leben seiner hohen Tugenden wegen der Anbetung für würdig befunden worden war. Bei der Ankunft der Spanier wurden diese Leichname mit den meisten übrigen Schätzen so gut verborgen, daß man sie nie wieder alle auffinden konnte; nur fünf wurden im Jahre 1559 von dem Licentiaten Polo entdeckt, nämlich drei Könige und zwei Königinnen. — Der Sonnentempel hatte mehrere Thore, sie waren alle mit Goldplatten belegt, und außen lief um den ganzen Tempel an der Mauer ein Kranz von Gold eine Elle breit herum. Neben dem Tempel erblickte man einen kleineren als Eingang in den größeren dienenden, mit vier Seitenhallen, an welchem oben eine Einfassung von feinem Golde, ähnlich der eben genannten, angebracht war; um ihn herum standen fünf große Pavillons, die oben in Pyramidenform ausliefen. Der erste war zur Wohnung des Mondes, der Gemahlin der Sonne bestimmt und lag dem Haupttempel am nächsten; die Wände und Thüren waren mit Silberplatten belegt, um durch die weiße Farbe anzudeuten, es sei die Wohnung des Mondes, dessen Gesicht im Innern auf einer großen Silberplatte ausgeprägt war; es glich dem Antlitze eines Weibes. Hier erfüllen die Indianer ihre Gelübde dem Monde, den sie für die Schwester und Gemahlin der Sonne, so wie für die Mutter ihrer Inkas hielten; sie nannten ihn deshalb auch Mamaquilla (Mutter Mond), doch brachten sie ihm nicht wie der Sonne Opfer dar. Zu beiden Seiten des Bildes des Mondes erblickte man die Leichname der verstorbenen Königinnen nach ihrem Alter in einer Reihe stehend. — Der Wohnung des Mondes zunächst lag der Pavillon, welcher der Venus, den Plejaden und den übrigen Sternen im Allgemeinen geweiht war; man nannte die Venus Charka (Langhaar), um damit anzudeuten, daß dieser Stern lange und gekräuselte Haare habe; man verehrte ihn ganz besonders, denn man hielt ihn für den

Papst des Sonnendienstes, der Abkömmling der Gottheit und ihr Repräsentant auf Erden. Es gab aber außer ihm noch einen Oberpriester, der

Pagen der Sonne, der, wie man sich ausdrückte, bald vor bald hinter ihr ginge. Auch den Plejaden erwies man große Verehrung wegen ihrer merkwürdigen Gruppirung und weil ihnen ein Stern dieser Gruppe so groß wie der andere vorkam. Alle übrigen Sterne betrachteten sie als Dienerinnen des Mondes; man wies ihnen deßhalb auch eine Wohnung neben ihrer Herrin an, damit sie dieselbe um so bequemer bedienen könnten, denn man glaubte, die Sterne seien am Himmel zum Dienste des Mondes und nicht der Sonne, weil man dieselben nur des Nachts und nicht am Tage erblickte. Dieses Gebäude war nebst seinem großen Portal, wie der Tempel des Mondes, gleichfalls mit Silber bedeckt. Sein Dach stellte den Himmel dar und daran prangten Sterne von verschiedener Größe. Das dritte Gebäude diesem zunächst war dem Blitz, dem Donner und dem Wetterstrale geweiht, welche drei Erscheinungen man unter dem einzigen Ausdruck Illapa begriff. Man betrachtete sie nicht als Götter, sondern als Diener der Sonne, ihre Wohnung war deshalb auch mit Gold bekleidet; sie selbst aber hatte man weder in Statuen noch in Abbildungen dargestellt, weil sich die Indianer keine Personifikation jener Naturerscheinungen zu erdenken wußten. Sie hatten deshalb auch weit mehr Furcht und Abscheu als Achtung vor ihnen. Traf der Blitzstral ein Haus, so durfte es Niemand mehr betreten und die Thüre ward vermauert; traf er das Feld, so wurde das getroffene Stück umzäunt, daß es nie wieder von einem Menschen berührt werden möge. Der vierte Pavillon war dem Regenbogen geheiligt, weil sie fanden, daß er stets vor der Sonne herging; er zeichnete sich durch seinen Reichthum an Gold aus und der Regenbogen selbst war in seinen verschiedenen Farben auf Goldplatten so dargestellt, daß er eine Seite des Gebäudes fast ganz einnahm. Sie nannten den Regenbogen Cuicha und bewiesen ihm große Ehrfurcht. Wenn sie ihn am Himmel erscheinen sahen, machten sie auf der Stelle den Mund zu und hielten die Hand davor, weil sie glaubten, daß, wenn sie denselben auch nur ein wenig öffneten, ihre Zähne verderben und faul würden. Das fünfte und letzte Gebäude war das des Oberpriesters und der übrigen Priester, die den Tempeldienst verrichteten und die alle von königlichem Geblüt sein mußten. Von oben bis unten gleich den übrigen mit Gold verziert, diente es weder zum Essen noch zum Schlafen, sondern als Saal, um darin Audienz zu geben und über die anzustellenden Opfer, so wie über die den Tempeldienst betreffenden Angelegenheiten sich zu berathen. Außer den fünf großen Pavillons befanden sich in dem Sonnentempel selbst noch mehrere Gemächer für die Priester und Tempeldiener, die nur aus der Kaste der Inkas genommen wurden. Kein anderer Indianer, so vornehm er auch war, durfte sie betreten, ebensowenig Frauen, selbst nicht einmal die Gemahlinnen und Töchter der Könige. Die Priester verrichteten den Tempeldienst abwechselnd nach Wochen, die sie nach den Mondsvierteln zählten; während dieser Zeit berührten sie nicht ihre Weiber und verließen den Tempel weder bei Tag noch bei Nacht. Die Indianer, welche im Tempel als Pförtner, Kehrer, Küchen- und Kellermeister, Kleiderbewahrer u. s. w.

den Titel Villac Umu (nach Sarmiento, Villac Ellma nach Garcilasso) führte. Dieser Hierarch stand an der Spitze des Clerus, durch seinen Mund offenbarte die Gottheit ihren Willen. Er wurde von dem Inka aus der Zahl der Prinzen von Geblüt zu seiner Würde erhoben und hatte seinerseits die Befugniß, die übrigen Priester zu ernennen. Alle höheren Cleriker wurden aus dem Inkaadel genommen, von welchem sie sich in der Kleidung nicht unterschieden. Der Weiber brauchten sie sich blos in den Tagen oder Wochen zu enthalten, wo sie gerade Tempeldienste zu thun hatten. —

dienten, mußten von denselben Stämmen und aus denselben Städten sein, wie die, welche im Palast des Königs den Dienst hatten; es waren nämlich gewisse Städte verpflichtet, sowohl die Diener für den königlichen Palast, als auch für den Sonnentempel zu liefern; denn es verdient bemerkt zu werden, daß in beiden wegen der Beziehung, welche zwischen dem Vater und dem Sohne, d. h. zwischen der Sonne und dem Inka obwaltete, kein Unterschied des Dienstes herrschte, ausgenommen, daß in dem Tempel keine Frauen dienten und in dem Palast nicht geopfert wurde. Die Orte, an welchen man die Opfer darbrachte, waren der Feierlichkeit derselben entsprechend. Manche wurden auf gewissen Plätzen, andere an mehreren Stellen, welche im Sonnentempel zu diesem oder jenem Feste bestimmt waren, verrichtet. Die allgemeinen Opfer am Hauptfeste der Sonne, Raymi genannt, brachte man auf dem großen Platze der Stadt, die andern nicht so bedeutenden dagegen in dem Vorhof des Tempels, in welchem die Bewohner aller Provinzen und Leute aus allen Stämmen des Reiches zu tanzen und sich zu vergnügen pflegten. Jedoch durfte man diesen geweihten Ort nur barfuß betreten. Vier große Straßen führten aus der Stadt zum Tempel; auf ihnen mußte man vor dem Thore des Tempels die Schuhe ausziehen, ehe man weiter gehen durfte. In dem Sonnentempel sprudelten an verschiedenen Stellen fünf Quellen aus goldenen Röhren in steinerne, goldene und silberne Becken, in welchen die Opfer je nach ihrer Wichtigkeit oder nach dem höhern Grade der Feierlichkeit abgewaschen wurden. Die Röhren, welche das Wasser herableiteten, lagen unter dem Boden und waren mit Steinen übermauert. Mit dem Tempel war ein Garten verbunden, der ganz von Gold und Silber starrte und in dem sich eine Masse von Thieren, Figuren, Schlangen u. s. w. alle aus reinem Gold und Silber befanden, ganz so wie in den Palästen und Gärten der Inkas. Bei allen Festen, die man jährlich beging, opferte man dem Sonnengott eine ungeheure Masse Gold und Silber, eine Menge Goldschmiede arbeiteten beständig, um stets neue Verschönerungen für den Tempel hervorzubringen; sie fertigten fortwährend eine große Anzahl dem Tempeldienst geweihter Geschirre, als Töpfe, Vasen, Kohlenbecken, kurz alle Geräthschaften bis zur Gartenhacke und zum Rechen, so daß man den Tempel mit seiner Umgebung in Wahrheit Corikancha (Goldviertel) nennen konnte. Alle übrigen in den Provinzen befindlichen Tempel waren nach dem Muster des Hauptsonnentempels erbaut." Garcilasso bei Külb, 184 ff.

Das glänzendste der religiösen Feste war das schon berührte Intip Raymi, das große Sonnenfest, mit der Sommersonnenwende zusammenfallend. Dazu fand sich der ganze Inkaadel aus allen Gegenden in der Hauptstadt zusammen und mit schweigender Ehrfurcht harrte die Versammlung auf dem Platz vor dem Tempel des ersten Sonnenstrals, der mit unermeßlichem Jubel begrüßt wurde. Dann brachte man der Gottheit Opfer von Früchten und Thieren, worauf, wie bei der Säcularfeier der Azteken, das neue heilige Feuer angezündet wurde und zwar vermittelst eines der Sonne entgegengehaltenen Brennspiegels, denn von der Gottheit selbst sollte die geweihte Flamme ausgehen. Ein Opferschmaus folgte, bei welchem auch das obenerwähnte heilige Gebäck der Sonnenjungfrauen verzehrt ward, gemahnend an das aztekische Götteressen, an die Darunsfeier der Parsen, an das indische Somaopfer, an die ungesäuerten Brote der Israeliten und das christliche Abendmahl. Ein Bacchanal schloß das Fest.

6.

Wir haben es schon gesagt, die Religion der Inkas war eine civilisirende. In der symbolischen Handlung, daß der Herrscher alljährlich vor dem versammelten Volke mit einem goldenen Pflug ackerte, wurde die Bedeutung der Culturmission Manko-Kapak's in dankbarer Erinnerung gehalten. Der Ackerbau sollte die Grundlage des Sonnenstaats sein und war es, war es in einem Grade, daß die Thäler und Hochebenen zur Zeit der Eroberung das Bild blühendster Landwirthschaft darboten. Auf dieser beruhte der Flor des ganzen Reichs, als auf einer soliden Grundlage. Sie war aber hinwiederum auch der Endzweck des Staats, einer höchst consequent durchgeführten Centralisation der Staatskräfte. Auf Agricultur und eine dadurch ermöglichte dichte Bevölkerung war Alles gerichtet. Die Ackerbauern waren das eigentliche Volk. Indem es für den Staat arbeitete, dem über allen Grund und Boden das höchste Eigenthumsrecht zustand, arbeitete es auch für sich selbst. Es gab noch einen niedrigeren Stand, die Yanakonas, Ureinwohner, welche nach einer mißglückten Empörung gegen die Inkas zum Knechtsdienst als Hirten, Lastträger, Boten, Thürhüter, Lakaien verurtheilt worden. Ueber dem Volk erhoben sich zwei Adelsclassen: die eine, die niedrige, waren die Kurakas, Nachkömmlinge der bei der Einwanderung

der Sonnensöhne unterworfenen Kaziken, die andere, die höhere war der Inkaadel, welcher, aus Nachkommen der Sonnensöhne bestehend, die große Inkafamilie bildete, deren Haupt der Inka war. In ihren Händen waren alle höheren geistlichen und weltlichen Stellen: sie waren die Oberpriester, die Statthalter, die Feldherrn. Einen besonderen Kriegerstand gab es nicht; es verhielt sich mit dem Kriegswesen so, wie in Mexiko. Im Verlaufe der Zeit war die Armee bis auf 200,000 Mann in Kriegszeiten angewachsen. Der Inka war unfehlbar, absolut, er war geistliches und weltliches Oberhaupt, der Gott auf Erden, wie es sein Ahn, die Sonne, am Himmel war; aber sein Vortheil zwang ihn, die bestehenden Gesetze zu achten. Die Art der Erbfolge ist schon gelegentlich berührt worden. Der Abglanz der Majestät des Inka, welchen als Erdengott die unterwürfigste Etikette umgab, fiel auf die ganze Inkafamilie. Außer materiellen und Ehren-Vorrechten hatten ihre Mitglieder auch das, daß nur ihre Kinder in die höhere Bildung eingeführt werden durften. Die soziale Einrichtung in materieller Hinsicht war so. Zum Unterhalt des Hofstaats, der Inkafamilie und für die Bedürfnisse der Verwaltung, des Gerichts- und Heerwesens war eine Masse von Ländereien vorbehalten. Ein anderer Theil des Bodens lieferte seinen Ertrag in die Magazine der Tempel. Der Rest des Grundbesitzes war zu gleichen Theilen unter das Volk vertheilt. Jede Familie hatte ihr besonderes Landloos, jedem neuen Ehepaar wurde ein Grundstück zugewiesen. Für jedes Kind wurde ein Zutheil bewilligt und alljährlich wurde die Theilung des Bodens erneuert, so zwar, daß die Besitzung der Familie je nach ihrer Minder- oder Mehrzahl verkleinert oder vergrößert ward. Bei dieser Einrichtung war — da die öffentlichen Vorrathsspeicher in Mißjahren reichliche Aushülfe boten — Noth und Verarmung eine Unmöglichkeit; ebenso aber auch, mehr zu erwerben, als man brauchte. Nur in der Hand des Inka konnten sich Reichthümer ansammeln und dort ruhten sie als todte Schätze. Peru ist wohl das einzige Land, in welchem es kein Proletariat, keine Bettler gab und — keine Capitalisten. Arbeit war des Staates Zweck. Die Zucht der Gesetze war streng, aber, weil von einer milden Religion Hauch durchathmet, zugleich väterlich. Brutale Verbrechen kamen selten vor, solche gegen das Eigenthum nie: diese hätten bei der agrarischen Gesetzgebung auch kaum einen Sinn gehabt. Die Verwaltung, auf Förderung und Erleichterung der Arbeit gerichtet, war musterhaft. Posteinrichtungen (Läuferposten), Telegraphie (durch Feuer-

signale), das Bewässerungssystem und die prachtvollen Kunststraßen erregten das Staunen der Conquistadoren[1]). Es gab im Inkareich auch Festungen, Vorrathshäuser, Karavanserais (Tambos), Spitäler und Invalidenanstalten; nicht minder eine Sanitätspolizei.

Wenn je ein unfreies Volk ein glückliches sein könnte, die Peruaner unter den Inkas müßten ein solches genannt werden. Wo ist ein anderes, bei dem das Verhungern ein unbekanntes Ding? Auch ein sittliches Volk waren die Peruaner, freilich ohne jene höchsten, ich möchte mit Bezugnahme auf Carlyle sagen heldenhaften Aeußerungen der Sittlichkeit, welche, aus der Selbstbestimmung des Menschen hervorgehend, nur im Bereich der Freiheit laut werden können. Eine gewisse gleichmäßige Ruhe zeichnet die Sittlichkeit der Peruaner aus. Ordnung ist die Losung derselben. Die Peruaner waren redlich, arbeitsam, gutmüthig, friedliebend. Kriegerische Tugend fehlte ihnen trotzdem keineswegs: die fortwährende Ausdehnung des Inkareichs beweist dies und zuletzt, als mit dem Tod Atahuallpa's und der Einnahme von Cuzko durch die Spanier schon Alles verloren war, kämpften sie hoffnungslos noch einen verzweifelten Kampf gegen die weißen „Sonnensöhne", welche die abscheuliche Rohheit ihres Wesens bald genug herauskehrten. Das Familienleben der Peruaner war schön, die Kinderzucht vernünftig streng. Im Verhältniß der Geschlechter herrschte große Züchtigkeit, im Umgang feiner Anstand. Von der Gestattung der Vielweiberei machten nur die Vornehmen Gebrauch und konnten es auch blos. Ehen unter nächsten Blutsverwandten waren verboten; nur der Inka, dessen Stellung auch hierin eine exzeptionelle war, durfte, mußte sogar seine leibliche Schwester heirathen, um eine Coya, eine ebenbürtige Gemahlin zu haben. Unnatürliche Sünder wurden verbrannt, Familienmütter standen in großer Achtung, öffentliche Dirnen in tiefster Verachtung.

---

1) In einem Berichte über seinen Marsch von Caxamalka nach Pachakannak ruft Hernando Pizarro, ein Bruder des Führers der peruanischen Conquista, aus: El camino de la sierras es cosa de ver, porque en verdad en tierra tan fragosa en la cristiandad no se han visto tan hermosos caminos, toda la mayor parte de calzada. Bei Prescott, I, 339. Noch Humboldt (Vues de Cordillères, 294) konnte von der durch die Inkas angelegten Heerstraße von Cuzko nach Quito zu sagen: Le grand chemin de l'Inca, un des ouvrages les plus utiles, et en même temps des plus gigantesques que les hommes aient exécuté. Der berühmte Reisende vergleicht sie auch mit den schönsten Römerstraßen.

Viel niedriger als die sittliche Bildung stand im Inkareich die intellectuelle. Der Staatsgrundsatz, daß die Wissenschaft ein Privilegium des Adels sei und bleiben müsse, lähmte allen geistigen Aufschwung. Hatte doch die Inkafamilie auch eine eigene Sprache, eine Hofsprache, die Quichuamundart. Auch der Mangel eines Alphabets oder wenigstens einer Bilderschrift wirkte lähmend. Die Quippus gewährten dafür keinen Ersatz [2]). So finden wir denn überall nur Anfänge des Wissens vor und die Amautas, die offiziellen Weisen, die Staatsprofessoren, hatten wenig zu lehren, weil sie selber wenig wußten. Ihr Wissen und Lehren beschränkte sich auf Reichsgeschichte, Reichsgesetzgebung, Dogmatik, etwas Sternkunde und etwas Arithmetik. In der Kunst sah es nicht weniger dürftig aus. Am meisten wurde noch in feiner Metallarbeit geleistet, in Herstellung kostbaren Zierraths. Die Malerei scheint, wenig geübt, auf der untersten Stufe geblieben zu sein. Statuen von Gold und Silber, auch Reliefs werden erwähnt, allein der zerstörerische Golddurst der Eroberer ließ nur Geringfügiges davon übrig. Die Baukunst ging auf breite Massenhaftigkeit aus. Paläste und Tempel, von Außen ganz schmucklos und unschön, hatten Bedachungen von Holz und Stroh und strotzten im Innern von einem Goldprunk, den wir auch nur als einen mehr massigen als künstlerischen uns vorstellen können. Das musikalische Hauptinstrument war die Flöte. Es gab eine religiöse und eine historische Sagendichtung und die Lieder — von einem mythischen haben wir oben eine Probe gegeben — bewegten sich in einem Rhythmus von meist viersylbigen Versen. Die Haraveks, welches Wort die Bedeutung von Troubadours (d. i. Findern, Erfindern) hat, sangen ihre neugefundenen Lieder und Sagen an der Tafel des Inka. Endlich sollen am Hof von Cuzko auch Schauspiele aufgeführt worden sein. Sie mögen der Art gewesen sein, wie wir sie auch bei den Azteken getroffen haben.

---

2) Die Quippus (d. i. Knoten) waren buntfarbige Schnüre, deren Enden in verschieden gefärbte Fäden ausliefen. An diesen Fäden waren Knoten angebracht, welche die Bedeutung von Ziffern hatten und, mit einander verbunden, Zahlen darstellten, also zum Rechnen dienten. Auch drückten die Farben Gegenstände und Begriffe aus; z. B. die gelbe Gold, die weiße Silber oder Roth Krieg, Weiß Frieden.

Zweites Buch.

Die Religion als System:

I. Die Ost-Asiaten.

1) Die Arier: Inder und Perser. 2) Die Chinesen und Japaner.
3) Der Buddhismus.

Erstes Kapitel.

Die Arier: 1) Inder.

1.

Mitten über Asien hin, von Osten nach Westen streichend, ist ein mächtig Gebirge gelagert, gleichsam des Erdtheils Rückgrat. Von den Küsten der Mantschurei und der Halbinsel Korea zieht sich dieser ungeheure Bergwall, in mannigfaltigster Auszweigung zwar, doch ununterbrochen, bis zu den westlichen Gestaden Kleinasiens herüber. Dort baden seine Ausläufer die Füße im japanischen, hier im ägäischen Meer. Fast in der Mitte zwischen beiden, mit einer starken Abweichung nach Süden, thürmt sich der höchste Gebirgsstock des Erdkreises himmelan, der Himalaya. Die westliche Fortsetzung desselben, der Paropamisus der Alten, der Hindukusch der Neueren, steigt nördlich von Kabul und dem Pendschab empor. Von diesem Gebirge, an welchem ringsher die Hochebenen Mittelasiens gelagert sind, senden ewige Schneelager nordwärts den Oxus dem Aralsee zu, südwärts dem persischen Meer den Indus. Die Gehänge und Thäler, wo diese Ströme ihren Ursprung und ersten Lauf haben, werden mit höchster Wahrscheinlichkeit als die Ursitze des großen Volksstammes bezeichnet, welchen die Geschichte unter dem Namen des arischen kennt. Kaukasischer Race, gehörte derselbe der großen indogermanischen Völkerfamilie an und stand demnach in Verwandtschaft mit den über Europa sich verbreitenden Indo-Germanen, mit den pelasgischen Völkern (Griechen und Römern), mit den slavischen, keltischen und germanischen Nationen. Sämmtliche Sprachen dieser Völker bilden, verbunden mit den Idiomen der Arier, dem Sanskrit, dem Altpersischen, Baktrischen, Medischen, den großen indoger=

manischen Sprachstamm. Aber die europäischen Abzweigungen desselben sind jetzt und waren schon im Alterthum von den asiatischen räumlich getrennt. Westlich nämlich von den Ariern hatte und hat die Länderstrecken zwischen dem persischen und arabischen Meerbusen, dem schwarzen und dem mittelländischen Meer eine Völkerfamilie inne, welche man die semitische zu nennen gewohnt ist. Südwestlich von den Sitzen der Semiten, Mesopotamien, Babylonien, Syrien, Phönikien, Palästina, Arabien, — hatte sich in Afrika, im Nilthal, eine dritte große Völkerfamilie, die äthiopisch-ägyptische, niedergelassen, welche mit der zweiten in Verwandtschaft stand, namentlich in sprachlicher Beziehung. Wie hier, so ist die vergleichende Sprachwissenschaft auf den dunkeln Gebieten urzeitlicher Geschichte überhaupt zu einer unschätzbaren Leuchte der Wahrheit geworden. Sprachliche Forschung, verbunden mit naturhistorischer, hat den früheren Glauben an die Abstammung der Menschen von dem mosaischen Urpaar und an eine gemeinsame Urheimat aller Völker wankend und immer wankender gemacht. Beide Richtungen wissenschaftlicher Thätigkeit haben dagegen, in Verbindung mit den Zeugnissen der Schriftsteller des Alterthums, zur Wahrscheinlichkeit erhoben — denn von Gewißheit zu sprechen, ist in Bezug auf diese nebelgrauen Zeitfernen für jetzt noch unthunlich — daß für die älteste Geschichte der Menschheit — China vor der Hand bei Seite gelassen — zwei große Knotenpunkte angenommen werden dürfen [1]). Der eine derselben ist das Hochland von Abyssinien, der andere die Hochebene von Mittelasien.

---

1) Das allem Forschungseifer zum Trotz immer noch wenig gelichtete Dunkel der Urzeiten gab von jeher und gibt noch jetzt zum Aufbau mannigfaltigster und kühnster Hypothesen Raum. Eine der bekanntesten der älteren ist die, welche Aegypten als eine Colonie Indiens betrachtet wissen will. Sie verdient jetzt keine Beachtung mehr, weil dargethan ist, daß die ägyptische Cultur eine ältere ist als die indische. Eine neuere, mit großem Scharfsinn verfochtene, geht darauf aus, darzuthun, die sogenannte neue Welt, Amerika und beziehungsweise die Südseeinseln, sei eigentlich die älteste, sei die wahre Heimat der Urcultur, der Urgeschichte. Gelänge es, diese Annahme zu erweisen, so müßte die Weltgeschichte eine ganz neue Gliederung erhalten. Zwischen dem alten Peru und dem alten Mexiko und dem alten Orient haben sich allerdings bereits höchst bedeutende Vergleichungspunkte herausgestellt, welche zu weiteren Forschungen veranlassen müssen. Ich habe Einiges hierüber seines Orts im ersten Buch berührt. Vgl. insbes. Daumer's Abhandlung „Aegypten in Amerika" in dessen Buch über den Feuer- und Molochdienst der Hebräer, S. 225—320.

Von jenem herab mögen der äthiopisch-ägyptische Stamm und der mit diesem ursprünglich vereinte phönikisch-babylonische jener dem Nil entlang nach Meroe und Aegypten, dieser über die Meerenge Bab el Mandeb in die arabische Halbinsel und von hier aus in die Länder zwischen dem Mittelmeer und dem persischen Golf gezogen sein. Die Zeit dieser ältesten Völkerwanderungen zu bestimmen, auch nur annähernd genau, ist noch nicht möglich geworden; wogegen es keinem Zweifel unterliegt, daß die Anfänge der Geschichte des Menschengeschlechts, welche eben mit diesen Wanderungen beginnt, in ein weit höheres Alter hinaufzurücken sind, als mit Zugrundelegung der biblischen Urkunden früher angenommen wurde. Ebenso wenig Bestimmtes kann darüber beigebracht werden, wie sich in der äthiopisch-ägyptischen Völkerfamilie, die unzweifelhaft eine der ältesten ist, der Bildungstrieb zuerst geregt, zu welchen Gestaltungen er anfänglich es gebracht und unter welchen Einflüssen die Gesittung in den Urzeiten von Stufe zu Stufe vorgeschritten sei.

Dasselbe gilt in beiderlei Richtung auch von dem großen Volksstamm der Arier[2]). Die Anfänge ihres Culturlebens, wie die Zeit ihrer Auswanderung, verbergen sich in der Finsterniß fabelhaften Alterthums. Einer dunkeln Nachricht zufolge verließen die Arier ihre ursprüngliche Heimat im Norden von Iran und Indien deßhalb, weil die Kälte sie zur Auswanderung trieb, und hierauf hat man die Annahme basirt, daß dieser Wanderungsgrund mit einer großen Erdrevolution, welche in der Urzeit das nördlichere Asien betroffen, vielleicht in Beziehung zu setzen sei. Dem sei, wie ihm wolle, die Auswanderung der arischen Völkerfamilie von der mittelasiatischen Hochebene nach Süden zu scheint nach allen bisherigen Ermittelungen als geschichtliche Thatsache festzustehen. Der Strom der arischen Völkerwanderung theilte sich aber in zwei Arme. Die Flut des einen ergoß sich südwestwärts, die des andern südostwärts. Die West-Arier verbreiteten sich allmälig bis in die Thalebenen des Euphrat und Tigris über die vom kaspischen Meer und dem persischen Golf begränzten Länderstrecken, welche nachmals Baktrien und Persien hießen. Ihre Sprache erhielt den Namen des Zend, sie selbst den des Zendvolkes. Die Ost-Arier ihrerseits rückten

2) Im Sanskrit bedeutet Arja Herr, Meister, im Zend Airija die Herren. Das Wort als Völkername bezeichnet demnach das bevorzugte, auserwählte, das herrschende Volk.

durch das Pendschab mälig nach Osten vor und breiteten sich über die Stromgebiete des Indus und des Ganges aus, wobei sie die dort angesessenen Urbewohner, einen schwarzen, d. h. dunkelfarbigen Menschenstamm, theils in die nördlichen Gebirge zurückdrängten, theils unter dem Namen der Pariah als Sklaven sich unterwarfen. Vom Indus erhielten sie den Namen Inder, ihr Land ward Indien geheißen; sie selbst aber nannten sich Arja (Arier), zum Gegensatz gegen die von ihnen als Mlekha (Barbaren) angesehenen umwohnenden Völker, und ihre Sprache das Sanskrit, d. i. die vollkommene. Aber auch den Baktrern oder Persern blieb noch lange der gemeinsame Stammname der Arier. Zend und Sanskrit weisen überall ihre nahe Verwandtschaft auf und West- und Ost-Arier erscheinen in ihren beiderseitigen heiligen Schriften als ackerbautreibende Hirtenvölker. Außerdem blieb die Erinnerung an gemeinsamen Ursprung und ursprüngliche Heimat der beiden Völker in ihrer gemeinschaftlichen Sage vom Götterberg lebendig. Dieser, bei den Indern Meru, bei den Persern Albordsch genannt, ist nur der poetisch verklärte Hindukusch, welchen das Heimweh mit allen Zaubern der Phantasie umgab. Die Inder verlegten auf den Meru das Paradies Vischnu's, die Perser dichteten von dem Albordsch, er sei bei Erschaffung der Erde auf Ormuzd's Geheiß aus deren Mittelpunkt in zweihundert Jahren bis zum Mond, in weiteren zweihundert bis zur Sonnensphäre, in wieder zweihundert bis zum Sternenhimmel und endlich in nochmals zweihundert bis zum höchsten unbeweglichen Himmel emporgewachsen, des Urlichts Wohnung zu sein.

2.

Auf jener Halbinsel also, die wir jetzt Hindostan zu nennen pflegen und welche durch Ausdehnung, klimatische Verhältnisse und natürliche Hülfsquellen mehr wie ein Stück Erdtheil selbst denn wie eines Erdtheils Anhängsel erscheint, hat sich das eigenthümliche Culturleben der Ost-Arier, der Inder oder Hindus entwickelt. Vom Alterthum an bis herein in die neuere Zeit galt der Volksphantasie Indien als das Land der Wunder. Und in Wahrheit, es ist das Land der Wunder, das Land der Fülle, der Schönheit, des Reichthums, aber auch das Land der Contraste, des Elends, der Schrecken. Es bedarf der lebhaftesten Einbildungskraft, von Hindostan

ein Bild zu schaffen, und stets wird die Wirklichkeit die Phantasie hinter sich lassen, im Guten und Schlimmen. Vor Allem wird das Auge gefesselt durch den reichsten Wechsel in der Beschaffenheit der Bodenfläche. Auf diesem Raum zwischen dem Himalaya und den Bergen Kabulistans im Norden und dem indischen Meer im Süden, zwischen dem Indus im Westen und dem Irrawuddy im Osten, welcher Wechsel der Szenen, welche Buntheit, Macht und Größe der Natur! Der Raum zwischen dem Cap Comorin und dem Himalaya schließt eine Welt in sich. Wenn der Reisende von den glühenden Sandflächen der Coromandelküste oder den Dschungelsümpfen der Gangesmündungen aus nordwärts zieht, kann er alle Abstufungen vom tropischen zum gemäßigten Klima durchmachen und kann, nachdem er von den Strapatzen seiner Palankinreise in dem paradiesisch gelegenen Simlah sich erholt, in eine Bergregion eintreten, wo sich Granitkolosse zu ungeheuerster Höhe emporgipfeln [1]), die Alpennatur ihre grandioseste Pracht entfaltet und dem Menschen ein mit Schrecken und Ehrfurcht gemischtes Gefühl der Bewunderung und des Entzückens einflößt. Ueberall in diesem Wunderland läßt die Natur den Menschen ihre Macht in überwältigender, fast betäubender Weise empfinden. Unermeßliche Stromgebiete, aus erhabenen Schnee- und Eiswüsten Hunderte von Meilen weit nach zwei Seiten zum Meer herabfallend, wilde Hochebenen und fette Niederungen, angefüllt mit der schwelgerischen Ueppigkeit tropischer Vegetation, tagelang sich hindehnende Dschungelwildnisse, wechselnd mit der stillen Majestät des Urwalds; eine unerschöpfliche Triebkraft des Bodens, welche die Pflanzenarten, Früchte und Getreidegattungen Europa's in den höheren Gegenden hervorbringt, während in den Niederungen die köstlichen Gewächse und Fruchtsorten der Tropen in üppigster Fülle wuchern und gedeihen; dürre Sandsteppen, welche in Thäler übergehen, voll von dem sinnverwirrenden Farbenglanz und Duft einer wundervollen Blüthen- und Blumenwelt; ein thierischer Organismus, welcher das Gefieder des Flamingo mit Scharlach und das des Papagei's mit allen Farben des Regenbogens bemalt und von den anmuthigen Gestaltungen des Kolibri's und der Gazelle zu den kolossalen des Elephanten und Rhinozeros, wie zu den furchtbaren und abschreckenden des Tigers, der Boa und des Krokodils fortschreitet; trostlose Einöden, übersäet mit den Ruinen

---

1) Der Dhawalagiri 26,000, der Kintschingtschung 28,000 F. hoch über dem Meeresspiegel.

vergangener Zeiten, und daneben menschenwimmelnde Städte, angefüllt mit dem buntesten Wirrwar aller Hautfarben, aller Trachten und Religionen, überragt von den Zinnen und Thürmen bizarrer Tempelbauten, in deren Hallen heilige Ochsen unter den Andächtigen sich umhertreiben und an deren Dächern Schaaren heiliger Affen umherklettern; alle Extreme der physischen und sittlichen Welt hart neben einander gestellt, märchenhafter Reichthum und Prunk und schmutzigste Blöße und Armuth, raffinirteste Ausschweifung und nacktestes Elend, schrankenlose Despotie und hündische Sklaverei, hier unter einer zerschmelzenden Sonnenglut die feige Weichlichkeit der Bengalesen, dort in Alpenlüften die betriebsame Frische und Männlichkeit der Nepalesen; das Alles überwölbt von einem den größern Theil des Jahres hindurch wolkenlosen, tiefblauen, feuersprühenden Himmel und auf drei Seiten umgürtet von einer majestätischen Meeresbrandung: — so ist Indien, der Sitz alter Civilisation, das in tausend Liedern gepriesene Land der Pracht und des Ueberflusses, die Heimat riesenhaftester Phantastik und üppigster Poesie, der Boden, auf welchem eine der eigenthümlichsten Schöpfungen des religiösen Gedankens entstand und großwuchs, ein Land, welches seine active Mission in der weltgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit erfüllt zu haben scheint, um mit seinen zweihundert Millionen von Bewohnern nur noch eine stoffliche Existenz zu führen und der realistischen Thatkraft eines fernher gekommenen, jüngsten Sprößlings des indogermanischen Stammes zur Ausbeutung zu dienen.

Vielleicht ist es erlaubt, zu sagen, es liege eine wunderbare und doch nur gerechte Schickung darin, daß das Volk, welches von allen orientalischen die Abstraction von der Wirklichkeit am consequentesten ausgebildet, zuletzt dem Volk als Beute anheimfiel, welches von allen occidentalischen am meisten realistischen Sinn und Takt bewährt.

3.

Die Gefühlstiefe und die Energie des Gedankens, welche der indogermanischen Race eignen, hatten die alten Inder aus den Ursitzen der arischen Stämme mitgebracht in die Thäler des Ganges. Hier entzündete, bereicherte, weitete eine üppige Natur ihre Phantasie. Soweit dieselbe in Bildungen des religiösen Bewußtseins sich übte, muß dahingestellt bleiben,

welche von den Grundideen noch auf den Hochebenen von Mittelasien entstanden sein mögen. Fast jedoch scheint es, daß die Grundlage der indischen Weltanschauung schon dort gelegt worden sei. Der kühne Idealismus, die herbe und consequente Verneinung der Welt und des Lebens, welche die indische Religion in ihrer Reinheit kennzeichnen, passen viel mehr zu einem strengen und adstringirenden Alpenklima, als zu der verweichlichenden und auflösenden Brütwärme der Niederungen von Hindostan. Dagegen darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß jedenfalls erst Indiens farbenglühendes, buntes und üppiges Naturleben den religiösen Gedanken der Ost-Arier mit seinen überschwänglich phantastischen Hüllen bekleidete. Hier, wie dort, hatte also die äußere Natur auf den geistigen Prozeß mächtig eingewirkt. In der alten Heimat wurde die kühn idealistische Grundidee geschöpft, in der neuen faltete sie sich zu einer mythologischen Vielerleiheit und Buntheit auseinander, deren strotzende Blätter- und Blumenfülle jene immer mehr überwucherte, wenn auch nie ganz erstickte.

Wenn das reine Brahmanenthum, dessen äußerste Spitze der Buddhismus, sein letztes Wort sprach, so lautete es: Weltschmerz! Durch das ganze geistige Leben Alt-Indiens klingt die ruhelose Klage, daß die Existenz der Natur und Creatur nur ein böser Traum, daß leben und leiden identisch sei [1]). Die Einflüsse widerwärtiger oder bedrohlicher Naturerscheinungen vereinigen sich mit dem Gefühl der menschlichen Unvollkommenheit, um Welt und Dasein nur als einen hassenswerthen Abfall von Höherem und Besserem erscheinen zu lassen. Alles Fühlen, Denken, Thun des Menschen ist nichtig, schaal, unersprießlich, das ganze Dasein eine Täuschung, um nicht zu sagen eine Mystification, und nur Eins ist da, was in diesem rastlosen Wechsel von Werden und Vergehen als Zweck und Ziel in's Auge gefaßt zu werden verdient, das endliche Verschlungenwerden alles Seins und Lebens von dem unermeßlichen Ozean der göttlichen Einheit. Was man auch von der bis auf unsere Tage herabreichenden Einwirkung dieser furchtbar einseitigen Weltanschauung denken mag, übersehen darf nicht wer-

---

1) Schmach dem Leben, dem wehvollen, bestandlosen in dieser Welt,
Wurzel des Leids ist's, abhängig, mit Drangsalen erfüllet ganz.
Ein gewaltiger Schmerz haftet am Leben, Leben ist nur Leid;
Wer da lebet, der muß dulden die Schmerzen, die ihm nahen gewiß.
Aus der von Bopp übersetzten Episode des Mahabharata, „die Wehklage des Brahmanen.“

den, daß eine ungeheure Willenskraft dazu gehörte, eine solche Einseitigkeit bis zu ihrer Höhe tragischer Erhabenheit zu führen, wo alle natürlichen Gefühle, alle Wünsche und Forderungen der Persönlichkeit in der dünnen Aetherluft eines negativen Idealismus unbeachtet, ungehört, ungestillt verschweben.

Der religiöse Gedanke Indiens hat einen langen und vielseitigen Entwicklungsprozeß durchgemacht und eine reiche Urkundensammlung hinterlassen. Diese Urkunden sind in der Sanskrit-Sprache geschrieben, welche schon zur Zeit der mohammedanischen Invasion eine todte, d. h. nicht mehr im Volke lebende, sondern nur noch von den Gelehrten gelernte war, damit sie die heiligen Schriften verständen [2]). An der Spitze der religiösen Literatur stehen die vier Veda's [3]), von denen jeder in drei Abtheilungen (Sanhita, Brahmana's, Sutra's) Dogmatik, Moral und Liturgie enthält. Wie alle alten Religionsurkunden werden auch sie als eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit angesehen. Sie veranschaulichen das Werden der indischen Religion. Das mit ihnen in gleichem kanonischen Ansehen stehende Gesetzbuch des Manu [4]) zeigt die Blüthezeit dieser Religion, deren speculative Seite dann in den Schriften der sogenannten Vedantaphilosophie weiter entwickelt wurde, während die mythologische Seite in den

---

2) Das Sanskrit wird, hierin den semitischen Sprachen gleich, von links nach rechts geschrieben; das Alphabet enthält 49 Buchstaben und genaue Vocalzeichen. Es ist eine sehr ausgebildete und vollkommene, nicht aus Bildern, sondern aus Lautzeichen entstandene Schrift. Eines Stammes mit dem Altpersischen, Griechischen, Lateinischen, Germanischen und Slavischen, übertrifft das Sanskrit alle seine Schwestersprachen, mit Ausnahme der griechischen, an grammatikalischem und syntaktischem Reichthum, wird jedoch durch das Vorwalten des A-Lautes etwas monoton. Mit der Zeit verwilderte die „heilige" oder „vollkommene" Sprache zu zahllosen, mit fremden Elementen gemischten Dialekten. Die verbreitetsten derselben heißen Prakrit. Das eigenthümlichste Versmaß des Sanskrit sind die Slokas, in welchen die großen alten Epen gedichtet wurden, Doppelverse von je 16 Sylben in zwei gleichen Theilen mit vorwaltend jambischem Rhythmus. Die vorhergehende Note gibt ein Beispiel.

3) Rig-Veda, Jadschur-Veda, Sama-Veda, Atharva-Veda.

4) Manu, dessen Name bedeutet der Verständige oder auch der Mensch, ist eine mythische Person. Er gilt für einen Sohn oder Enkel Brahma's. Die Aufzeichnung des unter seinem Namen gehenden Buches ist mit Wahrscheinlichkeit (?) in das 5. oder 6. Jahrhundert vor Christus zu setzen.

beiden großen Heldengedichten, das Ramajana und das Mahabharata, ihre allseitige Entfaltung fand und zuletzt in den Purana's, die erst im christlichen Mittelalter entstanden, zu willkürlichster Phantastik verwilderte. Wie die Veden demnach die frischaufstrebende Jugend des indischen Geisteslebens aufzeigen, so die Purana's und die späteren Einschiebsel der berühmten Epen seine kindische Greisenhaftigkeit.

In der Darstellung der indischen Glaubenslehre, zu welcher wir jetzt übergehen, sind die verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung genau zu unterscheiden. Früher, bei mangelhafter Kenntniß der Quellen, hat man diese Unterschiede alle zu einer sinnlosen mythologischen Masse zusammengerührt. Erst die Resultate der neueren und neuesten Quellenforschung gewähren, zusammengefaßt, einen wenigstens annähernd klaren Ueberblick der indischen Weltanschauung.

4.

Das Sanskritwort für Gott ist Deva, nahe verwandt mit den Benennungen der Gottheit in den übrigen indogermanischen Sprachen und ihren Töchtern [5]). Von der Wurzel div (leuchten) stammend, gibt es den bedeutsamen Fingerzeig, daß die Indogermanen aus dem Begriff des Lichts den des Göttlichen sich abstrahirten, daß ihre urälteste Religion ein Lichtcultus war.

Die Naturkräfte nun, welche einerseits in den erleuchtenden, erwärmenden und befruchtenden, andererseits in den bedrohlichen und zerstörenden Erscheinungsformen von Licht und Feuer sich offenbaren, waren der Ost-Arier ältester Gottesverehrung Gegenstand. An den Begriff von Licht und Feuer sodann knüpfte sich, auch nach der in den Veden dargelegten Theologie schon, der große, in der indischen Weltanschauung stets wiederkehrende Begriff der Dreiheit vom Entstehen, Bestehen und Vergehen, denn das Feuer schafft, erhält, zerstört. Dieser dreifachen Thätigkeit von Licht und Feuer

---

5) Im Zend daëva (wo es aber die Bedeutung eines bösen Geistes, eines Dämon im jetzigen Sprachsinn angenommen), im Griechischen θεός, im Lateinischen deus, im Litthauisch-Slavischen diewas, althochdeutsch (auf einen bestimmten Gott beschränkt) Zio, gothisch Tius, eddisch tivar (Mehrzahlform), franz. dieu, ital. dio, span. dios.

analog, kennt das religiöse Bewußtsein der Inder auf seiner ersten uns bekannten Stufe drei Gottheiten: Indra, Varuna, Agni.

Indra wird der älteste der Götter genannt, der Götterfürst, der Himmelskönig, der Blitzeschleuderer und Bergespalter, sehr oft aber auch der Stier, als Bild der Zeugungskraft. In ihm ist augenscheinlich die Naturmacht des zeugenden, schaffenden Lichts personificirt. Der Phantasie stellte er sich dar, wie er den mit goldfarbigen Rossen bespannten Sonnenwagen durch des Himmels Wölbung führt, in der Hand als Waffe den Blitz, womit er die den Regen verschließende schwarze Wolke spaltet. Da ist er denn das Licht, welches gegen das Dunkel ankämpft, und deßhalb heißt er auch der Mannhafte, der Held. In dem Donnerkeil, womit er befruchtend den Schooß der Wolke öffnet, mag auch das zeugend Männliche, der Lingam, und sein Verhältniß zu dem empfangend Weiblichen, Joni, symbolisirt sein, und so stellt sich in Indra allseitig die Naturmacht des Entstehens dar. — Varuna ist die Personifizirung der zwischen Erde und Himmel als Luft wallenden, auf der Erde als Wasser fließenden Feuchtigkeit, der nothwendigen Ergänzung der zeugenden Lichtkraft. Er ist der „wie ein Ozean ausgebreitete“ Gott der Luft und des Wassers, des Mondes Lenker, der Herrscher der Nacht, des Universums Beweger und Erhalter, dessen Athem der rauschende Sturm. — Agni, nicht sowohl des Feuers Gott, als das Feuer selbst, welches, in der poetischen Auffassung, durch die Begattung seiner Eltern, der zwei Reibhölzer, erzeugt wird, — gesellt sich dem Schöpfer Indra und dem Erhalter Varuna als Zerstörer, und so ist die ältere indische Dreifaltigkeit hergestellt: Licht, Luft, Feuer, — Entstehen, Bestehen, Vergehen.

Aber die Vorstellung von dieser Trinität ist noch eine sehr schwankende, verschwommene. Die drei Götter gehen in den unstäten Spielen der Phantasie in einander über, wechseln die Namen, verändern und tauschen ihre Attribute. Bald erscheint dieser, bald jener als der höchste Gott. Die Wesenheit Indra's, die Sonne, kommt auch unter den Namen Surja, Savitri, Puschan, Vivasvat und Bhaga vor. Varuna heißt auch Vaju, statt Indra, Varuna und Agni erscheinen auch die Namen Varuna, Mitra und Arjaman. Wie phantastisch in dieser alten indischen Theologie die Begriffe durcheinanderschwanken, kann man schon daraus ersehen, daß an einer Stelle der Veden Agni des Wassers Sohn und wiederum zugleich des Wassers Vater ist, weil nämlich die Donnerwolke, aus deren Schooß der

Blitz bricht, aus dem Wasser stamme, der Blitz aber als Schoozöffner der Regenwolke das Wasser zeuge, der Sohn seine Mutter.

Schon um die älteren vedischen Gottheiten her schuf die Phantasie ein mythologisches Gefolge, Versinnlichungen von Naturerscheinungen, wie jene selbst nur schwankende Personificationen von Naturkräften. So erscheinen als göttlich verehrte Wesen die Morgenröthe, Uschas[6]), des Himmels Tochter, und ihre rosselenkenden Gefährten, die Asvinen, Zwillingsbrüder und Söhne des Meeres, ferner die himmlischen Tänzerinnen und Liebesgenien, die Apsaras und ihre Gespielen, die Gandharven;

---

6) An sie ist im Rig-Veda dieser schöne Hymnus gerichtet, zugleich eine Probe ältester indischer Poesie. (Hoefer's Ind. Gedichte, I, 3.)

Empor hebt sich der Stralenglanz der Sonne,
Erglänzend wie des Meeres Silberfluten,
Zu ebnen und zu bahnen rings das Weltall, —
Da ist sie, majestätisch, die Maghoni! (d. i. die Glänzende.)

So hehr erscheinst du, breitest aus dein Leuchten,
Der Glanz der Stralen flieget auf zum Himmel;
Enthülle denn dein lauterprangend Antlitz
Du Göttin Morgenroth, gehüllt in Stralen.

Dahin fährt sie, auf goldnem Stral getragen,
Die leuchtende, die hehre, weitgefeiert;
Dem Heros gleich, deß Pfeil verscheucht die Feinde,
Scheucht sie im Nu der Finsternisse Schaaren.

Dir ist ja Weg und Steg gebahnt im Dickicht,
Du Unbesiegte wanderst durch den Aether,
Du, deren Wagen weithin fährt, du spende,
O Himmelstochter, Schätze zum Genießen!

Du fährst einher mit Rossen, Unbesiegte,
Du Morgenröthe, spende, was wir flehen.
Du hehre Himmelstochter bist die Göttin,
Die lautre, die im Frühgebet wir feiern.

Wenn du erscheinst, verlassen Mensch und Vögel
Die Wohnung, um der Nahrung nachzugehen.
Dem sterblichen Verehrer, der genahet,
Dem spendest du, o Göttin, reichlich Segen.

ferner die Windesgötter, die Maruts, Kinder des Sturmgottes Rudra, unter welchem Namen jedoch auch Agni vorkommt, dann die Adityas (die Ewigen), ursprünglich ein Gesammtname der göttlichen Mächte, später als Monatsgötter verehrt, und endlich der Todesgott Jama, der Herrscher der Unterwelt, anfänglich wahrscheinlich nur eine Modification Agni's, und die Pitri's, d. i. die Seelen der Ahnen, welchen ebenfalls Gebete und Opferspenden dargebracht wurden. Aber entgegen den wohlthätigen wurden auch die bösen Naturkräfte mythologisch personifizirt. Voran Vrita, d. i. der Zurückhaltende, welcher den heilsamen Regen im schwarzen Wolkenschlauch zurückhält, so daß diesen Indra mit dem Blitzstral zerreißen muß: Indra's Kampf mit dem Vrita, als dessen Besieger er gefeiert wird[7]). Andere mythologische Gestaltungen feindlicher Naturmächte sind die von Agni bekämpften Asuren und Rackschas, riesige Recken, welche zu den vedischen Göttern in dem Verhältniß der griechischen Giganten zu den Kroniden gestanden zu haben scheinen.

Die Vorstellung der älteren vedischen Götter ist augenscheinlich noch eine ganz sinnlich-oberflächliche. Das religiöse Bewußtsein ist hier noch in den Naturmächten befangen, weiß die Idee der Gottheit noch nicht geistig zu fassen, eben weil der Geist noch in der Natur verloren erscheint. Daher auch die plumpe Annahme, daß die Götter ihre Fortdauer nur dem Genuß des Unsterblichkeitstrankes, Amrita, verdanken, welcher gleichsam der Lebenssaft der Natur. Und wie die Gottesidee bewegt sich auch die Gottesverehrung auf der Oberfläche. Die ältesten Hymnen und Gebete der Veden sind sehr einförmig, wiederholen beständig dieselben Worte, Begriffe und Bitten. Mit Bestimmtheit wird die Heilighaltung von Feuer und Wasser hervorgehoben. In jenes soll man nichts Unsauberes werfen oder mit dem Munde blasen, auch nicht die Füße daran wärmen, dieses soll man nicht verunreinigen durch Blut, Gift, Urin oder Schmutz. Der wesentlichste Act des ältesten Cultus, wie des spätern[8]), ist das Soma-Opfer, welches

7) Z. B. in folgender Strophe einer Hymne des Rig-Veda (Hoefer, I, 13):

Vitragebändigt, feindbeschützt, wie Kühe
In Pani's Hut, die Wasser war'n gefesselt.
Der Wasser Quelle, schon versiegt, hat Indra,
Der Vitratödter, abermals erschlossen.

8) Mit etwas veränderten Formen freilich, denn an die Stelle der Somamilch trat später gewöhnlich die thierische Milch und die zerlassene Butter.

mit dem Genuß des Amrita durch die Götter zusammenhängt oder vielmehr zusammenfällt. Die Handlung besteht darin, daß der berauschende Milchsaft der Soma-Pflanze ausgepreßt, zum Genuß zubereitet, den Göttern gespendet und zugleich von den Opfernden selbst getrunken wird. Dieser Trank wird für Götter und Menschen Amrita. Der Act ist aber ein mysteriöser, eine ganz auffallende Antecipation der christlichen Abendmahlsfeier. Denn der Somasaft wird im Opfer geradezu selbst zum Gott, wie Brot und Wein in der Messe durch die Consecration des Priesters in die Substanz von Christi Fleisch und Blut sich wandeln: der das Soma-Opfer Bringende schafft demnach den Gott und genießt ihn dann, d. h. durch den mystischen Act dieses Genusses nimmt er das göttliche Sein in sich auf, vereinigt mit sich den erzeugenden Ursamen der Welt, als welcher das Soma in den Veden vorgestellt wird. Im Somaopfer begeht also der Mensch die mystische Hochzeitsfeier mit der Gottheit.

5.

Auf die zweite Stufe seiner Entwicklung getreten, erfaßt der religiöse Gedanke Indiens die Natur-Einheit. Die ursprüngliche Dreiheit der zeugenden, erhaltenden, vernichtenden Naturkraft, Indra, Varuna, Agni — ist ihm jetzt zur Einheit geworden, zu der in verschiedenen Naturkräften sich auseinanderfaltenden Urkraft, die da genannt ist Mahan-Atma (der große Hauch), das Seiende, das Tad (d. i. Es) oder Aum (d. i. Jenes) oder das Brahma (d. i. das Große, Erhabene).

Hier erhält demnach die Gottesidee der Inder einen monotheistischen Anstrich, aber es ist eben nur ein Anstrich, nur Schein. Die pantheistische Aufthauung des abstract gefrorenen Urseins läßt nicht lange auf sich warten.

Das Parabrahma oder das Brahma schlechtweg — wohl zu unterscheiden von der Masculinform der Brahma — ist der abstracteste Gottesbegriff, welcher möglicher Weise denkbar. Das religiöse Gefühl der Inder tastet in seinem „unbestimmten Suchen nach einem höchsten Princip" an Unbegreifliches, eigentlich auch Namenloses, denn das Brahma heißt in den Veden ursprünglich nur das Es, gewiß die vageste Bezeichnung von einem

Etwas, oder das Aum[1]), welches dreibuchstäbige Wort das heiligste der indischen Liturgie blieb. In einer der jüngsten Hymnen des Rig-Veda findet sich aber doch schon diese speculative Begriffsbestimmung des göttlichen Urdings: „Damals (frühestens nämlich) war weder Nichtsein noch Sein; keine Welt, keine Luft, noch Etwas darüber; Nichts nirgendwo in dem Glücke von irgend Einem, einhüllend oder eingehüllt. Tod war nicht, noch damals Unsterblichkeit, noch Unterscheidung des Tages und der Nacht. Aber Tad athmete ohne zu hauchen allein mit Svadha (Selbstsetzung), welche in ihm enthalten ist. Außer ihm war nichts Späteres. Finsterniß war da; dieses All war in Finsterniß gehüllt und ununterscheidbares Wasser; aber die von der Hülle bedeckte Masse wurde durch die Kraft der Betrachtung hervorgebracht. Kama (Verlangen, Liebe) wurde zuerst in seinem Geiste gebildet, und dieses wurde der ursprüngliche schöpferische Same, welchen die Weisen durch die Einsicht in ihrem Herzen es erkennend unterscheiden im Nichtsein als die Fessel des Seins"[2]). Aus dem Dunkel, in welches das ursprünglich seiende Es hier gehüllt ist, schimmert doch schon eine Lösung des Geistes von der Natur hervor, denn durch die „Kraft der Betrachtung" wird der schöpferische Same zur Thätigkeit angeregt. Die Erwähnung des „ununterscheidbaren Wassers" erinnert auffallend an die Worte der Genesis von dem über den Wassern schwebenden Geist Gottes. Der Ausdruck das Brahma, welcher später das Tad ersetzte, enthielt ursprünglich den Begriff der Andacht, des Gebets, erweiterte sich dann zu dem einer religiösen Handlung überhaupt, und endlich zur Bezeichnung des höchsten Göttlichen. Aber das Brahma ist keineswegs schon als Persönlichkeit, als persönlicher Geist zu fassen. Es ist nur die Natur-Einheit, nur der Weltkeim, Geist „nur in dem niedrigsten Sinne des Worts, nur insofern es nicht Stoff, sondern wesentlich Kraft ist[3])". Allerdings haben in neuester Zeit, unter christlichen Einflüssen wohl, brahmanische Gelehrte es versucht, aus dem Begriff des Brahma den ursprünglichen Monotheismus des Brahmanenthums herauszudeuten, allein in der vedischen Auffassung der Ursubstanz liegt eine solche Deutung keineswegs. In den

---

1) Oder Om, zusammengezogen aus avam, gleichbedeutend mit dem altpers. ava, jenes.

2) Nach Colebrooke bei Lassen (Ind. Alterthumskunde, I, 774).

3) Wuttke, Gesch. d. Heidenthums, II, 263.

Veden, wenigstens in ihren älteren Theilen, ruht das Brahma als das Unbestimmbare in geheimnißvollem Dunkel, in sich verschlungen, gestaltlos, unfaßbar, ohne Offenbarung, Mythologie, Tempel, Priester und Cultus.

6.

In der späteren Vedenzeit tritt nun die Offenbarung der Ursubstanz ein. Das Abstracte wird concret, das Brahma entfaltet sich zur Welt, die Urkraft wickelt sich zu göttlichen Persönlichkeiten auseinander und die epische Dichtung müht sich dann mit der allseitigen Gestaltung und Gliederung einer überreichen Mythologie ab. Sofort kommt wieder der uralte indische Begriff der Dreiheit: Entstehen, Bestehen, Vergehen — zur Geltung, und die Erinnerung an die ursprünglichen vedischen Götter, die jetzt unter anderen Namen erscheinen, von der Natur losgelöst, vergeistigt und — mythologisch vermenschlicht.

Das Brahma, das ewige All=Eins, offenbart sich als göttliche Dreifaltigkeit: 1) als Brahma — (der Brahma) —, 2) als Vischnu, 3) als Siva. Brahma ist die Gottheit des Lichts, der Sonne, des Himmels, entsprechend dem Begriff des Entstehens und dem vedischen Indra, Vischnu die Gottheit der Luft, der Oberwelt, des Lebens, entsprechend dem Begriff des Bestehens und dem vedischen Varuna, Siva die Gottheit des verzehrenden Feuers, der Vernichtung, der Unterwelt, entsprechend dem Begriff des Vergehens und dem vedischen Agni.

Dies ist die Trimurti (Dreileib, Dreifaltigkeit) der brahmanischen Dogmatik. In den symbolisch=künstlerischen Darstellungen erscheint sie als ein Leib mit drei Köpfen. Die indische Mythologie stellt jedem der drei großen Götter eine Sakti, d. i. eine weibliche Gottheit zur Seite, im mythologischen Sinn als Gemahlin, im speculativen als Ergänzung des schaffenden, zeugenden Moments durch das passive, empfangende. So hat Brahma zur Sakti die Sarasvati, Vischnu die Sri oder Lakschmi, Siva die Durga, welche in ihren Modificationen auch Kali oder Parvati oder Bhavani heißt.

Brahma, als die erste Emanation des göttlichen Urdings zugleich der Grund aller weiteren Entwicklung der Dinge, heißt der Weltschöpfer, der Großvater, Gründer und Lenker der Welt. Da tritt dann aber das Wun=

derliche ein, daß der Schöpfer-Gott sofort wieder vor den beiden übrigen Personen der Trimurti gleichsam verschwindet. Er erscheint wohl da und dort als der Gegenstand einiger Verehrung, aber volksthümlich ist er nie geworden. Dagegen hat sich die spätere Theosophie Indiens viel mit ihm beschäftigt. Der philosophische Gedanke, welcher durch den mythologischen Götterwirrwar hindurch der Gottesidee in ihrer Einheit zustrebte, richtete sich auf Brahma. Aber wie die Resultate dieser speculativen Theologie uns vorliegen, ergibt sich daraus, daß in der philosophischen Auffassung der Brahma der Trimurti mit dem Parabrahma, der Ursubstanz, so ziemlich wieder zusammenfiel[1]). Mehr als mit Brahma selbst, machte sich die Mythenbildung mit seiner Sakti zu schaffen. Sarasvati erscheint als die Göttin der Ordnung und Harmonie, der Sprachkenntniß, Beredtsamkeit und Poesie, kurz als eine Art Ordnerin und Maßgeberin der chaotischen Weltwerdung Brahma's[2]).

Vischnu ist der eigentliche geschichtliche Gott der indischen Religion, sofern das Wort geschichtlich überhaupt hier gebraucht werden darf. Es soll damit angedeutet werden die Stellung Vischnu's als Gottheit der Oberwelt, als Träger, Beweger und Erhalter des Daseins. Sein Name bedeutet Durchdringer, denn er durchdringt und umfaßt das Universum als Herr der Luft und des Wassers. Bilder von ihm stellen ihn dar himmelblau gefärbt, reitend auf dem Garuda, einem Vogel mit goldenen Schwingen, oder

1) So tritt er vor uns in der Bhagavad-Gita, der Krone indischer Lehrdichtung, der reifsten Frucht indischer Philosophie, an einem unpassenden Ort dem Mahabharata als Episode einverleibt. Hier heißt es von Brahma:

Das Anfangslose, Höchste, Brahma ist's, der, weder Sein noch Nichtsein,
Der, überall mit Hand und Fuß, mit Aug' und Haupt und Mund verseh'n
Und überall auch mit Gehör, in dieser Welt wohnt, sie umfassend;
Der, frei von allen Sinnen, mit der Sinne Kräften stralt;
Vom Hange frei, das All erhält, von Trieben frei, sich ihrer freut;
Der in den Wesen ist und außerhalb; beweglich, unbeweglich;
Der Feinheit wegen nicht zu schau'n; fern und nahe;
Untheilbar und doch wie getheilt bestehend in den Wesen;
Der Wesen all' Erhalter und Verschlinger und Erzeuger;
Der Glanz der Glänzenden, hoch über alle Dunkelheit erhaben:
Des Kennens werthe Kenntniß, dadurch nahbar, jedes Herz bewohnend.

2) Dargestellt wird Brahma vierköpfig, seine Herrschaft über die vier Weltregionen andeutend (?).

uhend auf einer großen, zusammengerollten Schlange, in welcher wohl des
ebens Kreislauf symbolisirt ist. In seinen Avataren (Herabsteigungen),
. h. in seinem besonderen Verhältniß zum Endzweck der Welt, wird er uns
och später begegnen. Seine Sakti Sri oder Lakschmi ist die Huldgöttin,
ie Göttin des Reichthums, der Fruchtbarkeit, der Ehe. Ihr Symbol ist
ie Lotosblüthe, das Blumenbild des weiblichen Zeugungsgliedes (Joni),
elches wieder nur das Symbol der Zeitigung empfangener Lebenskeime.
heilig ist ihr die Kuh, das Bild der lebensschwangeren, nahrunggebenden
latur; ihr Fest das Erndtefest.

Siva kommt schon in den Veden als Modification Agni's und Ru-
ra's vor. In den großen Heldengedichten gelangte der ihm zu Grunde
iegende Naturbegriff zur deutlich persönlichen Gestaltung. Er wurde die
opulärste Figur der Trimurti, der eigentliche Volksgott. Wie der Zer-
örer-Gott das werden konnte, ergibt sich leicht aus dem Grundgedanken
er indischen Weltanschauung, welchem zufolge ja das Dasein der Welt nur
in Unglück, ihre Vernichtung die höchste Hoffnung ist. Siva, der Ver-
ichter, heißt daher folgerichtig Devadeva (Gott der Götter), Mahadeva
großer Gott) und Isvara (Herr). Er ist die lebensfeindliche Macht, der
ödter des Selbst, Schirmherr der das Ich vernichtenden Askese und selbst
sket. Sein Sitz ist der unnahbare Himavat (Himalaya), seine Offen-
arungen sind der eisige Sturmwind und des Feuers zerstörende Flamme.
lber er ist zugleich die göttliche Verkörperung der Zeugungskraft und kann
s sein, denn die Zeugung schafft nur dem Tod neuen Stoff, und der Zeu-
gende vernichtet ja einen Theil seines Selbst. Diese Auffassung des Zeu-
gungsacts verband der Grausamkeit des Siva-Cultus die Wollust, wovon
später. Die bildliche Darstellung des Gottes ist Schrecken erregend. Auf
dem Scheitel trägt er die Mondsichel, weil der Mond der Beförderer der
Zeugung, auf der Stirne ein drittes Auge, welches seine allsehende Macht
andeutet, um den Leib einen Schlangengürtel, um den Hals eine Kette von
Menschenschädeln, und eine zweite von Knochen. Er ist vielarmig und trägt
auf einer Hand eine Feuerflamme, in einer zweiten hält er eine Schlange,
in einer dritten einen Menschenschädel, in einer vierten ein Herz, in einer
fünften eine Kette, in einer sechsten einen Strick, in einer siebenten eine
Trommel, in einer achten einen Dreizack (dreizackigen Phallus?). Heilig ist
ihm der Stier, als Symbol der befruchtenden Kraft. Sein heiligstes
Sinnbild ist jedoch der Lingam, in seinen Tempeln als Steincylinder senk-

recht auf einem Fußgestell stehend, und von den Sivaiten gemalt auf der Stirne getragen. Siva's Sakti oder Gattin, oft mit ihm zu einer mannweiblichen Bildung vereinigt, ist in ihres Gatten Eigenschaft als Rudra die auf wilden Berghöhen hausende Durga (die Unzugängliche), in seiner Eigenschaft als zerstörender Feuergott Agni die finstere Kali, deren schwarzes Antlitz aus einem Flammenkranz grimmig hervorschaut, in seiner Eigenschaft als Zeugungsgott endlich Parvati oder Bhavani, die Schutzgöttin der Zeugung und des Gebärens, welcher der Lotos geheiligt und der befruchtende Gangesstrom geweiht ist.

Um die Gottheiten der Trimurti und ihre weiblichen Seiten schaart und tummelt sich in den Epen ein unendlich vielgliedriges und unendlich buntes mythologisches Gefolge, dessen Rangordnung eine rastlose Phantastik immer wieder verwirrt und verwischt. Indra erscheint hier wiederum, aber bedeutend degradirt, denn ob er auch noch Götterfürst und Herr des Paradieses genannt wird, er steht doch weit unter der Trimurti. Dagegen tritt Jama, der Beherrscher des Todtenreichs, jetzt mehr in den Vordergrund, als in der vedischen Zeit. Eine schwankende Stellung hat der Sohn des Siva, Ganesas, mit einem Elephantenkopf dargestellt, der Schutzgott des Hauses und der Familie. Heißverehrt und vielangerufen ist der Liebesgott Kamadeva oder Ananga, auf einem Papagei reitend, mit dem Herzen durchbohrenden Pfeil ausgerüstet, gleich dem Eros der Griechen[3]).

3) In dem epischen Gedicht Nalodaya von Kalidasa, wovon Rückert einige Bruchstücke übersetzt hat (Jolowicz, Polygl. d. orient. Poesie, S. 154 ff.), wird Kama als Frühlingsgebieter schön gefeiert: —

Aus Winterschnee-Eismassen brach
Hervor die übermächtige Macht der Sonne;
Vor ihr und vor dem Glutschlangenpfeil
Des Kama flieht der Held in's Haus der Wonne.

Von Kama's Nadel, die das Herz
Der Welt durchbohrt, brach auf die Compak-Blüthe;
Sie hegte solche Pein, wie hegt
Getrennter Gatten sehnendes Gemüthe.

Nun zu Kama's Kampfplatz schmückt sich
Das Gefild, wo Kranich tönt;
Seiner hohen Herrschaft bückt sich
Alles, was nach Liebe stöhnt.

Das eigentliche Lustgefolge der Götter bilden die himmlischen Spielleute und Tänzer, die Gandharven, und üppig schöne Nymphen mit „strotzenden Brüsten“, die Apsaras, der Bajaderen Vorbilder. Sie spielen in dem Wonneleben in den Wohnsitzen der Götter, welches in den indischen Dichtungen mit den brennendsten Farben tropischer Sinnenglut geschildert wird [4]), eine große Rolle. Sie steigen auch, von den Göttern als Verführungsmittel gesandt, zu den Menschen herab, wie umgekehrt diese durch Bußqualverdienst zu der Sphäre der Götter emporsteigen. Eine zahllose Schaar von Genien und Dämonen, Suren und Asuren, ist durch die ganze Schöpfung vertheilt. Die bösen Geister treten vornehmlich in der Gestalt menschenfressender Riesen, Rakschasas, auf. Uebrigens ist die Creirung göttlicher Wesen durch die pantheistische Weltanschauung eine unendliche, und es erscheint daher nur billig, daß eine der Lebensbedingungen Indiens, der Gangesstrom, als Göttin Ganga mythologische Gestalt gewann. Daß es dem indischen Olymp auch nicht an mythologischem Skandal fehlte, braucht kaum bemerkt zu werden.

Die großen Heldengedichte und die Purana's, welche die wimmelnde Buntheit der indischen Mythologie vor uns ausbreiten, thun klärlich oder vielmehr unklar genug dar, daß die religiöse Idee zum Spiel der willkürlich dichtenden Phantasie geworden. Die Religion stellte sich in dieser Zeit concreter, complizirter, sinnlich begreiflicher dar, als in der Vedenzeit, aber auch gehaltloser und einer speculativen Fortentwickelung unfähiger. Die Einheit des religiösen Bewußtseins ist untergegangen in einer unendlichen Mannigfaltigkeit. Der Buntheit und Willkür der Mythenbildung entsprach dann die Willkür und Buntheit der Sektenbildung. Wo bald dieser, bald jener Gott in den Vordergrund tritt, muß es folgerichtig der persönlichen Stimmung überlassen werden, für diesen oder jenen Cult sich zu entscheiden. So hat man in Indien nahe an fünfzig religiöse Sekten gezählt. Die Verehrung der Gottheiten der Dreifaltigkeit herrscht vor, ist aber weder eine

---

Welch reizend Weib erträgt den Gott,
Der Blumenpfeile schießt und wohnt in Herzen,
Am Tage, wo den Frühling fühlt
Die Bien' und summet ihre Liebesschmerzen?

4) Besonders in der von Bopp verdeutschten Episode des Mahabharata, „Ardschuna's Reise zum Paradies des Indra.“

gleichzeitige noch eine gleichverbreitete. Zur Zeit, als sich der Glaube an die Trimurti aus den vedischen Götterbegriffen entwickelte, mag Brahma der Hauptgott gewesen sein. Die Anhänger der ideelleren Lehre hielten auch später an ihm fest, aber ihre Zahl wurde im Verlauf der Zeit eine immer kleinere, und heutzutage ist das reine Brahmanenthum nur noch die Religion der Gelehrten, auf die indische Gesellschaft im Ganzen und Großen ohne allen Einfluß. Vischnu und Siva wurden nach einander die eigentlichen Volksgötter. Zur Zeit, wo Indiens geistiges Leben in den großen religiös-epischen Nationalgedichten seinen entsprechenden Ausdruck fand, also in der eigentlich geschichtlichen Periode Indiens, war Vischnu des wirklichen Lebens Beweger und Erhalter, der am meisten verehrte Gott. Mit dem Uebergang des geistigen und geschichtlichen Lebens in Versteinerung oder Fäulniß wurde des Zerstörers Siva Cultus der herrschende. Es war dieses auch der natürliche Verlauf des Prozesses indischer Weltanschauung und es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob der Siva-Cult selbst in seinen widerwärtigsten Verzerrungen nicht der berechtigtste wäre. Auf Vernichtung der Persönlichkeit ist ja der religiöse Gedanke Indiens gestellt, und wahnsinnige Bußqual, Grausamkeit und Ausschweifung sind schnellwirkende Factoren der Verwirklichung dieses Gedankens [5]).

7.

Die Welt hat der indischen Idee zufolge keine Berechtigung zu existiren. Dennoch hat sich das Brahma zur Welt entfaltet. Wie vermittelt sich dieser Widerspruch? Durch eine ganz eigenthümliche kosmogonische Vorstellung, welche man einen wunderlichen Einfall, eine Grille zu nennen fast versucht ist, die aber aus der innersten Tiefe des indischen Geistes hervorgegangen.

Streng genommen, sollte die Welt nicht sein, der abstracte Weltkeim hätte sich nicht zur concreten Schöpfung entfalten sollen. Aber, wie wir gesehen, regte sich in dem in sich verschlungenen Parabrahma Kama, d. i.

---

5) Vielleicht dachte Novalis an den Siva-Cult, als er (vermischte Schr. S. 446) die Aeußerung that: „Es ist wunderbar genug, daß nicht längst die Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz aufmerksam gemacht hat."

der Trieb, zu schaffen, die Zeugungslust. Diese wird mythisch gefaßt als die **Maja**, die Mutter der Welt. Indem Brahma dem Verlangen der Maja, dessen er sich eigentlich zu schämen hat, nachgibt, entäußert er sich seines Selbst, fällt von sich selber ab, überläßt sich einer sündlichen Täuschung, der er zum Opfer wird. Deßhalb stellt auch die indische Kosmogonie die Weltschöpfung als eine Opferung Brahma's dar: die zuerst entstandenen Götter zerstücken das Brahma wie ein Opferthier und bilden aus den Stücken die Welt, — oder aber: Brahma entfaltete sich, von der Maja lockend umgaukelt, zur Welt, allein, seines Fehlers bewußt, konnte er das nur thun, indem er seinem Wesen Gewalt anthat, und demnach die Welt durch asketische Selbstqual (tapas) aus sich erzeugte. Auf der andern Seite sollte aber doch die absolute Einheit, das Allsein Brahma's, welches ja durch seine Entäußerung in die Welt aufgehoben, vernichtet wäre, gerettet werden. Ist die Welt unwahr, nichtig — und das ist sie — so kann sie nicht die Entfaltung der göttlichen Ursubstanz sein. Daher, weil sie nur unrechtmäßig existiren könnte, existirt sie überhaupt nicht. Der indische Gedanke schraubt sich zu der schwindelnden Abstraction hinauf: **die Welt ist nur ein Traumbild, ein Phantom!** Nicht Brahma wurde von der Maja berückt, sondern wir werden es, daß wir den Schein für Wirklichkeit halten. Allerdings zu dieser Rettung der göttlichen Einheitsidee vermochte sich nur die indische Mystik in ihrem kühnsten Aufschwunge zu erheben, das Volksbewußtsein ließ sich die Wirklichkeit der Dinge nicht so ohne Weiteres escamotiren; allein die Vorstellung von der Nichtigkeit der Welt hat doch, sei es nur in der Form dunkler Ahnung, auch das ganze Volksleben Indiens durchdrungen und die Aeußerungen der Gottesverehrung wesentlich bestimmt. Ueberall drängt sich das Gefühl vor, die Existenz der Welt sei ein Fehler, eine Sünde, oder wenigstens ein Unglück.

Die Welt — wirklich oder nur vorgestellt — ist das Vielerleisein des einfachen göttlichen Urseins, das in die Elemente der Natur aufgelöste Brahma [1]). Sie ist, nach dem Dreiheits-Begriff kosmologisch gegliedert, 1) eine Licht- oder Götterwelt, die Welt Indra's oder Brahma's, des er-

1) Die heiligen Schriften der Inder sind überreich an Bildern, welche die Idee der Weltwerdung Brahma's versinnlichen. Dies ist eines davon: „Wie die Wellen und der Schaum in dem Meere entstehen und wieder zerfließen, so die Welt aus dem Brahma; und wie Milch sich verwandelt in Käse und Eis in Wasser, so verwandelt

zeugenden, schaffenden Gottes; 2) eine Oberwelt, die Welt der geschichtlichen Bewegung der Menschheit, die Welt des erhaltenden Gottes Varuna oder Vischnu; 3) eine Unterwelt, die Welt der Materie und des Todes, die Welt des zerstörenden Gottes Agni oder Siva; — die Dreiwelt des Entstehens, Bestehens und Vergehens, hervorgehend aus dem Ewigen, wie Funken aus der Flamme. Die Schöpfung ist nicht ein einmal beschlossener und geschlossener Willensact, sondern eine fortgehende Emanation der Dinge

sich Brahma in die Weltgestaltungen." So kann man also füglich sagen: Brahma gerann zur Welt, — oder: Brahma thaute auf, zerfloß zur Welt. Sehr häufig wird auch das Weltall als ein Ei vorgestellt (das Welt-Ei). Der Dotter, so zu sagen, ist die Wesenheit Brahma's, die äußere Umhüllung und Umschalung der materielle Stoff zur Weltschöpfung oder, besser gesagt, zur Weltwerdung. Eine der ältesten Darstellungen der Verwandlung der Ursubstanz in die Naturdinge ist folgende, in einem Anhang zum Rig-Veda enthaltene. „Im Anfang war Es (Tad, Brahma) allein, der Geist; Nichts außer ihm, Thätiges oder Ruhendes. Er dachte: ich will Welten entlassen, und er entließ Welten: Wasser, Licht, Vergängliches und die Gewässer. Wasser war über dem Himmel, welcher es trägt; der Luftkreis umfaßt Licht, die Erde das Vergängliche; in der Tiefe sind Gewässer. Er dachte: das sind wirklich Welten; ich will Hüter der Welten machen. Da bildete er aus den Gewässern den Paruscha (Geist), ein gestaltetes Wesen. Er schaute es an und des Angeschauten Mund öffnete sich wie ein Ei. Aus dem Munde ging hervor Rede und Feuer. Aus der Nase wehete Hauch und der Hauch breitete sich aus zur Luft. Es öffneten sich die Augen und aus den Augen entsprang ein Lichtglanz und aus dem Glanze ward die Sonne. Es thaten sich auf die Ohren und aus den Ohren kam das Hören und aus dem Hören entfaltete sich der Raum. Es öffneten sich die Poren der Haut und aus der Haut sproßten Haare und aus den Haaren wurden Pflanzen. Es öffnete sich die Brust und aus der Brust trat hervor das Herz und aus dem Herzen ward der Mond. Es barst der Nabel und aus dem Nabel kam der verzehrende Hauch und aus diesem der Tod. Es öffnete sich das Zeugungsglied und es ergoß sich daraus zeugender Same und aus diesem entstanden die Gewässer." Im weiteren Verlauf dieser Kosmogonie begegnen wir einem seltsamen Gedanken. Nachdem nämlich das Es durch das Medium des Paruscha sich in die elementaren Naturkräfte verwandelt, d. i. in die Hüter der Welten oder Götter, kamen diese hungernd und dürstend zu Brahma und sprachen zu ihm: „Gib uns eine Gestalt, in welcher wir Nahrung genießen mögen. Er bot ihnen die Gestalt einer Kuh; sie sagten: diese genügt uns nicht; er zeigte ihnen die Gestalt des Rosses; sie sagten: auch diese genügt uns nicht; er zeigte ihnen die Menschengestalt; da riefen sie: wohlgemacht, o wunderbar." Wie kommt dieser antitheologische Gedanke, daß die Götter nach der Gestalt des Menschen geschaffen wurden, in die durch und durch theologische Weltanschauung der Inder? Zeigt sich nicht auch hier, daß der Mensch über den Menschen überall nicht hinauskönne?

aus Brahma. In diese Kette der Entwicklung der Naturdinge ist auch der Mensch eingereiht: — „Aus Brahma ging zuerst hervor der Aether, aus dem Aether der Wind, aus dem Wind das Feuer, aus dem Feuer das Wasser, aus dem Wasser die Erde, aus der Erde die Gewächse, aus den Gewächsen die Nahrung, aus der Nahrung der Mensch und die ganze Thierwelt [2])." Der Mensch ist demnach, der indischen Kosmogonie zufolge, nicht ein von der unbeseelten Natur gelöstes, selbstständig geistiges Wesen; er ist nur ein inhärirendes Glied des allgöttlichen Weltkörpers. Die Dreigliederung der Gottheit und der Welt wiederholt sich im Menschen, als in einem Mikrokosmus. Leib, Seele, Geist des Menschen entsprechen jener Dreieinigkeit: Geist = Lichtwelt, Seele = Oberwelt, Leib = Unterwelt.

Diese Idee der Dreigestaltung der Gottheit, der Welt, des Menschen, wiederholt sich nun in der Organisation der Gesellschaft. Sie ist die Grundlage des berühmten indischen Kasten-Wesens, welches nicht eine geschichtliche oder politische Einrichtung, sondern, nach indischer Auffassung natürlich, eine Natur-Einrichtung, aus der Art der Weltwerdung Brahma's mit Nothwendigkeit hervorgegangen [3]). Die Menschen sind 1) Menschen der oberen, reineren, göttlichen Welt, Menschen Indra's oder Brahma's, Menschen der Erkenntniß und Weisheit, nach der leiblichen Seite des Menschen darstellend das Haupt, nach der intellectuellen den Geist: die priesterliche Kaste der Brahmanen, deren Wesen ist die Heiligkeit; 2) Menschen der mittleren, ringenden, kämpfenden Welt, Menschen Varuna's oder Vischnu's, die Willenskraft darstellend: die fürstliche und heldenhafte Kaste der Xatrija, deren Wesen die Macht; 3) Menschen der untern Welt, der eigentlichen

---

2) Das Urwesen fühlte sich unbefriedigt, unbehaglich in seinem leeren Dasein, es langweilte sich in seinem Alleinsein. „Es wünschte ein Anderes und alsobald wurde es ein Solches: Mann und Weib in Umarmung. Er ließ sein eigenes Selbst in zwei Hälften zerfallen und wurde so Mann und Weib. Aus ihrer Umarmung gingen zuerst die Menschen hervor. Dann nahm die männliche Hälfte die Gestalt eines Stieres an, die weibliche die einer Kuh und sie erzeugten Rinder." In dieser Weise gingen die göttlichen Zeugungen fort, bis alle Wesen, bis zu den kleinsten Insekten herab, erzeugt waren.

3) Mythologisch ist das so gefaßt. „Als die Götter, das Brahma zum Opfer machend, die Opferung durch seine Zerstückung vollzogen, wurde aus seinem Munde der Brahmane, seine Arme wurden zum Xatrija, seine Schenkel zum Vaisja und aus seinen Füßen entstand der Sudra."

Erdregion, Menschen Agni's oder Siva's, Menschen des Erwerbes und Besitzes: die Ackerbau, Handel und Gewerbe treibende Kaste der Vaisja, deren Wesen der Reichthum. Bloß diese drei Kasten sind „wiedergeboren", bloß sie gehören zum brahmanischen Volke, zum Stamm der Arja. Nicht so eine vierte Kaste, die der Sudra, „nichtwiedergeborene", d. h. in den geistigen Verband der Menschheit nichtaufgenommene Menschen, deren Wesen die Verachtung und die Unterthänigkeit[4]). Dennoch stehen die Sudra wenigstens innerhalb des natürlichen Verbandes der indischen Gesellschaft, während die Pariah, die Nachkommen der unterworfenen Urbewohner Indiens, auch hieran nicht den entferntesten Antheil haben, und durchaus Verworfene sind, unendlich schlechter als die Thiere. Das Verhältniß der Sudra und Pariah zu den arischen Ständen oder Kasten dürfte sich näher dahin bestimmen, daß die Sudra, als Bewohner des Industhals von den einwandernden Ariern früher unterworfen, sich einigermaßen mit ihren Besiegern verschmolzen, während dies bei den Pariah, als den später unterworfenen Bewohnern des Gangesthals, nicht mehr der Fall war.

Die Einrichtung der Kasten ist das einzige Feste und Bleibende in dieser, mit Manu zu sprechen, „rastlosen und schrecklichen Umwälzung aller Wesen". Mitglied einer Kaste sind die, welche von Müttern geboren wurden, welche aus derselben Kaste wie ihre Männer und zur Zeit ihrer Verehelichung Jungfrauen waren. Nur die Geburt verleiht die Kaste. Er-

---

4) Der in der vorhergehenden Note mitgetheilte Mythus enthält die Nachweisung, woher die Benennung der Brahmanenkaste stammt. Weil zuerst und aus Brahma's edelstem Theile geboren, ist der Brahman von Rechtswegen das Haupt der Schöpfung. Bewahrer der Vedenkenntniß — welche die Söhne der Brahmanen durch eine lange Lehrzeit erlangen — ist der Brahmanenstand der der Intelligenz. Die Brahmanen sind zwar zum theologischen Studium und zur Besorgung des Cult nicht ausschließlich befugt, aber sie machen Beides zu ihrem Lebensberuf, während die beiden folgenden Kasten nur berechtigt sind, daran theilzunehmen. Der Name der Xatrija, der Fürsten und Krieger, stammt von dem Wort xatra (Stärke), der Name der Vaisja, der Ackerbauer, Viehzüchter, Handwerker und Kaufleute, von dem Wort viç (Ortschaft, Gemeinde), wonach die Vaisja das wären, was wir unter Bürgern und Bauern verstehen. Die feierliche Aufnahme der jungen Leute in ihre Kasten gilt für ihre Wiedergeburt. Dem Aufzunehmenden wird das Haar geschoren und eine Gürtelschnur umgebunden, welche bei den verschiedenen Kasten verschieden gefärbt und geknüpft ist. Bei den Sudra findet eine solche Weihe, beziehungsweise Wiedergeburt, nicht statt; sie sind nur zum Dienst der wiedergeborenen Kasten da.

worben kann sie nicht werden, wohl aber verloren durch schlechte und verbrecherische Handlungen. Ehen zwischen Mitgliedern verschiedener Kasten sind unstatthaft. Welches Unheil die Starrheit dieses Instituts im Verlaufe der Zeit auch immer über das indische Volk gebracht hat, übersehen darf nicht werden, daß es schlechterdings nicht eine Sache der Convenienz, sondern eine dem ganzen indischen Wesen vollkommen entsprechende Naturnothwendigkeit war. Drei Gottheiten, drei Welten, drei Menschenclassen: Priester, Fürsten, Volk. Das Alles gliedert sich zu bestimmt und consequent, um die Kasteneinrichtung bloß für eine Schöpfung priesterlicher Spitzbüberei anzusehen. Zudem kommt in Betracht, daß das Institut der Kasten keineswegs etwa ein Product des schon sinkenden, in Verknöcherung und Fäulniß übergehenden indischen Lebens ist, sondern vielmehr eine Schöpfung der Blüthezeit desselben. Es mußte demnach dem indischen Charakter adäquat sein. Endlich hat die ganze Einrichtung, so abnorm und verwerflich sie dem Bewußtsein der Neuzeit erscheinen muß, auch ihr Schönes, ja Idealisches, weil in dieser sozialen Gliederung nicht die brutale Waffengewalt, nicht der rohe Besitz, sondern die Macht der Intelligenz die höchste Stufe einnimmt.

8.

Der indische Gott steht nicht, wie der jüdische, christliche und mohammedanische, der Welt als geistige Persönlichkeit gegenüber. Er ist in der Welt: Welt = Gott und Gott = Welt. Dieses pantheistische Dogma einzuschärfen, wird die indische Theologie nie müde [1]). Dennoch erleidet es eine

---

1) Wir beziehen uns hier wiederum auf die Bhagavadgita, aus der wir zur Vervollständigung des pantheistischen Credo noch folgende Stelle (nach Fr. Schlegel's Uebersetzung) anführen: —

Ich bin des ganzen Weltenalls Ursprung, sowie die Vernichtung auch.
Außer mir gibt es kein anderes Höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft im Flüssigen, Schall in der Luft, im Mann der Geist,
In heil'gen Schriften die Andacht, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Stralenquells,
In allem Ird'schen das Leben, bin die Buße im Büßenden,

starke Modification, denn die Welt ist, wenn ich mich recht ausdrücke, doch nur die Schattenseite der Gottheit, während ihr An- und Fürsichsein ihre Lichtseite bildet. Die Art und Weise, wie das Brahma, getäuscht und gleichsam gezwungen, die Welt aus sich „entlassen", stempelt diese zu einem Abfall von dem reinen göttlichen Ursein. Diesen Abfall ungeschehen zu machen, die Schattenseite in der Lichtseite des All-Eins aufgehen zu lassen, das ist der Ausgangspunkt, welchem die indische Weltanschauung zustrebt. Das Ende wird von dem Anfang verschlungen. Das ist der Gedanke, welchen das Bild der ihren Schwanz im Munde haltenden Schlange symbolisirt.

Hienach bestimmt sich das Verhältniß der Gottheit zur Welt und zur Menschheit und umgekehrt das Verhältniß der Welt und des Menschen zu Gott. Aufhebung der nichtigen, unwahren Welt, Ertödtung und Vernichtung der Einzelwesen, damit sie in die göttliche Allheit zerfließen, das ist die zu lösende Frage.

In der älteren Vedenzeit tritt eine active Betheiligung der Gottheit an der Lösung dieser Frage nicht hervor. Gott ist ja in dem Menschen, der Menschengeist ist seine vollkommenste Offenbarung, wozu also sollte es eines besonderen göttlichen Einwirkens auf den Menschen bedürfen? Allein die spätere Zeit, wo sich unter dem Einfluß der Dichtung die religiösen Vorstellungen versinnlichten, empfand das Bedürfniß, die Einwirkung der Gottheit auf das Erlösungswerk in bestimmterer, thätigerer Weise sich vorzustellen. Diese active Betheiligung Gottes an der Zurückführung des Weltlichen, Menschlichen zum Göttlichen nahm mythologische Gestalt an. Der Gott stieg herab aus seinen Aetherhöhen, trat mit den Menschen in Verkehr, gab ihnen Beispiel, Belehrung, Trost, Hülfe. In dieser mythologischen Entfaltung der Erlöser-Idee offenbart sich jedoch nicht das Urwesen selbst, sondern nur seine Emanationen und unter diesen vor allen Vischnu.

Die Avataren (Herabsteigungen) oder Incarnationen (Einkörperungen,

---

Alles Lebend'gen Same bin ich, wisse, von Ewigkeit,
Bin in den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch der Stralenden;
Dann die Stärke der Starken auch, die von Begier und Stolz befreit,
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durch kein Gesetz beschränkt, o Freund!

Fleischwerdungen) Vischnu's haben einen sittlichen Zweck[2]), sind aber zugleich auch ein Vorbild der Seelenwanderung, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. Die älteste Darstellung der Avataren im Mahabharata zählt deren zehn, später erscheinen sie bis auf zweiundzwanzig gesteigert. Vischnu offenbart sich als Fisch[3]), Schildkröte, Eber; dann, den Uebergang von den thierischen Bildungen zum Menschen verbildlichend, als Mannlöwe und endlich in verschiedenen Menschen- und Göttergestalten. Die berühmtesten dieser Fleischwerdungen sind die siebente und achte, Vischnu als Rama und als Krischna. Rama, der Held des nach ihm benannten großen Heldengedichts, ist der eigentliche Musterheld und Mustermensch der indischen Weltanschauung[4]). Krischna ist die brahmanische Modification

---

2) Welcher in der Bhagavadgita also ausgesprochen wird: „Von Zeit zu Zeit, so oft die Tugend in Verfall geräth und Laster und Ungerechtigkeit in der Welt sich erheben, werde ich (Vischnu) sichtbar und erscheine, um den Gerechten zu erhalten, den Bösen zu vernichten und die Tugend von Neuem zu gründen."

3) An diese Fleischwerdung des Gottes knüpft sich die indische Version vom Diluvium. Diese Flutsage ist im Mahabharata erzählt (deutsch bearbeitet in Jolowicz's Polygl. d. o. P. 149).

4) Dem Gedicht von Rama liegt eine wahrhaft große Idee zu Grunde: die Nichtigkeit der rohen physischen Kräfte vor der sittlichen Macht. Die Veranlassung für Vischnu, als Rama leibliche Gestalt anzunehmen, waren die Klagen der Menschen über die Tyrannei des Rackschasas Ravana, Königs von Lanka (Ceylon), welcher in seinem Uebermuth den Himmelskönig Indra bekriegt, um sich selber an dessen Stelle zu setzen. Solches zu hindern und den grausamen Despoten zu strafen, erscheint Vischnu als Rama, welchen dem Dasaratha, König von Ajodhja (Oude), seine Gemahlin Kausalia gebiert, während den nämlichen König eine zweite Frau, die Keikeji, zum Vater des Farata und eine dritte, Sumitra, zum Vater des Lakschmana macht. Dasaratha will, alt geworden, seinen Erstgeborenen Rama zum Erben einsetzen und feierlich zum König weihen. Allein die ränkevolle Keikeji benützt ein ihr von dem Gemahl gegebenes Versprechen, ihr jede Bitte zu erfüllen, zu dem Begehren, daß Rama auf zwölf Jahre verbannt und Farata zum König ausgerufen werde. So geschieht es, weil der tugendhafte Rama resignirt. Dasaratha stirbt vor Gram, nachdem Rama mit seiner Gattin Sita und seinem Bruder Lakschmana in die Wildniß gezogen. Farata, durch seines Bruders Beispiel zu gleichem Edelmuth angespornt, geht ihn aufsuchen und bietet ihm den erledigten väterlichen Thron an, allein Rama beharrt in seiner Entsagung, um so mehr, da er seine ganze Kraft auf Bekämpfung des Ravana und seiner Riesen verwenden will. Er besiegt und tödtet viele der Ungethüme, aber Ravana rächt sich dafür, indem er mit List die Sita nach Ceylon entführt und den wunderbaren Wächter von Rama's Behausung, den Geier

des Erlösers der Buddhisten. Auf die ganze Bildung des Mythenkreises von Krischna, welcher in der späteren Zeit der Lieblingsheld der religiösen

---

Jajejus, tödtet. Aus dem Holzstoß hervor, auf welchem Rama den Leichnam des Geiers verbrennt, ertönt eine Stimme, die den Helden anweist, was er zu thun habe, um mit Ravana fertig zu werden. Rama verbündet sich zu diesem Zwecke mit den beiden wunderbaren Affenfürsten Hanuman und Sugriva und mit des Letzteren Beistand tödtet er den schrecklichen Rackschasas Vali. Hanuman schwimmt nach Ceylon hinüber und befreit die Sita. Auf einer Brücke, welche Affen erbauen, indem sie Felsen in's Meer stürzen, gelangt Rama selbst nach der Insel, erschlägt den Ravana und findet seine Sita wieder, welche ihm ihre Bewahrung der ehelichen Treue durch die Feuerprobe, der sie sich unterzieht, beweist, da er über diesen Punkt einige Skrupel an den Tag gelegt. Hierauf kehrt Rama nach Ajodhja zurück, herrscht dort, vereint mit Farata, in Glanz und Segen elftausend Jahre*) lang und geht dann lebenssatt in Vischnu's Paradies ein, d. h. er vertauscht seine menschliche Existenz wieder mit der göttlichen. — Dies ist die Haupthandlung des Ramajana, in welches aber viele Episoden eingeflochten sind, welche zum Theil mit zu dem Bedeutendsten gehören, was die indische Poesie hervorgebracht. Das Ideal, welches die indische Phantasie von einem Helden sich entwarf, geht aus dieser Schilderung Rama's hervor (Schlegel's Sprache und Weisheit der Inder, S. 238):

In sich selbst herrschend, großkräftig, stralengleich, weit berühmt und stark,
Weise, der Pflicht getreu, glücklich, der jeden Feind bezwingt,
Der großgliedrig und starkarmig, muschelnackig und backenstark,
Von mächtiger Brust und bogenfest, der Feinde Schaaren bändigend;
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt, er, der stark, wahrer Tugend reich,
Gleichmüthig, schöngegliedert ist, herrlicher Farb' und würdevoll,
Von festem Bau und großem Aug', Günstling des Glücks und schön zu sehn;
Wohl das Recht kennend, wahr strebend, seines Zornes Meister, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht besitzt, rein, mit Heldengewalt begabt,
Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer, Erhalter auch des Rechts;
Alle Glieder der Schrift wissend, aller Bücher wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich, der im Glanze stralt;
Allen Menschen beliebt, bieder, von Geist heiter und hochgelehrt,
Stets die Guten sich nachziehend, wie zum Meere eilt der Ströme Lauf.
Er, der wahr und gleichmüthig, der einzig und hold von Anseh'n ist,
Rama stehend am Tugendziel, Kausalia's Lieb' und hohe Lust,

---

*) Mit dem Zeitmaaß geht die indische Phantasie mit ungeheuerlichster Willkür um. Die Epen werfen mit Jahrtausenden wie mit Tagen um sich. Noch toller geht's in den Puranen her. Nach der Zeitrechnung derselben währen ein Tag und eine Nacht Brahma's 2000 Sadri-Yugs, d. h. 8,640,000,000 Jahre. Ein Monat Brahma's umfaßt 60,000 Sadri-Yugs, zwölfmal sechzigtausend Sadri-Yugs sind ein Jahr Brahma's und solcher Jahre umfaßt seine Lebensdauer hundert.

Dichtung und neben Siva der Hauptgegenstand indischer Gottesverehrung war, hat unstreitig der Buddhismus höchst bedeutend eingewirkt. Auch hat man aus der inneren Verwandtschaft des Krischna-Mythus mit dem christlichen Dogma sowohl, als auch aus dem Umstand, daß sich historische Nachweise über Entstehung und Verbreitung des Krischna-Cult erst in der Zeit nach Christus finden, auf eine Einwirkung von christlicher Seite her geschlossen 5). Die hohe sittliche Idee, welche der Krischna-Mythe zu

---

Freigebig wie das Weltmeer ist, standhaft gleich wie der Himavan,
Vischnu ähnlich an Heldenkraft, standhaft so wie der Berge Herr (Siva),
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend wie der Reichthumsgott, Zufluchtsort dessen, was wahr und recht.

5) Die Aehnlichkeit der Erscheinung Krischna's, wenigstens was die Sagen von seiner Kindheit angeht, mit der Christi ist allerdings auffallend genug. Warum soll aber die christliche Erzählung mit aller Gewalt zur originalen, die heidnische zur nachgeahmten gemacht werden? Kann es doch Niemand einfallen, zu leugnen, daß die Erlöser-Idee in dem religiösen Bewußtsein vorhanden war, bevor man von dem Christenthum eine Ahnung hatte. Will man Krischna zu einem Nachbild Christi stempeln, so könnte man am Ende auch den Anachronismus begehen, zu sagen, die christliche Dreifaltigkeit sei ein Vorbild der indischen Trimurti. — Die Legenden von Krischna — (sie sind ziemlich vollständig zusammengestellt in Nork's Mythologie, III, 42—186) — sind im Mahabharata und in den Puranen des Breitesten dargelegt. Krischna, des Vischnu achte Verkörperung, vollzog seine irdische Erscheinung als Sohn des Vasudwa Yadava und der Devaki. Schon seiner Geburt gingen wunderbare Umstände voran. Als seine Mutter mit ihm schwanger ging, verklärte sich ihr Leib zu himmlischer Schönheit und himmlische Chöre besangen zum Voraus das Wunderkind, welches vierarmig und mit allen Attributen Vischnu's zur Welt kam, so daß seine Eltern vor ihm niederfielen und in ihm die Gottheit anbeteten. Vor den Nachstellungen seines bösen Oheims Kamsa, der, den Neffen zu vernichten, wie Herodes einen großen Kindermord anrichtet, wird der junge Krischna in das Kuhland (Gokula) gerettet und thut, zum Jüngling heranwachsend, seine Gottheit durch allerlei Zeichen und Wunder kund. Seine idyllische Umgebung verwickelt ihn auch in bunte und nicht immer sehr decente Liebesabenteuer mit den jungen Hirtinnen. Dieses mythologischen Stoffes hat sich dann die idyllische Poesie Indiens mit Vorliebe bemächtigt und der Dichter Dschajadeva schuf daraus sein berühmtes, durch Rückert meisterhaft verdeutschtes Idyll von der Liebe Govinda's (d. i. Krischna's) und der Radha oder Radhika (Polygl. d. o. P. 210—228). Dieser idyllische Roman, in welchem alle Seiten der Liebe durchgespielt werden, veranschaulicht die Versinnlichung der religiösen Ideen Indiens in ihrer höchsten Ueppigkeit. Um auch nach dieser Seite hin ein Beispiel zu geben, wie in dem indischen Glutklima die Poesie mit mythologischen Vorwürfen umsprang, bleiben wir einen Augenblick bei der Gitagovinda stehen und heben

Grunde liegt, läßt sich nicht leugnen. Wie Rama die Ueberwindung des materiellen Moments im Menschen und in der Geschichte durch das ethische

---

Einiges aus. Radha schmollt mit dem geliebten Götterjüngling, weil er ihr nur zu sehr Anlaß zur Eifersucht gegeben. Er sucht sie zu beschwichtigen und redet ihr zu:

Laß, Zweifelnde, den Wahn und Haß! In deinem Schooß und Busen
Ruht, Reizende, mein Wunsch und thut für And'res nicht sich auf.
Eingeht in's Herz allein die Pein mir des leiblosen Gottes (Kama's);
Gib, Holde, gib sein Recht dem Trieb, umarmend gib dich hin.

Gib, Mädchen, mir des schonungslosen Zahnes Biß,
Der Arme Ketten, enge Busenklemmung!
Entbrannte, deine Lust laß aus! Aus Wundenklaff
Des Mördergott's (Kama's) entflieh'n die Lebensgeister.

Mondangesicht, die Krümmung deiner Brauen
Ist junger Herzen schwarze Todesschlange;
Die von ihr drohende Gefahr zu wenden,
Ist dein Mundnektar die Beschwörungsformel.

Radha läßt sich beschwichtigen und kann dem Liebeswerben Govinda's nicht widerstehen: —

Nach der Dienerinnen Weggang, als, von minder Scheu bedrängt,
Von Gefühlsiegs Ausdruck schwellend, lächelthaubenetzten Munds,
Radha, die verlangenvolle, dastand und am laub'gen Bett
Ihre Augen niederschlug, sprach zur Geliebten Hari (Krischna) so:

Liebende, setz' auf das Lager von Laub den Fuß, der den Lotos besieget,
Mach' es zum glänzenden Zeugen, wie leicht ihm sein blühender Gegner erlieget.
Im Augenblick dem Narajana (Krischna), dem genaheten, nah', o Radhika!
Träufle vom Nektar des Mundes ambrosische Worte zur Feier!
Sieh, wie die Trennung entheb' ich dem Busen den brüstebedrängenden Schleier.
Im Augenblick u. s. w.

Den nach des Freundes Umfangen verlangenden, bangenden, einzig erkor'nen
Busen laß wallen am Busen mir, stille die Glut des Gemüthegebor'nen!
Im Augenblick u. s. w.

Klingle mit Gürteljuwelen in's Klingen der Kehle, du Mond von Gesichte!
Meine zu lange von Kokila's Gellen ermüdete Ohren beschwichte!
Im Augenblick u. s. w.

Jetzo den Freund, den von deinem so nutzlosen Grolle gequälten zu sehen,
Blinzet dein Auge vor Scham; o laß es und löse der Liebe die Wehen!
Im Augenblick u. s. w.

in der Gestalt des sieghaften Helden und Kämpfers darstellt, so Krischna in der geistigeren Gestalt eines den Menschen lehrend, tröstend, ermuthigend zur Seite gehenden Genius, in welchem die Begriffe des Friedens, der Beruhigung, der Versöhnung und die höchsten ideellen Kräfte des Menschen zur Erscheinung kommen.

9.

Die active Bethätigung des Verhältnisses des Menschen zu seinem Gott ist der Cultus. Er weiht ihm seine Verehrung, seine Anbetung, seine Opfer, unter der ausdrücklichen oder stillschweigenden Voraussetzung, dafür ein Aequivalent einzutauschen. Diese Voraussetzung, nirgends fehlend, tritt in der indischen Gottesverehrung so stark hervor, daß man mit Recht bemerkt hat, das Verhältniß dessen, was der Inder seinen Göttern

---

Wo dem engeren Umsah'n vom Schauern,
Und dem Minneblicksspiel von des Aug's
Blinzelung, dem Lippennektartrinken
Von dem scherzenden Liebkosungswort,
Selbst dem Liebeskampfe vom Entzücken
Immer eine Schranke ward gesetzt:
Unter solchen Hemmungen ergehend,
Ward ihr Lustaustausch genußreich erst.

Man sieht, hier ist die Göttermythe nur noch das Substrat lasciver Dichterphantasie. — Später, der idyllischen Schwelgerei müde, tritt Krischna in würdigeren Situationen auf. Er erscheint als Hort und Helfer der Pandavas, in drei Kämpfen derselben gegen die ungläubigen und sündhaften Kuravas. Ihre mörderischen Kriege, die man auch allegorisch als den Kampf zwischen Tugend und Laster gedeutet, machen den, von Episoden um- und überwucherten, Hauptinhalt des Mahabharata aus. Vor der entscheidenden Schlacht zwischen den beiden Parteien legt Krischna, hier unter dem Namen des Bhagavan erscheinend, dem Ardschunas die indische Glaubenslehre erschöpfend dar und aus. Diese Episode ist die schon mehr berührte Bhagavadgita. Die Kuravas unterliegen in der Schlacht völlig. Weiter können wir die unendlich mannigfaltigen Legenden von Krischna hier nicht verfolgen. Der Grundcharakter seiner Erscheinung ist überall so, wie wir ihn im Text angegeben. Zuletzt läßt ihn der Mythus durch einen eigentlich ganz dummen Zufall umkommen, durch einen Jägerpfeil, welcher seine Fußsohle durchbohrt. Also auch der indische Erlöser stirbt, d. h. er tauscht seine irdische Gestalt wieder mit der himmlischen.

zollt, und dessen, was er von ihnen dafür erwartet, sei das des Tauschhandels[1]). Es entspringt diese Auffassung daraus, daß der Hindu im Grunde seinen Göttern sich ebenbürtig glaubt. Wie in diesen, ist ja auch in ihm selbst Brahma; wie sie, ist auch er ein Theil der göttlichen Urkraft. Die strenge Schlußfolgerung daraus wäre, daß der Hindu eigentlich jeden Cultus für überflüssig halten müßte. Allein diese Consequenz ist ihm doch nicht erschwinglich und so betet, opfert und büßt er, um sich das Wohlgefallen seiner Gottheiten zu verschaffen oder zu erhalten, aber er thut es mit dem entschiedenen Hintergedanken, daß seine Bemühungen dieses Wohlgefallen nöthigen Falls erzwingen können.

Zuvörderst sind Gebete und Opfer die Aeußerungen des brahmanischen Cultus. Die Gebete, entweder hymnenartig die Macht und den Ruhm der Götter preisend oder in sehr bestimmten Ausdrücken von denselben Vortheile und zwar meist sehr äußerliche, Nahrung, Reichthum, Rache an den Feinden, heischend, sind in ihrer Form monoton und die Ritualien schreiben dem Betenden mit kleinlichster Sorgfalt eine Menge Ceremonien vor[2]). Unter den Opfern ist das höchste jenes schon früher erwähnte Soma-Opfer, welches eigentlich über dem gewöhnlichen Begriff des Opfers steht. In ältester Zeit waren Thieropfer gebräuchlich und wurden den Göttern besonders Pferde und Rinder dargebracht. Später verlor sich dieser Opferbrauch mehr und mehr und an seine Stelle trat die Darbringung von Gaben, welche, aus den Erzeugnissen der Feldarbeit, des Handwerks oder der Kunst bestehend, nicht so fast den Göttern als vielmehr der Priesterschaft zu gute kamen. Wir werden darauf zurückkommen. Es gab aber und gibt im in-

---

1) Wuttke, II, 341.

2) Das berühmteste und ohne Zweifel auch älteste aller Gebete ist die Gajatri, d. i. die Sängerin, weil gleichsam der des Morgens erwachenden Menschenseele Gesang an das Licht, an die Sonne. Die Gajatri lautet: „Diese neue und herrliche Lobpreisung deiner, o glanzvolle Sonne, bringen wir dir dar. Mögest du dich meiner Anrede erfreuen. Nähere dich dieser sehnsuchtsvollen Seele, wie der liebende Mann das Weib sucht. Möge diese Sonne, welche alle Welten schaut, unser Schirmer sein. — Aum. — Dies anbetungswürdige Licht des glanzvollen Schöpfers, welches unsern Verstand lenkt, laßt uns bedenken. Es ist Wasser, Glanz, Duft und Geschmack und das Denkvermögen; Brahma, Erde, Luft und Himmel. — Verlangend nach Nahrung, flehen wir um die Gabe der glänzenden Sonne, die eifrig verehrt werden soll. Ehrwürdige Männer grüßen den göttlichen Befruchter mit Opfer und Preis."

dischen Cultus ein Opfer, welches an Werth über die bisher berührten weit hinwegragt, — das Menschenopfer.

Dies beruht auf der indischen Idee, des Einzelwesens Bestimmung sei, in das allgemeine, unterschiedslose Sein zurückzukehren, in die göttliche Ursubstanz zu verfließen. Zu diesem Zwecke opfert der Mensch sich selbst. Das ist die höchste Stufe des Menschenopfers, nicht zu verwechseln mit der niedrigeren, wo der Mensch den Menschen opfert, um sich damit von seiner Verpflichtung gegen den Gott loszukaufen. Das Menschenopfer im letzteren Sinne wurde insbesondere ein Zubehör des Siva-Cultus. Von der Durga oder Kali, Siva's Gattin, heißt es in den Puranen, die Lust der Göttin an dargebrachtem Blut der Fische währe einen Monat, an dem der wilden Thiere neun Monate, an dem eines Tigers hundert Jahre, aber an dem eines Menschen tausend; die Opferung von drei Menschen befriedige sie hunderttausend Jahre, das Blut solcher Opfer sei gleich dem Somatrank. Es scheint auch, daß bei den Menschenopfern, welche an die Stelle des Somaopfers getreten, das Fleisch der Geopferten von den Opfernden verspeist und ihr Blut getrunken worden sei. Der Siva-Cult ist aber nicht nur grausam, sondern auch im höchsten Grade wollüstig. Er war in den Zeiten seiner höchsten Blüthe eine aus wilder Grausamkeit und wilder Wollust zusammengesetzte Orgie und ist es, wenn auch in weniger grellen Formen, noch heutzutage. Das Credo des echten Sivaiten ist dieses: „Wir verehren den erhabenen Schreckensgott, ihm Menschenopfer darbringend und schwelgend im Blute, welches aus frischdurchschnittenen Kehlen fließt [3]). Ohne Sinnlichkeit keine Lust und das Leben ist nur schön, wenn frei von Entsagungen. Wer dem halbmondgezierten Gott gleicht, ist selig, wenn er entzückt in den Umarmungen seiner Geliebten schwelgt [4]).“ Der reineren

3) Ohne Zweifel hat sich die furchtbare Mördersekte der Thags oder Phansegars aus den Sivaiten herausgebildet. Im Dienste der Kali einzeln oder truppweise Indien durchziehend, erdrosseln sie Alle, deren sie habhaft werden können. Frauen und Brahmanen jedoch werden geschont, in der Regel auch die Europäer, weil ihre Ermordung die Polizei zu sehr in Alarm brächte. Der Mord gilt ihnen als heilige und heiligste Handlung. In den sieben Jahren von 1831—37 wurden von den englischen Behörden 3266 Thags in Haft gebracht. Ausgerottet ist die Sekte auch jetzt noch nicht.

4) Die indische Phantasie ließ es sich angelegen sein, die vermittelst Acten der Unzucht dem Zeugungsgott dargebrachten religiösen Huldigungen mythologisch zu

Fassung der religiösen Lehre Indiens, den Veden, ist die grobsinnliche Ausartung der Opferidee, nach der grausamen und wollüstigen Seite hin, durchaus fremd, ein bedeutsames Zeichen, daß dem Brahmanenthum nur die Fähigkeit des Rückschritts, nicht die des Vorschritts innewohnte.

Das Menschenopfer in seiner ideelleren Form ist Selbstopferung, nicht des Leibes nur, sondern auch der Seele. Die menschliche Ichheit soll in die göttliche Allheit aufgelöst werden. Das ist der große Zweck der Cultusacte, welche sich in den Begriffen Andacht und Askese zusammenfassen. Vermittelst beiden soll der Mensch das Netz der Täuschung durchbrechen, womit ihn die Maja umsponnen, das Netz der Täuschung, innerhalb dessen ihm die Existenz der Welt und seine eigene als eine wirkliche erscheint. Zur Erkenntniß dieses Scheins und damit zugleich des einzig Wahren, Brahma's, führt die Andacht, deren Grundlage das Studium der Veden ist und die sich zu gottseliger Beschaulichkeit und weissagender Ekstase steigert [5]). Die ganz in sich zurückgezogene Betrachtung wird schon durch die äußerliche Stellung des Andächtigen, wie das Ritual sie vorschreibt, angedeutet [6]). Der Fortschritt von der Andacht

---

begründen. Dem Scanda-Purana zufolge nahm der Lingamdienst folgenden Ursprung. (Wir erinnern hierbei, daß in der Religionsgeschichte die Berührung geschlechtlicher Verhältnisse kaum weniger unumgänglich ist als in der Naturgeschichte und daß daher Anforderungen der Prüderie nicht berücksichtigt werden können.) „Siva hatte beschlossen, die Frauen einiger frommen Büßer zu verführen. Zu diesem Ende befahl er dem Vischnu, in Gestalt eines schönen Weibes die heiligen Männer selbst zu versuchen. Dies gelang. Die Büßer vergaßen ihrer frommen Werke und warben um die Gunst der Verführerin. Siva selbst machte sich in Gestalt eines schönen Bettlers nach den Hütten auf, wo die Gegenstände seiner Begierden wohnten. Sein Anblick, seine Stimme und seine Gebärden übten auf die Frauen eine solche Gewalt, daß sie Alles stehen und liegen ließen, ihm in den Wald folgten und seinen Wünschen sich fügten. Bald jedoch merkten die Büßer den Streich, welchen man ihnen gespielt, und sannen auf Rache an Siva. Vermittelst der Kraft ihrer Gebete ließen sie eine Feuerflamme aus der Erde hervorkommen, welche dem Siva den Lingam vom Leibe riß. Außer sich vor Schmerz und Wuth, wollte der Gott mit dem Feuer des ihm entrissenen Gliedes die ganze Welt verbrennen. Dieses Ungeheuere beschlossen Brahma und Vischnu abzuwenden. Jener nahm die Gestalt eines Fußgestells, dieser die einer Joni an und so nahmen sie den Lingam Siva's auf, worauf Siva einwilligte, die Welt zu verschonen, unter der Bedingung jedoch, daß der Lingam in den Tempeln aufgestellt und mit entsprechenden Handlungen verehrt werde."

5) Hierüber vgl. Ennemoser's Gesch. der Magie, 2. Aufl. S. 305 ff.

6) „Wie die Schildkröte muß der Mensch alle Sinne in sich hineinziehen, das

zur Askese erscheint bei Manu in vollständig systematischer Ausbildung. Schon das indische Wort für Askese, Tapas (das Brennen, die Glut), bezeichnet ihren Zweck. Es soll durch die Selbstpeinigung das materielle, irdische, menschliche, das individuelle Sein ausgebrannt, vernichtet, verzehrt und so das Einzelwesen mit Brahma's ewiger Wesenheit wiedervereinigt werden. In erster Linie ist demnach die indische Askese, Selbstpeinigung oder Büßung nicht Buße in unserem Sinn, d. h. active Reuebezeigung für begangene Sünden, sondern vielmehr ist sie das, was wir unter Tugend zu verstehen pflegen. Erst in zweiter Linie erscheinen die Bußübungen als Reinigungsmittel für Schuldbewußte. Hier wie dort hat die Askese ihre Steigerungsphasen. Der Asket falte seine Hände beim Gebet und verhalte möglichst lang den Athem. Im Fortgang der Joga[7]) gehe der Jogi überall auf Zügelung der Sinnlichkeit aus. Durch Beobachtung strenger Speisegesetze, die ihm namentlich die Fleischnahrung entziehen, verschaffe er sich die Fähigkeit, große Fasten zu beobachten. Er enthalte sich des Weibes, trenne sich von seiner Familie, trotze, wie dem Hunger und Durst, so auch der Hitze und dem Frost, bezeichne durch Nacktgehen sein Ausziehen der Sinnlichkeit und seine völlige Gleichgültigkeit gegen die Gebote und Verbote des sinnlichen Lebens und betreibe das Betteln als eine Cultushandlung. Gelingt es dem Frommen durch all dieses noch nicht, „alle weltliche Lust und Weisheit in sich zu vernichten und wie ein Habicht durch die Stricke des Netzes zu brechen, um Eins zu werden mit Brahma, wie die Ströme am Ende ihres Laufes Eins werden mit dem Meer," — so wendet er sich zur eigentlichen Selbstpeinigung. Diese und ihre Lieblingsschauplätze, die einsamen Banianenhaine, nehmen in der epischen und drama-

---

Herz dann in der Mitte der Oeffnung hüten, dann wird Brahma in ihn eintreten, als Feuer, als Blitz." Zu diesem Zwecke „soll sich der Betrachtende auf viereckige Basis setzen, auf die Fersen nämlich, und dann die neun Pforten verschließen: die beiden unteren durch die Fersen, die Ohren durch die Daumen, die Augen durch die Zeigefinger, die Nase durch die mittleren, die Lippen durch die noch übrigen vier Finger. Die Lampe im Gefäß des Körpers wird dann bewahrt vor Wind und Bewegung und das ganze Gefäß wird Licht." Oder aber der Betende starre unverwandt auf einen Punkt, entweder auf seine Nabelhöhle, oder auf seine Nasenspitze oder auch in die Sonne, und all sein Fühlen, Denken, Sein gehe auf in der Murmelung des heiligen Wortes (Aum).

7) Joga ist die vermittelst der Askese angestrebte Vereinigung mit Brahma. Daher heißt der Asket Jogi.

tischen Dichtung einen sehr breiten Raum ein und bei Betrachtung der geheuerlichkeiten, welche uns die Dichter von Bußwerken und Wirku der Bußwerke zu erzählen wissen, könnte man leicht auf den Gedanken k men, die Selbstquälereien der indischen Jogi und Fakire gehörten überh nur der Phantasie an [8]). Diese Annahme wäre aber durchaus unzuläß

---

8) Im siebenten Act der Sakuntala zeigt Matali dem König eine Einsied „wo dort der Weise, unbeweglich wie ein Baumstamm, gegen die Sonnenscheibe wendet steht mit dem in die Spitze eines Termitenhaufens versunkenen Körper, einer Brust, um die eine Schlangenhaut gebunden ist, am Halse über die Maa gequält von sich ausdehnenden Schlingpflanzen, die ihn umringen, ein um die Sch gewundenes Haargeflecht tragend, das sich bis zu den Schultern erstreckt und Vogelnestern angefüllt ist." (Boehtlingk's Uebersetzung, S. 103.)

Die zwei berühmtesten Büßerlegenden, die von der Herabkunft der Ganga und Viswamitra's Streit mit Vasischta um die Zauberkuh Sabala, stehen als Episo im Ramajana. Beide gewähren die Anschauung einer höchst eigenthümlichen S des indischen Büßerwesens, denn in beiden ist der Büßungen Zweck nicht der m physische des Einswerdens mit Brahma, sondern vielmehr die Erfüllung bestimm Wünsche, die einen sehr irdischen, weltlichen Anstrich haben. In der ersteren di Legenden wird die Göttin Ganga (der Ganges), die bis dahin als Milchstraße i Himmel durchfloß, durch die Bußkraft zur Erde herabgebracht, förmlich herab zwungen; in der zweiten büßt sich ein Xatrija zum Brahmanen auf, um sein Gegner aus dieser Kaste gewachsen zu werden. Dort ist Bhagirathas, hier Visw mitra der Büßerheld (s. die Geschichte von jenem vollständig, von diesem auszüglich Jolowicz's Polyglotte d. o. P. 74—83 und 87—96). Was von Beider Bu übungen erzählt wird, ist monströs genug. Bhagirathas —

. . . . um der Ganga Herabkunft
Eiferig, stand viel Bußen er aus, an dem Fels Gokarnas;
Stand mit erhobenen Armen, umher fünf Feuer im Sommer
(Eins nach jeglicher Weltregion und die Sonne das fünfte),
Schlief beim Frost in dem Schnee, ohn' Obdach während der Regen,
Aß abwelkendes Laub, stets bändigend Sinne und Seele.
Als Jahrtausende nun in der furchtbaren Buße verflossen,
Wurde geneigt ihm Brahma, der oberste Herr der Geschöpfe.

Aber noch muß auch Siva's Einwilligung erbüßt werden, der, als Beherrsch des Himalaya, der herabstürzenden Ganga wüthenden Anprall unschädlich zu mache hat . . . .

. . . . Bhagirathas nun hub an auf's Neue die Büßung,
Ließ in den Boden der Erd' einwurzeln die vorderste Fußzeh',
Beide die Arme gestreckt, schlaflos, von der Luft sich ernährend,
Stand er, die Nacht wie den Tag, starr, baumstammähnlich, ein Jahr lang.

n die poetischen Schilderungen der Tapaspeinen sind in der That nur
hlspiegelartig vergrößerte Bilder der Wirklichkeit. Von durchaus glaub=

Nun endlich erfolgte das erbüßte Wunder, dessen Schilderung eine der Pracht=
llen indischer Poesie ist: —

Erst von dem Himmel zur Scheitel des Sankaras (Siva), dann zu der Erde
Stürzte sie nieder, die lautaufstosende Flutkatarakte.
Rings von den Schwärmen der Fische zugleich, Schildkröten, Delphinen,
Fallenden oder gefall'nen, erschien buntfarbig die Erde.
Aber die himmlischen Wesen, Gandharven und Genien alle
Lockte das Schauspiel her aus ihren ätherischen Sitzen.
Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt, Elephanten und Rossen
Oder in schwankender Sänften Umschirmungen kamen die Götter,
Dies Weltwunder begierig zu schau'n, die Herabkunft Ganga's.
Um den erlauchten Verein schien hell von des Edelgeschmeides
Funkeln der Himmel, entwölkt, als leuchteten hundert der Sonnen.
Von der Delphin' und der Fische Geschwärm, Krokodilen und Schlangen
Ward durchblitzet die Luft und der hochaufbrausenden Schäume
Schwingungen, tausenderlei sich begegnende, deckten den Himmel,
Wie in der Schwül' auszieh'n weißwolkige Schaaren der Schwäne.
Hier jetzt rasch hinwallte die Flut, dort wand sie sich krümmend,
Breitete platt sich umher, dann floß sie gelinde, gelinde,
Bald auch rollten die Wellen sich überwälzt um einander,
Bald auch sprudelt' empor, bald plätscherte nieder die Stromflut.
Erst zu der Scheitel des Siva gestürzt, von der Scheitel zur Erde,
Schimmerte hell, durchsichtig, entsündigend, jenes Gewässer.
Und die Gandharven und Weisen, der irdischen Fluren Bewohner:
„Siva's=entflossener Thau ist reinigend!" dachten sie jetzo,
Tauchten hinein. Wen irgend ein Fluch längst hatte vom Himmel
Hin zur Erde gebannt, wer dort die Besprengungen vornahm,
Ward alsbald, von der Sünde gereiniget, wieder des Heils froh
Und so durft' er, gelöst, eingeh'n zu den himmlischen Welten.
Alles Geschöpf sah jubelnd die Näh' des ätherischen Wassers,
Alle mit Ganga's Flut sich Besprengenden wurden entsündigt.
Aber der weise Bhagirathas nun, sein stralend Geschirr stets
Zügelnd, eilte voran: ihm nach stets wandelte Ganga.
Götter und himmlische Weise, zugleich die Titanen, die Riesen,
Auch die Gandharven und Genien all', Roßhäupter und Schlangen,
Ferner die buhlenden Nymphen gesammt: des Bhagirathas Wagen
Folgten sie nach und der Ganga; mit ihnen das Wild der Gewässer.
Wo hinlenkte Bhagirathas nun, da wandelte Ganga
Nach, die Entsündigerin, die Erkorene unter den Strömen.

würdigen Augenzeugen werden uns Handlungen der Fakire erzählt, welche traurige Beweise liefern, wie weit es der Mensch im religiösen Wahnsinn bringen kann. Da hören wir von Büßern, die sich, von einem eisernen, in ihren Rücken gebohrten Haken gehalten, an einem Seil über einem Feuer hin- und herschwenken; von anderen, welche in Schuhen einhergehen, durch deren Sohlen lange spitze Nägel hindurchgehen, so daß jeder Tritt Blutspuren zurückläßt; von solchen, die jahrelang nackt unter einem Baume auf einem Fuße standen, die Arme unbeweglich über dem Kopfe haltend, so daß ihnen die spärliche Nahrung von mildthätigen Menschen in den Mund geschoben werden mußte. Ferner von einem Jogi, welcher vierzig Tage lang zwischen vier gewaltigen Feuern saß, als fünftes die glühende Sonne über sich, unbeweglich oder zur Abwechslung stundenlang mit kerzengerade in die Luft gestreckten Beinen sich auf den Kopf stellend; wieder von einem andern, welcher das Gelübde that und löste, zwölf Jahre lang unausgesetzt zu stehen

---

Wir haben da zugleich eine Motivirung der Heilighaltung des Gangeswassers, welche von so großem Einfluß auf den indischen Cult ist. — Bedeutsamer noch als die Legende von Bhagirathas ist die von Viswamitra's Bußübungen, offenbar die dichterische Abspiegelung einer Zeit, wo die materielle Gewalt der Xatrija gegen die ideelle der Brahmanen ankämpfte und zwar ohne Erfolg. Der Xatrija Viswamitra vollbringt Ungeheures, um den Besitz der Brahmanenkraft zu erbüßen, vermöge welcher allein er hoffen kann, seinen Gegner Vasischta zu besiegen: —

Um Mahadeva's Gunst flehend büßte schreckliche Buß' er dort;
Die Arm' ausstreckte der Fürst beide, stand auf der Zehen Spitze da
Und lebte hundert Jahr' also von Luft, allein, der Schlange gleich . . . .
Dann tausend Jahre nicht sprechend, dem erhab'nen Gelübde treu,
Unvergleichliche Buß' übte Viswamitra der Seher nun;
Als verflossen das Jahrtausend, einem Stamm dann war er gleich.

Auch tritt in dieser Sage ein ganz eigenthümliches Moment ein. Die Bußkraft Viswamitra's droht die ganze Ordnung des Weltalls umzustürzen und die Götter wissen sich dieses drohenden Unheils nicht anders zu erwehren als durch Anwendung eines gemeinen Verführungsmittels. Sie senden in die Einsiedelei des Büßers die himmlische Nymphe Menaka. Er erliegt ihren buhlerischen Lockungen und in ihren Umarmungen, denen die berühmte Sakuntala entsproßte, schwanden ihm fünfmal der Jahre fünf wie ein einziger Tag. Aus diesem Taumel endlich erwachend, nimmt er sein gestörtes Bußwerk wieder auf, geht aber schließlich doch seines Zweckes verlustig, denn als er sich endlich zur Brahmanenwürde aufgebüßt, ist er alles Zornes und Rachegefühls ledig geworden. Die ganze Geschichte ist eine mit ausschweifendster Phantastik entworfene Allegorie, den Sieg der intellectuellen Kraft über die materielle feiernd.

und dann mit über den Kopf gehaltenen Armen durch einen großen Theil von Asien zu wandern. Ueberall in Indien, namentlich an den Wallfahrtsorten, trifft der Reisende auf Schaaren von diesen heiligen Bettlern, welche nackt, schmutzbedeckt und aschebeschmiert ihren fabelhaften Bußübungen *obliegen* [9]). Am auffallendsten treiben es die Sivaiten. Bei hohen Festen ihres Gottes erscheinen sie mit von Messern durchbohrten Zungen, aufgeschlitzten Nasenflügeln und Lippen, lebendige Schlangen um den Leib gewunden, auch wohl in Prozession mit nackten Füßen über glühende Kohlen wegschreitend, den eintönigen Ruf ausstoßend: Bom, bom, bom Mahadeo (groß ist Mahadeo)! Der Sivacult steigert überhaupt jenes beständige Schwanken des indischen Lebens zwischen Entsagung und Genuß, welches ein dem Bhartrihari zugeschriebenes Epigramm allerliebst poetisch ausdrückt [10]), nach beiden Seiten hin zum Extrem [11]).

---

9) W. Hoffmeister (Briefe aus Indien, S. 211) besuchte im Juni 1845 die heiligen Quellen bei den Tempeln von Gaurikund. Er erzählt: „Wir sahen verschiedene seltsame Badeszenen. Das Wasser hat eine Wärme von 41,5° und verursachte den badenden Pilgern Schmerz auf der Haut; besonders schien es vielen der Frauen zu heiß zu sein; selbst manche der Männer machten im Wasser eine klägliche Miene. Andere zeigten dagegen einen großen Heldenmuth und stellten sich mitten unter den Sprudel der Quelle. Ein Fakir stieg hinein ohne eine Miene zu verziehen; er blieb volle drei Minuten darin, rieb sich dann den ganzen Leib mit Asche ein und kurze Zeit darauf sah man ihn wieder völlig nackt, wie er war, in der kühlen Abendluft an der Erde hocken. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein über seine Lebensweise. Folgendes waren seine Worte: — Ich verließ Juggernauth, Familie, Haus und Eigenthum und folgte dem Gotte, der mir eingab, hierher zu wandern. Zwanzig Jahre bin ich Fakir. Der Gott gab mir stets Alles, was ich brauchte. Der Gott machte auch, daß ich die Kälte nicht empfand, daß der Hunger mich nicht drückte; wenn ich krank war, machte er, daß ich nicht unterlag. Im Winter sollte mir der Gott Etwas gleich einem Mantel zusenden, Etwas, mich zu kleiden; wo nicht, wird er nicht zugeben, daß ich der Kälte unterliege."

10) Wohn' an der Ganga Stromfluten, Sünd' entrückenden, quellenden,
Oder an zarter Brust Hügeln, Sinn' entzückenden, schwellenden.

Deutsch v. A. W. Schlegel.

11) So schlägt auch der Unzuchtcult des Siva so sehr in sein Gegentheil um, daß die Priester Siva's bei Todesstrafe den Geschlechtstrieb verleugnen müssen. Sie heißen daher auch Goswami (Sinnebeherrscher). Der Franzose Anquetil sah einen Jogi dieser Art die Frauen, welche seinen Lingam zu berühren kamen, um sich dadurch fruchtbar zu machen, mit völliger Gleichgültigkeit empfangen. Ein anderer ertheilte, wie der Schotte Hamilton an demselben Orte sah, den jungen Weibern,

Wenn nun aber alle die furchtbaren Selbstpeinigungen ihr Endziel, die völlige Vereinigung mit der Gottheit, noch nicht erreichen, so beschreitet der Asket die letzte Stufe der Tapas, d. h. er vollzieht die förmliche Selbsttödtung. Er sucht den Tod durch Hunger oder auf dem Scheiterhaufen oder in den heiligen Fluten des Ganges. Die Veden zwar kennen ein Gebot der Selbsttödtung noch nicht, doch finden sich davon schon bei Manu leise Spuren. Daß schon zur Zeit Alexander's des Großen und nachmals zur Zeit des Augustus Brahmanen den religiösen Selbstmord begingen, ist historisch gewiß. Im Mittelalter hat sich dann der schreckliche Brauch allmälig immer vielfältiger ausgedehnt und hat sich bis auf unsere Tage herab fortgesetzt, so daß die Engländer mit bewaffneter Macht dagegen einschreiten mußten und müssen[12]).

Die active Vollziehung der Culthandlungen, die Leitung der gottesdienstlichen Bräuche ist bei den Brahmanen, allerdings nur de facto. Denn der Theorie nach bildet das ganze brahmanische Volk, d. h. die drei oberen Kasten, ein priesterlich Geschlecht und können also Xatrija und Vaisja

---

welche seinem Phallus mit Berührung und Kuß Verehrung erwiesen, mit salbungsvollster Sammlung und Gravität seinen Segen.

12) So z. B. im Jahre 1847 bei dem großen Fest des Dschaggernat (Juggernaut), einer Incarnation Vischnu's, nachdem bei dieser Gelegenheit schon fünf Menschen das Opfer des religiösen Selbstmordes geworden, welcher dadurch vollzogen wird, daß sich der Todescandidat den zermalmenden Rädern des Wagens in den Weg wirft, auf welchem das Idol des Gottes in feierlicher Prozession einhergefahren wird. Diese Art der Selbstopferung gehört zu den beliebtesten und zeigt zugleich, daß in der späteren Zeit nicht nur der Cultus des Siva, sondern auch der des milderen Vischnu einen grausamen Charakter angenommen. Ein Augenzeuge, Dr. Buchanan, beschreibt den Auftritt so: „Das Idol des Gottes thronte auf einem sechzig Fuß hohen Wagen, dessen Räder unter ihrer schweren Last tief in den Boden einschnitten. An sechs Seilen von der Dicke und Länge eines Ankertau's zogen tausende von Männern, Weibern und Kindern den Wagen. Auf demselben befanden sich Priester und Tempeldiener, welche, etwa 120 an der Zahl, den Thron des Götzen umgaben. Das Idol ist ein Holzblock mit schwarzbemaltem Gesicht und weitaufgesperrtem Mund. Seine Waffen sind golden und ein prachtvolles Gewand hüllt seine Glieder ein. Fünf Elephanten mit wehenden Fahnen, carmoisinrothen Schabraken und Glocken am Halse schreiten voran. Je nach einigen Minuten hält der von der Menge mit Freudengeschrei vorwärts gezogene Wagen wieder an. Dann bietet sich ein Pilger zum Opfer an. Mit vorgestreckten Armen legt er sich vor den Wagen und die Menge umwandelt ihn singend, bis die Räder über ihn weggehen und ihn zerquetschen."

dem Gottesdienst ebensogut vorstehen als die Brahmanen. Allein die Praxis hat nun einmal den Letzteren den Cult als ihr Lebensgeschäft zugewiesen und damit auch das Privilegium, von dem übrigen Volk erhalten zu werden. Eine streng hierarchische Gliederung hat die Brahmanenkaste *nicht*; vortretend ist innerhalb derselben nur das Verhältniß der Schüler zu den Meistern, d. i. der Lernenden zu den Lehrern. Doch scheinen die Priesterschaften der einzelnen Tempel, die auf Kosten der Gläubigen meist ein ganz faules und schwelgerisches Leben führen, durchgehends unter einem Oberpriester zu stehen. — In der ältesten Zeit hatte das Brahmanenthum keine Tempel: alle Orte waren ja da gleich heilig, denn überall war Brahma. Heilige Haine dagegen mag es schon frühzeitig gegeben haben; in ihren Schatten liegen die Einsiedler noch jetzt ihren Betrachtungen und Bußübungen ob. Der heiligste Baum derselben ist der prachtvolle Banianenbaum, mit seinen wieder zu Wurzeln und Stämmen werdenden Aesten ein Abbild der Alles aus sich erzeugenden und wieder in sich zurücknehmenden Ursubstanz[13]). Das spätere versinnlichte Gottesbewußtsein fühlte das Bedürfniß, Tempel zu haben, und befriedigte dasselbe durch Aushöhlung der berühmten indischen Grottentempel, der pyramidalisch aufgethürmten Pagoden[14]) und der kuppelförmigen Dhagops (Grabmäler und Reliquienbehälter). Die Vedenzeit kannte auch noch keine Götterbilder; als Symbol der Gottheit galt nur das heilige Feuer, welches in den Einsiedlerhainen unterhalten wurde. Erst die spätere Vermenschlichung oder vielmehr Verungeheuerlichung — falls diese Wortbildung zuläßig ist — der Gottesidee zu einzelnen Gestalten brachte auch die bildliche Darstellung derselben mit sich. Da kamen denn auch die heiligen Orte auf, das Ziel der Wallfahrer. Es gibt solcher Orte in Indien unzählige, für den heiligsten aber gilt die Stadt Benares, welche dem Glauben der Hindus zufolge dem Himmel um 80,000 oder gar um 300,000 Stufen näher liegt als die übrige Erde[15]).

---

13) Der grandioseste Baum dieser Art findet sich im botanischen Garten in Calcutta. Seine Stämme erstrecken sich über einen Kreis von 60 Schritt im Durchmesser und die Schattenhalle seiner Aeste könnte an 15,000 Menschen Raum gewähren (s. Carl Graf von Görtz, Reise um die Welt, III, 390).

14) Corrumpirt aus Bhaguvati (heiliges Haus). Bohlen, Indien, II, 82.

15) Man nimmt gewöhnlich an, daß eine halbe Million menschlicher Wesen sich in diesem Labyrinthe hoher, mit Heiligenschreinen, Minarets, Altanen und geschnitzten Galerien, an welchen die heiligen Affen zu Hunderten hängen, angefüllter Gassen

An den heiligen Stätten bewegt sich der Cultus in reicher Mannigfaltigkeit in einem Kreislauf von Gebeten, Reinigungen, Weihungen, Prozessionen, welche sowohl bei Tag als bei Nacht mit all dem barbarischen Pomp des Orients vor sich gehen, Opfern, Wallfahrten, Kasteiungen und wildem Jubel. In allen diesen Cultformen ist die spätere Veräußerlichung und Entartung des indischen Gottesbewußtseins immer nackter hervorgetreten [16]).

---

drängen. Der Reisende kann durch das Gedränge heiliger Bettler und nicht weniger heiliger Stiere kaum durchkommen. Die breiten Ghauts (Ufertreppen), welche von diesen wimmelnden Plätzen zu den Badestellen längs des Ganges hinabführen, werden jeden Tag durch die Fußtritte einer unzählbaren Menge von Anbetern abgenützt. Die Schulen und Tempel ziehen Schaaren frommer Hindus aus jeder Provinz herbei. Jeden Monat kommen Hunderte von Andächtigen hin, um da zu sterben, denn sie glauben, daß dessen ein besonders glückliches Loos harre, der unmittelbar aus der heiligen Stadt in den heiligen Fluß käme. Macaulay (Warren Hastings, Essays, II, 187).

16) Zwei Zeugnisse neuerer Reisenden über die Eindrücke, welche indische Tempel und indischer Cult auf gebildete Deutsche machten, dürften hier am Platze sein. „Wir gelangten (in Benares) in eine enge Straße, schmutzig und gedrängt voller Leute. Bald standen wir vor dem Thor des Tempels, des heiligsten Tempels der heiligsten Stadt, zu dem Hunderttausende jährlich aus allen Theilen Indiens wallfahrten; es ist dies der Tempel Vesheesha's, eines an sich unbedeutenden Individuums, obgleich eine Incarnation Siva's. Dieser Vortreffliche lebte zur Zeit der mohammedanischen Eroberung und sprang, von Feinden verfolgt, in einen Brunnen, wo er trotz seiner Göttlichkeit ertrank. Das Gebäude ist niedrig, schmutzig und durch Nichts ausgezeichnet als die Menge von Idolen, obscönen Symbolen Siva's, des Zerstörers und Wiedererzeugers, und die gläubige Schaar von Hindus, die vor diesen scheußlichen Götzen Reis, Blumen und das heilige Brunnenwasser opfern. Ohne Unterlaß ertönt die Glocke, welche im Tempel aufgehängt ist und von jedem Andächtigen bei seinem Eintritt geschlagen wird. Die Gaben, welche so von einer verblendeten fanatischen Menge in die Kasten der heillosen Pfaffen fließen, machen eine ungeheure Summe und der Oberpriester ist der wichtigste Mann in Benares. Außer dem Interesse des Orts als Mittelpunkt des Hinduglaubens enthält er gar nichts Sehenswerthes. Die Kuppeln des Daches wurden gerade vergoldet, in Vorbereitung zu einer großen Festlichkeit; das Geld dazu kam von dem großen Maharajah der Sikhs, Runjeet Singh, der in seinem Testament dem Tempel eine gute runde Summe vermacht hatte, wofür ein Theil seiner Asche in den heiligen Ganges geworfen werden sollte. Ein solches Vermächtniß ist in Benares etwas Alltägliches, denn oft kommen dort halbe Menschen, Arme, Schädel u. s. f. per Post an, adressirt für den heiligen Strom, dessen Wasser jede Sünde abzuwaschen vermag. Zum Abschied gab man uns heilige

10.

Die im Cultus angedeuteter Weise innerlich und äußerlich sich bethätigende Religion der Inder hat zum höchsten und letzten Ziel die Durch-

---

Kränze, aus deren Verkauf die Priester ebenfalls viel lösen; leider war ihre Heiligkeit an uns weggeworfen und ich bedachte schon, wie ich mich der Reliquie entledigen sollte, ohne als Lästerer gesteinigt zu werden, als einer jener heiligen Ochsen in den Tempel kam. Die Bestien sind hier zu Haus und dieser drängte sich durch die Menge mit einer Unverschämtheit, die einem Menschen Ehre gemacht hätte, trat auf mich zu und riß mir meinen Kranz aus der Hand, ein Zeichen für die ganze Gesellschaft, ihm ihre Kränze zu opfern. Mehrere andere dieser wiederkäuenden Heiligen trieben sich im Tempel herum und es war einigermaßen genugthuend, daß man sie wegprügelte, wenn sie uns gerade im Wege standen. Ueberhaupt waren die Priester artig genug gegen die Sahibs (Lords, gnädige Herren, der Titel gebührt jedem Europäer in Indien), wir merkten aber mit Schadenfreude, wie sie den Tempel mit großer Sorgfalt wieder reinigten und weihten, nachdem wir heraus waren.“ Graf Görtz, a. a. O. III, 455. „Wir sahen hier (in Gayah, nordwestlich von Calcutta) einen der größten Tempel in Indien. Dem Vischnu geweiht, ist er aus einem schönen glänzenden grauschwarzen Steine gebaut und hat den Umfang eines kleinen Dorfes. Die Hauptgebäude stehen auf einem hohen Granitberge und haben die sonderbarste Gestalt. Zahlreiche niedrige Säulenhallen voll Inschriften und Vischnubildern umgeben dieselben. Ein spitzer, etwa 40—50 Fuß hoher Thurm mit vielen kleinen Stockwerken und Schnörkeln, aber ohne alle Fenster, enthält die heiligen Bilder und die Fußtapfen des Vischnu. Das Innere ist beständig durch Lampen erleuchtet und mit Blumenduft erfüllt. Der Eingang zum Heiligthum befindet sich in einem viereckigen Tempelgebäude dicht daneben, dessen runde Kuppel von zwei über einander stehenden Säulenhallen getragen wird. Unter der Säulenhalle, sowie in allen Höfen und Vorräumen sahen wir eine Menge Pilger, gekommen, um ihre Ersparnisse der Habsucht der fetten Priester zum Opfer zu bringen. Es ist bekannt, daß der Wohlhabende von einer Pilgerfahrt als Bettler wiederkehrt; der Priester nimmt ihm Pferde und Wagen, oder hat er diese nicht, den Rock vom Leibe. Es drückt sich in den Gesichtern dieser Priester eine Nichtswürdigkeit und ein Stumpfsinn aus, der nicht zu beschreiben ist. Da sitzt ein solches Mastschwein, im Fette bald erstickend, hockend an der Erde. Ein Pilger steht vor ihm und deutet auf drei prachtvoll lackirte Bettstellen, mit kostbaren seidenen Decken behängt, und läßt das Geschenk von den gierigen Augen schätzen. Es genügt noch nicht, sondern Geld muß noch zugelegt werden, dann erst beginnt die Ceremonie. Dem Pilger werden zuerst die Füße gewaschen, dann mit einer gelben Salbe eingerieben und auf jeden Fuß eine Jasminblume gelegt. Dieselbe Waschung und Salbung nimmt ein kleiner Knabe, der die Familie des Priesters repräsentirt, und noch ein

brechung der Schranken der Endlichkeit und das dadurch bewerkstelligte Verfließen des Einzelseins in die Unendlichkeit des göttlichen Allseins. Das ist, in strenger Auffassung des brahmanischen Lehrbegriffs, für den Hindu jenes Aequivalent, welches die Menschen für die ihren Göttern dargebrachte Verehrung zu erwarten gewohnt sind und welches wir Seligkeit zu nennen pflegen. Auch der Hindu will selig werden, auch er strebt nach einem Zustand der Vollkommenheit, nach jenem Endziel aller Religion, welches wir mit dem Wort Heil bezeichnen. Der reinen Lehre nach müßte das brahmanische Heil ganz einfach in dem Aufgehen des Menschen in der göttlichen Ursubstanz bestehen, in dem Verschlungenwerden von Allem und Jedem durch das Brahma. Hier tritt nun aber wieder jenes Moment ein, welches uns im Brahmanenthum schon wiederholt begegnet ist: der Mensch,

---

dritter Gehülfe vor. Darauf bekommt der Pilger einen Topf mit brauner Schmiere, womit er dem Priester und nach ihm auch den beiden Anderen die Stirne, die Brust und beide Arme einsalbt. Dann zieht er aus einem Sack Blumenkränze hervor, einige von Todtenblumen, andere von Jasmin, beide mit Silberflittern reich verziert, wirft dem Priester einen über den Kopf und einen andern über die gefalteten Hände, ebenso auch den beiden Anderen, wobei Gebete gemurmelt werden. Nach diesen Ceremonien ist der fromme Pilger seines Geldes, seiner Geschenke und, wenn er gläubig genug ist, seiner Sünden ledig und zieht mit leichtem Herz und Beutel davon. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie zerlumpte, abgemagerte Frauen mit dem halb verhungerten Kinde auf dem Arme ihre letzte Schüssel Reis als Opfer zum Tempel tragen, und mir unbegreiflich, wie die Engländer dieses Unwesen so hingehen lassen können. Auch Kokosnüsse und Blumenschnüre werden von den Aermeren häufig als Gabe gebracht. Verkäufer der heiligen Blumen, unter denen Jasmin und Todtenblumen vorherrschten, saßen an allen Treppen und boten ihre Waare aus. Zweitausend Priesterfamilien sollen allein zu Gayah durch die Geschenke der Pilger erhalten werden." Hoffmeister, a. a. O. 130. — Ein nothwendiges Zubehör des indischen Tempeldienstes sind die Bajaderen. Das Wort ist kein indisches, sondern corrumpirt aus dem portugiesischen Balladeiras (Tänzerinnen). Die eigentlichen Bajaderen, d. h. die Tempelmädchen, wohl zu unterscheiden von den Straßentänzerinnen und Lustdirnen, heißen Devadashi, d. h. Göttersklavinnen. Sie sind die Vestalinnen oder Nonnen des Brahmanenthums. Meistens aus den Kasten der Vaisja und Sudra stammend, werden sie von ihren Eltern schon frühzeitig dem Tempeldienst geweiht und dann im Umkreis der Tempel für ihren Beruf erzogen. Ihre Hauptbeschäftigung ist, vor den Götteridolen zu tanzen, sowohl im Tempel selbst als bei Prozessionen. Daneben sorgen sie für die Reinhaltung und Schmückung der Heiligthümer. Ihre zwar nicht offizielle, aber doch factische Lebensbestimmung ist jedoch die, die Beischläferinnen der Priester zu sein.

an sinnlich concreten Vorstellungen hängend, sträubt sich gegen den kahlen Begriff des Verschwimmens in die abstracte Einheit und will, so zu sagen, sein endliches Verschlungenwerden vom Urbrahma wenigstens möglichst verzögern. Zu diesem Ende leugnet er nicht die Nichtigkeit der Welt und die Nothwendigkeit der Aufhebung dieses Scheins, aber der Horror vacui lehrt ihn den Vernichtungsprozeß als einen nur allmäligen sich vorzustellen. Zwischen der Wirklichkeit und der Seligkeit des Nichts setzt er eine Mittelstufe, auf welcher zwar die Nichtigkeit der Natur dargethan, aber zugleich die Persönlichkeit noch festgehalten ist. Diese Mittelstufe ist die Joga oder vielmehr die vermittelst der Joga erlangte Zaubermacht und Gottgleichheit. Kenntniß der Veden, Andacht und Askese flügeln den Menschen über die Welt empor, lassen ihn die Schranken der Natur durchbrechen, machen ihn selig und den Göttern gleich. Hierin liegt einer der eigenthümlichsten Gedanken des Brahmanenthums: die Erlösung des Menschen durch eigene Kraft, — der große Gegensatz zum Christenthum, welches die Erlösung, das Heil, absolut abhängig macht von der göttlichen Gnade. Dem Christen ist das Heil ein Geschenk, der Brahmagläubige hingegen erarbeitet, erzwingt sich das Heil, mit dem Willen der Götter oder demselben zum Trotz. Erst jenseits dieser Vorstellung vom Heil liegt die höchste, letzte, welcher zufolge Welt und Mensch in der Gottheit verschwimmt, wie ein Wassertropfen im Ozean.

Diesem Endziel muß der Mensch zureifen, und da ein einmaliges Leben weitaus für die Meisten zu kurz ist, die nöthige Reife zu erreichen, d. h. die Fähigkeit des Verschwimmens in das Brahma, — so bleibt der Mensch so lange in der Welt, bis der erforderliche Grad der Reife eingetreten. Zu diesem Zwecke dient die Seelenwanderung. Der noch nicht vollkommen und weise gewordene Mensch wird immer wieder auf's Neue geboren, lebt in Pflanzen- und Thierleibern oder in Menschengestalt[1])

---

1) Die Seelenwanderungslehre der Hindus statuirt einen Unterschied zwischen geistigen und körperlichen Versündigungen. Zur Abbüßung jener wird der Mensch in den niedrigen Schichten der Gesellschaft wiedergeboren, zur Abbüßung dieser als Thier oder Pflanze. Der Getreidedieb wird zur Ratte, der Pferdedieb zum Tiger, der Mörder eines Brahmanen zum Hund, Esel oder Eber, der Brahmanenschüler, welcher die Frau seines Lehrers verführt, zur Schlingpflanze oder zu Gras, ein trunksüchtiger Brahman zum Wurm oder Insekt, u. s. w. Charakteristisch ist die Drohung, daß Jeder, welcher ein Thier schlachtet und ißt, ohne davon den Göttern, d. h. factisch den

wieder auf, bis der Läuterungsprozeß vollendet, der Geist von den irdischen Schlacken reingebrannt, die Ichheit so sublimirt und ätherisirt ist, daß sie sich wieder mit der göttlichen Allheit, aus der sie gekommen, verschmelzen kann. Der Seelenwanderungslehre gemäß wandert also der Mensch so lange ruhelos durch die ruhelose Welt, bis er fähig ist, in der ewigen Ruhe der Gottheit zu verschwinden.

Das Brahmanenthum in seiner Reinheit verwirft demnach ganz entschieden die Vorstellung von einer subjectiven Unsterblichkeit, es glaubt und lehrt keine endlose Fortdauer des persönlichen Geistes. Im volksmäßigen religiösen Bewußtsein der späteren Zeit gedieh aber das Problem des Lebens im Jenseits nicht mehr zu dieser scharfen pantheistischen Zuspitzung. Das Volk fühlte, wie überall, so auch in Indien, das Bedürfniß der Annahme einer vergeltenden Gerechtigkeit und so faßte es sinnlich concret das Jenseits als ein Leben der Seligen im Himmel und als ein Leben der Verdammten in der Hölle. In dieser populären Vorstellung wird das Verhältniß der Seele zum Leib und das Hinwegnehmen oder vielmehr Herausreißen der ersteren aus letzterem durch den Todesgott Jama sehr sinnlich begreiflich dargelegt[2]). Nicht weniger sinnlich anschaulich sind die Vorstellungen von

---

Priestern, Etwas zum Opfer zu bringen, gerade so oft eines gewaltsamen Todes sterben werde, als er Haare auf dem Kopfe hat.

2) In der schönen Episode Sawitri im Mahabharata (deutsch v. Holtzmann, Indische Sagen, I, 43—78) lustwandelt die Heldin mit ihrem Gatten Satjawat im Walde . . . .

Mit sanfter Stimme sprach zu ihr im Geh'n der edle Satjawat:
Sieh, Reizende, den lieblichen und wundervollen Wald; sieh dort
Die Pfauenheerde, hier die Flut des Baches und die Blüthenpracht.
Sie aber, wandelnd hinter ihm, sah überall nur ihn allein,
Der Stunde denkend schmerzerfüllt, wo sterben sollte ihr Gemahl.
Nun hatte seinen Korb gefüllt mit Waldesfrüchten Satjawat
Und fing dann Holz zu hauen an, daß Schweiß ihm aus den Poren drang.
Da ward ihm unwohl und er ging zu seinem Weibe und begann:
Von dieser Arbeit bin ich sehr ermüdet und ich fühle Schmerz
Im Haupte, darum, Liebliche, um auszuruhen leg' ich mich.
Da kam Sawitri schnell heran und setzte auf den Boden sich
Und nahm des theuren Gatten Haupt, die Liebliche, auf ihren Schooß.
Gerad' in diesem Augenblick erschien ein glänzend heller Mann,
Auf seinem Haupt ein Diadem, im rothen Kleide, schrecklich schön,

Himmel und Hölle. Jener, das Paradies Indra's, glänzt und funkelt von all der exotischen Pracht indischer Phantasie und entfaltet allen Zauber tropischer Lustschwelgerei; diese, der Ort der Qual, ist mit all dem furchtbaren Apparat des griechischen Tartaros und des Dante'schen Inferno ausgestattet. Auch werden einundzwanzig oder gar achtzig verschiedene Grade oder Arten von Höllen angenommen.

Aber hinter diesen populären Bildern vom Jenseits steigt groß und unerbittlich immer wieder der brahmanische Gedanke empor, daß dieses Jenseits, nicht weniger als das Diesseits, der Endlichkeit verfallen sei, ein Schaum, ein Traum. Das diesseitige und jenseitige Leben sind nur die beiden Seiten von der Nichtigkeit der Welt, deren Scheinexistenz mit allen ihren nichtigen Sonderexistenzen am Ende der Tage in einer großen Ausbrennung aufhört. Die Dreiwelt, Himmel, Erde und Hölle, wird zuletzt von der Ursubstanz, die sie am Anfang der Zeiten aus sich entlassen, wieder in sich zurückgezogen. Der Schein der Schöpfung ist verflogen, der Daseinstraum der Pflanzen-, Thier-, Menschen- und Götterwelt ist ausge-

---

Rothäugig und von dunkler Haut, mit einem Stricke in der Hand.
Der stellte sich zu Satjawat und blickte starr auf diesen hin.
Als sie ihn sah, so legte sie sanft weg das Haupt des Satjawat,
Stand händefaltend auf und sprach, indem das Herz ihr zitterte:
Als einen Gott erkenn' ich dich, denn nicht wie Menschen siehst du aus.
O Götterfürst, ich bitte dich, wer bist du und was suchst du hier?

Jama.

O Sawitri, du Schöne, bist dem Gatten treu und tugendreich;
Deßwegen geb' ich Antwort dir: so wisse denn, ich bin der Tod,
Und mein Geschäft ist, diesen hier zu holen, deinen Ehgemahl.

Sawitri.

Man sagt, daß deine Boten sonst die Menschen holen, Herrlicher!
Wie kommt es, Herr der Seligen, daß selber du erschienen bist?

Jama.

Der Pflicht getreu, von Tugenden ein Ozean ist Satjawat,
Drum dürfen meine Leute ihn nicht holen, selbst erscheine ich.

So sprechend aus Satjawat's Leib zog Jam ein Männchen, daumensgroß,
An seinem Seile mit Gewalt. Der Leib ward blaß und regungslos.
Jam aber, mit Satjawat's Geist am Seile, ging nach Süden fort.
Ihm folgte, stumm und gramerfüllt, die gattentreue Sawitri.

träumt: Alles verfällt der **ewigen Todesruhe im Brahma**. Mit dieser stoischen Resignation endigt die indische Weltanschauung.

11.

Aber zwischen Anfang und Ende liegt ein weiter Raum und auf diesem macht das Leben seine Rechte geltend. Man kann die Berechtigung, sogar die Wirklichkeit des Lebens leugnen, wie das Brahmanenthum thut, allein gelebt will es doch sein. Daher wäre die Betrachtung der indischen Religion eine unvollständige, wenn sich ihr nicht ein Ueberblick der Wirkungen anschlösse, welche sie auf das Leben Indiens geübt. Daß die Religion eines Volks, eines gebildeteren zumal, überall das Fundament seiner sozialen Existenz ist, bedarf keiner Nachweisung. Aber mit einer so allmächtigen Despotie, wie in Indien, hat kaum irgendwo sonst die religiöse Idee das ganze Leben eines Volkes in Sitte, Arbeit, Wissenschaft, Kunst, Staat, Recht und Geschichte bestimmt und beherrscht.

Der Grundcharakter der indischen Sittlichkeit ist die Entsagung; die höchste Form, zu welcher sie es bringen kann, ist der Duldermuth. Nicht heroische Ueberwindung, sondern vielmehr Verneinung der Welt ist ihr Endzweck. Daher ist denn die indische Tugend eigentlich nur eine negative. Was sollte auch eine positive, eine thatkräftige in dieser nichtigen Welt? Zu einer sittlichen Befreiung des Individuums, d. h. zu einer auf persönlicher Kraft und Anstrengung beruhenden Ueberwindung des Bösen, kommt es eigentlich nirgends. Im Dulden nur bewährt sich die Weisheit und Tugend und deshalb hat das Leben des indischen Volkes gerade in seinen reinsten und besten Aeußerungen etwas so weiblich Sanftes, das freilich oft nur um eines Haares Breite vom weibisch Feigen entfernt ist. Nicht aus dem Begriff der Freiheit des Geistes, sondern aus dem der Naturnothwendigkeit gehen alle Postulate der indischen Sittlichkeit hervor. Sie faßt den Menschen nicht als freies Wesen, sondern nur als einen Theil des Naturganzen. Dieses hinwieder ist nur eine „Entlassung“ oder „Ausdehnung“ Brahma's und folglich müßte, streng gefolgert, Alles, was in ihm ist, gleich gut oder vielmehr gleich schlecht sein. Die Praxis des Lebens statuirt aber doch einen Unterschied und daher stellt auch das indische Sittengesetz die Forderung an den Menschen, seine Sinne zu zügeln, der

Genußgier im Trunk und in geschlechtlichen Dingen keine Einräumungen zu machen, im Verkehr mit Andern geduldig, friedfertig, versöhnlich [1]), wahrhaftig, höflich, gastfrei und wohlthätig zu sein. Sehr streng wird Schonung der Thierwelt eingeschärft; auch in dieser ja ist Brahma und durch das Dogma der Seelenwanderung werden die Thiere durchaus in den Kreis des Menschenlebens hineingezogen. Vor allen wird heilig gehalten die Kuh, das Sinnbild der gebärenden Gotteskraft. — Ein besonders lichter Punkt in der indischen Sittengeschichte ist die Stellung der Frauen. In dem Gesetzbuch Manu's zwar wird als die Sphäre des Weibes noch streng die der Unterwürfigkeit festgehalten [2]), aber in der Blüthezeit des indischen Lebens nahmen die Frauen eine sehr geachtete nicht nur, sondern sogar vortretende Stellung ein. Es geht dies aus den großen Heldengedichten unwiderlegbar hervor. Wesentlich die Heldinnen erregen und verdienen in denselben ein menschliches Interesse. Ueberhaupt weht durch die indische Poesie, so gern sie auch in üppig sinnlichen Liebesbildern schwelgt, in ihren besten Aeußerungen ein wohlthuender Hauch echter Minne und in zartesten Sprüchen prägt sich die Achtung weiblicher Schwäche und Holdseligkeit aus [3]). Erst in der späteren Fäulniß des indischen Lebens sank die Bedeutung des Weibes, wie im Leben, so auch in der Poesie. — Die Ehe, obgleich in der Praxis nur ein rein bürgerlicher Vertrag, hat in der Theorie die Geltung einer religiösen Pflicht [4]). Vielweiberei ist ge-

---

1) In idealisch schöner Form lehrt Milde und Versöhnlichkeit der indische Spruch:

„Nicht heischt die Pflicht vom Edlen dem Mörder zu verzeihen nur,
Nein, wohlzuthun, vermag er es, selbst im Moment des Mordes ihm!
Um gleich zu sein dem Sandelbaum, der in des Sturzes Augenblick
Das seinen Stamm durchhauende Beil in seine süßen Düfte hüllt."

2) „Ein Mädchen, eine Jungfrau, eine Gattin soll niemals Etwas nach ihrem eigenen Willen thun, selbst nicht in ihrem Hause. Während ihrer Kindheit soll sie von ihrem Vater abhängen, während ihrer Jugend von ihrem Mann, als Wittwe von ihren Söhnen; ein Weib darf nie sich selbst nach Willkür leiten."

3) Und hast du tausend arge Plagen
Und tausend Fehle zu beklagen,
Mit einer Blume nur zu schlagen
Ein Frauenbild — nicht sollst du wagen!

Daumer, Zugabe zum Hafis, S. 195.

4) Fortpflanzung ist die erste Pflicht, so hat uns Brahma selbst gelehrt.

Holtzmann, a. a. O. III, 177.

stattet, aber das Sichbegnügen mit **einer** Frau ausdrücklich als ein Verdienst anerkannt. Das Kebsinnenwesen bringt freilich in Leben und Dichtung Situationen mit sich, so häklig und abnorm, daß eine Europäerin dieselben kaum denkbar, geschweige annehmbar finden möchte. Ehen unter nahen Verwandten sind streng verboten, der Bruch der Ehe ist mit verschiedenen Strafen bedroht, die Trennung derselben aber dem Manne, der auch dem indischen Bewußtsein noch als **Besitzer** des Weibes erscheint, dadurch erschwert, daß Jeder, der ohne ausreichende Gründe von seiner Gattin sich scheidet, dieser den dritten Theil seines Vermögens überlassen und unter allen Umständen sie ernähren muß. Die Kasteneinrichtung muß bei Verehelichungen streng beobachtet werden: nie darf ein Mann aus einer höheren Kaste, als er selbst ist, ein Weib nehmen; die erste Frau soll immer aus derselben Kaste mit dem Mann sein; heiratet ein Brahman als erste Gattin eine Sudra, so geht er dadurch seiner Kaste verlustig. Den Wittwen ist eine zweite Ehe durch die allgemeine Verabscheuung, welche sie deshalb treffen würde, unmöglich gemacht. Der Opfertod der Wittwen beim Tode der Männer ist ein durchaus freiwilliger, d. h. eben auch wohl nur in der Theorie, denn es läßt sich doch kaum denken, daß die Tausende und Abertausende von Wittwen, die sich in Indien mit den Leichen ihrer Gatten verbrannten, alle aus purer Liebe den Holzstoß bestiegen. Furcht vor der öffentlichen Meinung und Hingabe an einen verdienstlichen religiösen Brauch[5]) mochten und mögen hiebei die wirksamsten Motive sein, ohne ein

---

5) Ein solcher ist der Feuertod der Wittwen im Verlaufe der Zeit ganz unzweifelhaft geworden: die sich opfernde Wittwe glaubt der Erlangung des Heils sicher zu sein. Manu's Gesetzbuch weiß noch Nichts von diesem Brauch, es gibt im Gegentheil ausführliche Vorschriften für das Verhalten der Wittwen im Leben. Später, als der Brandbrauch allgemeiner wurde, hat man ihn auf einzelne zweideutige Ausdrücke in den Veden begründen wollen, welche aber nur spätere Einschiebsel zu sein scheinen. Auch einige figürliche Ausdrücke der Epen hat man hieher gezogen; so die Stelle im Ramajana: „Dem Gatten folgend im Tode" und die im Mahabharata: „Starb zuvor der Geliebte, folgt die Gattin willig ihm nach." — Uebrigens pflegen sich nur die Wittwen von Brahmanen und Xatrija zu verbrennen. Nach amtlichen Ermittelungen haben von 1815 — 1823 bloß in Kalkutta und dessen nächster Umgebung 3379 Wittwen den Flammentod gewählt. Demnach erscheint die Berechnung glaubhaft, daß in dem Zeitraum von 1756 — 1829 im britischen Ostindien nicht weniger als 70,000 Wittwen auf dem Scheiterhaufen gestorben. Die letzte großartige Suttee (Wittwenverbrennung) sah Indien beim Tode des Maharajah Runjeet Singh, wo in

drittes, das der weiblichen Liebe und Treue, oder gar ein viertes, das der weiblichen Eitelkeit, auszuschließen. — Das Verhältniß der Kinder zu den

---

Lahore vier Frauen und sieben Sclavinnen des berühmten Sikhshäuptlings den Scheiterhaufen zumal bestiegen. Die Mohammedaner haben da, wo sie in Indien herrschen, den schrecklichen Brauch mit Gewalt unterdrückt, während die Engländer in ihren Gebieten denselben bloß erschwerten. Da die Suttee's in den Augen der Europäer eine vorspringende Seite indischer Romantik bilden, rücke ich hier aus R. R. Pearce's Memoirs and correspondences of the R. H. Marquis Richard Wellesley (deutsche Uebers. II, 201 fg.) die Schilderung einer Suttee durch einen Augenzeugen ein . . . „Als sich die Kunde von der Absicht der Wittwe verbreitet hatte, versammelte sich eine große Volksmenge beiderlei Geschlechts — die Weiber in ihren Festgewändern — um den Holzstoß. Bald nach ihrer Ankunft erschien das Schlachtopfer, begleitet von den Brahmanen, seinen Verwandten und der Leiche des Hingeschiedenen. Die Zuschauer bekränzten das Haupt der Unglücklichen mit Megree und begrüßten ihre Ankunft mit Ausrufen des Beifalles und der Bewunderung über ihre Standhaftigkeit und Tugend. Die Weiber insbesondere drängten sich herbei, um ihre Kleider zu berühren: ein Akt, den man für verdienstlich hält und als Heil- und Schutzmittel gegen „„das böse Auge““ betrachtet. Die Wittwe war ein außerordentlich schönes Weib von ungefähr dreißig Jahren. Ihre Kleidung war prächtig; ihr Benehmen verrieth eine große Apathie gegen Alles, was sie umgab, und eine völlige Gleichgültigkeit gegen die Zurüstungen, welche zum ersten Male unter ihren Augen gemacht wurden. Aus diesem Umstande schloß man, sie möchte sich mit Opium betäubt haben; und in Uebereinstimmung mit der erklärten Absicht der anwesenden europäischen Beamten, sich, sobald die Braminen oder Verwandten Zwangsmaßregeln anwenden sollten, ins Mittel zu schlagen, wurden zwei öffentliche Aerzte um ihre Ansicht über den Gegenstand befragt. Sie erklärten beide, es sei hier durchaus an keine Betäubung oder Berauschung zu denken. – Dann wendete sich Capitain Burnes an das Weib mit der Frage, ob die Handlung, die sie zu begehen im Begriffe stehe, eine freiwillige oder erzwungene sei, und versicherte ihr, daß er ihr, wenn sie die leiseste Abneigung gegen Erfüllung ihres Gelübdes habe, von Seiten des britischen Gouvernements Schutz ihres Lebens und Eigenthums verheiße. Ihre Antwort war voll Ruhe und Heldenmuth. „„Ich sterbe,““ erklärte sie standhaft, „„aus eigenem freiem Willen; gebt mir meinen Gatten zurück und ich will leben; wenn ich nicht mit ihm sterbe, so werden mich die Seelen von sieben Gatten verdammen.““

„Ehe die Erneuerung der furchtbaren Todesfeierlichkeiten wieder gestattet wurde, hörte man die Stimme des Mitleidens, der Vorstellungen und sogar der Bitte; aber die Versuchung war vergeblich, und der kalte und gesammelte Ton, womit das Weib seinen Entschluß stets für unwiderruflich erklärte, schreckte endlich die Muthigsten zurück und brachte sie zum Schweigen. Körperliche Schmerzen schienen keine Furcht in ihr zu erwecken; ihr seltsamer Glaube, die Gebräuche ihres Landes und ihre Begriffe von ehelicher Pflicht verschlossen ihre Seele den natürlichen Regungen persönlicher

Eltern ist ein patriarchalisch ehrerbietiges, die Familienbande überhaupt sind eng geschlungen, müssen aber doch durch die Vielweiberei nothwendig

---

Furcht; und nie ging ein Märtyrer für die Sache der Wahrheit mit mehr Standhaftigkeit und Festigkeit in den Tod, als dieses zarte und schöne Weib sich dazu bereitete, sich den dämonischen Lehren ihres heidnischen Glaubens zum Opfer dahinzugeben. Von den dienstthuenden Brahmanen begleitet, ging die Wittwe siebenmal um den Holzstoß herum, indem sie die gewöhnlichen Mantra's oder Gebete sprach, Reis und Flitter auf den Boden streute und die Anwesenden aus ihrer Hand mit Wasser besprengte, was als Schutzmittel gegen Krankheiten und als Sühne für begangene Sünden betrachtet wird. Dann legte sie ihre Juwelen ab und vertheilte sie unter ihre Verwandte, indem sie für Jedes ein paar Worte hatte, die sie mit einem ruhigen, sanften Lächeln der Ermuthigung und Hoffnung begleitete. Die Brahmanen reichten ihr eine brennende Fackel, und

„„Frisch wie die kaum aufgeblühte Blume,
Und lebenswarm die jungen Pulse schlagend,""

schritt sie durch die Thüre des Todes und setzte sich auf den Holzstoß. Die Leiche ihres Gatten, in reiche Stoffe eingehüllt, wurde siebenmal um den Holzstoß herumgetragen und ihr endlich über die Knie gelegt. Der Eingang wurde mit Dornen und Gras geschlossen; man drang darauf, daß freier Raum gelassen würde, weil man hoffte, das arme Schlachtopfer könnte noch zurücktreten und aus seinem Feuerkerker nach der Freiheit verlangen. Man gehorchte willig dem Begehren; die Stärke eines Kindes würde hingereicht haben, die dünne Schranke zu durchbrechen, welche diese Frau einschloß. Eine athemlose Stille folgte; aber das Weib blieb standhaft bis zum letzten Augenblick. Kein Seufzer unterbrach die todtenähnliche Stille der Menge, bis uns ein leichter Rauch, der von dem Gipfel des Holzstoßes aufstieg, und dann eine blutrothe Feuerzunge, die mit dem Glanz und der Schnelligkeit des Blitzes in den klaren blauen Aether emporschlug, die Vollendung des Opfers verkündigte. Furchtlos hatte dieses heldenmüthige Weib den Holzstoß angezündet, und nicht ein Seufzer hatte uns den Augenblick verrathen, in welchem ihre Seele entfloh. Beim Anblick der Flamme drang ein höllisches Jubelgeschrei in die Lüfte; die Trommeln ertönten, das Volk schlug entzückt in die Hände, als es sein mörderisches Werk vollendet sah, während sich die englischen Zuschauer dieser traurigen Szene mit innigem Mitleiden still entfernten, um so gut als möglich über eine so entsetzensvolle, vernunftwidrige und empörende Sitte zu philosophiren. Der Holzstoß brannte drei Stunden lang fort: aber aus seiner Form mußte man vermuthen, die Leiden des unglücklichen Schlachtopfers seien beinahe augenblicklich durch den Erstickungstod geendet worden."

Noch merke ich an, daß die Wittwenverbrennung, wenn sie auch in Indien aus den ältesten Schriftdenkmälern sich nicht als damals schon gebräuchlich nachweisen läßt, dennoch als ein tiefältester indogermanischer Sittenzug erscheinen könnte, dem die religiöse Weihe nicht fehlte. In der Mythen- und Sagengeschichte der Germanen stoßen

eine häufige Lockerung erfahren und hat auch das Verhältniß der Geschlechter, wie es in Indien existirt, eine Neigung zur unnatürlichen Wollust zur Folge. Was der religiöse Codex über Erziehung enthält, beschränkt sich fast ausschließlich auf die Brahmanenkaste. Eigenthümlich ist hier das Verhältniß des jungen Brahmanen zu seinem Lehrer, seinem geistigen Vater, welches das zu seinem natürlichen löst.

Als Hauptbeschäftigung und der Nahrungsverhältnisse Grundlage mögen die Arier aus ihren Ursitzen die Viehzucht mit nach Indien gebracht haben. In dem fruchtbaren Land, welches ohne sonderliche Mühwaltung jährlich zwei Erndten hervorbringt, gesellte sich dazu der Ackerbau, hauptsächlich auf Reispflanzung gerichtet. Im Laufe der Zeit gewann dann auch das Handwerk und die Industrie größere Bedeutung, und weil eine Kaste, die der Vaisja, der industriellen Arbeit ohne alle Störung obliegen konnte, erhob sich die mechanische Geschicklichkeit bald zu großer Vielseitigkeit. Schon frühe war namentlich der Ruf indischer Weberei und Metallarbeit weit verbreitet.

Mit der materiellen Cultur ging die ideelle Hand in Hand. Die außerordentliche Entwicklung ihres Organs, der Sanskrit-Sprache, über welche wir das Nöthige schon gelegentlich gesagt, rechtfertigt den Schluß auf eine frühzeitige rege geistige Thätigkeit. Die indische Wissenschaft war nach ihrer ideellen Seite hin wesentlich Religionsphilosophie, das sehr eifrig gepflegte Unternehmen, die in den Veden gegebene Offenbarung mit dem denkenden Geist speculativ zu vermitteln. Ueber die religiöse Voraussetzung

---

wir nämlich ebenfalls auf die Wittwenverbrennung. Im dritten Lied der eddischen Sigurdharkvidha äußert nach Sigurd's Ermordung die Brunhild, die Gattin des Ermordeten, Gudrun, sollte von Rechtswegen mit dem Leichnam ihres Gemahls sich verbrennen: —

Schicklicher stiege
Unsre Schwester Gudrun
Heut auf den Holzstoß
Mit dem Herrn und Gemahl,
Gäben ihr gute
Geister den Rath
Oder besäße sie
Unseren Sinn. (Simrock's Edda, 185.)

In der deutschen Bearbeitung der Sigurdssage (Nibelungenlied) ist dieser altheidnisch-germanische Zug, wie noch mancher andere, ausgefallen.

ist demnach die indische Philosophie nicht hinausgekommen: sie war und blieb gerade in ihren höchsten Aufschwüngen Vedanta-Philosophie. Die realistische Seite der indischen Wissenschaft erfuhr geringe Entwicklung, mit Ausnahme jedoch der Mathematik, in welcher den Indern bedeutende Findungen (Algebra und Dezimalsystem) angehören. In den Naturwissenschaften hat in Indien die Phantasie die nüchterne Forschung stets überwuchert. — Die indische Kunst anlangend, ist ihr Charakter der symbolische. Nicht die Idee sinnlich ausdrücken will sie, sondern nur andeuten, errathen lassen. Der Gedanke verschwindet hinter dem Bild, welches, eben weil die Idee nicht vollständig in dasselbe ein- und in demselben aufgegangen ist, nie den Eindruck reiner Schönheit hervorbringt. Das Schönheitsideal Indiens ist das der Phantasie-Willkür. Der indische Künstler wendet sich nicht liebevoll der Natur zu, um ihre Gestaltungen mit der Aetherluft des Ideals zu umgeben, sondern er will sich, von seinem religiösen Bewußtsein erfüllt, über die Natur, als über das Nichtige, erheben und fällt dadurch in's Monströse. Sein Schönes ist das Nebelhaft-Riesige, sein Erhabenes das Ungeheuerliche, sein Liebliches das Sinnlich-Füllereiche. Die Baukunst, erst in späterer Zeit zu höherer Entwicklung gelangt, ging wahrscheinlich von unterirdischen Tempelaushöhlungen zu den freieren Bildungen der schon berührten religiösen Bauten, Pagoden und Dhagops, fort. Dem Cult zu dienen, war und blieb ihr Hauptgeschäft. Ihre bedeutendsten und eigenthümlichsten Monumente sind die großartigen Grottentempel des Ghat-Gebirges, dann die von Carli, von Adjunta, Ellora und auf den Inseln Elephanta und Salsette. Wahrscheinlich gehören alle diese Bauten erst der Zeit nach dem Auftreten des Buddhismus an. Der Hauptraum ist meist von quadratischer Form, das für das Götterbild bestimmte Allerheiligste davon gesondert, die Decke flach, von niedrigen, schwerfälligen Säulen getragen. Die Ornamentik drängt die Architektonik in den Hintergrund. Aus jener hat sich eine reiche, bizarre, aber im Grunde doch eintönige Skulptur entwickelt. An dieser rächte sich aber die Verachtung der wirklichen Natur recht auffallend. Hat sie auch einzelne anmuthige Gestaltungen, besonders weibliche Figuren, zuwegegebracht, so ist sie im Ganzen doch viel zu unnatürlich, um schön zu sein. Die Willkür der Phantasie sucht und findet ihr höchstes Genügen in widernatürlicher Symbolik. Zusammenwürfelung der menschlichen und thierischen Gestalt, Elephantenköpfe auf Götterleibern, absurde Vervielfältigung der Glieder, Vielköpfigkeit, Viel-

armigkeit, kurz jene verwilderte Phantastik, Verschrobenheit, Verzerrung und Unnatur tritt Einem hier entgegen, welche unsern Göthe über die bildende Kunst Indiens sein Verdammungsurtheil sprechen ließ[6]). Musik und Tanzkunst bethätigten sich ebenfalls vorzugsweise im Cultus; die erstere hat es über ziemlich rohe Anfänge nicht hinausgebracht, aus der letzteren zweigten sich die weltlichen Tänzerkunststücke und die wunderbaren Gaukeleien der indischen Jongleurs heraus. Am erfreulichsten unstreitig erscheint uns die indische Kunst in ihrer Erscheinungsform als Poesie. Schon das, was bis jetzt von poetischer Literatur Indiens uns bekannt geworden, sichert ihr das Prädicat außerordentlichen Reichthums und üppiger Fülle. Im Epos, in der Lyrik und im Drama hat sie sich schöpferisch erwiesen und wie ein rother Faden schlingt sich durch diese drei Hauptarten der Dichtung eine tiefsinnige Didaktik, als deren reifste Frucht wir bereits früher die Bhagavadgita bezeichneten und die durch Schaffung oder wenigstens früheste künstlerische Ausbildung der Thierfabel, des Thierepos, für die Lehrdichtung von so universellem Einfluß geworden ist. Das berühmteste Product der indischen Thierepik ist bekanntlich der Hitopadesa[7]). Die beiden großen, in kanonischem Ansehen stehenden Heldengedichte, das Ramajana und das Mahabharata, deren wesentlicher Inhalt weiter oben angegeben wurde, sind religiöse Epen von riesenhafter Ausdehnung. Das Ramajana, 24,000 Slokas enthaltend, wahrscheinlich einige Jahrhunderte vor Christus gedichtet, von der Bewunderung der Hindus mit dem

---

6) ... Die indischen Götzen, die sind mir ein Graus —
Nichts Schrecklicher's kann den Menschen gescheh'n,
Als das Absurde verkörpert zu seh'n ....
Und so will ich ein für alle Mal
Keine Bestien in dem Göttersaal!
Die leidigen Elephantenrüssel,
Das umgeschlungene Schlangengenüssel,
Tief Urschildkröt' im Weltensumpf,
Viel' Königsköpf' auf einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen ... (Zahme Xenien.) —

Ueber die Kunst Indiens und ihre Denkmäler vgl. Schnaase (Gesch. d. bildenden Künste, Bd. 1) und Kugler (Handb. d. Kunstgesch. 2. Ausg. S. 103 ff.).

7) Deutsch von M. Müller, 1844.

Siegel der Unsterblichkeit gestempelt[8]) und als ein Werk verehrt, dessen Lectüre veredelt, entsündigt, beglückt[9]) — scheint durch seine im Ganzen festgehaltene Einheit des Plans und der Ausführung die Angabe der Hindus zu bestätigen, daß es das Werk eines und desselben Dichters, des Valmiki, sei. Das Mahabharata, als dessen erster Anordner Vjasa genannt wird, ist jedenfalls jünger als das Ramajana, schritt in seinem allmäligen Wachsthum bis in's dritte oder vierte Jahrhundert nach Christus herein und schwoll bis auf 100,000 Sloka's an. Der poetische Hauptwerth dieses Riesengedichts beruht auf seinen Episoden. Die zwei schönsten derselben, Nalas und Sawitri, jener fünfmal[10]), diese zweimal[11]) verdeutscht, sind auch bei uns mit gerechtfertigter Gunst aufgenommen worden. Die beiden Heldinnen dieser Dichtungen, Damajanti und Sawitri, gehören mit zu den holdesten Frauengestalten, welche die Poesie überhaupt geschaffen. Die indische Lyrik beginnt mit den Hymnen der Veden. Der lebhafte Natursinn, welcher in diesen religiösen Liedern sich ausspricht, ging dann auch auf die weltlichen über. Diese spätere, weltliche Lyrik ist eine vorwiegend erotische, nie satt in der Schilderung der sinnlichen Reize des Weibes und ihres Genusses schwelgend. Die „Vollbusige", die „Hüftenschwere" sind stehende dichterische Ausdrücke; auch wird in den Liebesliedern aus Liebe viel gekratzt und gebissen. In der Gitagovinda des Dschajadeva gipfelt die Ueppigkeit indischer Erotik. Sie mangelt aber auch keineswegs des tiefsten Gefühls. Zeuge dessen ist vor allen die schönste der indischen Elegieen, der Wolkenbote (Meghaduta) von Kalidasa[12]). Dieser große Dichter, des-

---

8) So lang es Berge geben wird und Flüsse auf der Erde Grund,
So lange wird vom Zuge Ram's Valmiki's Lied nicht untergeh'n.
(Holtzmann.)

9) Wer immer trinkt, so lang er lebt, des Ramajana's Göttertrank,
Nimmer satt, der sei mir gegrüßt, als frommer Weiser rein von Schuld!
Wer diese Thaten Rama's liest, der wird all seiner Sünden frei,
Mit Sohn, Enkel, den Seinen all wird der Mann frei von Unglück sein.
Es fruchtet dem Wiedergeborenen Weisheit, den Edlen mit herrlicher Herrschaft lohnend;
Dem Kaufmann soll reinsten Gewinn es bringen, und hört's ein Knecht gar, wird auch der veredelt. (Fr. Schlegel.)

10) Von Kosegarten, Bopp, Rückert, Holtzmann, Meier.

11) Von Rückert und Holtzmann.

12) Dieses herrliche Gedicht (deutsch von M. Müller, s. Polygl. d. o. P. 187) hat seinen Namen davon, daß ein Verbannter eine vorüberziehende Wolke zum Boten

sen Lebenszeit noch so wenig sicher ermittelt ist, daß Einige dieselbe in das letzte Jahrhundert vor, Andere an's Ende des zweiten oder gar in's dritte nach Christus setzen, — hat auch die beschreibende Seite der indischen Lyrik zum höchsten Flor gebracht. Sein Gedicht von den Jahreszeiten (Ritusanhara [13]) ist kräftiger und anschaulicher Naturmalerei voll. Hier, wie auch an vielen Stellen der poetischen Literatur noch, hat sich das indische Gefühl der tristen Negation der Natur glücklich entschlagen. Das Drama nahm in Indien, wie überall in der alten und modernen Welt, seinen Ursprung aus dem Cultus. Der Bajaderen Gesängen und Tänzen bei Götterprozessionen mögen sich zuerst die mythologischen Pantomimen angeschlossen haben, aus denen dann später das Schauspiel herauswuchs.

---

an seine fern weilende Gattin macht, um dieser die Größe seiner Sehnsucht und seiner Schmerzen zu überbringen. Man sehe zur Bestätigung des im Texte Gesagten nur diese Strophen:

Ich sehe zwar in krauser Flut das muntere Spiel deiner Brauen,
Im Aug' des Rehes deinen Blick, dein Haar im vollen Schweif der Pfauen;
Ich seh' im Monde dein Gesicht und im Prijangu deine Glieder,
Doch ach! an einem Ort vereint find' ich dein Bildniß nirgends wieder.

Als Zürnende mal' ich dich oft mit rother Farb' auf platten Steinen
Und möchte dann mein eignes Bild zu deinen Füßen dir vereinen;
Doch langsam steigt die Thrän' empor und hüllt in Dunkel meine Blicke; —
Ach, hier auch werden wir getrennt von unserm feindlichen Geschicke.

Wenn mich des Waldes Götter seh'n, wie ich nach dir die Arme breite,
Um dich an meine Brust zu zieh'n, sah ich im Traum dich mir zur Seite,
Dann, glaub' ich, werden oftmals auch aus ihren Augen Thränen sinken,
Die, groß wie Perlen, in dem Wald rings an den frischen Knospen blinken.

Die Winde vom Himalaya, die manchen Blüthenkelch zertheilen
Und, süß vom Blumennektarsaft, hin nach dem Süden weiter eilen,
Ich drücke sie an meine Brust und fühle Wonne im Gedanken,
Daß sie vielleicht in früh'rer Zeit auf deine Glieder niedersanken.

O möchte doch die lange Nacht mir wie ein Augenblick verschwinden,
O möchte doch des Tages Licht am frühen Morgen schon erblinden!
So seufz' ich oft, Holdselige, bei unsrer Trennung bittern Schmerzen,
Doch keine Macht auf dieser Welt gibt Trost dem hoffnungslosen Herzen.

13) Deutsch v. Hoefer (ind. Ged. I, 65 — 116).

Vielleicht ist Krischna's idyllisches Jugendleben der älteste Vorwurf indischer Dramatik gewesen. Als ihre beste poetische Leistung ist noch immer Kalidasa's Sakuntala anerkannt, von Forster zuerst in die deutsche Literatur eingeführt, von Göthe enthusiastisch gepriesen, nachmals wiederholt übersetzt [14]). Die Sakuntala ist ohne Frage eine reizende Dichtung, die uns die Idyllik des Brahmanenlebens in den Büßerhainen, wie das altindische Hofleben und die indische Erotik in ihrer reinsten Form anmuthig vorführt, aber um das Werk ein Drama nennen zu können, muß man den gewohnten Maßstab der Aesthetik bei Seite lassen. Des Drama's Nerv ist das aus freier Selbstbestimmung entspringende Handeln; der Hindu aber, in dessen Bewußtsein für die Freiheit des persönlichen Geistes kein Raum ist, kennt auch als dramatischer Dichter nur ein Geschehenlassen und Dulden: seine dramatischen Figuren sind daher bloße Marionetten an den Drähten der himmlischen Polizei. Zur Erfassung und Darstellung des Tragischen weiß er sich schlechterdings nicht zu erheben. Dagegen liebt er die Komik, die sich merkwürdiger Weise mit Vorliebe Brahmanen zum Stichblatte wählt, sehr oft aber in's Zotenhafte fällt. In der Diction der Dramen wechseln Verse und Prosa; letztere ist die Form des eigentlichen Dialogs, während die häufigen lyrischen Aufschwünge in mannigfaltige Rhythmen sich kleiden. Der Umstand, daß die vortretenden Personen im indischen Drama das Sanskrit, die untergeordneten Volksdialekte reden, läßt an eine Einwirkung des Kastenwesens glauben.

Auffallen könnte beim ersten Anblick, daß die religiöse Einheit des Brahmanenthums nie eine einheitliche staatliche Bildung in Indien zuwegegebracht hat. Allein jene Einheit existirte ja selber nur in der Idee; sobald diese in die Wirklichkeit des Lebens einging, entfaltete sie sich zur buntesten Vielheit. So sehen wir denn in Indien eine bunte Menge gleichgültig, wo nicht feindlich, neben einander existirender Staatenbildungen, deren Schwerpunkt auf den beiden Kasten der Xatrija, als der regierenden, und der Vaisja, als der regierten, beruht. Die Form des Staates ist durchgehends die monarchische. Die Brahmanen, eigentlich außerhalb des Staates, weil über demselben stehend, repräsentiren und üben im Staat die Kraft der Intelligenz. Sie sind der Lehrstand, die Xatrija der Wehrstand, die Vaisja der Nährstand. Die Sudra sind nur das Substrat dieser drei

14) Von Hirzel, Boehtlingk, Meier.

Stände, deren Stellung zu einander und zu dem vierten in der späteren Zeit freilich vielfach sich änderte. Den eigentlichen Kern und die zäheste Grundlage des staatlichen Lebens von Indien bildeten die Dorfgemeinden und bilden ihn auch unter den Engländern noch [15]). Gesetzgebung und Recht waren Ausflüsse brahmanischer Weisheit; nur von den Brahmanen konnte die gesetzgeberische Thätigkeit ausgehen, da in letzter Instanz die Religion das ganze Leben regelte und beherrschte. Personen-, Sachen- und Strafrecht waren bis in's Speziellste ausgebildet, ebenso die Verwaltung, welche, auf absolute Bevormundung des Volkes gerichtet, die hiezu geeigneten Mittel, wie z. B. das der Geheim-Polizei, schon sehr frühe kannte und benützte.

12.

Das indische Volk hat eigentlich keine Geschichte, wie es auch keine Geschichtsschreibung besitzt. Man könnte auf dasselbe das Schiller'sche Wort anwenden: „Sein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa Casa heiligen Registern," — d. h. sein geschichtliches Leben ist in dem religiösen aufgegangen. Indien hatte daher zur Zeit seiner Selbstständigkeit nur ein religionsgeschichtliches Dasein, welches man in die zwei großen Perioden des Brahmaglaubens und des Vischnuglaubens zerlegen kann. Später, mit dem gänzlichen Verlust der nationalen Unabhängigkeit, trat die Periode Siva's ein.

---

15) „In diesen Dorfgemeinden liegt das wirkliche Geheimniß der Dauerhaftigkeit der gesellschaftlichen Zustände des Ostens. Wenn man die ungeheuren Erschütterungen bedenkt, welche diese Länder zu erleiden gehabt, so scheint es überraschend, daß die menschliche Race einer solchen Kette von Trübsalen nicht hat erliegen müssen. Aber inmitten dieses Uebermaaßes von Uebeln hat das Dorfsystem einen unbemerkten, aber dauernden und wirksamen Zufluchtsort geschaffen. Einfall mochte auf Einfall folgen, Horde auf Horde mochte die Gegenden überschwemmen, eine Dynastie die andere stürzen, eine Revolution der anderen folgen; aber die weitausgedehnten Grundlagen der ländlichen Gesellschaft sind unverändert geblieben: die sozialen Familienbande dehnen sich im Sturme, aber zerreißen nicht. Die Hindus, die Patans, die Moguls, die Mahratten, die Sikhs und die Engländer sind alle der Reihe nach Herren gewesen; aber die Dorfgemeinden blieben dieselben." Alison, Gesch. Europa's v. 1789—1815, VII, 13.

Die Millionen und Milliarden von Jahren, womit die indische Chronologie um sich wirft, haben natürlich gar keine historische Bedeutung. Die Strenge und Nüchternheit der deutschen Kritik hat auch die Fabeln von dem unvordenklichen Alter indischer Cultur gründlich zerstört [1]). Wir wissen jetzt, daß die ältesten Anfänge der Sanskritliteratur nur in's fünfte oder sechste Jahrhundert vor Christus zurückreichen und daß die höchste Blüthe dieser Literatur in die christliche Zeitrechnung, in's Mittelalter fällt. Erst der Andrang fremder Eroberer riß Indien gewaltsam in den Kreis der Weltgeschichte herein. Des makedonischen Alexander's Schwert sprengte die Pforten des Wunderlandes jenseits des Indus. Die Ausbreitung des Römerreichs in Vorderasien drängte über Baktrien hin und durch das Pendschab einen Strom erobernder Horden in die Gangesländer. Doch können sich gegen sie noch einheimische Dynastieen, besonders die der Gupta, behaupten. Von der Mitte des siebenten Jahrhunderts an beginnt aber Indien das Ziel mohammedanischer Einfälle zu werden, bis dann im elften Jahrhundert das Mohammedanerthum die herrschende Macht Indiens wird. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erfolgt die schreckliche Verheerung des Landes durch die Mongolen und ein Nachkomme Timur's richtet zwei Jahrhunderte später zu Delhi den glänzenden Mogulsthron auf. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat sich die Macht der Moguls schon dem Ende zugeneigt; der Perserschah Nadir bringt ihr die Todeswunde bei. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts faßt die Macht der Engländer, von bescheidenen Factoreien ausgehend, in Indien Wurzel, drängt in raschem Wachsthum europäische Mitbewerber zurück, breitet sich erobernd und colonisirend nach allen Seiten aus, unterwirft, von so eisernen zugleich und staatsmännisch klugen Führern, wie Lord Clive, Warren Hastings und Lord Wellesley geleitet, Hindus und Mohammedaner gleichermaßen und beherrscht jetzt die Millionen der Bewohner Indiens vom Himalaya bis zur Südspitze Ceylons.

So ist ein passiver Stamm der Indogermanen einem activen Sprößling derselben Race erlegen. Und es konnte nicht anders kommen. Der lange Verfaulungsprozeß des indischen Lebens, auf dessen Sumpf die Giftpflanzenblüthen der tiefsten Entsittlichung schwimmen [2]), mußte so endigen.

---

1) S. Benfey's Artikel „Indien" in der Ersch= und Gruber'schen Encyklopädie.

2) Ich will nur eine Seite dieser Entsittlichung, die bodenlose Lügenhaftigkeit,

Das Leben will thatkräftig angefaßt, nicht beschaulich verneint sein. Der Inder zwang alle lebendige Wirklichkeit in das Prokrustesbett eines lebensfeindlichen religiösen Idealismus, welcher keine Freiheit des individuellen Geistes, keine sittliche Selbstbestimmung anerkannte und aufkommen ließ, sondern in seinen adäquatesten Ergüssen ein thatkräftiges Interesse am Leben geradezu verdammte und einen nichtsnutzigen Quietismus predigte [3]). Das indische Volk gibt ein abschreckendes Beispiel, wohin die faule Hingabe an Uebersinnliches den Menschen führt. Seine Religion hat es nicht erhoben, gestählt, veredelt, sie hat es in die eisernen Wickelbänder der Kasteneinrichtung geschnürt und darin jämmerlich verkümmern und verkommen lassen. Sie hat ihm als Ideal der Existenz das pflanzenhafte Vegetiren hingestellt und so ist denn das vegetabilische Dasein des indischen Volkes zuletzt so in sich verfilzt und verfault, daß es sich wehrlos dem Fußtritt der Eroberung fügte und schmiegte. Aber wenn sein religiöses Bewußtsein den Hindu zum Elenden und Sklaven gemacht, so hat es auch einen Trost für ihn bereit. Elend und Sklaverei, wie Glück und Macht, sind ja nur Momente

---

Unredlichkeit und Falschheit der Hindus, hier noch berühren und zwar mit den Worten eines großen Staatsmannes und Historikers, welcher Indien aus eigener Anschauung kennt. „Eine indische Regierung braucht bloß wissen zu lassen, daß sie einen bestimmten Mann ruinirt zu sehen wünscht, und in vierundzwanzig Stunden wird sie mit schweren Beschuldigungen versorgt sein, unterstützt durch so vollständige und umständliche Zeugnisse, daß Jedermann, der nicht an indische Lügenhaftigkeit gewöhnt wäre, sie für entscheidend ansehen würde.“ Macaulay, Essays, I, 159.

3) So z. B. in dem berühmten didaktischen Gedicht „der Hammer der Thorheit“ (Hoefer's Ind. Ged. II, 153), wo besonders die Verse charakteristisch sind:

Beim Göttertempel wohnen unterm Baum,
Ein Kleid von Fell, ein Lager auf der Erde Flaum,
Dem Umgang und der Sinnlichkeit entsagen —
Wer möchte solche Ruh' nicht gern ertragen?
Nicht kümmre dich um Freund und Feind hienieden,
Noch Weib und Kind, auch nicht um Krieg und Frieden:
Gleichmüthig sei bei Allem du auf Erden,
Willst du recht bald dem Vischnu ähnlich werden.
Acht Urgebirge, nebst den sieben Meeren,
Die Sonne, wie die Götter selbst, die hehren,
Dich, mich, die Welt, — die Zeit wird Alles zertrümmern,
Warum sich hier denn noch um irgend Etwas kümmern?

des nichtigen Traums vom Dasein der Welt. Der Traum wird verfliegen: alle Gegensätze verfließen in die ewige Ruhe des Todes im Brahma.

Zweites Kapitel.

Die Arier: 2) Perser (Baktrer, Iranier).

1.

Des ost-arischen Volkes Dasein hat den ungeheuren Mißgeschicken, von denen es betroffen wurde, zum Trotz eine Dauerhaftigkeit entwickelt, wie dem Dasein der West-Arier nicht zu Theil geworden. Das sprödere Metall, aus welchem die Letzteren gebildet waren, wurde von dem Triebwerk der Weltgeschichte eher zerbrochen, zermalmt, zerrieben, als der schmiegsame und dehnbare hindostanische Stoff. Die Ost-Arier sind noch, die West-Arier sind gewesen; der Boden, auf welchem sie sich niedergelassen, hat später politische und soziale Revolutionen erlebt, welche das ursprüngliche Wesen seiner Bewohner, ihren physischen — und moralischen Charakter, ihr religiöses und staatliches Leben ganz und gar umgewandelt haben. Wer möchte in den heutigen Persern, welche, wie ein nach den Versicherungen aller Reisenden vollkommen wahres Sprüchwort sagt, den Mund nicht aufthun können, ohne zu lügen, die Nachkommen Derer erkennen, denen als erstes und höchstes Gebot eingeschärft wurde, die Wahrheit zu reden? Der rastlose und furchtbare Prozeß der Weltgeschichte scheint Gefallen daran zu finden, hier ein Volk bis zu einer Unkenntlichkeit zu entstellen, die einer Austilgung gleichkommt, dort ein anderes in mumienhafter Vertrocknung der Nachwelt zu überliefern. Aus beiden ist das rechte Leben entflohen, aber diese verknüpft doch das Band der Tradition mit einer besseren Vergangenheit, jene, alles Zusammenhanges mit Ursprünglichem verlustig, sind Fremdlinge geworden auf dem Boden der Väter.

Des Zendvolks [1]) Wanderung aus der alten Bergheimat der Arier hat wahrscheinlich zu Ende des 4. oder zu Anfang des 3. Jahrtausends vor Christus stattgefunden. In seinen alten Schriften hat sich eine Sage erhalten, welche diese Auswanderung motivirt. Ueber Airjanem Vaëgo — so heißt in den Zendschriften der gemeinsame Stammsitz der Arier in den Quellgebieten des Oxus und Jaxartes — sei so harter Frost gekommen, daß der Winter zehn Monate währte, und für den Sommer nur zwei übrig blieben. Da sei das Volk ausgezogen, unter Führung seines Königs Dschemschid, südwärts nach den schönen Landen, welche Ahuramazdao geschaffen. Ahuramazdao (Ormuzd) habe auch dem Dschemschid ein goldenes Schwert gegeben. Mit diesem spaltete der König, wohin er auf seinem Zug kam, das Erdreich, und wurde dieses in Folge davon voll von allerlei Früchten und angefüllt mit Thieren aller Art, mit Menschen und mit rothglänzenden Feuern.

Die Erwähnung der heiligen Feuer in dieser Sage weist auf den Urcultus, den des Lichts zurück, welchen die West-Arier mit den Ost-Ariern in ihrer alten Heimat gemein hatten. Durch die Erwähnung Ormuzd's darf man sich jedoch nicht verleiten lassen, anzunehmen, das Zendvolk hätte seinen späteren Glauben schon ausgebildet mit in seine neuen Sitze gebracht. Die Sage hat mit Uebertragung dieses Namens auf das Göttliche wohl nur dem späteren persischen Gottbewußtsein Genüge gethan. Die urälteste Form des religiösen Glaubens war ohne Zweifel, wie bei den Indern, auch beim Zendvolk, jener materielle Pantheismus, welcher als das Göttliche das Weltall selbst, und als Götterwesen dessen Theile verehrte. Dessenungeachtet jedoch scheint die Annahme gerechtfertigt, daß die Keime des dualistischen Glaubens, deren Entwicklung die Weltanschauung der West-Arier von der ihrer östlichen Stammgenossen so scharf getrennt hat, unter Ersteren schon frühzeitig vorhanden gewesen sein müssen. Die Vorstellung von der großen Spaltung der physischen und moralischen Welt in ein Lichtreich und ein Dunkelreich ist offenbar uralt, wenn schon ihre dogmatische Entwickelung erst bei mehr vorgeschrittener Cultur statthaben konnte. Auch die geographische Anwendung dieses Begriffs, welcher zufolge dem Ormuzddiener die Welt in ein heiliges, reines, lichtes Iran, und ein böses, verworfenes, dunkles Turan zerfiel, konnte erst dann geschehen, als mit der

1) S. die Einleitung zum vorhergehenden Kapitel.

größeren Ausbreitung des Zendvolks die feindlichen Gegensätze der Nachbarvölker zu seiner nationalen Existenz schroffer hervortraten.

Nachdem die West-Arier von den Abhängen des Belurtagh und Mustagh in die südlicheren Gelände herabgestiegen, breiteten sie sich zunächst westlich vom Fünfstromland (Pendschab) in Baktrien und Kabul aus [2]). Diese ihre Sitze waren das eigentliche Iran. Später schritt die Verbreitung der Iranier über die gewaltigen Länderstrecken fort, welche von dem Kaspischen See, dem Tigris und den Gebirgen Kurdistans, von dem persischen Golf, dem Indus und Oxus eingeschlossen werden. Dieser ganze ungeheure Raum, auf welchem des Zendvolks einzelne Zweige, die Baktrer, Meder, Perser, nach einander als herrschende Stämme erschienen, erhielt dann den Gesammtnamen Iran, Lichtland, im Gegensatz zu den jenseits des Oxus gelegenen, nebelumhüllten Steppenländern, welche, bewohnt von in Religion und Sitte von den Iraniern verschiedenen Nomadenvölkern, mit dem Gesammtnamen Turan, Dunkelland, bezeichnet wurden. Der Gegensatz zwischen Iraniern und Turaniern bildete sich zunächst aus dem Unterschiede ihrer materiellen Cultur heraus, welcher seinerseits auf der natürlichen Beschaffenheit der beiden Länder beruhte. Die weiten Steppen jenseits des Oxus machten eine Fortführung uranfänglichen Hirtenlebens ihren Bewohnern nicht nur möglich und bequem, sondern auch fast unumgänglich nothwendig; die iranischen Länder hingegen, wenigstens die um die große Salzwüste rings im Kreise gelegenen, luden zum Ackerbau ein. Erst mit dem Ackerbau kommt die wirkliche Seßhaftmachung eines Volkes und mit dieser jene entwickeltere materielle Cultur, welche der geistigen ein Fundament darbietet, wie es das Nomadenleben nicht gewähren kann. Unter diesem Gesichtspunkt erhält die Sage von Dschemschid's goldenem Schwert und seinen Wirkungen erst ihre rechte Bedeutung. Das ist nur die Symbolisirung der civilisatorischen Macht des Ackerbau's. Auf dem Wege vorwiegenden Ackerbau's wurden die Bewohner von Iran ein gebildetes, geschichtliches Volk; im Nomadenleben befangen, blieben die Bewohner von Turan geschichtslose Barbaren, wild, roh, unzugänglich den Offenbarungen des Ideals, welche in Iran religiöse Gestalt angenommen. Daher ist der Iranier als solcher zum Kampf gegen Turan verpflichtet, wie das Licht gegen die Finsterniß ankämpft, und kann die iranische Religion mit

2) Vgl. Ritter's Erdkunde, VIII, 50 ff.

Fug und Recht als eine wahre Streitreligion charakterisirt werden. Dies ist aber nicht das einzige bedeutsame Merkmal des iranischen Glaubens. Denn dieser war es, welcher zuerst aus dem Kreise des pantheistischen Materialismus heraus einen großen Schritt vorwärts that zum Spiritualismus, indem er eine von der Materie gesonderte, wesentlich moralisch gedachte Geisterwelt erfand. Dadurch ist er, wie durch seine weiterhin zu berührenden Dogmen von der Todten Auferstehung, vom Weltgericht, von der endlichen Wiederbringung aller Dinge, vom bedeutendsten Einfluß auf das Christenthum geworden.

2.

Alt-Iran's geschichtliche Herrlichkeit erlag den Phalangen Alexander's des Großen (331 v. Chr.[1]), das neupersische Reich brach vor dem Ansturm der Moslemin zusammen (634 n. Chr.). Der letzte Sassanide Jezdegerd floh nach den für seine Sache so unglücklichen Kämpfen bei Kadesia, wie neunhundert Jahre früher Darius Codomannus, mit dem heiligen Feuer in das Hochgebirge, um dort, wie jener, durch Meuchelmord zu enden. Einer wüthenden Sturmflut gleich, ergossen sich die Gläubigen des Koran über Persien und mit dem ganzen Fanatismus einer jugendfrischen Religion vernichteten sie die Denkmäler eines Glaubens, welcher in ihren Augen nur ein abgöttischer Greuel war. In diesem großen Schiffbruch der iranisch-baktrisch-persischen Bildung gingen unersetzliche Culturschätze zu Grunde. Nur einige Reste der ohne Zweifel reichen religiösen Literatur von Iran wurden durch treue Anhänger des Ormuzdglaubens dem Untergang entrissen, verheimlicht, verborgen, in die Fremde gerettet. Wie einst nach Jerusalems Zerstörung die Juden, so wurden die persischen Treugläubigen von der mohammedanischen Invasion in alle Welt versprengt, wenigstens in alle Welt Asiens. Da leben sie nun in der Zerstreuung unter dem Namen der Ghebern und Parsen[2]), und haben die Traditionen des Glaubens

1) Schlacht bei Arbela und Gaugamela im October 331 v. Chr.

2) Auch die über Kurdistan, Armenien und Kleinasien hin zerstreuten Yesidis oder Teufelsanbeter (Anbeter des geflügelten Melek Tauß) wurden lange für Ueberreste der alten persischen Feueranbeter gehalten und wurde diese Annahme durch die große

ihrer Altvorderen bewahrt, wenn auch unter vielfacher Umdunkelung und Entstellung seiner ursprünglichen Reinheit. Wunderbare Zähigkeit der religiösen Idee, welche die ungeheuersten staatlichen Umwälzungen, die furchtbarsten sozialen Leiden siegreich überdauerte!

In dem Dunkel des Daseins der zerstreuten Parsen schlummerte für die moderne Welt mehr als ein Jahrtausend lang die Kenntniß der iranischen Religionsurkunden. Dennoch war die moderne Wissenschaft im Besitz einiger Nachrichten über den iranischen Glauben, und zwar war sie es durch Vermittlung von Autoren des griechischen und römischen Alterthums. Die griechischen namentlich hatten zu regem Interesse für persische Dinge guten Grund. Die Geschichte Griechenlands hatte sich an der persischen heraufgebildet, d. h. im Gegensatz zu dieser. Der Druck, welchen die persische Weltmonarchie gegen Europa hin übte, brachte die Hellenen erst zum Bewußtsein ihrer nationalen Einheit. Aus der glorreich bestandenen Gefahr der Perserkriege ging Griechenlands höchste Blüthe hervor. Die Beziehungen der beiden Länder waren in Krieg und Frieden, vor und nach dem Sturze des Perserreiches durch Alexander, so enge und langwährende, daß die Griechen ein weit weniger intelligentes und aufmerksames Volk hätten sein müssen, als sie waren, wenn eine so großartige geistige Erscheinung, wie die persische Staatsreligion, ihrer Betrachtung hätte entgehen sollen. Sie kannten diese Religion und nannten sie Magie, weil die persischen Priester Mager hießen. Die Ormuzdlehre reizte durch ihren Gedankengehalt die speculative Neugierde der griechischen Weisen so sehr, daß mehrere derselben, glaubwürdigen Zeugnissen zufolge, nach Persien reisten, um die Magie an der Quelle zu studiren. So wird uns von Pythagoras, Empedokles, Demokritos und Platon erzählt, und die Philosopheme dieser Denker zeigen Spuren von ihrer Kenntniß des iranischen Glaubenskreises. Sicherlich besaßen auch die Griechen ausführliche schriftliche Darlegungen der persischen Religion, allein sie sind uns verloren oder wenigstens nur noch ganz skizzenhaft in von späteren griechischen Autoren (Plutarch, Diogenes von Laërte u. A.) gemachten Auszügen vorhanden.

Verehrung gestützt, welche sie dem Licht und Feuer widmen. Neuere Forschungen haben aber die ganze Hypothese so ziemlich umgestoßen. Vgl. M. Wagner's Reise nach Persien, II, 249 ff. Wir werden im 6. Buch auf die räthselhafte Sekte der Yesiden zurückkommen.

Eine reinere und reichere Quelle, als für die Kenntniß des fraglichen Gegenstandes in diesen antiken Fragmenten sprudelte, wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgegraben. Schon zu Anfang desselben war in Europa die Kunde verbreitet, daß im Besitz der Parsen zu Kirman in Persien und zu Surate in Indien uralt-heilige Urkunden ihrer Religion sich befänden. Durch einen englischen Reisenden kamen 1723 Zendschriften aus Surate nach England. Aber wer konnte die geheimnißvollen Charaktere entziffern? Durch einen Zufall bekam 1754 ein junger Franzose, Anquetil du Perron, einige jenen zu Oxford aufbewahrten unlesbaren Schriften nachgemalte Blätter zu Gesicht. Bei diesem Anblick fühlte er in sich den Wunsch aufsteigen, die Wissenschaft durch Entzifferung dieser Hieroglyphen zu bereichern, und dem Wunsch gesellte sich eine Willenskraft, die vor keinem Hinderniß und keinem Opfer zurückbebte. Er ließ sich als Soldat nach Ostindien anwerben, und gelangte unter bunten Abenteuern in das Land, wo allein für seine Wißbegierde Stillung zu erwarten war. In Surate gelang es ihm, die Bekanntschaft parsischer Priester zu machen und ihr Vertrauen zu erwerben. Mit ihrer Anweisung und unter ihren Augen fertigte er, sobald seine Sprachstudien ihn dazu befähigten, eine Uebersetzung der iranischen Religionsurkunden, soweit solche überhaupt noch im Besitze der Ghebern waren. Die Sprachen, in welchen diese Ueberbleibsel iranischer Theologie überliefert wurden, sind das Zend und das Pehlvi, letzteres eine Abart von jenem, und seinem Alter nach bis zur Zeit des großen Alexander's hinaufreichend. Das Zend selbst, dessen Alter und Echtheit durch die vergleichende Sprachwissenschaft, insbesondere auch durch die Untersuchungen der altpersischen Keilinschriften, zweifellos dargethan wurde, ist noch älter als das Sanskrit der Veden, und wahrscheinlich das zuerst ausgebildete Idiom des arischen Sprachstamms [3]), erlosch aber schon frühe im Munde des Volkes und lebte nur noch als gelehrte Sprache. Anquetil hatte bei seiner so höchst verdienstvollen Arbeit keine andere Wahl, als die Erklärungen des heiligen Textes, wie die Parsenpriester, seine Lehrer, sie gaben, zu adoptiren. Seine Uebersetzungen der iranischen Religionsurkunden mußten demnach nothwendig die Verdunkelungen und theilweisen

---

3) Sobald die Wahrscheinlichkeit von dem höheren Alter des Zend zur Gewißheit erhoben sein wird, ist damit zugleich auch dargethan, daß die iranische Theologie älter als die indische. Manchen gilt das schon jetzt für eine ausgemachte Sache.

Entstellungen des ursprünglichen Textes in sich aufnehmen, welche die Tradition derartigen Urkunden überall angeheftet hat. Die philologische Scheidekunst der Gegenwart, auf diesem Gebiete hauptsächlich von dem Franzosen Burnouf gehandhabt, unternahm nun die noch nicht zu Ende geführte Riesenarbeit, den Text der Zendbücher von parsischen Trübungen zu läutern, und die Interpretation der iranischen Glaubensurkunden auf einen mit ungeheurer Mühe herzurichtenden grammatikalischen und lexikalischen Unterbau zu stellen. Die wichtigste der Zendschriften, welche Anquetil im Original und in seiner Uebersetzung mit nach Europa zurückgebracht, ist das Vendidad-Sade, zerfallend in 3 Abtheilungen: 1) das eigentliche Vendidad, enthaltend einen Um- und Aufriß der iranischen Glaubenslehre; 2) das Izeschne (zendisch Jaçna), eine Sammlung von gottesdienstlichen Hymnen und Gebeten; 3) das Vispered, eine kleinere Gebetsammlung. Diese drei Schriften bilden den eigentlichen Kern der iranischen Bibel, welche heißt Zend-Avesta, d. i. Wort des Lebens. Eine weitere wichtige Religionsurkunde der Iranier ist das Bundehesch, im Pehlvi geschrieben, den Angaben der Parsen zufolge aus dem Zend übersetzt, eine ausgeführtere Darstellung der iranischen Dogmatik, wie sie sich zur Zeit der Sassaniden entwickelt hatte, enthaltend, gleichfalls von Anquetil übertragen [4]).

3.

Die Autorschaft des Zend-Avesta wird nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Griechen und der Parsen dem Zoroaster zugeschrieben. So lautet der Name des berühmten Mannes in griechischer Corrumpirung, im Zend heißt er Zarathustra, d. i. Goldstern, in der Parsisprache Zerduscht [1]). Nicht aber der älteste Verkünder des iranischen Glaubens

4) Nach der Anquetil'schen Uebersetzung der Zend- und Pehlvi-Bücher hat J. F. Kleuker eine deutsche gegeben: Zend-Avesta, 3 Thle. 4. Riga 1776—77. — Vendidad Sade, mit Glossar herausgegeben v. H. Brockhaus, 1850.

1) Die Parsen besitzen ausführliche Lebensbeschreibungen Zerduscht's, das Zerduschtname und das Tschengregatschaname. Beide, namentlich das erstere, mögen auf ältere Sagen gebaut sein, haben aber als legendarische Werke voll Fabelei keinen historischen Werth. Andeutungen in den Zendbüchern selbst, Angaben der griechischen

war Zoroaster, sondern nur der Reformator desselben. Als ein älterer Prophet erscheint in den Zendbüchern Hom, freilich nur noch in mythischer, vergötterter Gestalt, welchen Zoroaster selber in Gebeten um Beistand anfleht [2]). Daß Zoroaster die Grundsätze seiner Reform, die so tief und weitgehend war, daß die iranische Religion nach ihm die zoroastrische genannt wurde, in Schriften niederlegte, ist glaubhaft, denn zur Zeit seines Lebens, welches keineswegs in die fabelhafte Urzeit fiel, war die Schrift längst im Gebrauch. Daß seine Anhänger die Abfassung des Zend=Avesta durch Zoroaster auf unmittelbare göttliche Eingebung zurückführten, kann weiter nicht befremden. Ueberall liebt es der Offenbarungsglaube, die Entstehung seiner Urkunden mit Wundern zu umgeben und diese Urkunden als Ausflüsse der Gottheit darzustellen.

Zarathustra wurde im Jahre 599 v. Chr. geboren, und ist im Jahre 522 v. Chr. gestorben [3]). Sein Geburtsort war die Stadt Urmi am gleich=

---

und römischen Autoren und endlich neupersische Quellen bieten das, freilich sehr zerstückelte, historische Material zur Biographie Zoroaster's.

2) „Du, o Hom, der du rein bist, hast Macht, alles Große deines Willens zu vollenden. Du bist rein und hilfest aus der Höhe Allen, die mit Wahrheit reden. Du bist rein und nicht fern zur Antwort Jedermann, der dich mit Wahrheit fragt. Du bist Erster, o großer Hom, dem Ormuzd Evanguin und Sadere, Kleider des Heils — vom Himmel gekommen mit dem reinen Gesetz der Ormuzdverehrer — gegeben hat. Nachdem du dich mit Evanguin umgürtet hattest, verkündigtest du auf Gebirgen von erhabener Höhe und weitem Umfange das Wort, du, o Hom, Haupt der Oerter, Haupt der Straßen, Haupt der Städte, Haupt der Länder! Sei mir Schutz und Wächter! Sprich über mich das große: „Sei Sieger!" Ernähre mich und gib mir des Guten viel!" Zend=Avesta, II, 96.

3) Diese Zeitbestimmung ist freilich noch Gegenstand gelehrten Streites. Eduard Röth (Gesch. d. abendländischen Philosophie, I, 348—76) hat mit all dem Scharfsinn, welcher sein berühmtes Werk kennzeichnet, an der angegebenen Stelle die Beweise zusammengestellt, welche für die obige Zeitangabe sprechen und woraus er den Schluß zieht, daß „in dieser Zeitbestimmung nun Nichts mehr bloße Vermuthung ist, sondern daß sie aus den Quellen selbst hervorgeht und durch deren gegenseitige Uebereinstimmung hinreichend gesichert ist." Demnach wäre Zoroaster ein Zeitgenosse des Darius, des Sohnes des Hystaspes, welchen letzteren Röth in dem Vistaçpa der Zendbücher findet. Dagegen behauptet Schack (Einleitung zu den Heldensagen des Firdusi, 13 ff.), „der Inhalt der Zendschriften mache es überhaupt unzulässig, die in ihnen erwähnten Könige in der Geschichte von Persien oder Medien zu suchen", und kommt zu dem Schluß, der Vistaçpa der Zendbücher, unter welchem Zoroaster gelebt,

namigen See in der Provinz Atropatene (Aderbeidschan), über welche die Assyrer und Meder eine wechselnde Herrschaft übten. Daher wird Zoroaster bald ein Assyrer, bald ein Meder genannt. Des Propheten Anhänger leiten aber des Geschlechtes Herkunft, aus welchem er entsprang, auf den alt-arischen König Feridun zurück. Auch hier also tritt, wie bei Buddha und Christus, das Bestreben der religiösen Parteien hervor, ihre Häupter mit dem Nimbus königlicher Abkunft zu umgeben. Hätten wir, statt der wunderlichen Legenden, womit das Zerduschtname die Geburt und Kindheit des Propheten umgibt[4]), wie sein späteres Leben, — authentische Nach-

---

gehöre einer älteren Zeit an, als die historisch bekannten Herrscher von Medien und Persien, und deßhalb sei auch die Lebenszeit Zoroaster's, wenn auch nicht mit Aristoteles in eine völlig fabelhafte Vergangenheit, so doch jedenfalls über das 9. Jahrh. v. Chr. hinaufzurücken.

4) Vom Styl dieser Legenden gibt folgende eine Probe. „Dogdo, die Mutter Zoroaster's, hatte einen Traum voll Furcht und Schauder. Eine schwarze Wolke war vor ihren Augen, die wie ein Adlerflügel das Licht bedeckte und schreckliches Dunkel machte. Tiger und Löwen und Wölfe und Rhinozerosse und Schlangen mit Schneidezähnen regneten aus dieser Wolke in Dogdo's Haus. Das gewaltigste und grausamste dieser Ungeheuer stürzte sich auf sie, wüthete, brüllte, riß ihr den Leib auf und zog Zoroaster heraus, packte ihn zwischen die Klauen und wollte ihn morden. Alle Menschen hoben ein fürchterliches Geschrei an und Dogdo rief mit Zagen und Zittern: Wer will mich retten vom Ungeheuer, das mich erdrückt? Gutes Muths! sprach Zoroaster, sie werden Nichts vermögen, die Ungeheuer; der Herr wacht zu meinem Schutz. Lerne ihn nur kennen, Mutter. Ich der Einzige will die Menge der Ungeheuer zwingen. Trost waren die Worte an Dogdo's Herz. Am Ort der Bestien stieg ein hoher Berg auf. Sonnenglanz zerstäubte die Nachtwolke, Südwind blies und die Ungeheuer fielen wie Blätter. Am hohen Tage zeigte sich ein Jüngling, schön wie des vollen Mondes Glanz, leuchtend wie Dschemschid; mit einem Lichthorn riß er die Wurzel der Dews (bösen Geister) aus, die andere hielt ein Buch. Er schwang sein Buch, da schwanden die Bestien aus Dogdo's Haus. Die drei mächtigsten, Löwe, Wolf, Tiger, blieben. Es schlug sie der Jüngling, daß sie vergingen. Da schloß er Zoroaster wieder in seiner Mutter Leib, blies sie an und sie ward schwanger. Ohne Furcht! sprach er zu Dogdo, des Himmels König schützt das Kind: voll seiner Erwartung ist die Welt; er ist Prophet Gottes an sein Volk; sein Gesetz wird der Erde Freude bringen, durch ihn soll Löwe und Lamm zusammen trinken. Der Jüngling schwand und Dogdo erwachte. Sie ging zu einem Traumdeuter und erzählte ihm ihren Traum. Nachdem er die Gestirne beobachtet und seine Berechnungen gemacht, sagte er: Ich sehe, was noch kein Menschenkind gesehen hat. Du bist schwanger, und wenn deine Zeit gekommen sein wird, sollst du einen Sohn gebären,

richten über seinen Bildungsgang, wir gewännen dadurch sicherlich interessante Einblicke in den damaligen Culturzustand der Arier. Im dreißigsten Lebensjahr — eine bedeutsame Altersstufe für Stifter und Reformer von Religionen — verließ Zoroaster mit Weib und Kind seine Heimat, und machte sich auf nach dem eigentlichen Iran. In der Einsamkeit der Gebirge des Hindukusch verbrachte er, in der Weise einsiedlerischer Brahmanen, zehn Jahre mit Ausbildung seines religiösen Reformplans und Aufzeichnung des Zend-Avesta. Diesen zehnjährigen Aufenthalt in der Bergeinsamkeit stellen die Parsischriften als eine Entrückung Zoroaster's zum Throne Ormuzd's dar, wo er die Offenbarung des lebendigen Wortes empfangen. Während der Prophet in den Bergen lebte, soll er auch dem Weltbildner Mithras eine mit kosmogonischen Symbolen ausgezierte natürliche Höhle geweiht und durch diese Veranlassung zu jenen Mithrasdenkmälern gegeben haben, welche später, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, durch römische Legionen aus Persien bis in's westliche Europa verbreitet wurden. Als die zehn Jahre um, verließ Zoroaster seine Bergeinsamkeit und ging nach Baktra (jetzt Balkh), der Hauptstadt Baktriens, wo damals der König Vistaçpa herrschte, der Gustasp der Neuperser und — vorausgesetzt, daß Röth's Combination richtig — identisch mit dem Hystaspes der Griechen. Hier in Baktra fing der Prophet an, seine Lehre öffentlich zu verkündigen. Wie das gewöhnlich, forderte man auch von Zoroaster Wunder und Zeichen. „Zoroaster trat vor den glanzblitzenden Gustasp, erzählt

---

den man nennen wird „gebenedeiter Zoroaster"*). Er soll ein Gesetz verkündigen, das der Erde Freude bringen wird. Der lichtglänzende Jüngling, der dir im Traum erschienen, ist aus dem sechsten Himmel. Das Lichthorn in seiner einen Hand ist Sinnbild der Größe Gottes, der Zoroaster's Beistand sein wird zur Vertreibung der Bösen. Das Buch in seiner anderen Hand ist Siegel seiner Weissagung, wovor die Dews fliehen. Dogdo, deren Herz von Freude trunken wie vom Wein, hüpfte wie die Wolken, segnete den Traumdeuter, kehrte heim und sagte Alles, was sich begeben, ihrem Manne Poroschasp. Am Ausgange der neun Monate gebar sie einen Sohn, der hieß Zoroaster. Kaum geboren, lächelte der Knabe. Das wunderte alle Welt und (man) weissagte große Dinge daher." Zend-Avesta, III, 8.

---

*) „Und es begab sich, als Elisabeth den Gruß Maria's hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leibe. Und Elisabeth ward des heiligen Geistes voll und rief laut und sprach: Gebenedeit bist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!" Evang. Lucä, I, 41—42.

das Zerduschtname. Getroffen durch seine Worte der Weisheit, fragte der König seine Mobeds (Mager), wer der wäre. Zoroaster redete unerhörte Dinge. Die Fragen beantwortete er, daß alle staunten. Gustasp sprach: Was thust du für Zeichen zum Beweis deiner göttlichen Sendung, daß ich deinen Worten glaube und dich wider Ungerechtigkeit schütze? Zoroaster sprach: Wer das thut, was ich lehre, wird große Wunder thun. Gott hat mir gesagt, wenn der König Zeichen fordert, so sprich: Lies nur das Zend-Avesta, so brauchst du keine Wunder. Das Buch selbst, das du da siehest, ist Wunders genug" [5]). Gustasp ließ sich darauf das Zend-Avesta vorlesen und las selber darin, aber der Könige Harthörigkeit und schweres Verständniß reformistischer Ideen erwies sich auch an ihm. Die Größe des Zend-Avesta, sagt das Zerduschtname, überstieg seinen Verstand. Unter so bewandten Umständen war es ganz natürlich, daß der Prophet Anfangs nur sehr geringen Anhang bekam. Das änderte sich aber, als seine Lehre am Hofe eine Partei gewonnen, welche so rührig war, daß der König nach mancherlei Intriguen und Gegenintriguen sich zuletzt für belehrt und bekehrt erklärte. Die Parsen haben zur Erklärung dieser Bekehrung Gustasp's allerlei Wunder für nöthig gehalten, welche Zerduscht zum Beweise seiner göttlichen Sendung nun doch vollbracht hätte. Er ließ sich geschmolzenes Erz auf die bloße Brust gießen, ohne daß seine Haut verletzt wurde; er pflanzte eine Cypresse und machte sie binnen wenigen Tagen zum großen Baum aufwachsen; er heilte das Lieblingspferd des Königs, dem sich plötzlich die Beine in den Leib gezogen, auf wunderbare Weise u. dgl. m. Man sieht, auch in der zoroastrischen Kirche war „der Mythen bildende Geist der Gemeinde" thätig. Nachdem sich Gustasp für den Propheten erklärt hatte, verbreitete sich die Lehre des Zend-Avesta rasch über Baktrien und die angränzenden Länder nach Süden und Westen zu und überall wurden Ateschgah's errichtet, d. h. jene unter freiem Himmel stehenden, ummauerten Altäre, auf welchen das ewige Feuer, das Symbol Ormuzd's, zu unterhalten den Ormuzddienern geboten war. Zoroaster's Ruf gelangte auch nach Indien und in dem parsischen Tschengregatschaname wird erzählt, daß der Brahman Tschengregatscha nach Baktrien gewandert, um mit Zoroaster zu disputiren, von diesem aber zur Lehre des Zend-Avesta bekehrt worden

---

5) Im 6. Buch werden wir zu berichten haben, daß Mohammed in ähnlicher Lage eine ganz ähnliche Antwort gab.

sei und nachmals daheim auch andere Brahmanen dazu bekehrt habe. Röth ist, auf beigebrachte Argumente gestützt[6]), geneigt, in dieser Erzählung die legendarische Gestaltung der Verbreitung des Ormuzdglaubens nach Indien zu finden, wovon im Buddhismus, wie im spätern Brahmanismus, deutliche Spuren vorkommen. Mit Bestimmtheit scheint angenommen werden zu dürfen, daß Zerduscht's reiferes Mannesalter für ihn eine glückliche Zeit war. Er sah, glücklicher als die meisten anderen Propheten, schon bei seinen Lebzeiten sein Werk wachsen und gedeihen, und zwar ohne daß es nöthig war, für dieses Gedeihen sein Leben zu opfern. Die Keime des Ormuzdglaubens bedurften keiner Anfeuchtung durch Märtyrerblut. Der Lebensabend des Propheten jedoch war durch einen erbitterten Krieg verdüstert, welcher zwischen den Iraniern von Baktrien und den Steppenvölkern Turans ausbrach. Vielleicht war es gerade dieser Krieg, welcher den mannhaften, kriegerischen Ton in die zoroastrische Religion brachte, der überall aus ihr herausklingt und ihr die Losung gab: Haß dem Reiche der Finsterniß! Kampf gegen Turan! Als nach dem Ausgang des Kambyses mit Darius, des Hystaspes Sohn, die baktrische Dynastie auf den persischen Thron gelangte, wurde durch ihn die Lehre Zoroaster's für ganz Iran Staatsreligion. Darius bewies großen Eifer für den Ormuzddienst. Er legte den unterworfenen Völkern, wie Tribut, so auch den ormuzdischen Feuercult auf und führte den Titel: König von Ormuzd's Gnaden[7]).

Zoroaster gehört ohne Frage zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete menschlicher Geistesthätigkeit, und die von ihm gestiftete Religion ist eines der merkwürdigsten Phänomene der Geschichte. Nicht aus der Urzeiten Dunkel in dämmernden Umrissen trat der Ormuzdglauben hervor, auch nicht als eine uranfängliche, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Tradition, sondern unter einem politisch und sozial schon gebildeten Volke, in geschichtlicher Zeit, ein gerundetes Denkproduct aus dem Kopf eines einzelnen Mannes, fertig, gewappnet, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus. Er war ein großer Dichter, dieser Zerduscht. Keiner der großen theologischen Poeten späterer Zeit, nicht Dante, nicht Milton, hat ihn erreicht. Im Innersten berührt von den in der physischen und

---

6) A. a. O. 356—57.

7) Rex ex voluntate Auramazdis. So lautet der Titel in den persischen Keilinschriften. S. Lassen's Zeitschr. f. d. Kunde d. Morgenlandes, VI, 1, 15.

moralischen Welt überall und unaufhörlich zur Erscheinung kommenden Gegensätzen des Lichtes und der Finsterniß, des Guten und Bösen, des Heilsamen und Verderblichen, hat er sein großartiges System gedichtet. Es ist kühn ersonnen, logisch durchgeführt, künstlerisch gestaltet, ein religiöses Epos ohne Gleichen. Er gab es nicht für eine Offenbarung, es war ihm Offenbarung: die bloß willkürlich dichtende, nicht aus innerstem Herzensdrang schaffende Phantasie vermag nie zu der Macht und Wirksamkeit der Ueberzeugung sich zu erheben, wie sie Zoroaster innewohnte. Und deutlich merkt man seiner Lehre an, daß sie auf freien Berghöhen entstanden. Es ist in ihr eine Frische, eine gesunde Herbheit, wie von Alpenlüften. Darum ist sie auch so tapfer. Sie verschmäht jede Transaction, verwirft mit Abscheu jene Concession an das böse Prinzip, welche in der indischen Religion als Sivacult erscheint, und fordert rastlosen Kampf gegen die Welt Ahriman's. Das ist das Eigenthümlichste der Reform Zoroaster's, wenn man seine Lehre in ihrem Verhältniß zu dem alt-arischen Naturdienst als solche fassen will. Dieser Naturdienst ging bei den Hindus, wie bei den semitischen Völkern darauf aus, das als übelthätige, zerstörerische Gottheit vorgestellte Böse in der Natur und im Menschen durch einen bis zum Menschenopfer vorschreitenden Versöhnungscult zu beschwichtigen. Zerduscht's Lehre aber erhob sich mit ihrer ganzen Energie gegen eine solche Einräumung. Nicht beschmeichelt oder besänftigt soll das Böse werden, sondern vielmehr befehdet und bestritten, bis zur Ohnmacht, bis zur Vernichtung.

4.

Der zoroastrische Glaubenskreis stellt an seinen Eingang den monotheistischen Begriff eines höchsten Urwesens, genannt Zaruana akarana, d. h. das unerschaffene Allumfassende. In der näheren Bestimmung dieses Begriffes ergab sich später, nach Zarathustra's Tod, eine Differenz, insofern nämlich die einen Ormuzddiener Zaruana akarana als den unendlichen Raum, die anderen als die unendliche Zeit[1]) faßten. Ein Wider-

1) „Ahriman, Vater des bösen Gesetzes! (spricht Ormuzd zu Ahriman). Das in Herrlichkeit verschlungene Wesen, die Zeit ohne Gränzen, hat dich geschaffen: durch seine Größe sind auch die Amschaspands worden, die reinen Geschöpfe.“ Zend-Avesta, II, 376.

spruch ist da im Grunde nicht vorhanden, der Schein desselben löst sich ganz gut, wenn die zoroastrische Urgottheit gedacht wird als die das Universum räumlich und zeitlich umfassende Unendlichkeit[2]). Aus ihr gingen zuerst hervor die vier Urkräfte und Urstoffe: Licht und Finsterniß, Feuer und Wasser, aber nicht nach Art der Emanationen des indischen Brahma's, sondern durch einen bewußten, durch einen vermittelst des Schöpfungswortes Honover bewerkstelligten schöpferischen Act. Da ist nun freilich räthselhaft, daß das von Zaruana akarana gesprochene Schöpfungswort als ein selbstständiges göttliches und gleich den übrigen Grundkräften göttlich verehrtes Wesen erscheint[3]) und doch wieder nur als ein Werkzeug, vermittelst dessen die Urgottheit nach Schaffung der genannten Urstoffe das Heer von Geistern, Feruers (zendisch Frawasi) hervorbrachte, welche, verschieden im Range, die gesammte Götter- und Menschenwelt ausmachen. Alle diese Geister sind menschenähnlich gebildet gedacht, als persönliche Wesen demnach, nicht als bloße kosmische Begriffe. Alle geschaffenen Wesen bestehen aus Leib und Geist (Feruer), aber die Götter, welche Zoroaster Ahura's (Geister par excellence) nennt, sind aus einem ätherischeren Stoffe geschaffen als die Menschen. Der Urschöpfungsact war mit der Hervorbringung der nur erst in chaotischer Unbestimmtheit vorhandenen Urstoffe und der Geisterwelt vollendet. Nachdem die Urgottheit dies vermittelst des Wortes vollbracht, trat sie, gleich dem brahmanischen Tad oder Aum oder Brahma, in Nebelferne zurück.

---

2) Röth, a. a. O. 394.

3) „Zoroaster fragte Ormuzd und sprach: O Ormuzd, gerechter Richter der reinen Welt, die du trägst, welches ist das große Wort*), von Gott geschaffen, das Wort des Lebens, das war, ehe Himmel war und Wasser und Erde und Heerden waren und Bäume und Feuer, Ormuzd's Sohn, war, ehe reine Menschen und Dews und Kharfestermenschen waren, ehe die ganze Welt war und alle Gaben und alle reingeschaffenen Ormuzdkeime? Dies sag' mir deutlich. Ormuzd antwortete: Der reine, heilige, schnellbewegliche Honover, war vor Himmel, vor Wasser, vor Erde" u. s. f. Zend-Avesta, I, 107.

---

*) „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist." Evang. Johannis, I, 1—3.

5.

Die ersten und höchsten der geschaffenen Geister sind Ormuzd (zendisch Ahura maz-dao [1]), dem Leibe nach Licht und im Licht wohnend, und Ahriman (zendisch Anghra-mainyus [2]), dem Leibe nach Finsterniß und in Finsterniß wohnend: Lichtgeist [3]) und Dunkelgeist [4]). Unter diesen Beiden steht die ganze Götter- und Geisterwelt, welche demnach zerfällt in Lichtgeister und Dunkelgeister.

Der Dualismus der zoroastrischen Religion war damit physisch gegeben, damit er aber auch moralisch hervortrete, bedurfte es, dem sittlichen Geist dieser Religion gemäß, eines moralischen Anstoßes. Dieser kam von dem Gefühl des Neides, welches Ahriman gegen Ormuzd hegte [5]). Der Neid wurde zur Feindschaft und so geschah der große sittliche Riß mitten durch die Geisterwelt, in Folge dessen Ormuzd und seine Lichtgeister identisch wurden mit dem Guten, Ahriman und seine Dunkelgeister identisch mit dem Bösen. Nach diesem großen Scheidungsact trat das dualistische Be-

---

1) D. i. der große Schöpfer, oder nach anderer Erklärung, der große Gott (gleichbedeutend mit dem indischen Mahadeva). Die Griechen machten aus Ahura maz-dao Ὡρομάζης oder Ὡρομάσδης, die Neuperser Ormuzd. Der ethische Name Ormuzd's ist im Zend Çpento-mainyus, d. i. der Heiliggesinnte.

2) D. i. der Arggesinnte.

3) „Ich bete und rufe an Ormuzd, den Großen, glänzend und schimmernd in Lichtherrlichkeit, allvollkommen, allvortrefflich, allrein, allmächtig, allweise, deß Körper rein ist über Alles, heilig über Alles, deß Gedanke Reingutes ist, Quell aller Freuden, der mir gibt, was ich habe; stark und wirksam und allernährend und über Alles unaussprechlich in Herrlichkeit verschlungen." Izeschne, I, (Zend-Avesta, I, 81).

4) „Ahriman, auch durch die Zeit da, wohnte mit seinem Gesetz in den Finsternissen. Seine Urwohnung war erste Finsterniß; er, der Böse, war allein in ihrer Mitte." Bundehesch, I, (Z. A. III, 56).

5) Zur Erklärung dieses Gefühls hat eine parsische Sekte die Behauptung aufgestellt, Ahriman sei eigentlich der Frühergeschaffene, sei älter als Ormuzd, eine Annahme, die sich auf die uralte, in vielen Kosmogonien wiederkehrende Vorstellung stützt, daß die Finsterniß älter als das Licht. — Bekanntlich faßt auch die jüdisch-christliche Theologie den Ursprung des Bösen als den aus Neid entsprungenen Abfall Satans von Gott.

wußtsein allseitig in seine Rechte: Ormuzd, das gute Prinzip, ist der Herrscher des Lichtreichs (Iran), Ahriman, das böse Prinzip, der Herrscher des Dunkelreichs (Turan).

In dem rastlosen Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman, als welchen Zoroaster das irdische und überirdische Leben auffaßt, stehen den beiden Gottheiten zunächst je sechs Geister höchsten Ranges als Helfer zur Seite; bei Ormuzd die Amschaspand's[6]) Bahman (Gutherz, der Genius der Huld und Güte), Ardibehrscht (beste Reinigkeit, der Genius der Tugend), Schahriver (Herr des Wünschenswürdigen, der Genius des Reichthums), Sapandomad (Besitzer heiliger Weisheit, der Genius der Weisheit), Khordat (Allesmacher, der Genius der Heerden) und Amerdat (der unsterblich Machende, der Genius der Pflanzen und Früchte[7]); bei Ahriman die Dew's[8]) Akuman (Schlechtherz), Tarik (Zerstörer), Zaretsch (Verheerer), Naoghaitya (Lügner), Sarva (Dämon des unreinen Feuers) und Indra, von dessen Namen der Sinn unbekannt ist[9]). Den Genien Ormuzd's stehen also die Dämonen Ahriman's gegenüber, beiderseits von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe der Geisterwelt sich herabgliedernd, jene das Lichte, Gute, Schöne, diese das Dunkle, Böse, Häßliche fördernd und schützend.

---

6) D. i. die unsterblichen Heiligen, mit Anwendung eines jüdisch-christlichen Begriffes die Erzengel.

7) Bei Plutarch, welcher in seiner Abhandlung über Isis und Osiris auch einen Abriß der zoroastrischen Lehre gibt, werden statt der Amschaspands Khordat und Amerdat genannt Raschnerast (der Genius der Wahrhaftigkeit) und Rameschne-karom (der Genius des Lebensgenusses).

8) D. i. Dämonen (im modernen Sinne), von daëva. Vgl. d. vorherg. Kap. Nr. 4, Note 5.

9) Die drei Dews Naoghaitya, Sarva und Indra sind augenscheinlich indische Götterbegriffe. „Sie waren also, bemerkt Röth (a. a. O. 400) hiezu, — keine von Zoroaster erst gebildeten Namen und Götterbegriffe, sondern schon vor ihm vorhandene, bei den arischen Stämmen von Alters her verehrte Gottheiten, deren Cult Zoroaster dadurch, daß er sie zu bösen Geistern machte, offenbar nur stürzen und aufheben wollte. Es fällt hierdurch ein unerwartetes helles Licht auf die Entstehung der ganzen zoroastrischen Götterlehre.“ — Nämlich das dualistische Bewußtsein Zerduscht's reagirte gegen die pantheistische Verschmelzung von gut und böse im indischen Gottesbewußtsein. Diese Reaction hat sich auch sprachlich ausgeprägt. Die guten Geister Zoroaster's, die Ahura's, erscheinen in Indien als böse (Asura's) und umgekehrt die indischen Deva's (Götter) bei Zoroaster als böse Dämonen (Dews).

6.

Nachdem die Geisterwelt geworden, wurde auch die sichtbare Schöpfung, Himmel und Erde und Wasser, Pflanzen und Thiere und Menschen. Ormuzd schuf die Welt, indem auch er das von Zaruana akarana beim ersten Schöpfungsact gebrauchte Wort Honover sprach, und er erhält sie, indem er es fortwährend spricht[1]). Das Wie? dieser Schöpfungsgeschichte ist uns freilich nicht recht klar. Sie gibt keine physikalische Theorie: die Welt stürzt vielmehr auf einen göttlichen Machtspruch aus dem Nichts hervor. Einer Tradition des Zend-Avesta zufolge war Ormuzd hierbei allein thätig, einer andern (späteren) nach vollbrachte er die Weltschöpfung in Gemeinschaft mit den Amschaspands, und zwar in einer Aufeinanderfolge von sechs Schöpfungsepochen, zu deren Gedächtniß der König Dschemschid sechs jährlich wiederkehrende Feste, die Gahanbars, gestiftet haben soll. In der ersten dieser sechs Schöpfungsperioden, welche an die sechs Schöpfungstage der mosaischen Genesis erinnern, wurde der Himmel, in der zweiten das Wasser, in der dritten die Erde, in der vierten wurden die Pflanzen, in der fünften die Thiere, in der sechsten endlich die Menschen geschaffen[2]).

Zoroaster scheint sich vier Himmel oder Himmelssphären vorgestellt zu haben: die Sphäre des Mondes, über dieser die Sphäre der Sonne, über dieser die Sphäre des sich täglich drehenden Fixsternhimmels, und über dieser endlich eine letzte unbewegliche, das in Kugelgestalt gedachte Weltall einschließende Himmelswölbung. In dieser höchsten Himmelssphäre ist der Wohnsitz Ormuzd's, denn bis dort hinauf reicht der Götterberg Albordsch[3]), und der Seligen. Auch den Aufenthalt der Urgottheit Zaruana müssen wir uns dorthin denken, in diesen allerseits in's Unendliche sich hindehnenden Raum. Das Universum Zoroaster's ist nicht eine todte Masse, sondern vielmehr ein Beseeltes, ein Lebendiges, — im Ganzen und in seinen Theilen, vom

---

1) „Ich selbst, Ormuzd, habe dies Wort gesprochen, durch das die ganze Welt geworden ist. Noch jetzt spricht mein Mund dies Wort fort und fort und Ueberfluß vielfältigt sich." Z. A. I, 108.

2) Zend-Avesta, II, 150 ff.

3) Vgl. d. vorherg. Kap. Nr. 1, am Ausgang.

Größten bis ins Kleinste, von einem Hauch des Geistes durchdrungen. Daraus begreift es sich dann, daß dem frommen Iranier Erde und Himmel, Gestirne und Winde, Berge und Flüsse, Wasser und Feuer zu Feruers wurden, in Gebeten, gleich Ormuzd und den Amschaspands, um Hülfe und Segen angegangen. Noch mehr, selbst die Zeitabschnitte des Tages, des Monats und des Jahres stellte sich der Parse in seinem Beseelungsdrange als persönliche, Verehrung verdienende Wesen vor. Am höchsten jedoch verehrte er, Ormuzd ausgenommen, die Sonne (Hware) und das Feuer (Atar), letzteres geradezu der „Sohn Ormuzd's" geheißen, beide als die herrlichsten Symbole des Lichtgottes heilig gehalten, das Feuer so zum charakteristischen Merkmal des iranischen Glaubens erhoben, daß der Flamme auf dem Altar fortwährend brennend erhaltenes Gelodер einen wesentlichen Theil des Cultus ausmacht. Es muß aber auch hier wieder erinnert werden, daß Zarathustra nicht einen materialistischen Pantheismus lehrte, sondern wesentlich Spiritualismus: seine Gottheiten gehen daher nicht in den einzelnen Theilen des Weltalls auf, sie sind nicht kosmische Götter, sondern spirituelle. Sie stehen der Welt als besondere, geistige Wesen gegenüber, und wo sie sich zu einer Verbindung mit ihr herbeilassen, geschieht dies, ohne daß sie ihrer Selbstständigkeit entsagten. Mit andern Worten, sie verbinden sich mit Theilen der materiellen Schöpfung nur als Schutzgeister, Führer und Leiter. So hat die Sonne (im Zend männlich gedacht) den hochverehrten Mithras zum Schutzgeist, welcher in überschwänglichen Ausdrücken gepriesen wird als der in täglichem Kampf mit dem Reich der Finsterniß Unbesiegliche, als der Mittler, welcher die Güte und die Gaben Ormuzd's den Menschen vermittelt, als der Schutzwächter, Nährer und Erhalter der Welt [4]); so der Mond (Mâh, weiblich gedacht) den weiblichen Schutzgeist Anahida (d. i. die Reine), so andere Planeten und Theile des Weltganzen andere Schutzengel (Yazata's, parsisch Izeds). Jedoch sind unter Izeds nicht allein Genien gedacht, sondern oft auch sinnlich wahrnehmbare Dinge, wie z. B. Wind, Wasser, Feuer.

Dem Gesagten zufolge, ergeben sich aus der zoroastrischen Schöpfungslehre drei wichtige Vorstellungen: 1) der Geist war vor der Materie; 2) der Geist hat die materielle Welt durch einen bewußten und freien Act

---

4) Das Jescht-Mithra (Gebet an Mithras) füllt in Kleuker's Uebersetzung des Zend-Avesta (II, 220 ff.) achtzehn Quartseiten.

geschaffen; 3) der Geist ist nicht in den Dingen der Erscheinungswelt aufgehend (immanent), sondern er ist außer ihnen, nicht gegensätzlich zwar, aber selbstständig.

7.

Nach vollbrachter Schöpfungsthat zog sich Ormuzd mit seinen Amschaspands und Feruers in den höchsten (vierten) Himmel zurück, auf den Götterberg Albordsch[1]). Der Mensch war in dieser ersten Weltperiode, welche 3000 Jahre in sich faßt, noch nicht vorhanden, überhaupt fehlten der Erde noch die lebendigen Wesen. Bisher war auch Ormuzd in seinem Schöpferwerk durch Ahriman in keinerlei Art gehemmt oder beeinträchtigt worden. Nun aber regte sich der Widersacher mit seinen Dews[2]). Der Arggesinnte durchbrach die höchste Himmelswölbung, drang durch die Oeffnung und sprang — dem bösen Prinzip der mosaischen Genesis gleich — in Schlangengestalt auf die Erde[3]). Seine Absicht, die ormuzdische Schöpfung zu zerstören, gelang ihm nicht, wohl aber vollbrachte er die Gefährdung, Störung und Besudelung der neuen Welt. Er brachte in sie die Nacht, den Winterfrost, die verheerenden Glutwinde (das unreine

---

1) Zendisch Berezat-gairi (das Hochgebirg). Es wird in den Zendbüchern viel genannt und, wie uns scheint, immer mit tiefem Gefühl für die Größe und Schönheit der Alpennatur. Man kann, ohne in Phantastik zu verfallen, Zoroaster vorstellen, wie er, auf einem der Berggipfel des Hindukusch, wo er seine Lehre ersann, einen Sonnenaufgang beobachtend die Worte aufzeichnete: „Die Sonne fährt aus mit Majestät, wie ein Siegesheld, vom Gipfel des furchtbaren Albordsch und leuchtet der Welt. Von diesem Gebirg aus, das Ormuzd zu seiner Residenz geschaffen, herrscht sie über die Welt." Vendidad XXI (Z. A. II, 383). Vom Thron Ormuzd's auf dem Albordsch fließt auch der Quell Arduisur aus, genannt der Palast der Ströme, weil aus ihm alle Flüsse der Erde kommen. Bundehesch XIII (Z. A. III, 76).

2) „Auf und mit mir! Ich will diesen Ormuzd und die Amschaspands in dieser Welt bestürmen; will sie zu Paaren treiben." Bundehesch III (Z. A. III, 61).

3) „Nach diesem stellte sich Ahriman in Begleitung aller Dews vor das Licht. Er sah den Himmel. Die nur Zerrüttung sinnenden Dews dachten, wie sie ihn stürzten. Ahriman allein drang in den Himmel. In Schlangengestalt sprang er vom Himmel zur Erde." Ebend. (Z. A. III, 62).

Feuer), die Orkane, die Wolkenbrüche; er warf unter die Gestirne des Firmaments die unheildrohenden Kometen und den Izeds, welchen Ormuzd die einzelnen Theile des Weltganzen zur Hut übergeben, setzte er ebenso viele Dews entgegen, welche die wohlthätigen Einflüsse jener durch schädliche paralysiren sollten.

Hiemit war der Kampf zwischen dem Lichtgott und dem Dunkelgott thatsächlich ausgebrochen, ein Kampf, dessen Hauptschauplatz hinfort die Erde wurde. Seine Wirkungskraft auf dieser zu verstärken, ging nun Ormuzd daran, die Erdenwesen zu schaffen, indem er Feruers mit irdischen Leibern umgab. Die erste dieser Gestaltungen war der Urstier Goschurun, als „Urkeim alles Guten" unter die Izeds aufgenommen[4]) und als „erstes Männliches" und „erstes Weibliches" in der Welt göttlicher Verehrung empfohlen[5]). Ahriman, unterstützt von dem Dew Astuiad, dem Dämon des Todes, griff den Urstier an und erstach ihn, um so die begonnene Schöpfung irdischer Wesen im Keime zu zerstören. Allein seine Rechnung ging fehl. Goschurun's Feruer stieg zum Himmel empor und nahm des Stieres Samen mit sich, um denselben der Anahid zu übergeben, welche ihn für künftige Schöpfungen verwahrte. In dem Augenblick aber, wo die Seele (der Feruer) des Stieres aus der linken Seite des Gefallenen hervorkam, ging aus der rechten Kaiomorts hervor, der erste Mensch[6]). Auch entstand aus des Stieres Leichnam das ganze Pflanzenreich: aus seinem Schwanzbüschel wuchsen die verschiedenen Getreidearten, aus seinem Marke die Bäume, aus seinen Hörnern die Früchte, aus seinem Blut der Weinstock[7]). Kaiomorts freilich lebte ebenfalls nicht lange, denn auch ihn tödteten die Dews. Abermals umsonst: aus dem Samen, welchen Kaiomorts

---

4) Ebendaselbst. Vgl. Vendidad XXI (Z. A. III, 383).

5) Eine Folge dieser Verehrung war, daß den Parsen als reinstes und heiligstes Reinigungsmittel der Ochsenharn galt und gilt.

6) Bundehesch IV (Z. A. III, 66).

7) Dieser Schöpfungsmythus ist auf den Mithrassteinen bildlich dargestellt. Auf dem zu Boden geworfenen Urstier kniet Ahriman und stößt ihm das Messer in den Hals. Eine Schlange zischt nach dem Ueberwundenen, ein Skorpion will ihm die Geschlechtstheile abbeißen. Diesen ahriman'schen Thieren gegenüber eilen die beiden ormuzdischen, Hahn und Hund, dem Stier zu Hülfe, aus dessen Schwanz ein Aehrenbüschel wächst. Die Mythrasdenkmäler sind demnach wichtige Beweisstücke für das Alter und die Echtheit der zoroastrischen Schöpfungslehre.

sterbend von sich gegeben, wuchs ein zweistämmiger Baum hervor und aus diesem bildete Ormuzd ein Menschenpaar, Meschia und Meschiane[8]). Diese wurden die Stammeltern des Menschengeschlechts. Zugleich schuf Ormuzd aus dem von Anahid aufbewahrten Samen des Urstiers ein Rinderpaar und davon stammen alle Thierarten der Erde.

Austilgen konnte Ahriman die creatürliche Welt jetzt nicht mehr, aber wie er die unbelebte Schöpfung mit Unreinem und Bösem bemakelt hatte, so that er jetzt auch an der belebten. Der ormuzdischen Pflanzenwelt setzte er eine schädliche und giftige entgegen, der ormuzdischen Thierwelt eine unreine, gewaltsame und zerstörende. Meschia und Meschiane aber verführte er zum Abfall von Ormuzd. Erst verleitete er sie zu dem Glauben, nicht Ormuzd, sondern er, Ahriman, sei ihr und aller Dinge Schöpfer, dann zum Genuß unreiner Nahrung, endlich zu ausschweifender Geschlechtslust[9]). Durch diesen Sündenfall wurde das erste Menschenpaar zu Verehrern des bösen ahriman'schen Gesetzes (Dusch-dao), zu Sündern (Darvands), würdig der Hölle (Duzakh), wo ihre Seelen bis zur Auferstehung ausharren müssen.

8.

So also war es Ahriman gelungen, die leblose und belebte Schöpfung zu bemakeln, zu vergiften, zu verführen, zu theilen, und während der 3000 Jahre der zweiten Weltperiode wuchs auf Erden die Verehrung der Dews und des Dusch-dao. Zwar hatte Ormuzd zur Zeit, als das Menschen-

---

8) Bundehesch XV (Z. A. III, 83 ff.)

9) Die Urkunden der zoroastrischen Religion sind hier weniger sittsam und züchtig als die der mosaischen. „In fünfzig Jahren dachten Meschia und Meschiane an keine leibliche Vereinigung, und wenn sie auch daran gedacht hätten, so würden sie doch keine Kinder gezeugt haben. Am Ende der fünfzig Jahre bekam Meschia zuerst Zeugungslust" — (hier also der Mann, nicht, wie bei Moses, das Weib) — „und darnach Meschiane. Meschia sprach zu Meschiane: Ich möchte deine Schlange sehen, denn die meinige erhebt sich mit Macht. Darnach sagte Meschiane: O Bruder Meschia, ich sehe deine große Schlange; sie fährt auf, wie ein Leinentuch. Darauf sahen sie sich und dieses Sehen ward ihnen verderblich." Bundehesch XV (Z. A. III, 86). Naiver kann der Sündenfall kaum dargestellt werden.

geschlecht zu Völkern herangewachsen, durch den Propheten Hom [1]) dem großen Dschemschid, dem Ahnherrn der Könige Baktriens, sich geoffenbart, um diesen und sein Volk vom Dienst Ahriman's zum guten Gesetz (Hu-dao) zurückzuführen und so aus den Dewsjasnans (Dewsanbetern) wieder Mazdejasnans (Ormuzddiener) zu machen. Allein der Erfolg von Hom's Mission war kein nachhaltiger, und wollte der Lichtgott dem Dunkelgott nicht die ganze Schöpfung überlassen, mußte er zu einer zweiten Offenbarung verschreiten.

Diese trat ein am Anfang des siebenten Jahrtausends der Welt und mit ihr begann die dritte Weltperiode. Ormuzd offenbarte sich durch Zarathustra, welchem er das lebendige Wort gab, d. h. welchen er zur Abfassung des Zend-Avesta inspirirte durch den Feruer des reinen Gesetzes, welcher, gleich dem Feruer Zoroaster's, schon seit der Urschöpfung durch Zaruana akarana vorhanden gewesen war. Zerduscht vollzog seine Sendung und zwar, wie wir oben sahen, mit Erfolg. Das Hu-dao wurde das religiöse Staatsgesetz Iran's.

Erstes Gebot desselben ging auf Reinigung der Erde von ahrimanischer Verunreinigung, auf Hellung der ahrimanischen Finsterniß. Mit aller Energie, in völlig kriegerischem Ton wird dies befohlen [2]). Von den unreinen Menschen soll diese Austilgung auch auf die unreine Thier- und Pflanzenwelt ausgedehnt und dann mit einem spiritualistischen Aufschwunge von der physischen Welt auf die moralische hinübergeleitet werden. Denn auch das moralische Werk Ahriman's, das Böse mit allen seinen unreinen Auszweigungen in Neid, Lüge, Bosheit, soll ausgetilgt werden. Das spirituelle Mittel hiezu ist die Bekämpfung der bösen Triebe im Menschen, als äußerliches Hülfsmittel wird eine Menge von Vorschriften und Verboten angegeben [3]). Diese negative Seite des Hu-dao findet ihre Ergänzung in

1) Zendisch Haomo. Das Wort kommt auch als Name einer Pflanze vor, deren Saft zu Reinigungsopfern gebraucht wurde, und ist in dieser Bedeutung offenbar identisch mit dem Soma der indischen Veden.

2) „Gekränkt werde jeder Dewsanbeter! Zerschlagen an Leib und Seele und Gut!" Z. A. II, 148. „Das Gesetz der Mazdejasnans sei von jetzt an triumphirend! Mein Gebet bei der Neige oder Höhe der Sonne und wenn sie über den furchtbaren Albordsch tritt, gelange zu dir; mein vortreffliches Gebet nimm an jetzt in der Höhe und zerschlage des schrecklich furchtbaren Darvands Ahriman Gewalt!" Z. A. II, 235.

3) Diese Verbote des Unreinen und Gebote der Reinigungen gehen, wie die

einer positiven. Die gläubige Hingabe an Ormuzd ist hier die erste Forderung. Aus der Entsagung Ahriman's geht die Verehrung Ormuzd's als Erstes und Höchstes hervor[4]). Der Ormuzdglauben bedingt den Mithrascult und den Atarcult: was die Sonne am Himmel, das ist auf Erden das Feuer, Ormuzd's erhabenes Sinnbild und sichtbare Erscheinung[5]). Die Einschärfung der Pflege der reinen Pflanzen- und Thierwelt sodann gibt dem Ackerbau eine religiöse Weihe[6]) und dem Gedanken, daß der Mensch der Allnährerin Erde zu Dank und Liebe verpflichtet sei, gottesdienstliche Gestaltung. Schonung der Thiere wird dringend anempfohlen: Stier, Kuh, Hund, Hahn sind heilige Thiere. Aber das größte Gewicht des zo-

---

mosaischen, vom Speziellen in's Speziellste fort. Leichname dürfen nicht angerührt werden, Frauen während ihrer Menstruation müssen vermieden werden, u. s. f. u. s. f. Ochsenharn ist, wie schon angemerkt worden, das beste Reinigungsmittel. Z. A. II, 378, wo die Verfahrungsweise bei Anwendung dieses Mittels angegeben ist. Aus den zoroastrischen Vorstellungen von rein und unrein folgte auch eine ganz eigenthümliche, noch jetzt von den Parsen geübte Art der Leichenbestattung. Ein Leichnam ist etwas Unreines: verbrannte man ihn, so würde dadurch das Feuer, begrübe man ihn, so würde dadurch die Erde verunreinigt. Dies zu vermeiden, werden die Leichen an einsamen Orten, auf abgestumpften, oben mit einem Roste versehenen Thürmen den Aasgeiern zur Beute ausgesetzt. Die Gebeine verwittern dann in Wind und Wetter.

4) „Zoroaster fragte Ormuzd und sprach: O Ormuzd, in Herrlichkeit verschlungen, gerechter Weltrichter, ewige Reinigkeit! Was soll ich thun, sie (die Welt und die Menschen) vor Ahriman, des bösen Gesetzes Vater, zu vertheidigen? — Ormuzd sprach: Rufe an, o Zoroaster, das reine Gesetz der Ormuzddiener, rufe an die Amschaspands, rufe an den Himmel, den Gott geschaffen, die Zeit ohne Gränzen; rufe an den schnellen Wind, Ormuzd's Geschöpf; rufe an, o Zoroaster, meinen Feruer, mich, der ich Ormuzd bin und aller Wesen Größter, Bester, Reinster, Stärkster, Weisester, der ich den herrlichsten Körper habe und durch meine Reinigkeit über Alles bin; mich rufe an, deß Seele das vortrefflichste Wort ist, — und du, o Ormuzdvolk, mich rufe an, wie ich Zoroaster gelehrt habe!" Z. A. II, 376.

5) „Opfer werden dem Feuer gebracht, hartes Holz und Gerüche guter Art werden dem Feuer geopfert! Dem Feuer, das die Dews schlägt, werde durch Izeschne (Anbetung, Gebet) gedient und viele Nahrung gebracht, daß es hoch aufsteige." Ebend. II, 380.

6) „Sage mir (o Ormuzd,) den reinsten Punkt des Gesetzes der Mazdejasnans. — Starke Samenkörner streuen, sprach Ormuzd, das ist er, o Zoroaster. Wer Samenkörner in die Erde streuet und es mit Reinigkeit thut, der erfüllet den weiten Umfang des Gesetzes der Mazdejasnans." Ebend. II, 313.

roastrischen Sittengesetzes ist auf die Reinhaltung des Herzens gelegt: alles moralisch Unreinen, Unwahren, Bösen soll der Mensch sich enthalten. Dem Licht gleiche sein Leib, seine Seele der Wahrheit. In Gedanken, Worten und Werken rein sei er, wenn er zur Gottheit sich wendet[7]).

9.

Das Sittengesetz und der Cult der zoroastrischen Religion finden ihre Begründung und Rechtfertigung durch die der Zukunft zugekehrte Seite der ormuzdischen Offenbarung. Diese wendet sich hier an jenes tiefe Herzensbedürfniß des Menschen, an eine Fortdauer seiner Persönlichkeit nach dem Tode zu glauben.

Wir sahen, daß Zoroaster zufolge der Mensch aus Geist (Feruer) und Leib besteht. Der Tod gibt den Leib den Elementen zurück, aus welchen er gebildet war. Nicht so den Geist, welcher ja himmlischen Ursprungs ist. Die zoroastrische Religion lehrt die Unsterblichkeit desselben[1]). Es ist diese Religion, müssen wir nie vergessen, ein Product der Phantasie und dieser kostet es nicht viel, den Wünschen des Herzens nachzuleben. Der Geist steigt beim Tode des Leibes hinauf zum Berge Albordsch, von welchem die furchtbare Brücke Tschinevad nach Gorotman oder Behescht führt, d. h. zu dem Himmel Ormuzd's, zu dem Aufenthaltsort der Seligen. Aber dahin vermag nur die lautere, reine, gerechte Seele einzugehen. Nur der Feruer des Menschen, welcher hienieden in Gedanken, Worten und Werken Ormuzd gedient, kann über die Brücke Tschinevad gelangen; wer dagegen hienieden Ahriman gedient, der Unlautere, Unreine, Ungerechte, der stürzt von Tschinevad hinab in den klaffenden Abgrund, in den Duzakh, die

7) „Rein in Gedanken, rein in Wort und rein in der That bete ich in Heiligkeit und vor den Augen der Amschaspands zu dir. Laß meines Herzens Reinigkeit zu dir, o Ormuzd, dringen! Und gib mir Festigkeit im Guten, daß ich durch Bahman's Schutz zur Heiligkeit der Thaten komme, die Quell der Freuden und des Segens für mich sind.“ Izeschne XVIII (Z. A. I, 115).

1) „Nachdem der Menschenkörper im Mutterleib gebildet ist, kommt die Seele vom Himmel und belebt ihn. So lange er durch sie lebt und sich bewegt, begleitet sie ihn unabläßig. Wenn der Mensch stirbt, so wird sein Leib Staub und die Seele kehrt zum Himmel zurück.“ Bundehesch XVII (Z. A. III, 90).

Hölle [2]). Aber diese Hölle ist kein Ewiges, sie ist nicht die christliche Hö mit ihrer grausamen Unendlichkeit, sondern mehr nur ein Fegefeuer im tholischen Sinn. Ihr Zweck ist nicht Strafe, sondern Läuterung. Ni bloß gestraft und gepeinigt sollen die Darvands werden, sondern geläut und entsündigt, von ahriman'scher Befleckung reingebrannt.

Hier tritt nun das erhaben schöne Dogma ein von der endlichen V söhnung des großen Dualismus zwischen dem Licht und der Finsterniß, d Guten und dem Bösen. Es hängt mit dem von der Wiederbringung al Dinge genau zusammen [3]).

Der zoroastrische Weltplan zerfällt in vier Perioden, von welchen j 3000 Jahre umfaßt. In der ersten, der Schöpfungsperiode, hat, wie gesehen, Ormuzd allein geherrscht. In der zweiten, welche von der Sc pfung bis zur Sendung Zarathustra's reichte, hat der Herrschaft des Li gottes der Dunkelgott die seinige beigesellt. In der dritten, die von roaster's Auftreten bis zur Auferstehung geht, gewinnt in dem unausgesetz Kampf zwischen dem guten und dem bösen Prinzip Turan über Iran, Ah man über Ormuzd allmälig die Oberhand. Die vierte und letzte We periode hebt mit der Besiegung Ahriman's und der Dews an und eröff eine weite Perspective in ein Dasein allgemeiner Vollkommenheit u Glückseligkeit. Zu einem solchen Dasein sind alle Geschlechter der Mensc von der Weltschöpfung an bestimmt. Damit sie diese Bestimmung erreich

---

2) „Auf dem von der Zeit bestimmten Wege kommen Gerechte und Darvands der von Ormuzd geschaffenen Brücke Tschinevad an. Die Seelen der Gerech gehen auf diesen erhabenen und schauervollen Berg (Albordsch); sie gehen in B gleitung der himmlischen Izeds über die Brücke Tschinevad, die Schrecken eingie Bahman hebt sich von seinem Goldthron und spricht zu ihnen: Wie seid ihr, o re Seelen, hierher gekommen, aus der Welt der Mühseligkeiten in die Wohnungen, der Vater der Uebel keine Gewalt hat? Seid willkommen und gesegnet, reine Seel bei Ormuzd, bei den Amschaspands, beim Goldthron, im Gorotman, in dessen M Ormuzd thront und alle Heiligen wohnen!" Vendidad XVII (Z. A. 378). „Endl werden alle Freunde der Dews, die Darvands und Lehrer des bösen Gesetzes schw den, in die Welt gehen, die ihnen bereitet ist — den Duzakh." Ebend. 381.

3) Die Gestaltung dieser beiden Dogmen ist so, wie wir sie jetzt besitzen (Bundehesch), freilich nur eine traditionelle. Daß sie aber wirklich auf altzoroastrisch Lehrsätzen beruhe, wird durch die Zeugnisse griechischer Schriftsteller (Plutar Theopomp, Diogenes Laërtius) bestätigt. Vgl. Röth, a. a. O. 431 ff.

…men, findet eine Auferstehung der Todten statt[4]). Hiebei erscheint nun auch die Messiasidee im zoroastrischen Glaubenskreis. In dem Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman, welcher die dritte Weltperiode ausfüllt, treten zwei Nachkömmlinge Zoroaster's, Oschederbami und Oschedermah, als wunderthätige Ormuzdstreiter auf. Ein dritter, *Sosiosch*, der Siegesheld, führt als Besieger der Dews und Auferwecker der Todten die vierte Weltperiode herbei. Er ist der Heiland des Zoroasterthums, und wie alle Religionen schon die Erzeugung und Geburt ihrer Heilande mit dem Nimbus des Wunderbaren zu umgeben lieben, so ist auch des Sosiosch Erzeugung und Geburt wunderbar genug, eine physiologische oder vielmehr unphysiologische Monstruosität[5]). Die Auferstehung der Todten geht genau in der Reihenfolge vor sich, in welcher dieselben zuerst in's Leben gerufen worden waren: zuerst ersteht der Urmensch Kaiomorts, dann das erste Menschenpaar Meschia und Meschiane, dann folgen die verschiedenen Generationen der Menschen. Wenn sich mit den auferstandenen Leibern ihre Feruers wieder vereinigt haben, erfolgt das *Weltgericht*, dem Sosiosch vorsitzt und das Jedem nach seinen Werken vergilt. Die Gerechten steigen empor zum Paradiese, die Sünder dagegen werden abermals in die Hölle gestürzt. Dort werden sie während drei Tagen durch Alles schmelzenden Feuers Gluten gereinigt. Aber nicht nur sie: auch der Erdball, auch die Dews, auch Ahriman selbst werden in dieser Glut ausgebrannt, reingebrannt. Alles Faule und Unreine des Duzakh wird darin aufgelöst und geläutert. Auf der erneuten, von allem Unlauteren und Schädlichen gereinigten Erde vereinigen sich die verklärten Wesen zu *einem* Werke, zu *einer* Familie, zu einerlei Sprache und Lebensweise, stimmen dem Ormuzd ein großes Loblied an und führen, genährt durch das aus dem Saft der Hompflanze und dem Urin des Stieres Hedeiavesch (Goschurun) von Sosiosch ihnen bereitete Lebenswasser, ein seliges Leben bis an's Ende der Zeiten, d. h. bis zum Ende der vierten und letzten Weltperiode[6]). Damit wäre der Kreis der

---

4) „Alles, sprach Ormuzd, wird aufstehen und neu leben." Vendidad XVII (Z. A. II, 378).

5) Sie ist in der von Anquetil nach parsischen Ueberlieferungen gearbeiteten Biographie Zoroaster's mitgetheilt (Z. A. III, 30).

6) Die Lehre der zoroastrischen Religion von den letzten Dingen ist ausführlich dargelegt im Bundehesch XXXI (Z. A. III, 111 ff.).

dreimal dreitausend Jahre abgeschlossen. Auf die Frage nach einer darüber hinausliegenden Zukunft geben die iranischen Religionsurkunden keine Antwort. Entweder müssen wir daher, Andeutungen griechischer Schriftsteller zufolge, annehmen, es sei in nicht auf uns gekommenen Theilen jener Urkunden eine abermalige Thätigkeit der zoroastrischen Urgottheit Zaruane, welche nach Abwickelung des ormuzdischen Weltplanes einzutreten hätte, gelehrt worden, — oder aber wir müssen glauben, das religiöse Bedürfniß der Iranier habe über diesen Weltplan hinaus keine weitere Forderung gekannt und gestellt.

10.

So ist, soweit unsere immer noch mangelhafte Kenntniß reicht, die Glaubenslehre Zarathustra's. Begründet auf den in der physischen und moralischen Welt waltenden Zwiespalt und Wechsel von Helle und Dunkel, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Wahrheit und Lüge, Gutem und Bösem, ist sie durch eine kühne Phantasie zu einem bewunderungswürdig consequenten System des Spiritualismus ausgebildet worden. Vergeistigung des Menschen, das ist der Zweck dieser Religion. Zwischen Ormuzd und Ahriman gestellt, mit freier Wahl, soll der Mensch, will er seine Bestimmung erfüllen, durch innere Läuterung, durch äußere Beobachtung der Ceremonien des Lichtcultus, von den Schlingen und Banden Ahriman's sich befreien, um schließlich würdig zu sein, ein Insasse des ormuzdischen Lichtreiches zu werden. Zur Mehrung und Kräftigung von diesem ist der Mensch geschaffen: er ist daher ein geborener Streiter für Iran gegen Turan. Er soll aber auch ein geschworener sein: seine natürliche Verpflichtung, gegen Ahriman zu streiten, soll er zur sittlichen erheben. Auf diese Erhebung, auf die daraus folgende Streitfähigkeit; auf die daraus resultirende Verbreitung des Lichts, der Reinheit, der Wahrheit, auf den Sieg Irans über Turan, ist Alles gerichtet. Mit leidenschaftlicher Begeisterung geht der große Prophet der Ormuzdreligion auf dieses Ziel los. Sein Evangelium ist ein Kampfruf, seine Dogmatik ein Feldzugsplan, seine Moral eine Schlacht. Keine Halbheit, kein Parlamentiren, keine Transaction, keine Concession: — zu Boden mit Ahriman und seinem Anhang! Aber wenn das Getümmel des unerbittlichen Kampfes ausgerast, dann wölbt sich

über das Schlachtfeld hin schön und groß der Bogen des Friedens und der Versöhnung. Den glänzenden Schlußstein von Zoroaster's Dogmatik bildet das endliche Aufgehen der Finsterniß im Licht, der Lüge in der Wahrheit, der Sünde in der Reinheit: — „allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein!“ Es muß in der Brust dieses tapferen Dichters eine Fülle von Liebe gewaltet haben: mit der Besiegung des Feindes hört auch die Verfolgung auf. Dieser Triumph der Humanität ist das schönste Merkmal der zoroastrischen Glaubenslehre. Das Christenthum hätte Grund, sie darum zu beneiden. Ein anderes bedeutsames Merkmal der in lachender Heiterkeit endenden Lichtreligion ist ihre geringe Neigung zur Mythologie. Sie kennt im Grunde eine solche gar nicht, ihr spiritualistischer Drang verschmäht das mythologische Spiel. Es gibt in ihr kein mythologisches Skandal, freilich aber auch keine plastisch-schönen Göttergestalten: sie durchgeistigt nicht die Natur, wie die griechische Religion, nein, sie entkörpert den Geist. Ihre Lösung des Dualismus von Natur und Geist besteht in dem Aufgesogenwerden jener durch diesen.

11.

Einzelne Culthandlungen der zoroastrischen Religion haben wir bereits gelegentlich berührt[1]). Die höchste derselben war das Lesen des Zend-Avesta, wie bei den Brahmanen die Lectüre der Veden, verbunden mit der Verehrung, nicht Anbetung, des heiligen Feuers, welches auf den Altären der Atesch-gahs loderte und bei allen religiösen Ceremonien mitgeführt werden mußte. Berghöhen waren zur Errichtung der Feueraltäre mit Vorliebe gewählt. Zur Mitführung der heiligen Flamme dienten geweihte Gefäße, Atesch-dans. Gebetformeln enthalten die Zendschriften Izeschne und Vispered in Menge. Sie sind an Ormuzd, an die Amschaspands und Izeds gerichtet: Reinigung des Geistes ist ihr vorwiegendes Flehen[2]). Der Be-

---

1) Ausführlicheres darüber gibt Anquetil (Kleuker's Uebers. d. Zend-Avesta, III, 201—258).

2) Doch richtet sich dieses auch auf irdische Dinge, ganz wie das christliche Vaterunser, dessen sieben Bitten sich bis auf den Wortlaut aus den Zendschriften zusammenstellen ließen.

tende reinigt und weiht sich äußerlich mit Weihwasser (Zur [3]), Homsaft (Havan), heiligen Baumzweigen (Barsom) und geweihtem Thierfleisch (Miezd). Mit gefalteten oder ausgebreiteten Händen wird gebetet. Blumen, Früchte, Spezereien werden als Opfer dargebracht; Thiere werden eigentlich nicht geopfert, sondern nur unter religiösen Ceremonien zum Nahrungsgebrauch geschlachtet. Ein mystisches Opfer, der katholischen Messe außerordentlich ähnlich, ist die Daruns-Feier, wobei ungesäuerte Brote (Daruns) und ein mit Homsaft gefüllter Kelch gebraucht werden. Die Priester tragen bei ihren Functionen eine besondere Kleidung, zusammengesetzt aus dem Sadere, einem hemdartigen weißen Rock, welcher bis zu den Hüften reicht, dem Kosti (Gürtel), welcher um jenen geschlungen ist, und dem Penom, einem leinenen Beutel, welchen die Priester über den unteren Theil des Gesichts ziehen, damit sie mit ihrem Athem das heilige Feuer nicht verunreinigen. Hauptfeste sind die sechs Gahanbars, zum Gedächtniß der sechs Schöpfungsacte Ormuzd's eingesetzt, und die fünf letzten Tage des Jahres, Gahs, an welchen die das Jahr hindurch ihre Läuterung im Duzakh vollendet habenden Feruers zum Albordsch emporsteigen. Bei religiösen Feierlichkeiten gebrauchen die Parsen drei musikalische Instrumente, eine Flöte (Sanai), eine Trommel (Dohl) und aus Blech verfertigte Castagnetten (Tal). Hauptwallfahrtsort der jetzigen Parsen sind die Atesch-gahs bei Baku auf der Halbinsel Apscheron im Kaspiasee. Die dort in ewigen Flammen emporlodernden Naphthaquellen sind der religiöse Mittelpunkt der zerstreuten Parsengemeinden, unter welchen die Reinheit des Ormuzdglaubens freilich meist zu leerem Ceremoniendienst sich getrübt hat.

Der religiöse Gedanke, welcher in dem System Zoroaster's seine Ausbreitung fand, bemächtigte sich auch des sozialen Lebens von Iran, aber er hat ihm keinen so unaustilgbaren Stempel aufgedrückt, wie das Brahmanenthum dem von Indien. Der Grundsatz zwar stand bis zur endlichen Vernichtung Irans durch die Mohammedaner in Bezug sowohl auf das religiöse als das staatliche Leben fest: die Gesellschaft soll eine Gemeinde von Ormuzddienern ausmachen, und um eine solche sein zu können, muß sie fortwährend zum Streit gegen Turan, die Welt des Bösen, gerüstet sein.

---

3) Bestehend aus geweihtem Wasser oder aus dem Urin eines Ochsen, statt dessen im Nothfall auch der einer Kuh gebraucht werden darf.

Allein gerade in der rüstigen Thätigkeit, welche durch eine solche unausgesetzte kampffertige Haltung geboten war, lag ein Prinzip der Bewegung, welches Persien nach Außen in wechselvolle Kämpfe hineinriß und in seinem Innern keine recht dauernden gesellschaftlichen Einrichtungen aufkommen ließ. Allerdings wird in den Zendbüchern eine Eintheilung des iranischen Volkes in die vier Stände der Priester (Mobeds), der Krieger, der Ackerbauer und der Gewerbtreibenden erwähnt, allein diese Gliederung der Staatsgesellschaft scheint zur Kastenfestigkeit Indiens nie gelangt zu sein. Die iranische Beweglichkeit mußte dem Kastenwesen, vermöge dessen die soziale Gestaltung Alt-Indiens auch jetzt noch, unter der Fremdherrschaft, besteht, überhaupt abhold sein. Das hat die Iranier vor sozialer Versteinerung bewahrt, nicht aber vor sozialer Auflösung geschützt.

Die iranische Geschichte nahm mit der Invasion der Gläubigen Mohammed's ein tragisches Ende, aber in der iranischen Heldensage lebt der Geist der Ormuzdreligion ein unsterbliches Leben. Die Heldensage, der Göttersage Tochter, ist insbesondere bei drei Völkern zu edler Schönheit emporgewachsen, bei den Griechen, den Germanen und den Iraniern. Das iranische Heroenthum erhielt herrliche Gestaltung durch den großen Dichter Abul Kasim Mansur, bekannter unter dem ihm von seinen Verehrern gegebenen Namen F i r d u s i (d. i. der Paradiesische[4]). Fünfzehn Jahrhunderte nach Zoroaster stand in Mitte der Nachkommen Derer, welche die Ateschgahs zerstört und das Zend-Avesta zu vernichten gesucht hatten, ein Genius auf, welcher, im Innersten erfüllt von der Idee des ormuzdischen Lichtglaubens, in einer riesenhaften Dichtung den großen Kampf zwischen Iran und Turan noch einmal vorführte und der iranischen Heldensage, deren Inhalt dieser Kampf ausmacht, unvergängliche Gestalt verlieh. So rächt sich der Geist. Das S c h a h n a m e (Königsbuch, Heldenbuch[5]) Firdusi's ist nach alten iranischen Traditionen in nahezu 60,000 gereimten Doppelversen gearbeitet. Es ist der Stolz der neupersischen Literatur, die größte That der

---

4) Geb. um das Jahr 940 in einer nahe bei Tus in Khorasan gelegenen Ortschaft, gest. 1020 in Tus.

5) Inhalt und Form des Schahname ist jetzt den Deutschen durch die Bemühungen des verdienten Literarhistorikers und Uebersetzungskünstlers A. F. v. S c h a c k eröffnet worden: Heldensagen des Firdusi, zum ersten Mal metrisch übersetzt, 1851; — Epische Dichtungen Firdusi's, 1853, 2 Bde.

orientalischen Kunstpoesie, und wohl durfte der Dichter, nachdem er, schließlich mit Undank belohnt, fünfunddreißig Jahre auf sein Werk verwandt, am Schluß desselben mit gerechter Befriedigung die Unsterblichkeit sich prophezeien[6]). Wir glauben unserer Darstellung der Ormuzdreligion nur eine durchaus nothwendige Ergänzung beizufügen, wenn wir im Folgenden die persische Heldensage, wie das Schahname sie neubelebt hat[7]), überblicken.

12.

Der Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman vollzieht sich in der Menschheit als Kampf zwischen Iran und Turan, wobei letzteres bald im engeren Sinne gefaßt wird als das Steppenland jenseits des Oxus, bald im weiteren und weitesten als die Heimat von all den verschiedenen Feinden, welche Persien anfielen. Insofern sind dann auch der mythische Sohak, der mazedonische Alexander und der Khalif Omar aus Turan gekommen, nicht nur Sohak und der eigentliche Turanier Afrasiab, welcher letztere Name, wie es scheint, gleich dem Pharaotitel der ägyptischen Könige, sämmtlichen oder wenigstens den meisten Beherrschern des Turan im engeren Sinne zukam. Aber die Nachzeichnung des Götterkriegs zwischen dem guten und

---

6) „Ich habe, der dies Buch hervorgebracht,
Die Welt von meinem Ruhme vollgemacht;
Wer immer Geist hat, Glauben und Verstand,
Von dem werd' ich mit Lob und Preis genannt;
Der ich die Saat des Wortes ausgesät,
Ich sterbe nicht, wenn auch mein Geist vergeht."

7) Das Schahname zerfällt seinem Inhalt nach in zwei große Abtheilungen. Die erstere gibt nach einer mythisch-allegorischen Einleitung die mit der zoroastrischen Religion vielfach verwachsene Königs- und Heldensage von Iran: das eigentliche iranische Epos. Die zweite enthält eine legendenhafte Darstellung der neupersischen Geschichte von der Zeit des Ausgangs der Dynastie des Darius Hystaspis an bis zum Untergang der Sassaniden. Der Grundgedanke des ganzen Werkes, die Idee des Kampfes zwischen dem Lichtreich und dem Dunkelreich, beurkundet die Inspiration Firdusi's durch zoroastrische Traditionen. Eine prachtvolle Charakteristik des großen Gedichts gibt Schack in der Einleitung zu seinen Heldensagen des Firdusi (S. 52—107).

dem bösen Prinzip in der Geschichte geht nicht bis zu dem Siege Ormuzd's fort. Sie konnte das auch nicht. Jener Ormuzdsieg ist von dem religiösen Glauben in die Ferne der Zukunft gerückt, die Heldensage dagegen hat es nur mit der Vergangenheit zu thun. Sie mußte also, der iranischen Geschichte analog, nothwendig zu einem tragischen Schluß kommen.

Der Begründer des iranischen Schahthums war Kajumors, offenbar eine Erinnerung der Sage an den zoroastrischen Urmenschen Kaiomorts. Auch das Andenken der ursprünglichen Heimat der Arier knüpft sich an Kajumors, denn dieser erste Schah herrschte in den Bergen. Sein Herrscherglanz reizte den Neid, seine civilisatorischen Bestrebungen die Bosheit Ahriman's. Der sandte gegen ihn einen seiner Dews (neupersisch Diwe), gegen welchen streitend Siamek, des Kajumors Sohn, den Tod fand. Aber Siamek's Sohn Huscheng rächte den Vater, besiegte die Diwe, bestieg den Thron, fand die Kunst, aus Steinen Feuer zu locken, entzündete die heilige Flamme und erbaute den ersten Atesch-gah. Auch lehrte er die Menschen, aus Thierfellen sich Kleider zu bereiten, das Eisen zu schmieden und den Boden durch Bewässerung fruchtbarer zu machen. Auf Huscheng folgte sein Sohn Tahmuras, ebenfalls ein Culturförderer, unter dessen Herrschaft die Künste des Spinnens und Webens, des Gesanges und der Zähmung der Thiere aufkamen. Tahmuras war aber außerdem ein harscher Bekämpfer der Diwe, welche ihn gegen das Versprechen, sie zu schonen, die Schreibekunst lehrten. Das ist eigenthümlich. Bis dahin hatten die iranischen Schahe ganz im Geiste Ormuzd's eine civilisirende Mission erfüllt, nun aber erhält einer ein Haupthülfsmittel der Bildung, die Schreibekunst, von der Seite des bösen Prinzips her, welches doch, dem iranischen Glauben zufolge, aller Cultur Feind ist. Vielleicht hat hier die gereiftere Anschauungsweise des Dichters in die Sage eingegriffen, vielleicht hat Firdusi hier in seiner Weise dem Gedanken Raum gegeben, daß die Erkenntniß nur mit dem Verlust der Unschuld des Lebens erkauft werde. Wenn Adam, sagt ein großer Denker, einmal die Feder ergreift, so seid gewiß, daß er bereits aus dem Paradiese heraus ist, bereits von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gekostet hat. Man kann und darf überhaupt von Firdusi, der ein Moslem war, nicht erwarten, daß er die iranische Sagenwelt in seinem Gedichte ganz rein und lauter wiedergebe. Dies war für einen im Mittelalter lebenden mohammedanischen Dichter eine Unmöglichkeit und es begreift sich leicht, daß er arabische und neupersische mythische

Vorstellungen einmischte, sowie nicht selten jenen Ton schwermüthiger Reflexion, welcher nur seiner Subjectivität, nicht aber der iranischen Weltanschauung angehörte.

Dem Tahmuras folgte sein Sohn Dschem oder Dschemschid auf dem Schahthron, dessen Glanz durch ihn über alle Welt erhöht wurde. Siebenhundert Jahre herrschte er über Geister (Diwe und Peri's) und Menschen, welche letztere er in vier Classen eintheilte (die iranischen Kasten, s. o.). Mit Hülfe der Diwe grub er Metalle aus den Bergen, richtete er Prachtbauten auf, erbaute er das erste Schiff und befuhr er das Meer. Aber seines Glückes Dauer und Höhe machte ihn schwindeln. In Hochmuth sich überhebend, sandte er sein Bildniß hinaus zu den Völkern, göttliche Anbetung heischend. Da wich von ihm Ormuzd's Gnade und Ahriman gewann Macht auf Erden. Dieser Umstand ist wohl zu beachten, er ist einer der eigenthümlichsten im Zoroasterthum. Die Macht oder Ohnmacht der guten Gottheit, wie der bösen, ist abhängig von dem weisen oder thörichten, sittlichen oder unsittlichen Betragen der Menschen. Das bringt einen sehr beachtenswerthen anthropologischen Zug in die supranaturalistische Theologie Zoroaster's.

In Arabiens Wüsten hauste Sohak, ein Jüngling von schlimmen Neigungen und unbändiger Herrschsucht. Zu dem trat versuchend Iblis (d. h. Ahriman unter mohammedanischem Namen), sprechend: Schließe einen Bund mit mir und über die Sonne will ich dein Haupt erhöhen. Sohak schloß mit dem Bösen einen Bund. Iblis räumte den Vater des jungen Mannes, den Padischah von Thast, aus dem Weg und setzte Sohak auf den Thron. Dann bot der Böse in Gestalt eines schönen Jünglings dem neuen Herrscher seine Dienste als Koch an und wußte dem Gaumen desselben durch Bereitung leckerer Gerichte über alle Maßen zu schmeicheln. Sohak lobte ihn, der Koch erbat sich die Gnade, den König auf seine beiden Schultern küssen zu dürfen. Aber nach diesen Küssen verschwand Iblis und auf den Stellen, die er geküßt, wuchsen aus Sohak's Schultern zwei schreckliche schwarze Schlangen. Vergebens ließ der König die Ungeheuer an der Wurzel abschneiden; sie wuchsen immer auf's Neue. Nun erschien Iblis wieder in Gestalt eines Arztes und gab den Rath, die Schlangen, um sie zu beruhigen, mit Menschenhirn zu füttern. Dies geschieht und dadurch hofft Ahriman die Erde von den Menschen, den Geschöpfen Ormuzd's, entvölkert zu sehen.

Dschemschid inzwischen hat durch seinen Uebermuth die Iranier zur Empörung getrieben. Die Rebellen rufen den Sohak herbei. Dieser besiegt das Heer Dschemschid's, treibt den Schah in die Flucht, nimmt ihn später gefangen und läßt ihn entzweisägen. Tausend Jahre lang seufzt nun Iran unter dem Druck des Joches, welches ihm der ahriman'sche Sohak auferlegt, dessen Schlangenpaar zu füttern, täglich zwei Menschen geschlachtet werden. Einst sieht der Greuel auf Greuel, Frevel auf Frevel häufende Tyrann im Traum einen Jüngling, welcher, der Cypresse gleich an Wuchs, mit einer Keule auf ihn zutritt und ihn zu Boden schlägt. Dieser Traum geht auf Feridun, einen Urenkel Dschemschid's, welcher der Ausrottung seines Geschlechts entgangen, indem er von seiner Mutter Firanek auf den Alburs (Albordsch) gerettet worden war. Ein Mann aus dem Volk, der Schmied Kawe, erregt einen Aufstand gegen Sohak. Sechszehn von Kawe's Söhnen schon waren den Schlangen des Drachenfürsten geopfert worden; als nun der siebenzehnte und letzte auch noch sein Hirn den Ungeheuern geben soll, stürzt der verzweifelnde Vater auf den Marktplatz, stachelt mit der Beredtsamkeit der Liebe und des Ingrimms das Volk zur Erhebung, macht sein an eine Lanze befestigtes Schurzfell zum Banner derselben, schaart die Unzufriedenen um sich und zieht mit ihnen zu Feridun. Dieser schmückt des Schmiedes Schurzfell mit Edelsteinen, erhebt es unter dem Namen Kawjani Diressch (Fahne des Kawe) zum iranischen Reichsbanner, — als welches es noch in der Unglücksschlacht bei Kadesia flatterte, — läßt sich von Kawe eine Keule schmieden, stellt sich, mit ihr bewehrt, an die Spitze der Rebellen, zieht dem Sohak entgegen, überwindet nach furchtbarem Kampf das Heer des Tyrannen und ist im Begriff, diesen selbst mit seiner Keule niederzuschmettern, als ihm der Engel Serusch Einhalt thut, denn Sohak soll nicht so leichten Kaufes davonkommen. Mit einem Strick von Löwenhaut bindet Feridun den besiegten Tyrannen, führt ihn auf einem Kameel zu dem Gebirg Demawend und dort läßt er den Uebelthäter in einer grauenvollen Höhle das Gesicht nach unten gerichtet in schwebender Lage durch Schmiede festschmieden. Diese Katastrophe Sohak's erinnert auffallend an die Fesselung und Festschmiedung Loki's, des Ahriman's der germanisch-skandinavischen Religion, durch die Asen und es liegt, unseres Erachtens, darin eine nicht undeutliche Spur von urältestem Zusammenhang der iranischen und germanischen Götter- und Heldensage. Dem Feridun, der fortan mit Weisheit, Güte und Ruhm fünfhundert Jahre lang über Iran herrscht,

werden drei Söhne geboren. Ihren Muth zu prüfen, legt sich der Vater den noch Namenlosen in Gestalt eines feuerspeienden Drachen in den Weg. Der älteste ergreift bei diesem Anblick sogleich die Flucht und erhält darum den Namen Selm, der zweitälteste stürzt tolldreist in die Gefahr und wird Tur genannt, der jüngste aber erwartet ruhigen Muthes den Angriff des Drachen und heißt darum Iredsch. Altgeworden, vertheilt Feridun das Reich unter seine drei Söhne. Allein Selm und Tur, auf ihren Bruder neidisch — (wieder eine Einwirkung Ahriman's!) — verbünden sich gegen den Vater und ermorden den edlen Iredsch. Doch die Tochter desselben bringt den Minutschehr zur Welt, welcher auf Feridun's Geheiß Selm und Tur bekriegt, besiegt und tödtet. Nach dem Tod seines Urgroßvaters besteigt Minutschehr den Schahthron. Den nächsten Platz an diesem nimmt der große Vasall Sam ein, Fürst von Sejestan, aus einem Geschlechte stammend, welches seinen Ursprung ebenfalls auf Dschemschid zurückführte. Dem Pehlewan (Held, Ritter, großer Baron) Sam wird ein Sohn geboren, Sal, aber der Vater verstößt den Knaben, weil derselbe mit weißem Haar zur Welt gekommen. Seine Knechte setzen das Kind in den Klüften des Alburs aus. Stets erscheint dieses Gebirg in der Heldensage von Iran, wenn es sich um einen Wendepunkt handelt. Die Simurg, der Riesenwundervogel, erbarmt sich des Verstoßenen. Er wächst gleichsam unter ihren ungeheuren Fittigen zum Jüngling heran und zum Heil Irans, denn aus seinen Lenden soll der größte Bekämpfer Turans hervorgehen. Durch einen Traum zu besserer Erkenntniß gekommen, geht Sam seinen Sohn suchen, findet ihn und führt ihn im Triumphe heim. Sal verliebt sich in die Rudabe, Tochter eines dem Sam tributpflichtigen Fürsten von Kabul, der aber aus dem Stamme Sohak's entsprungen. Minutschehr mißbilligt daher diese Verbindung, allein die Leidenschaft der jungen Leute triumphirt über alle Hindernisse, um so mehr, da die Mobeds verkündigen, aus dieser Ehe werde ein Heilbringer für Iran geboren werden.

In der That zeugt Sal mit Rudabe den Rustem, den Pehlewan der Pehlewane, die Blume der iranischen Ritterschaft. Natürlich ist schon Rustem's Eintritt in's Leben außergewöhnlich. Auf der Simurg Geheiß schneidet Sal schon im vierten Monat von Rudabe's Schwangerschaft mit seinem Dolch den Sohn aus dem Leibe der Mutter. Der Milch von zehn Ammen bedarf das Kind zu seiner Stillung. Achtjährig, ist der Knabe schon so waffenkräftig, daß er einen gegen ihn anrennenden wüthenden Ele-

phanten erlegt. Während er sich auf ersten Waffengängen die Sporen verdient, verwirrt das ungerechte Regiment von Minutschehr's Nachfolger Nuder Iran. Eine Empörung bricht aus und das Volk bietet dem Sam die Krone an, welcher sie aber zurückweist. Pescheng, Schah von Turan, diese Wirren benützend, sendet seinen Sohn Afrasiab mit einem großen Heer über den Dschihun (Oxus). Bei Dschistan stoßen die Turanier mit dem Heer von Iran zusammen, von welchem zum Unglück Sam und Sal abwesend sind: jener ist gestorben, dieser mit den Leichenfeierlichkeiten beschäftigt. Die Iranier werden besiegt, Afrasiab läßt den gefangenen Nuder enthaupten, dringt weiter vor und bemächtigt sich für eine Weile des Throns von Iran. Die Iranier schaaren sich um Sal und wählen auf seinen Rath den Su zum König. Su drängt die Turanier über den Oxus zurück, seine Regierung, wie die seines Sohnes Gerschasp, dauert aber nicht lange. Nach Gerschasp's Tod stürzt Afrasiab abermals über Iran her, den erledigten Thron zu erobern, mit Mißachtung der Rechte des jungen Kai Kobad, welcher, ein Nachkömmling Feridun's, in der Bergeinsamkeit des Alburs lebte. (Man sieht, die iranische Heldensage kehrt immer wieder zu der Erinnerung an die urväterlichen Sitze am Hindukusch zurück.)

Mit der Herbeiholung und Inthronisirung Kai Kobad's beginnt Rustem, der „Elephantenleibgestaltige", seine große Retter- und Heldenlaufbahn. Ihm dient dabei sein Rekhsch (der Blitz), das Roß der Rosse. In dem Kriege Kai Kobad's gegen Afrasiab, den „Drachengleichen im Kampf", der kennbar ist an seiner schwarzen Rüstung und seiner schwarzen Fahne, wirft sich Rustem in der Schlacht auf den furchtbaren Turanier, faßt ihn am Gürtel und will ihn vor den Schah schleppen, aber Afrasiab's Gürtel reißt und so gelingt ihm die Flucht, worauf er sich mit seinem Heer wieder über den Oxus zurückzieht. Kai Kawus, Kai Kobad's Sohn und Nachfolger, läßt sich durch einen als Sänger vermummten Diw zu einem Kriegszug nach Masenderan verleiten, gegen Sal's Rath. Die Ausführung des aus Ahriman's Arglist stammenden Eroberungsgedankens endigt ganz schmählich mit einer ungeheuren Niederlage. Jetzt, in seiner Bedrängniß, fleht der Schah Sal und Rustem um Beistand. Rustem stellt Iran's Sache wieder her. Er besteht sieben große Abenteuer, besiegt einen Drachen, bekämpft und besiegt die Diwe Erscheng und Sefid, tödtet eine Zauberin und unterwirft nach schwerem Kampfe den König von Masenderan. Auch der tributpflichtige König von Hamaveran, welcher sich gegen den Schah empört

hatte, wird zum Gehorsam zurückgeführt. Er hat eine Tochter Sudabe, deren Schönheitsruf in Kai Kawus den Wunsch entzündet, sie seinen übrigen Frauen beizugesellen. Das auch ist wieder ein Werk der Diwe und daher entsteht Iran und dem Schah aus der Heimführung der Sudabe mancherlei Unglück. Dem Letzteren insbesondere das, daß sich Sudabe mit glühender Leidenschaft in den Sijawusch, den Sohn ihres Gemahls, verliebt. Der Jüngling weist diese Neigung mit Abscheu zurück und darauf spinnt die Verschmähte unheilvolle Ränke.

Ahriman's dämonische Einflüsse auf Iran machen sich überhaupt meistens in Gestalt von Weibern geltend. Die Verbindungen mit turanischen Frauen sind den iranischen Helden und ihrem Lande von jeher verhängnißvoll geworden. Dennoch geht auch Rustem, die Zierde Iran's, einen Liebesbund ein mit einer Turanierin, mit der mondangesichtigen, cypressenwuchsgestaltigen, perigleichen Tehmime, Tochter des Fürsten von Semengan. Auf einem Jagdzug des Helden in Turan's Gauen wird dieser Bund geschlossen. Tehmime empfängt von Rustem einen Sohn, Sohrab, welcher, nach des Vaters Heimkehr nach Iran, geboren wird und in Turan zu einem Rustem ebenbürtigen Helden aufwächst, ohne daß jener Kenntniß von ihm hat. Gerade darauf baut der Fürst der Finsterniß den Plan, Rustem durch den Sohn und in dem Sohn zu verderben, Rustem, welcher des Ahrimanthums furchtbarster Widersacher ist. Durch eine finstere Verknotigung der Verhältnisse sehen Rustem und Sohrab, Vater und Sohn, ohne einander zu kennen, zum tödtlichen Kampfe sich gegenüber gestellt. Lange schwankt das Entsetzliche, bis endlich der Sohn vom Vater die Todeswunde erhält. Sterbend thut Sohrab seinem Besieger seine Herkunft kund. Rustem schreit auf in ungeheurem Schmerz, als müßte ihm das Herz brechen. Seines Lebens bester Theil ist dahin. Wir haben in unserer deutschen Heldensage ebenfalls einen Kampf zwischen Vater und Sohn. Aber unser Lied von Hildebrand und Hadubrand mit seinem gemüthlich-heiteren, fast komischen Ausgang kann sich mit der Geschichte von Rustem und Sohrab im Schahname nicht entfernt vergleichen. Hier erreicht die iranische Heldensage die Gipfelhöhe ihres tiefsittlichen Ernstes und ihrer tragischen Erhabenheit.

Von Ahriman getrieben, wird Afrasiab nicht müde, neues Unheil für Iran zu ersinnen. Der Fürst des Dunkelreichs hat sich, wie früher den reinen Iredsch, jetzt den trefflichen Sijawusch zum Opfer auserseheu.

Sijawusch wird durch seiner Stiefmutter Intriguen und seines Vaters Schwäche dazu gebracht, bei Afrasiab Zuflucht zu suchen. Dieser nimmt ihn freundlich auf und gibt ihm sogar seine Tochter Ferengis zur Gemahlin. Aber bald läßt er, von Argwohn gegen Sijawusch erfüllt, den Schuldlosen ermorden und die schwangere Ferengis auch kann sich nur durch die Flucht vor dem Wüthen ihres Vaters retten. Zur Sühne von Sijawusch's Mord führt der von Ferengis geborene Kai Khosru, des Kai Kawus Nachfolger auf Iran's Thron, einen Rachezug gegen Turan und abermals wüthet Jahrzehnte langer schrecklicher Krieg zwischen den beiden Ländern. In diesen Krieg fällt die wunderschöne Liebessage von Bischen und Menische und in Behandlung dieser Episode hat der Dichter der rührendsten Zärtlichkeit und dem höchsten Aufschwung der Treue freien Lauf gelassen. Eine zweite, noch berühmtere Episode ist die vom Kampf der zwölf Helden.

Nachdem der Streit endlich mit einer entscheidenden Niederlage Afrasiab's vorläufig zu Ende gegangen, kehren die Sieger nach Iran heim und unter Kai Khosru's und seines Nachfolgers Lohrasp Herrschaft erfreut sich das Land glücklicher Zeiten. In die Regierung von Lohrasp's Sohn Gustasp fällt dann die Offenbarung des gereinigten Ormuzdglaubens durch Zerduscht. Diesem Heil entgegenzuwirken und Iran durch Entziehung seiner stärksten Stützen einen entschiedenen Sturz zu bereiten, ersinnen Ahriman und seine Diwe neue Tücken. Weil sie von außen her Iran nicht zu verderben vermochten, wollen sie es von innen heraus versuchen durch Entzweiung und gegenseitige Aufreibung seiner besten Kräfte. Die sind Isfendiar, der Sohn Gustasp's, und Rustem. Jener ist von Zerduscht zum Ormuzdstreiter geweiht worden und sein Stern hebt sich in dem Maße, in welchem der Rustem's sich neigt. Ahriman gewinnt Macht über das große Haus des Sam. Rustem, der Schirm und Hort Iran's, reißt Sejestan vom Reiche los und erklärt sich für unabhängig. Gustasp verheißt seinem Sohn Isfendiar die Krone, wenn dieser den großen Pehlewan gebunden in seine Hand liefere. Isfendiar erkühnt sich, wenn auch mit innerem Widerstreben, der Lösung dieser Aufgabe. Er zieht gegen Rustem und zwischen den beiden Helden erfolgt ein Zweikampf, der, von mancherlei wunderbaren Episoden unterbrochen, mehrere Tage währt. Endlich schießt Rustem dem Gegner den gefeiten Todespfeil in's Auge. Der Sieger weint über dem Gefallenen, wissend, daß auch er selbst dem Verhängniß nun verfallen. Zerduscht hat einen Fluch auf den gelegt, welcher Isfendiar's Blut vergösse.

Und bitter ist der Tod des Pehlewans der Pehlewane. Sein eigener Bruder Scheghad wird an ihm zum Verräther. Rustem stürzt auf der Jagd in eine auf Scheghad's Rath vom Schah von Kabul ihm gegrabene mörderische Fallgrube. Wohl rächt er seinen Tod noch an dem Verräther mit tödtlichem Streich, dann aber bricht sein Auge. Mit Isfendiar's und Rustem's Fall ist der Triumph Turan's über Iran, Ahriman's über Ormuzd für lange Zeit entschieden und in Elend und Trauer harrt die iranische Welt der Erscheinung des Sosiosch entgegen.

Dies das dürre Gerippe der Heldensage von Iran, welches Firdusi im ersten, in dem eigentlich heroischen und epischen Theil seines Schahname mit blühendstem Fleisch bekleidet hat. Seine wunderbare Dichtung ist eine hochpoetische Widerspiegelung des Weltkampfs zwischen Ormuzd und Ahriman und der Dichter hat die Wirkung des großen Gemäldes noch dadurch erhöht, daß er, die blendenden Farben mildernd, den „Schleier erhabener Trauer" darüber warf.

Drittes Kapitel.

Die Chinesen und die Japaner.

1.

Ostwärts nun wenden wir uns, jenem Volke zu, das, wenn schon unsere Kenntniß von ihm bedeutend sich gemehrt, noch immer wie ein ungelöstes Räthsel in der Geschichte dasteht und welches man für das „krystallisirte" zu halten versucht ist, welches Göthe seinen Mephistopheles gesehen haben läßt [1]). Denn, in der That, China's Existenz stellt sich schon in

---

1) Wer lange lebt, hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt gescheh'n;
Ich habe schon, in meinen Wanderjahren,
Krystallisirtes Menschenvolk geseh'n.

Faust, 2. Thl. II, 2.

alter Zeit statt in dem Prozeß organischen Werdens in dem Zustand krystallisirten Gewordenseins dar. Stabilität ist der Chinesen geschichtlicher Charakter. Natürlich ist das nicht so zu fassen, als wäre das Reich der Mitte, so, wie es ist, urplötzlich vom Himmel gefallen: jedes Gewordene muß selbstverständlich einmal ein Werdendes gewesen sein; sondern, wenn wir als historisches Charaktermerkmal China's die Stabilität bezeichneten, soll damit nur gemeint sein, daß das chinesische Volk, einmal auf einer gewissen Stufe seiner Entwickelung angekommen, stehen blieb und in diesem Stillstand versumpfte. Es erklärt sich dieses aus seiner mit beispielloser Eifersucht und Zähigkeit gegen fremde Einflüsse verwahrten geistigen und sozialen Eigenthümlichkeit. Ihr Land die Blume der Mitte nennend und dasselbe — was übrigens bei allen alten Völkern der Fall war, — allen Ernstes für der Erde Mittelpunkt haltend, sahen die Chinesen mit gränzenlosem Hochmuth auf die umwohnenden Völker herab, als auf Barbaren, gegen welche sie sich förmlich abmauerten, nicht allein vermittelst jener berühmten chinesischen Mauer im Norden des Reiches, sondern vermittelst ihres ganzen Wesens. Mit consequentestem Eigensinn bildeten sie ihre Sitten, ihren Staat, ihre Religion, ihre Wissenschaft und Kunst in einer Richtung aus, welche den Nachbarn jede Einwirkung nicht nur, sondern auch jede Theilnahme verwehrte. Ja, schon ihre Sprache war eine chinesische Mauer nach außen. Sie ist bizarr genug, diese Sprache, im Grunde sehr arm, denn der ganze Sprachschatz reduzirt sich auf 450 einsylbige Wörter, welche durch eine vierfach verschiedene Betonung auf 1203 Wortlaute gebracht werden. Im Volksmund geht diese Sprache in verschiedene Dialekte auseinander, welche aber durch das Band einer Schriftsprache zusammengehalten werden, die im ganzen Reich gebräuchlich ist. Ihr Organ ist nicht eine alphabetische, sondern eine Sylben-Schrift, welche sich aus der Hieroglyphik entwickelte. Als der Formgeber dieser Schrift, welche sich aus 214, in 17 Classen geordneten Schriftwurzeln zu der krausen Vielerleiheit von nahezu 30,000 Zeichen entfaltete, wird Hoang-ti genannt, der 2000 Jahre vor Christus gelebt haben soll [2]). Starr in sich abgeschlossen, ohne Verwandtschaft, ist die chinesische Sprache in ihrer mumienhaften Beharrung ein entsprechendes Bild des chinesischen Lebens,

---

2) Rémusat: Elemens de la grammaire Chinoise, 5 ff. Endlicher: Chinesische Grammatik, 1 ff. Klemm: Allg. Culturgesch. VI, 428 ff.

welches, eingeschlossen in seine physischen, materiellen und intellectuellen Gränzmauern, von den Luftströmungen der Weltgeschichte so lange unberührt blieb, daß es der Versumpfung anheimfallen mußte. Es ist wahr, China hat gezeigt, daß ein Volk in ängstlicher und hartnäckiger Besonderheit eine eigenthümliche Cultur aus sich erzeugen und bis zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit fortführen kann; aber nicht minder und abschreckend genug, daß der geschichtliche Fortschritt wesentlich durch die lebendige Wechselwirkung der Völker in der Geschichte bedingt ist. Der einzelne Mensch kann seine Bestimmung nur als Mitglied der Gesellschaft erreichen, das einzelne Volk nur im Zusammenhang mit den übrigen Völkerfamilien. Wo dieser Zusammenhang fehlt, muß die Civilisation, und sei sie auch durch Alter und Strebsamkeit so ehrwürdig, wie die chinesische, früher oder später unabwendlich zum todten Mechanismus werden. Ein solcher ist das chinesische Leben wirklich geworden: China ist der Automat der Weltgeschichte.

2.

Die Chinesen sind das einzige Culturvolk der mongolischen Race; von allen farbigen Menschen kommen sie an physischer Bildung und geistiger Anlage den Stämmen kaukasischer Race am nächsten. Die Anfänge ihrer Geschichte verlieren sich in mythisch-vorzeitlichem Dunkel. Ihre Altvordern sollen von jener großen Völkerscheide, von den Gebirgen Hochasiens nach China herabgestiegen sein[1]). Die Begründung des chinesischen Staats durch Fo-hi (um 2950 v. Chr.), welcher die Ehe eingesetzt und das Volk in der neuerworbenen Heimat in hundert Familien eingetheilt haben soll, ist sagenhaft. Mit Yao, welcher um 2350 v. Chr. den jungen, durch die bedrohende Naturerscheinung einer furchtbaren Ueberschwemmung in seiner Existenz gefährdeten Staat neu organisirte und auf der bureaukratisch-chinesischen Grundlage feststellte, stehen wir so ziemlich auf historischem Boden. Mit dem Kaiser Yo sodann beginnt um das Jahr 2200 die erste Dynastie, genannt die Dynastie Hia. Die chinesische Staatsidee ist auf absolute Bevormundung des Volkes gerichtet. Für ihre stricte Durchführung in dieser

---

1) Gützlaff: Gesch. d. chinesischen Reichs, herausg. v. Neumann, 2 ff.

Richtung wurde von Anfang an bis in's Einzelnste gesorgt und dadurch ein staatlicher Formalismus begründet, der aus allen Erschütterungen und Niederlagen immer wieder siegreich sich aufrichtete und eine beispiellose Dauer gewann. Weil aber in demselben, unter ursprünglich patriarchalischen Formen, das Volk in Wahrheit nur um der herrschenden Classen, um des kaiserlichen Hauses und der Beamtenschaft (Mandarinen) willen da war, so konnte China's Geschichte nie eine Volksgeschichte sein. Sie war von Anfang an und blieb für alle Folgezeit eine Dynastiengeschichte. Den chinesischen Nationalcharakter kennzeichnend ist der Umstand, daß schon in den ältesten und älteren Theilen derselben nicht etwa das Element des Wunderbaren und Heroischen vorschlägt, wie in der anderen Völker Geschichten, sondern ein gewisses praktisch-verständiges Moment, um nicht zu sagen eine philisterhafte Nüchternheit. China hat eigentlich gar keine Heldensage. Schon das Wollen und Thun der Fürsten seiner Sagengeschichte ist prosaisch-schulmeisterlich viel mehr als heldenhaft, civilisatorisch allerdings, aber auch erzpedantisch und bureaukratisch: China's Helden sind Polizeicommissäre, seine Heroologie ist eine Sammlung von Verwaltungsedicten.

Die Dynastie Hia, decrepit geworden, wurde durch Tsching-tang gestürzt, den Gründer der Dynastie Schang, die von 1766 — 1123 v. Chr. das Reich beherrschte. Ihrer spätern Versunkenheit machte der große Wu-wang ein Ende, welcher die Dynastie Tsche-u stiftete (1122 — 255) und die staatliche Organisation China's vollendete. Auf die Herrschaft dieser Dynastie, unter welcher Confucius hervortrat, folgte die der Dynastie Tsin, die als bedeutendsten Fürsten den Schi-hoang-ti (st. 209 v. Chr.) hervorbrachte, den Erbauer der großen Mauer und Vollender des bureaukratisch-absolutistischen Regierungsmechanismus. Unter der folgenden Dynastie, Han, wird die Confucius'sche Lehre höchste Staats- und Sittenregel. Die Regierungen der Dynastien Tzin, Song, Tsi bringen Verwirrung und Unheil über den Staat. Erst unter den Dynastien Leang, Tschin und Sui hebt das gesunkene Reich sich wieder und erlebt dann unter den Kaisern der Dynastie Tang (618 — 907 n. Chr.), welche mit dem berühmten Tai-tsong anhebt, seine höchste Blüthezeit, in welcher eine reorganisirte Verwaltung dem Ackerbau, der Industrie und dem Handel zum reichsten Flor verhilft und das materielle Gedeihen mit regster Strebsamkeit in Wissenschaft und Literatur Hand in Hand geht. Mit dem Ende der

Dynastie Tang beginnt innerer und äußerer Zerfall. Die Einfälle d barbarischen Steppenvölker heben an. Schon im 12. Jahrhundert erobe die Mantschu den nördlichen Theil des Reichs und führen den Kaiser gefa gen fort. Im 13. Jahrhundert fährt Tschingiskhan's Mongolensturm nicht aufgehalten durch die große Mauer, auch über China verwüstend dah und 1279 besteigt der Mongole Kubilai den Thron des Reiches der Mit Hier aber zeigte nun die Zähigkeit der chinesischen Einrichtungen ih höchste Kraft: die barbarischen Eroberer mußten, um regieren zu könn den chinesischen Institutionen sich anbequemen. Noch stand aber die Frem herrschaft in China nicht fest. Das Reich erlebte unter der Dynastie Mi (1368 — 1644) eine Wiedergeburt, insoweit eine solche möglich war i nerhalb der ein für allemal von Alters her gesetzten Schranken politisch und sozialer Entwickelung. Die Fürsten des Hauses Ming warfen das J der fremden Eroberung vom Nacken China's und versuchten eine nati nale Reform. Weil aber diese eben eine nationale sein sollte, konnte nicht nach vorwärts, sondern nur nach rückwärts gerichtet sein. D Versuch, Alt-China wiederherzustellen, wurde gemacht und schien gelung zu sein, bis ein neuer Ansturm innerer und äußerer Feinde die Schwä des verknöcherten Organismus darthat. Die wachsende Zerrüttung fr das Kaiserhaus selber an, ein rebellischer Prinz rief die Mantschu aus d Tatarei herbei, sie kamen, der letzte Kaiser des Geschlechtes Ming erhäng sich und die Mantschu gaben dem besiegten China eine barbarische Dynast welche von 1644 an bis jetzt geherrscht hat. Ebenfalls unter chinesisch Formen jedoch: den Regierungsmechanismus China's scheint Keiner ze trümmern oder auch nur stören zu können, welcher nicht China selbst ze trümmern will. Die Mantschudynastie, von den Chinesen im Grun noch jetzt als eine barbarische verachtet, hat das chinesische Leben in d alten, tief ausgefahrenen und mit unendlichem Unrath angefüllten Geleis sich fortschleppen lassen. Der feindliche Zusammenstoß des chinesisch Hochmuths mit der britischen Betriebsamkeit zeigte aber Europa, daß d Zeit gekommen, wo der vielgepriesene, auch in der abendländischen Gesel schaft zur Nachahmung empfohlene, chinesische Conservatismus keine Wund mehr thut. Etliche Orlogschiffe der „rothhaarigen Barbaren“ reichte aus, jenen Frieden von Nanking (1842) zu erzwingen, welcher dem „Soh des Himmels“, dem „Beherrscher des himmlischen Reichs“ eine so tie Demüthigung bereitete. Seither ist die mächtige innere Gährung, welch

durch geheime Gesellschaften genährt und weitergeleitet [2]), schon lange im chinesischen Volk arbeitet, in einem großen Aufstand zum Ausbruch gekommen. Der Führer desselben, oder wahrscheinlich nur die Puppe der eigentlichen Leiter, ist angeblich ein Nachkömmling der Dynastie Ming, geheißen Tien-Te (himmlische Jugend). Die Zeit wird entscheiden, ob dieser Aufstand gegen die Mantschudynastie siegreich sein wird und ob aus der Versteinerung des Chinesenthums überhaupt noch neues Leben aufkeimen kann.

3.

Das religiöse Leben China's ist ein sehr zersplittertes. In dem weiten Umfang des himmlischen Reichs leben Schamanengläubige, Mohammedaner, Christen und Juden. Im eigentlichen China ist der zuerst um 250 (?) von Indien her eingedrungene Buddhismus Volksreligion, aber nicht Reichsreligion, und neben der populären Lehre des Buddha, in China Fo genannt, hat die alteinheimische, dunkle, phantastische des Lao-tse nur wenige Anhänger gefunden. Die Staatsreligion aber, die eigentliche chinesische Religion ist die angeblich schon von Fo-hi begründete, nachmals durch Kong-tse reformirte. Ihr Vorzug vor den beiden übrigen ist den gebildeten Chinesen über jeden Zweifel erhaben [1]).

Der Wiederhersteller und Neubegründer der chinesischen Religion, Kong-tse oder Kong-fu-tse, latinisirt Confucius, wurde 550 v. Chr. geboren und starb 479 v. Chr. Der Sohn eines subalternen Beamten, ging er, ein echter Chinese, selber in den Staatsdienst, allein die

---

2) Geheimbünde, welche den Sturz der Mantschu (die den Chinesen unter Anderem auch den Zopf aufgedrungen) zum Zwecke hatten, waren schon lange in China vorhanden. Neuestens will man nun dort auch eine große communistische Verschwörung entdeckt haben, denn eine solche soll die „Brüderschaft des Himmels und der Erde (Tien-Ti-Hoih)" sein. Vgl. die so betitelte Schrift von C. H. Böttger, 1852.

1) „Buddha's Priester sagen: Fo ist in der Wesen Heere;
Lao's Jünger sprechen: Fonglai liegt gen Ost im Meere;
Kong-tse's Schüler allein auf der Dinge Wesen sehen,
Ihren Augen immer Frühlingslüfte wehen."

Chin. Spruch, deutsch von Neumann.

unerquickliche Zeit, in welche sein Leben fiel, führte sein patriotisches Gemüth zur Erforschung der „guten alten Zeit" seines Landes. Er beschäftigte sich viel mit den alten Ueberlieferungen, sammelte, sichtete, ordnete und ergänzte die alten Schriftdenkmäler der chinesischen Civilisation und trat dann, mit diesen Documenten ausgerüstet, als Religions- und Sittenlehrer unter seinen verwilderten Zeitgenossen auf. Ausdrücklich erklärte er ganz im chinesischen Geiste wirkend, daß er nicht als Neuerer komme, sondern nur als Erneuerer des Alten, ewig Unveränderlichen [2]). Das Loos aller wahrhaft bedeutenden Menschen, Verkennung, Undank, Verfolgung und Elend zu finden, wurde auch ihm nicht gänzlich erspart. Aber sein Werk überlebte ihn, wuchs und wurde bestimmend für China's staatliches und sittliches Leben. Die dankbare Nachwelt gab ihm den Titel des Fürsten der Weisheit, erhob ihn zur Kaiserwürde, erbaute seinem Andenken Tempel und spendete seinem Bildniß [3]) göttliche Ehren.

Kong-tse hat die älteren Urkunden der chinesischen Religion, der geistigen Arbeit China's überhaupt in den heiligen King (Büchern) zusammengestellt und die alten Texte mit Erläuterungen und Zusätzen versehen. Das Wesentliche dieser heiligen Schriften mag an achtzehn Jahrhunderte älter sein als Kong-tse. Vortretend an Autorität sind unter den King drei: 1) der Y-King, mehr nur in dunkeln Andeutungen als zusammenhängender Darstellung Gedanken über Entstehung und Wesen der Natur enthaltend, welche von den späteren Erklärern moralische Deutung erhielten; 2) der Schu-King, dessen Inhalt die alte, auf Yao zurückgeführte, mit politischen Betrachtungen und moralischen Maximen durchflochtene Reichsgeschichte ausmacht, — der eigentliche Staats- und Sittencoder China's; 3) der Schi-King, das nationale Liederbuch, dessen älteste Stücke in das 14. Jahrhundert vor Christus hinauf, dessen jüngste in das 7. Jahrhundert nach Christus herab reichen [4]). Kong-tse traf aus einer Anzahl von

2) „Ich streue nur, gleich dem Landmann, empfangenen Samen unverändert in die Erde." Kong-tse.

3) Das Gesicht Kong-tse's wird echt chinesisch-barock beschrieben als eine lebendige Weltkarte, auf welcher man einen Abriß der fünf höchsten Gebirge und der vier großen Ströme erblicke.

4) Y-king, ex interpretat. Regis ed. Mohl, 1834. Chou-king, trad. par Gaubil, révu par De Guignes, 1770. Confucii Chi-king, ex latina P. Lacharme interpret. ed. Mohl, 1830. Schi-King, dem Deutschen angeeignet von Fr. Rückert,

3000 Gesängen eine Auswahl von 311 und diese bilden den lyrischen Nationalschatz der Chinesen, auf welchen wir unten noch zurückkommen werden. Außer diesen King stehen in China noch andere, mit mehr oder weniger Bestimmtheit dem Confucius zugeschriebene, moralisirende und philosophirende Bücher in großer Achtung. Die Schüler des Reformators haben seine zerstreuten Aeußerungen und Vorschriften mit großer Pietät gesammelt. In sehr hohem Ansehen sodann, den kanonischen Büchern fast gleichgestellt, sind die Schriften der beiden Philosophen Meng=tse (Mencius) und Tschu=tse oder Tschu=hi. Jener lebte um 360 v. Chr., dieser im 12. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Meng=tse verhalf als Commentator der Lehre des Confucius dieser erst zu recht unbestrittener Geltung. Tschu=hi, von seinen Landsleuten der Fürst der Wissenschaft genannt, ist der tiefste Denker und vielseitigste Gelehrte China's. Er erläuterte die sämmtlichen King, schrieb über alle Zweige chinesischen Wissens Compendien, welche classisches Ansehen genießen, und wurde so der eigentliche wissenschaftliche Formgeber der Staatsphilosophie des himmlischen Reichs. Lao=tse, welcher zur Zeit Kong=tse's lebte, aber in der Jugend des letzteren schon ein Greis war, hat nur eine Sekte gestiftet, die niemals von Bedeutung geworden. Die Persönlichkeit ihres Stifters ist, ganz im Gegensatz, zu der des Confucius, in mythisches Halbdunkel gehüllt. Er soll achtzig Jahre lang im Mutterleib gewesen, mit schneeweißem Haar zur Welt gekommen sein, u. dgl. m. Glaublicher ist, daß er sich lange in Indien aufgehalten, denn seine im Tao=te=king dargelegte Lehre erinnert stark an das Dogma des älteren Brahmanenthums. Wie dieses, nimmt auch Lao=tse an, der concreten Vielheit des Daseins liege als Prinzip eine abstracte Einheit zu Grunde, die er das Tao nennt. Dieses Tao hat mit dem indischen Tad, Aum, Brahma die auffallendste Aehnlichkeit. Es wird gedacht als die Wurzel aller Wesen, es zweigt sich in die Dinge aus. Aber — ganz im Anschluß an die indische Vorstellung — die Welt ist doch nur die unwahre Form der Gottheit. Der Mensch muß daher diese Nichtigkeit verneinen und durch gänzliches Sichversenken in sich selbst, nach Art der indischen Asketen, den Schein der Wirklichkeit aufheben. Eine bis zur vollkommenen Gleichgültigkeit gegen alles Leid und alle Lust des Lebens

---

1833. Schi=King, neu und frei nach Lacharme's lat. Uebertragung bearbeitet von J. Cramer, 1844.

gesteigerte Beschaulichkeit macht den Menschen reif zur Vereinigung mit dem Tao nach dem Tode. Eine derartige stoische Entsagungslehre konnte nicht nach dem Geschmacke der durchaus auf das Wirkliche und Praktische gerichteten Chinesen sein. Uebrigens wurde die Lehre des Lao-tse später mit allerlei lockenden Wunderdingen ausgeschmückt. Da hören wir von einem Lebenselixir, welches das menschliche Dasein schon hienieden außerordentlich verlängere, und von einem im östlichen Meere gelegenen Berg, Fonglai geheißen, auf welchem die Sien (Heiligen) in goldenen Hallen ein herrliches Leben führen. Zuletzt freilich löst sich auch dieses Paradies, wie alles Uebrige, in das Nichtsein des Tao auf. — Hiermit gehen wir zur Betrachtung der chinesischen Staatsreligion über.

4.

Das chinesische Gottesbewußtsein ist eigentlich gar kein solches, ist atheistisch. Das klingt freilich sehr paradox. Allein, in Wahrheit, die Vorstellungen der Chinesen von einem göttlichen Sein verflüchtigen sich Einem so unter der Hand, daß im Grunde nur die leerste Gleichgültigkeit zurückbleibt. Der Chinese hat kein rechtes Organ für das Uebersinnliche; das Materielle beschäftigt sein Denken so vollauf, daß für jenes kein Raum ist. Die Gottesidee bestimmt zu fassen, sie zu verdichten, eine persönliche Gottheit sich vorzustellen, zu mythologisiren, diese Mühe hat er sich nie gemacht. Zur Erforschung des letzten Grundes der Dinge sich momentan erhebend, gibt er diese unfruchtbare Arbeit bald wieder auf und läßt sich an einigen wenigen, dürftigen, vagen, abstracten Begriffen genügen.

Die chinesische Religion, sofern sie diesen Namen überhaupt verdient, stellt den Urgrund des Daseins als ein Zweifaches vor, als Kraft und Stoff oder als Thun und Sein. Die Urkraft, das active Sein, heißt Yang, der Urstoff, das passive Sein, heißt Yn. In der wirklichen Welt erscheinen, als die sichtbare zwar, aber doch nur bildliche Entfaltung des göttlichen Urgegensatzes in seiner Zweiheit, Himmel und Erde, jener der Vater, diese die Mutter aller Dinge. Yang und Yn (Himmel und Erde) zeugten durch gegenseitige Durchdringung — man kann nicht sagen Begattung, denn der fragliche Act ist viel zu abstract gefaßt — die fünf Elemente, aus welchen alle übrigen Dinge hervorgingen. Die Spitze der

aus den Elementen hervorgegangenen creatürlichen Existenzen ist der Mensch, in dessen beiden Geschlechtern der uranfängliche Gegensatz zwischen dem activen und dem passiven Prinzip wieder zur Erscheinung kommt.

Das Alles ist unbestimmt, dürr, seelenlos. Wir erhalten daraus nur das Resultat, daß der Himmel das männliche, die Erde das weibliche Prinzip ist und daß die fünf Elemente, die Grundstoffe der leblosen und der belebten Schöpfung, aus der Verbindung dieser beiden Prinzipien hervorgegangen sind. Tschu-tse machte nun in späterer Zeit allerdings den Versuch, das trockene Geäder dieser Grundursachenlehre mit speculativen Säften zu schwellen und dieselbe zu einem philosophischen Organismus zu gestalten. Allein er hat es am Ende nicht weiter gebracht als zu einer wissenschaftlichen Formulirung der populären Begriffe von Himmel und Erde und ihrer Thätigkeit in der Zeit. Wo er über den populären Dualismus hinaus zur Ahnung des Geistes in seiner Einheit vorschritt, erschien ihm diese nur in dämmernden Umrissen und zwar als Schicksal. Etwas Anderes ist das Tai-ki dieses Philosophen, in welchem Tai-ki Yang und Yn als zu ihrer höchsten Spitze sich zusammenschließen sollen, doch nicht. Daß wir aber die Schicksalsidee auch bei den Chinesen finden, darf uns nicht Wunder nehmen. Sie steht, eine geheimnißvolle, dunkle Nebelgestalt, geglaubt oder bloß geahnt, anerkannt oder geleugnet, hinter jeder Religion. Confucius freilich will, bei seiner streng und einseitig ethischen Weltanschauung, von einem in letzter Instanz unbedingt und unerbittlich waltenden Schicksal Nichts wissen, sondern macht des Menschen Geschick von seinem freien sittlichen Handeln abhängig. Aber er vermochte den fatalistischen Hang der Chinesen nicht auszurotten. Im Gegentheil, dieser Hang steht in üppigstem Gedeihen und äußert sich in den chinesischen Tempeln und außerhalb derselben in buntester Wahrzeichendeutung und Loosbefragung.

5.

Wie so vieler Religionen Bekenner, wurden auch die Chinesen durch die Gegensätze des Zeugenden und Befruchtenden und des Empfangenden und Gebärenden in der Natur zu der Annahme einer activen oder männlichen und einer passiven oder weiblichen Grundursache geführt. Wie in den zwei Geschlechtern der Menschen und Thiere, offenbaren sich diese

Grundursachen auch in dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten. **Yang** ist der Tag, Yn die Nacht; im Frühling und Sommer herrscht der **Himmel**, im Herbst und Winter die Erde. Die beiden Grundursachen **sind** aber, weil nicht als Geist gefaßt, in der Natur: die Natur ist **also** den Chinesen das Göttliche. Das Volksbewußtsein **vermochte** sich nicht zu der philosophischen Anschauung zu erheben, daß die Natur **nur** die sinnliche Erscheinungsform des Göttlichen sei; es begnügte sich mit **der** Vergötterung der Begriffe von Himmel und Erde. Beide werden als **moralische** Wesen — (Personen zu sagen, wie hie und da geschieht, **ist** schief) — gedacht. Beiden wird Verehrung gezollt. Allein der **Himmel**, als das active Grundprinzip, steht höher als die Erde. Ihm werden **intellectuelle** und sittliche Eigenschaften zugeschrieben. Er ist die **Weltordnung**, nach unserer Ausdrucksweise die Vorsehung, er erhält und regiert die **Welt**. Er ist die Kraft, welche, wie den Gestirnen, so auch den Menschen **ihre** Bahnen vorzeichnet.

Wo wir demnach in der chinesischen Religion nach einem Gott suchen, stoßen wir auf den Himmel, Tien. Er heißt auch der **höchste** Herr, der erhabene Herrscher, Schang-ti. Es werden ihm als **Attribute** Allwissenheit, Allmacht, Gerechtigkeit beigelegt; aber er ist durchaus **nicht** als persönlicher Geist, als Gottheit in unserem Sinne, zu fassen. **Seine natürliche** Bedeutung als das allumfassende Himmelsgewölbe wird **neben** seiner geistigen als die sittliche Weltordnung stets betont[1]); **daher sind** die Versuche, den Chinesen einen monotheistischen Glauben **zuzuschreiben**, als unberechtigte abzuweisen. Der naturalistische, pantheistische **Charakter** der chinesischen Religion tritt überall mit Bestimmtheit hervor. Der **Himmel** zwar ist die höchste Offenbarungsform des Göttlichen, allein **dieses** offenbart sich auch anderwärts, allenthalben: es beseelt die Natur, es **offenbart** sich als Geistiges in der Erde, in der Sonne, in den Sternen, in **den** Gebirgen, Quellen, Flüssen und Meeren, in Gewittern und **Erdbeben**, vorzugsweise jedoch im Menschengeist. Daher der chinesische Geister-

---

1) O du blauer Himmel, hoch
Ueber uns erhaben,
Lässest du wie lange noch
Uns im Leid begraben!

Schi-King von Rückert, S. 82.

cult, welcher Gestirne, Berge, Flüsse und die Geister der Ahnen als Theil-Offenbarungen des Göttlichen verehrt und, wenn schon in dem wissenschaftlichen Gottesbewußtsein China's keine Stelle findend, in dem religiösen Leben des Volkes einen großen, ja den größten Raum einnimmt. Alles hat da seinen Schutzgeist, von dem Erdganzen bis herab zu den einzelnen Provinzen, Gemeinden und Häusern des Reichs, von der Sonne bis herab zu den Verrichtungen des Ackerbau's, der Gewerbe und des Handels. In diesem Geistercultus sucht und findet das Volk eine religiöse Befriedigung, welche ihm der abstracte Dualismus der chinesischen Gottesidee in ihrer Reinheit nicht zu gewähren vermag.

6.

In der Mitte zwischen Himmel und Erde steht der Mensch, die „Blüthe der Elemente." In ihm herrscht, wie in den übrigen Creaturen die Materie (Yn) vorwiegt, die geistige Substanz (Yang) vor. Als Theil dieser Urkraft ist der Menschengeist Eins mit dem Geist des Universums. Sein Denken fällt mit der vernünftigen Weltordnung (Tien) zusammen, ist folglich kein subjectiv freies, vollzieht sich nur nach den Gesetzen der allgemeinen Vernunft. Die ganze Natur, als Offenbarung dieser Vernunft, ist an sich gut und so auch der Mensch, als Naturproduct. Er kann gar nicht anders als tugendhaft sein, nicht in Folge eigener Anstrengung, sondern in Folge seines Wesens. Die menschliche Tugend ist ein Product der Naturnothwendigkeit. Damit wäre das Vorhandensein des Bösen überhaupt verneint und nicht minder die Freiheit des menschlichen Willens.

Nun ist aber das Böse vorhanden, aller Consequenz der pantheistischen Logik zum Trotz. Wie soll also dieser aus der Erfahrung entspringende Widerspruch mit dem Dogma von einer absolut vernünftigen und guten, auch im Menschen so zur Erscheinung kommenden Weltordnung vermittelt werden? Die chinesische Religion hat eine solche Vermittelung nicht zuwegegebracht. Sie macht aus ihren kosmologischen Voraussetzungen und Folgerungen heraus einen ganz willkürlichen Sprung und sagt: der Mensch kann böse sein, wenn er will. Da haben wir also plötzlich die menschliche Willensfreiheit, welche mit der Begriffsbestimmung des Wesens des Menschen gar nicht zu reimen ist. Uebrigens wird durch diesen Salto

mortale auch nicht etwa eine vom Naturdasein gelöste Welt der Sittlichkeit begründet. Denn das Böse wird nur gefaßt als eine Störung des Naturlebens. Die Sünde ist dem Chinesen eine Dissonanz in der Harmonie des Universums. Die Verschuldungen der Menschen greifen störend in den vernünftigen Weltlauf ein und ziehen daher Orkane, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Fröste, Hagelschlag, Mißwachs, Hungersnoth und Seuchen als Naturnothwendigkeiten nach sich, die man moralisch als Acte der das Weltleben beherrschenden Gerechtigkeit des Himmels fassen kann, aber nicht muß [1]). Ferner kennt der Chinese die Sünde nur als Sache des einzelnen Individuums oder des einzelnen Volkes, nicht aber eine in Folge eines Sündenfalls eingetretene Sündhaftigkeit des menschlichen Geschlechts. Von einem forterbenden Fluch des Bösen hat er keine Vorstellung und folgerichtig bedarf er daher auch nicht der Idee der Erlösung. Die chinesische Religion weiß von keinem Erlöser, sie kennt keinen Heiland. Sie kennt auch kein übersinnliches Heil, in ihrer wissen-

---

1) Im Volksbewußtsein freilich erscheint der Himmel, der höchste Herr, vorwiegend als moralische Macht, welche richtend und strafend einschreitet . . .

O, wie furchtbar, wie erhaben schreitet
Das Gericht des höchsten Himmelsherrn
Ueber'n Kreis der Welten, und verbreitet,
Wo es auftritt, Schrecken nah und fern —

heißt es im Schi-King (Rückert's Bearbeit. S. 307) und auf derselben Seite des chinesischen Nationalliederbuches kommt eine „Mahnung" vor, welche den Volksglauben an eine allwaltende und allwissende Souverainetät des Himmels andeutet: —

Bedenke, was der Himmel hat
Geordnet, kann der Himmel ändern.
Der Himmel ändert seinen Rath
Auch über Königen und Ländern.

Der Himmel schaut in deinen Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen;
Wohin du gehst, da geht er hin
Und tritt dir überall entgegen.

Drum laß nicht deines Herzens Lust
Dich lenken ab von seinem Lichte,
Und wiss' in Allem, was du thust,
Du thust's vor seinem Angesichte.

schaftlichen Reinheit wenigstens, und weiß von keiner Unsterblichkeit. Yang und Yn sind im Menschen, jenes als Seele, dieses als Leib. Yang aber ohne Yn, d. h. der Geist ohne Materie, ist gar nicht denkbar. Der Leib des Menschen zerfällt beim Tod in die Elemente, er kehrt zum Urstoff zurück und so der Geist zur Urkraft: der Geist als Einzelwesen hört demnach mit seinem Leib auf, eine persönliche Unsterblichkeit gibt es nicht. Confucius beobachtete über die Unsterblichkeitsfrage ein diplomatisches Schweigen. Er wollte keine Inconsequenz begehen einerseits und mochte doch andererseits nicht übersehen, daß die Annahme oder wenigstens die Ahnung einer Fortdauer nach dem Tode ein nicht leicht zu beseitigendes, aber leicht zu beleidigendes gemüthliches Bedürfniß sei. Da hieß es denn: „mit Schweigen sich Niemand verred't," — für Kong-tse sowohl als die chinesische Wissenschaft überhaupt. Aber von dem besagten gemüthlichen Bedürfniß, welches an dem (wissenschaftlich nur geduldeten, nicht sanctionirten) Geisterglauben einen Anhalt fand, wurde dieses Schweigen anders verstanden. So nämlich, daß sich allmälig, ohne Zweifel unter Einwirkung indischer Vorstellungen, eine Unsterblichkeitshoffnung ausbildete. Aber nur den Tugendhaften wurde die Aussicht auf ein Fortleben im Jenseits eröffnet, die Sünder blieben stillschweigend davon ausgeschlossen. Wie jede Inconsequenz, so hat aber auch diese, im Wesen der chinesischen Religion gar nicht begründete, weitere zur Folge. Die Chinesen verehren die Geister ihrer Ahnen als selige Schutzgeister: sind aber diese Ahnen sammt und sonders tugendhafte Menschen gewesen? Die Antwort müßte schlechterdings verneinend ausfallen, aber die chinesische Pietät weiß das Dilemma zu umgehen, indem sie jene Frage gar nicht stellt. Daher kommt es, daß der Chinese nur selige Geister, nicht aber verdammte kennt. Von einer mythologischen Ausbildung des Seligkeitsbegriffs weiß übrigens der Chinese Nichts. Er kennt keine Hölle, aber auch kein Paradies.

Streng genommen, sind in der chinesischen Weltanschauung das Göttliche und das Menschliche Eins. Es bedarf demnach von Seiten des Ersteren keiner übernatürlichen Einwirkung auf das Letztere, keiner Offenbarung, keiner Wunder, und es bedarf von Seiten des Menschen keiner activen Beziehung zur Gottheit, keines Cultus, keines Gebets, keines Opfers. Wenn ein Gegensatz zwischen Göttlichem und Menschlichem gar nicht vorhanden, wozu sollte es da einer Vermittlung, einer Versöhnung bedürfen? Für den wahren chinesischen Weisen, welcher klar erkennt, daß das ganze Chinesen-

thum **in der Wirklichkeit aufgeht**, gibt es nur **eine Form** der Offenbarung, die öffentliche Meinung, und die Culthandlungen **haben** für ihn nur eine rein conventionelle Bedeutung. Hingegen fordert das **Volks**bewußtsein in beiden Richtungen etwas mehr. Hat es keinen rechten Glauben, so will es doch seinen Aberglauben haben. Der gemeine Chinese hält daher viel auf Träume, Vorzeichen und Wahrsagerei, als auf Offenbarungsformen des Göttlichen, und übt gewisse religiöse Gebräuche, freilich ganz äußerlich und nachlässig genug. Confucius schrieb vor, dem Himmel für seine Wohlthaten in Gebeten zu danken und ihn um neue anzugehen. Die Gebetformeln sind jedoch dürftig und, chinesisch-praktisch, ganz auf materielle Dinge gerichtet. Die Opferidee ist zwar dem, was man chinesischen Cult nennen mag, nicht fremd, allein der Chinese ließ sich nicht beikommen, die Realisirung derselben gar hoch zu steigern. Das Opfer in seinen höchsten Formen geht ihm ab: das Menschenopfer ist ihm ein widernatürliches Verbrechen, die Askese eine widernatürliche Narrheit. Er begnügt sich mit Darbringung von Kleinvieh, Rauchwerk und Papier, welches der Reiche ballenweise in den Pagoden verbrennen läßt. Das größte Opfer, das sogenannte Himmelsopfer, besteht in jungen Farren und wird dem Himmel alljährlich einmal oder auch bei besonderen Veranlassungen mehrmals im Jahre durch den Kaiser selbst dargebracht, welcher bei dieser Feierlichkeit ein symbolisches Prachtgewand trägt [2]). Eine religiöse, opferartige Bedeu-

---

2) Den Kaiser sah ich beim Opfer steh'n
Im priesterlichen Geschmeide,
Ich habe die ganze Welt geseh'n
In unsers Kaisers Kleide.

Goldgestickt die Sonne zur rechten Hand
Und silbern den Mond zur Linken;
Das weite himmelblaue Gewand
Besät mit Sterneblinken.

Und wie am Leibe den Himmelsraum,
Trägt er die Erd' auf dem Haupte,
Gewirkt an der Mütze Gras und Baum,
Daß man sie wachsen glaubte.

Wie sollte nicht wachsen Baum und Gras
Und welternährende Aehren
Vom Jahresopfer des Kaisers, das
Umwallen die himmlischen Sphären?

Rückert's Schi-King, S. 26.

tung haben auch die großen Feuerwerke, welche in der Neujahrsnacht in den chinesischen Städten abgebrannt werden. Möglich, daß sich darin eine dunkle Erinnerung an vorzeitlichen Sonnen- und Feuercult erhalten hat. Den Geistern der Ahnen werden Speiseopfer dargebracht, jedoch wird die bloß symbolische Bedeutung dieser Spenden ausdrücklich hervorgehoben[3]).

Der Chinese hat, falls er nicht Buddhist, keine Kirche. Da ihm, in Antecipation Hegel's, das Wirkliche das Vernünftige, die menschliche Weltordnung zugleich die göttliche, China das Himmelreich ist, da er einen Gegensatz zwischen Natur und Geist nicht anerkennt, so bedarf er auch nicht einer Vermittlung des Diesseits mit dem Jenseits durch die Kirche. Seine Kirche ist der Staat, das Spiegelbild des Himmels auf Erden. Der Chinese braucht also nur Staatsdiener, keine Priester. Er hat auch keine, sondern nur Wahrsager und Zeichendeuter. Die gottesdienstlichen Verrichtungen werden von den Staatsbeamten, in ihren wichtigsten Acten vom Kaiser selbst besorgt. Die priesterlichen Functionen sind also politische. Feiertage in unserem Sinne gibt es in Chiua nicht; das Leben ist ein ewiger Werktag und selbst bei dem einzigen Fest, dem Neujahrsfest, tritt das religiöse Moment nicht sehr deutlich hervor. Die chinesischen Pagoden sind weit mehr Erinnerungsstätten berühmter Männer, z. B. des Kong-tse, als der Gottheit geweihte Tempel. Der Himmel (Tien) wird weder bildlich dargestellt, noch hat er Altäre. Dagegen werden solche den Geistern errichtet und diese auch in menschlicher Gestalt dargestellt. Das sind die „Götzen", welche europäische Reisende in den spezifisch chinesischen Heiligthümern gefunden zu haben glauben. Die Zeichendeuterei und Wahrsagekunst, welche an diesen

---

3) Meinet ihr, daß eure Todten speisen?
Nein! doch unsern Todten wollen wir
Ehre gleich den Lebenden erweisen,
Darum steh'n für sie die Speisen hier.

Dein gedenken, deren du gedenkest,
Aus dem Himmel schaut herab ihr Geist;
Sei getränkt, wie du die Väter tränkest,
Und wie du sie speisest, sei gespeis't!
Alles Volk von schwarzen Haaren,
Deine Heerden, deine Schaaren,
Preisen dich, der fromm die Ahnen preist.

Rückert's Schi-King, S. 173.

Orten geübt wird, ist eine ganz mechanische, auf arithmetische Calculs gegründete Sache. Bei der Wahrsagung durch das Loos werden mit gewissen Zeichen versehene Steinchen oder Holzstückchen gebraucht. Die Zeichen erklärt dann der Wahrsager nach den mathematischen Schablonen seiner Bücher. Die Vorstellung, über die Natur einen Zwang auszuüben, also die eigentliche Idee der Zauberei, ist diesem chinesischen Zauberwesen ganz fremd. Es will weiter Nichts als die von der Natur oder durch das Loos gegebenen Zeichen erklären. Im Uebrigen stimmen alle Reisenden darin überein, daß der chinesische Gottesdienst eine beispiellos geist- und gemüthlose Aeußerlichkeit sei[4]).

7.

Durch das Chinesenthum läuft als rother Faden der Satz: Die Erde ist dem Menschen zur Erfüllung seiner Bestimmung angewiesen, seine irdische Existenz ist seine wahre. Daher des Chinesen geduldige, beharrliche, arbeitsame Beschäftigung mit der Muttererde. Das chinesische Volk ist das fleißigste aller Völker. Seine Arbeitsamkeit, die, wie schon erwähnt, keinen Feiertag, keinen Sonntag kennt, ermangelt in ihren letzten Motiven einer

---

4) „Es gingen unserer Mehrere — in Schang-haë, der großen Hafenstadt, — in den großen Tempel am Fluß, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Nichts sah man hier weniger als wirkliche Andacht. Ganze Ballen von Gold- und Silberpapier, das an den Tempel geschenkt war, brannten lichterloh auf. Darin bestand denn aber auch alle ihre Gottesfurcht, denn übrigens gingen sie lachend und scherzend in der Pagode umher, und wenn ein Einzelner vor dem Götzenbilde kniete und seine Reverenzen machte, so war es, den mit Wahrsagestöcken gefüllten Becher in der Hand haltend, der von ihm geschüttelt wurde, bis einer der Stäbe herausfiel, worauf der Priester aus den heiligen Büchern den Sinn desselben deuten mußte. Alsdann ging der Andächtige in den Vorhof des Tempels hinaus und suchte an dem dort aufgestellten Spieltisch den Lohn für die der Gottheit von ihm geschenkte Gabe.“ Steen Bille's Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt (1845, 46, 47), Bd. 2, S. 125. „Als der Missionär Hansen sich eines Tages in einem gedrängt vollen Tempel in Canton bis zu dem innerhalb der Schranke stehenden Priester Platz gemacht hatte, der gerade daran war, der ihn umgebenden Schaar wahrzusagen, zeigte er ihm, nach beendigtem Geschäft, bloß einen einzigen spanischen Thaler als Preis für sämmtliche Wahrsage-Apparate, und der Priester überließ sie ihm gleich sammt den dazu gehörigen Büchern vor den Augen der ganzen versammelten Menge, die es gleichgiltig ansah und ihn ungehindert von dannen gehen ließ.“ Ebendas. S. 116.

gewissen religiösen Weihe nicht, sofern sie darauf abzielt, die Erde zu einem Abbild des Himmels zu machen, welcher ja das thätige, bewegende göttliche Prinzip ist.

China, von Menschen wimmelnd, ist das sorgfältigst angebaute Land unter der Sonne. Der Ackerbau ist als die Grundlage des Staates anerkannt: zur offiziellen Bestätigung dessen zieht der Kaiser selbst alljährlich im Frühjahr einige Furchen mit dem Pflug; auch gibt es ein Ministerium des Ackerbau's, das keinen Fußbreit Landes auf Höhen und in Niederungen unbenützt läßt. Reis, Baumwolle und Thee sind bekanntlich seine Hauptproducte. Industrie und Handel haben in China eine Ausbildung bis in's Einzelnste erfahren; jene ist jedoch vorwiegend Handarbeit, dieser Binnenhandel, weil die bei der Erstarrung des chinesischen Wesens gegenüber der europäischen Schifffahrt weit zurückgebliebene der Chinesen mit dieser nicht im Entferntesten concurriren kann. Thee und Seidenzeuge sind die bedeutendsten Ausfuhrartikel. In landwirthschaftlichen und mechanischen Erfindungen gingen die Chinesen den Europäern weit voran. Sie übten schon sehr frühe die Düngung und Bewässerung der Felder, ersetzten frühzeitig die Bambustafeln, auf welche sie zuerst geschrieben, durch ein aus Seide bereitetes Papier, stellten im 12. Jahrhundert v. Chr. (?) den Compaß her, erfanden im 6. Jahrhundert n. Chr. die Buchdruckerei, und bedienten sich des Schießpulvers zu ihren Feuerwerken schon zu einer Zeit, wo man in Europa noch keine Ahnung davon hatte.

Die Kunst und die geistige Arbeit der Chinesen überhaupt trägt zu sehr den Stempel bureaukratischer Uniformität, um ihr wahres Wesen, die Freiheit, erreichen zu können. Das Individuelle verschwindet unter dem Zwang einer nivellirenden Allgemeinheit, die nur den Stand, nicht den Menschen gelten läßt. So schon in Tracht und Putz, wo das Uniforme, das Barocke, Gekünstelte durchaus vorherrscht und bis zur abnormen Verstümmelung der menschlichen Gestalt fortgeht — (grausam kleingequetschte Füße der Frauen u. dgl. m.). Darum haben auch die Chinesen keine Gymnastik: ihr Tanz ist nur eine unschöne Springfertigkeit, die sich in Verdrehungen der Glieder gefällt. Ihre Baukunst ist mit nüchterner Stabilität auf das Nützliche gerichtet; wo sie sich zu Ideellerem erheben will, verläuft sie in die buntscheckige Verschnörkelung einer bizarren Ornamentik. Ihre Skulptur ist entweder ganz roh oder gefällt sich in einer niedliche Kleinigkeiten bildenden Spielerei. Die Malerei bleibt fast ganz in den Gränzen der

Decorationsmalerei; trotz ihrer ängstlichen Sauberkeit und ihres lebhaften Farbenglanzes ist sie im Grunde doch nur eine bunte Kleckserei, welche von Perspective, Gruppirung und plastischer Zeichnung keinen Begriff hat. Die Musik der Chinesen erfreut sich als amtlich vorgeschriebenes Bildungsmittel eifriger Pflege und hat viele Instrumente von meist uralter Erfindung; aber ihre Theorie und Praxis bewegt sich in ausgeleierten Geleisen, die Melodien sind eintönig, und Pfeifen- und Paukenlärm läßt keine Harmonie aufkommen. Die Chinesen sind im innersten Kern ihres Wesens Menschen der Prosa und des Verstandes. Begeisterung ist ihnen eigentlich ganz fremd und daher ist ihre poetische Literatur — ungeheuer voluminös — vorwiegend didaktisch. Da ihnen eine Heldensage fehlt, so besitzen sie auch kein Epos, und der Ersatz desselben durch eine breit geschwätzige Novellistik ist ein sehr dürftiger. Schauspielhäuser und Schauspieler haben sie, aber ihre Schauspiele sind bloß geräuschvolle Spectakelstücke, die sich nie zum künstlerischen Drama erheben. Haben sie doch keine Idee von freier Handlung, woher sollten ihnen also dramatische Dichter kommen? Nur ihre Lyrik, und zwar insbesondere die alte, im Schi-King gesammelte, hat es zu höherer Entwicklung gebracht. Der Schi-King enthält viel Schönes, er ist eine ganz eigenthümliche, durchaus nationale, lyrische Widerspiegelung des chinesischen Lebens. In ergreifenden Weisen wird der Untergang der alten Herrlichkeit des Reichs unter den großen Kaisern beklagt und in sinnigen Sentenzen dem nachwachsenden Geschlecht urväterliche Weisheit gelehrt. Die Vorgänge des öffentlichen, häuslichen und geselligen Lebens prägen sich zu sauberen und anmuthigen Bildern aus, Liebeslust schäckert und lacht in muntern Liedern, Liebesleid klagt und weint in Elegien von außerordentlicher Zartheit. Auch politische Lieder kommen vor, sogar, was sehr beachtenswerth ist, oppositionelle. Am dürrsten sind die religiösen Gesänge: aus der starren Prosa der chinesischen Religion konnte kein Dichter Etwas machen. — Die wissenschaftliche Literatur der Chinesen hat es zu 160,000 Bänden „classischer" Schriften gebracht. Literarische Bildung ist eine unumgängliche Voraussetzung der Zulassung zum Staatsdienst. Wo sie sich zur Gelehrsamkeit erhebt, bethätigt sie sich insbesondere naturwissenschaftlich, historiographisch und philosophirend. Die Naturbeschreibung wurde fleißig geübt, Geognosie, Botanik und Arzneikunde fanden systematische Behandlung. Ebenso und in noch höherem Grade die Astronomie, welche bis zur wirklichen Berechnung der Himmelsbewegung vorschritt und

im „himmlischen Reich" folgerichtig als eine wichtige Staatssache angesehen wird. Die Historik China's, ebenfalls sehr fleißig angebaut, war und blieb ihrem Geiste nach einseitig chinesisch, ihrer Form nach Chronologie und Chronikschreiberei. Sie ist echte Hofhistoriographie, und macht nur selten einen Anlauf zur historischen Kritik. Die Philosophie China's verdient eigentlich weniger diesen Namen, als den der Moral. Nur Lao-tse und mehr noch Tschu-tse können als speculative Denker bezeichnet werden. Sonst nennt man in China einen Philosophen den, welcher die „classische" Literatur innehat und sich auf dem Niveau altherkömmlicher Anschauungen und Vorstellungen sentenzenreich moralisirend umherbewegt. Auch Kong-tse that im Grunde nicht mehr, und daß er nicht mehr that, macht ihn gerade seinen Landsleuten so theuer. In allen Dingen das Mittelmaaß zu beobachten, war seine große Lehre: Mittelmäßigkeit ist das Ideal der Chinesen. Die politische und soziale Weisheit, welche Confucius in seinem Ta-Hio (das große Studium) und anderwärts vorbringt, ist denn auch darnach. Es läuft da Alles auf nüchtern-praktisches, ziemlich banales und wohlfeiles Moralisiren hinaus und das wollte und will der Chinese von seinen „Philosophen" haben[1]). Die Welt, so, wie sie ist, ist absolut vernünftig: man braucht sich also bloß in ihr zurechtzufinden, nicht aber sie anders zu denken oder gar anders zu machen.

8.

Das Sichzurechtfinden in der Welt wird am leichtesten erreicht dadurch, daß man überall und immer den Mittelweg als den besten erkennt

---

1) Ich führe zur Probe nur einige wenige Confucius'sche Sentenzen an. „Die Weisheit bringt Freude, klar wie ein reiner Quell; die Tugend bringt Seligkeit, fest wie die Gebirge. — Dsu sprach am Ufer eines Baches: So strömen die Wellen unaufhörlich fort, sie rasten weder am Morgen noch am Abend. — Der Weise fühlt keinen Zweifel, der vollkommen Tugendhafte kein Seelenleiden, der wahrhaft Muthige keine Furcht. — Noch kannte ich Niemand, dem die Tugend so theuer gewesen wäre, als es Jedem sinnliche Genüsse sind. — Der Schurke hält alle Welt für Schurken. — Das Böse lernt sich leicht, das Gute schwer. — Sind der Bauleute zu viele, so wird das Haus schief. — Zu viel Leim hält nicht fest und mit zu vielen Worten richtet man Nichts aus. — Bist du allein, so denke an deine Gebrechen, und bist du in Gesellschaft, so rede nicht von denen Anderer. — Erzähle mir die Vergangenheit und ich werde die Zukunft erkennen. — Hast du eine Pflicht überschritten, so scheue nicht den Rückweg." (Deutsch v. Schott.)

und geht. China's Aufgabe selbst ist keine andere, als die, zwischen Himmel und Erde die rechte Mitte zu halten: es ist das Reich der Mitte. Und so ist auch der Charakter der chinesischen Sittlichkeit. Da ist Nichts von Indiens himmelstürmender Entsagung und Selbstpeinigung, Nichts von des Zoroasterthums tapferem und kampffreudigem Haß des Bösen, da ist Alles glatt, mild, nüchtern, philisteriös, mittelmäßig, denn „die Tugend liegt in der Mitte", sagt Meng-tse. Vor Allem und unaufhörlich wird eingeschärft das Maaßhalten, welches das Universum in seinem Gleichgewicht erhält. Mäßigung in allen Dingen ist das Klügste und Beste. So ein chinesisch-tugendhafter Philister ist in seiner Art auch so eine niedliche Kleinigkeit, wie die chinesischen Lackwaaren und Beinschnitzereien. Er wäre in seiner Mittelmäßigkeit, hausbackenen Gemüthlichkeit und Höflichkeit ein rechter Fanatiker der Ruhe und Ordnung, wenn er überhaupt Fanatiker sein könnte. Der Fanatismus liegt zu weit von der Mitte ab, um dem Chinesenthum anzugehören. Uebrigens ist das chinesische Evangelium der Mittelmäßigkeit weit entfernt, alle seine Jünger bei seinen Lehren festgehalten zu haben oder festzuhalten. Im Schlechten und Frevelhaften hat auch China Extreme ausgebrütet. Wir lesen von Kaisern, welche schwangeren Frauen den Leib aufschneiden ließen, um die Frucht zu betrachten, Unterthanen die Beine absägen, um das Mark in den Knochen zittern zu sehen, von Fürsten, welche ihre Maitressen lebendig sieden, ihre Hofleute lebendig rösten ließen. Die höheren Stände, die Mandarinenkreise, sind durch die Bank verderbt. Weibische Eitelkeit und eine Decorationsgier, wie kaum deutsche Hofräthe sie hegen können, kriechende Niederträchtigkeit nach oben, brutaler Hochmuth nach unten, Falschheit und Heuchelei, Feigheit und Feilheit, Habsucht und raffinirte Wollüstelei, das sind die Früchte, welche die chinesische Sittlichkeit in der Hof- und Beamtenwelt zeitigte. Ueber die chinesische Selbstsucht wurde schon in alten Zeiten von Chinesen selbst geklagt [1]). Unter dem Volke hat sich mehr Einfachheit und Wahr-

---

1)

Ich stand in Waldes Tiefen
Und sah da Hirsch und Reh,
Die schaarweis, paarweis liefen
Und hatten kein Leid und Weh.
Die Thiere leben feiner
Als Menschen zu dieser Frist,
Da unter den Menschen keiner
Des andern Freund mehr ist. Rückert's Schi-King, S. 316

haftigkeit erhalten; auch Genügsamkeit und ein gewisser leichter Lebensmuth, der aber auch leicht in sein Gegentheil umspringt: Selbstmord ist unter allen Ständen häufig. Der Chinese schätzt das Familienglück als das höchste. Die Ehe ist ihm ein sehr wichtiger, durch sorgfältige gesetzliche Bestimmungen geregelter Act. Das Weib hat in China eine soziale Geltung und Stellung, wie sonst in keinem Lande des Orients. Weibliche Sittsamkeit und Treue wird hochgepriesen, das leicht verletzbare Wesen echter Weiblichkeit in zarten Bildern dargestellt[2]). Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist ein inniges, und wie die Pflicht der Erziehung auf Seiten der Eltern als eine heilige statuirt wird, so auf Seiten der Kinder die Fürsorge für ihre Eltern in alten Tagen. Das hohe Ansehen, in welchem kindliche Pietät steht, ist einer der besten Züge im chinesischen Nationalcharakter. Aber die Ehe und das Familienleben werden gar sehr beeinträchtigt durch die Vielweiberei, welche, wenigstens bei den Vornehmen, allgemein im Gebrauch ist, so nämlich, daß neben der rechtmäßigen Gattin Kebsinnen in beliebiger Anzahl gehalten werden können. Mit dieser Störung des Familienlebens hängt eine andere zusammen, das sehr ausgedehnte Bordellwesen, aus welchem, unter Mitwirkung von Uebervölkerung und Armuth, der in einigen Provinzen zu greuelvoller Verbreitung vorgeschrittene Kindermord hervorgeht, welchem der Staat nur durch Errichtung von Findelhäusern einigen Einhalt thun kann, da den Eltern ein unbedingtes Recht über ihre Kinder gesetzlich zusteht. Im Allgemeinen ist das Wesen der chinesischen Sitte so kleinzugeschnitten, gekünstelt und verschnörkelt, wie das Chinesenthum überhaupt. Die Lebensformen bewegen sich im steifen Zopfstyl und man darf, ohne europäischen Vorurtheils beschuldigt zu werden,

2) Bunt gefärbt sind anzuschauen
Maulbeerblätter, eh' sie fallen;
So auch nah dem Fall sind Frauen,
Wenn sie trachten, zu gefallen.

Wenn vom Ast die Winde fegen
In den staub'gen Weg die Blätter,
Nicht mehr wäscht sie rein der Regen
Und kein Lenzwind macht sie glätter.

Ist gestrauchelt auch ein Mann,
Hält's ihn doch nicht immer nieder;
Dem gefall'nen Weibe kann
Nichts die Reinheit geben wieder. Cramer's Schi-King, S. 48.

China das Rococo der Menschheit nennen. Bizarrerie ist der eigentliche Charakter der chinesischen Gesellschaft: alle denkenden und parteilosen Beobachter bestätigen das [3]).

Die Verwirklichung seines Ideals findet der Chinese im Staat und zwar eben im chinesischen Staat, welcher als der Staat par excellence d. h. als die wirklich gewordene Vernunft, neben sich einen andern als berechtigt nicht anerkennt. Nur der Chinese ist ein mit Vernunft und Bildung begabter Mensch, weil er chinesischer Staatsbürger oder vielmehr Staatsunterthan: alle übrigen Völker sind und bleiben Barbaren. Staat und Kirche, Mandarinenthum und Priesterthum sind Eins, das bürgerliche Gesetz ist das Sittengesetz, Gehorsam gegen die Staatsgesetze ist Frömmigkeit. Der Staat ist ein Abbild des ewigen Zweifachen, Yang und Yn. Der Kaiser repräsentirt jenes, den Himmel, das Volk dieses, die Erde. Das ganze Volk ist von Geburt gleich, Kasten gibt es nicht, Standesunterschiede erben nicht vom Vater auf den Sohn, nur der materielle Besitz. Zwischen Himmel und Erde, d. h. zwischen Thron und Volk, bildet die zahlreiche und strenggegliederte Beamtenhierarchie eine Mittelstufe. Studien und Examina der Mandarinen (chinesisch Koang) sind auf's Pünktlichste vorgeschrieben, das höchste Examen findet im kaiserlichen Palast statt, und gibt dabei der Kaiser selbst die zu lösenden Aufgaben. Wissenschaftliches Verdienst brach sich in den besseren Zeiten unschwer zu den höchsten Staatsämtern Bahn: Tagelöhnersöhne wurden Minister. Die Beamtenschaft theilt sich in Civil- und Militairmandarinen; jene haben vor diesen den Vorrang, ein charakteristisches Merkmal des an sich friedlich-bürgerlichen Staatswesens China's. Die Stellung der Beamtenschaft und ihre Unterschiede werden durch eine streng abgezirkelte Etikette gewahrt, in welcher Stickereien, Pfauenfedern und Hutknöpfe eine große Rolle spielen. Ueber der Mittelstufe der Beamtenhierar-

---

3) „Wenn der Chinese in seinem kleinen Garten die Felsen, die Bergströme und Wasserfälle der Natur nachahmt; wenn er, anstatt der Stiergefechte des Spaniers und der Hahnenkämpfe der Malaien, Heuschrecken im Bauer großzieht, um sie zu einem ähnlichen kriegerischen Gebrauch zu dressiren; wenn er die Nägel bis zu einer unglaublichen Länge wachsen läßt, um mit seinem Müssiggang und seiner vornehmen Herkunft großzuthun; wenn er Seide in seinen langen Zopf hineinflicht, damit derselbe ihm bis an die Hacken hinunterreiche; wenn er den Fuß des Weibes verunstaltet: — so sind dies lauter verschiedene Aeußerungen desselben Hanges zur Bizarrerie.“ Steen Bille, a. a. O. II, 90.

chie erhebt sich der „Drachenthron" des Kaisers. Er führt den Titel Hoang-ti (der gelbe Herr), weil die gelbe Farbe die kaiserliche, der gelbe Drache das kaiserliche Wappen ist. Er ist der „Sohn des Himmels", d. h. er verhält sich oder soll sich verhalten wie der Sohn zum Vater, und wie der Kaiser zum Himmel, so verhält sich das Volk zu ihm. Der Kaiser ist also der Vater der ungeheuren Staatsfamilie China's. Er ist für den Staat, was der Himmel für die Erde, das bewegende, schaffende, Leben fördernde Prinzip. Daher wird der Kaiser, unter dem Bild des Pelikans vorgestellt, als die verkörperte Himmelskraft gefeiert, welche der Natur Gedeihen wirkt[4]). Wir hätten da also in der Idee ein höchstes patriarchalisches Verhältniß, um so mehr, da im chinesischen Staatsrecht das Recht des Volkes auf Glück ausdrücklich anerkannt ist und nicht minder, daß der Kaiser dem Volk für sein Glück verantwortlich sei. In der Wirklichkeit jedoch ist China aus dem Ideal des patriarchalischen Staats, als welches die Jesuitenmissionäre das Land ausschrieen, zum Ideal des Polizeistaats geworden und als solches unter dem Druck bureaukratischer Despotie an Leib und Seele verkrüppelt und verkommen, so verkommen, daß das gesammte chinesische Staatsleben im

---

4) Mitten aus neun Inseln in vier Meeren
Ruft der Kaiser Pelikan;
Alle, die in Land und See verkehren,
Fangen sich zu freuen an.
Fische, die in Fluten hüpfen,
Vögel, die durch Zweige schlüpfen,
Und der Baum im Sonnenschein;
Ihm zu Füßen liegen Blätter,
Neue blüh'n im Frühlingswetter
Und im Schachte wachsen Gold und Stein.

Mitten aus neun Inseln in vier Meeren
Ruft der Kaiser Pelikan;
Seine Stimme füllt des Himmels Leeren,
Füllet sie mit Freuden an.
Fische tief im Grunde schweigen,
Vögel ruhen auf den Zweigen,
Auf dem Baum der Sonne Schein,
In den Wipfeln neue Schossen,
An den Wurzeln neue Sprossen,
Und im Schachte reift der Edelstein.

Rückert's Schi-King, S. 198.

Frieden und Krieg nur noch eine traurige Komödie [5]). China zeigt, was dabei herauskomme, wenn man die Staatsidee ausschließlich auf die väter-

---

5) Nur eine Szene aus dieser Komödie. Der Engländer R. Fortune, welcher das chinesische Leben in Folge mehrjähriger Reisen im Innern des Landes vielleicht genauer kennt als irgend ein anderer Europäer, hat „Wanderungen in China“ herausgegeben (deutsch v. Himly und von Zenker). Er berührt auch das Verhalten der Chinesen in Sachen des Opiumhandels und erzählt da: „Während meines Aufenthalts im Lande fielen manche Beispiele des schwachen Widerstandes vor, den die chinesische Regierung zur Aufhebung des Opiumhandels anwandte. Zuweilen ward ein wegen seiner Tapferkeit berühmter Admiral mit einer Anzahl von Kriegs-Junken nach einer gewissen Station hingesandt, wo die Opiumschiffe vor Anker lagen, in der Absicht, sie von den chinesischen Küsten hinweg zu treiben. Gongs wurden geschlagen, Schüsse wurden abgefeuert, jedoch in anständiger Entfernung, und die Junken kamen heran mit all dem Pompe und der Parade, die die Chinesen so gut darzulegen wissen und die einen Haupttheil ihrer kriegerischen Operationen auszumachen scheinen. Zu gleicher Zeit konnte man die kleinen Opiumschiffe ruhig vor Anker liegen und augenscheinlich all diesen drohenden Demonstrationen nur geringe Aufmerksamkeit schenken sehen. Hierauf ward vom Admiral eine Botschaft gesandt, die ihnen befahl, ihre Anker aufzuziehen, nach der See zu halten und es nie wieder zu wagen, in die Gewässer Seiner himmlischen Majestät sich zu begeben, bei Strafe gänzlicher Vernichtung. Eine Aufforderung, wie diese, möchte wohl in früheren Tagen etwas Gewicht gehabt haben, aber jetzt hatte sie keines; die einzige Antwort, welche die Boten zurückbrachten, war: „die fremden Schiffe seien gut bewaffnet und wollten ihren Ankerplatz nicht verlassen.“ Dies war völlig hinreichend, den Muth des Admirals abzukühlen, der nun in einem Dilemma war: er wagte nicht mit den „Barbaren“ sich in ein Gefecht einzulassen; wenn er es aber nicht dahin brachte, sie aus dem Wege zu schaffen, so würde sein Charakter als Held darunter gelitten haben, sobald die Sache im Hauptquartiere bekannt wurde. Er änderte daher seinen Ton und erbat sich von den Capitänen, als eine große Gefälligkeit, den Ankerplatz zu verlassen und sich hinaus zu begeben, nur für einen oder zwei Tage, nach welcher Zeit sie zu ihrem alten Ankerplatze zurückkehren dürften. Diesem wurde von Seiten der Capitäne der Opiumschiffe willfahrt; am folgenden Morgen wanden sie die Anker auf und fuhren hinauf auf die See. Die Chinesen, welche zu der Zeit auf dem Ausguck waren, machten einen großen Lärm mit Gong-Schlagen und Kanonen-Abfeuern, und folgten den Opiumschiffen, bis sie gehörig draußen waren. Nun sandte der Admiral einen Bericht an seine Regierung, besagend, daß er mit den „Barbaren“ eine große Schlacht geschlagen und sie von den Küsten vertrieben habe, oder sehr wahrscheinlich sagte er, daß er einige ihrer Schiffe in Stücken zerschellt und den Rest in die Tiefen der See versenkt habe. Während dem, sogar bevor der Bericht halbwegs nach Peking war, hatten die Opiumschiffe ihren alten Ankerplatz ruhig wieder eingenommen und gingen die Dinge ihren gewohnten Weg! Dies ist ein Beispiel der Art und Weise, auf welche die Dinge in China gehandhabt werden.“

liche Gewalt basirt. Die Kinder sind herangewachsen, und weil man sie trotzdem seit zweitausend Jahren als Kinder behandelte, wurden sie kindisch. In der That, China ist in seiner welken Greisenhaftigkeit bis zum Stadium des Kindischen vorgeschritten: das ganze Chinesenthum hat etwas Greisenhaft-Pueriles, welches Mitleid erregen könnte, wenn die bombastische Grandezza des abgelebten Staatsmechanismus, hinter welcher es sich versteckt, nicht gar so lächerlich wäre.

9.

China wird, besonders seit dem Frieden von Nanking, den Europäern von Jahr zu Jahr zugänglicher. Wir kennen die Schriftwerke, auf welchen die chinesische Cultur als auf ihrem geistigen Fundament ruht; wir kennen auch den Entwicklungsgang dieser Cultur, soweit von einem solchen überhaupt gesprochen werden kann, — wenigstens in deutlichen Umrissen. Ebenso die chinesische Geschichte, Staatseinrichtung und Sitte.

Anders verhält es sich mit dem im Nordosten von China gelegenen Inselreich Japan, von seinen Bewohnern selbst Nipon genannt. Die Eröffnung desselben für unsere Kenntniß hat erst begonnen [1]) und sich bis jetzt fast ausschließlich auf Anknüpfung von Handelsverbindungen beschränkt. Die japanische Literatur ist uns ein noch versiegeltes Buch, in welches Europäern bis dahin nur zufällige und flüchtige Blicke vergönnt waren. Alte Religionsurkunden scheinen die Japaner gar nicht zu besitzen oder so eifersüchtig vor fremden Augen zu hüten, wie das Innere ihres Landes überhaupt. Aus Alledem folgt, daß die Quellen hier spärlich fließen und daß wir uns daher auf die Beibringung von dürftigen Notizen beschränken müssen. Das jedoch, was wir von Japan wissen, scheint den Schluß zu gestatten, das Japanerthum sei nur ein Nachdruck des Chinesenthums, und zwar ein nicht eben wohlgerathener [2]).

Die Ureinwohner Japans wurden durch fremde Eroberer unterwor-

---

1) Besonders durch die Holländer, die Russen und die Expedition der Nordamerikaner im J. 1853.

2) Die Hauptwerke über Japan sind Golowin's „Denkwürdigkeiten über seine Gefangenschaft bei den Japanern" (deutsch v. Schultz), Kämpfer's „Geschichte und Beschreibung von Japan", und Siebold's mit vortrefflichen Abbildungen prächtig ausgestattetes „Nippon" (1832 ff.).

fen, welche vom Westland (Korea oder das eigentliche China?) her nach den Inseln des japanischen Archipels kamen. An ihrer Spitze soll Zin=mu, dessen Persönlichkeit vom Nimbus des Mythus umgeben ist, gestanden und soll er die Eroberung Japans i. J. 660 vor Chr. bewerkstelligt haben. Allem nach scheint dieser Zin=mu ein chinesischer Prinz gewesen zu sein, und unzweifelhaft war die japanische Cultur ein Reis der chinesischen, im ersten oder zweiten Jahrhundert nach Christus zuerst in das Inselreich verpflanzt. Aus der Begründung des Staats durch Eroberung ging dann eine politische Einrichtung hervor, welche China nicht hat, nämlich ein Erbadel, abstammend von den Begleitern des Eroberers und mit großen Vorrechten ausgestattet.

Die spezifisch japanische Religion ist der Kami=Cultus, eine Geisterverehrung, welche besonders die Ahnenseelen (Kami) zum Gegenstand hat. Dieser Cult soll schon die Glaubensform der Ureinwohner von Japan gewesen sein, ursprünglich wohl ein schamanistischer Dämonendienst, dann durch chinesische und buddhistische Einflüsse zu seiner jetzigen Gestalt oder, wenn man will, Gestaltlosigkeit modifizirt und abgeschwächt. An der Spitze der verehrten Geister steht der Sonnen=Geist, von welchem, was an die Inka's in Peru erinnert, die Sonnensöhne, d. h. die Mitglieder der geistlichen Dynastie abstammen. Außer dem Sonnengeist gibt es noch eine Anzahl übermenschlicher Dämonen, und ihnen schließen sich die Ahnengeister an. An das ganz vage Geister=Dogma heftet sich eine phantastische Kosmogonie, welche die chinesische Vorstellung vom Yang und Yn unter den Namen In und Ioo wiederholt und mit vielen hundert Millionen von Jahren kindisch spielt. Die Unsterblichkeitsfrage ist ganz in der Schwebe gelassen, indem ein zukünftiges Leben weder gelehrt noch geleugnet wird. Die Ausübung des Gottesdienstes besteht im Besuch der Kami=Kapellen, in Gebeten und Opferspenden von Speise und Trank für die Geister, die aber gar nicht oder doch nur selten bildlich dargestellt werden. Wie bei solchen Darstellungen buddhistische Einflüsse offenbar sind, so nicht minder bei den vorkommenden Reinigungen und Weihungen. Was die Priester beim Kami=Cult zu thun haben, ist nicht recht einzusehen: ihre Stellung ist auch eine ganz bedeutungslose. Uebrigens huldigt nur eine geringe Minderzahl der Japaner dem Kami=Dienst. Die Gebildeten hängen der Lehre des Confucius an, welche im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Japan sich verbreitete und hier Sju=too heißt, und die Masse des Volkes

bekennt den Buddhismus, welcher im sechsten Jahrhundert von Korea aus in das japanische Inselreich hinüberkam und dort rasche Eroberungen machte, aber jetzt daselbst als von mythologischen Schmarotzerpflanzen ganz überwuchert sich darstellt [3]). Wie in China, so gibt es übrigens auch in Japan eine bedeutende Anzahl von Skeptikern, welche sich allen und jeden Glaubens an Uebersinnliches entschlagen haben.

Die religiöse Vielerleiheit Japans findet eine nur äußerliche Einheit in dem geistlichen Kaiser, dem Nachkommen des Gründers der Dynastie der Sonnensöhne (Zin-mu). Diese Art von Papst führt den Titel Dairi und eine ganz laxe Oberaufsicht über sämmtliche, in Japan heimische Religionsformen. Früher war der Dairi unbeschränkter Beherrscher des Inselreichs, bis am Ende des 16. Jahrhunderts ein genialer Bauernsohn, Taiko-Sama, religiöse und bürgerliche Wirrsale zur Gründung eines weltlichen Kaiserthrons für sein Geschlecht benützte, welcher über den geistlichen bald hinauswuchs. Jetzt ist der Dairi auf die Verwaltung des Cultministeriums, auf das Anhören gelehrter Disputationen, auf die Einkünfte eines Fürstenthums und auf die Genüsse seines wohlversehenen Harems beschränkt. Der weltliche Kaiser (Kumbo-Sama) herrscht, und zwar über ein durch und durch polizirtes Reich, in welchem das System bureaukratischer Centralisation bis ins Einzelnste hinein durchgeführt ist, im Ganzen aber human und civilisatorisch gehandhabt wird. Ein lebhafter Bildungstrieb scheint unter allen Classen der Bevölkerung verbreitet und die Kunst des Schreibens und Lesens, nach Golowin's Zeugniß, auch in den untern Schichten bekannt zu sein. Japans Literatur und Kunst erscheinen jedoch durchweg nur als Ableger der chinesischen. Daß die Japaner mehrere sehr voluminöse Encyklopädien besitzen, hat Remusat nachgewiesen, über die japanische Dichtkunst dagegen ist Näheres noch nicht bekannt. Die mathematischen Wissenschaften werden, in Nachahmung China's, eifrig gepflegt, sehr mechanisch freilich.

3) Bekanntlich machte im 16. Jahrhundert der Katholizismus unter Leitung der Jesuiten in Japan glänzende Fortschritte. Mit dem Jahre 1587 begann aber eine Reihe von Reactionen gegen das Christenthum. Das Blut der Bekenner desselben floß stromweise und um die Mitte des 17. Jahrhunderts war die christliche Religion im japanischen Inselreich wieder vollständig ausgerottet. Erst mit dieser Ausrottung eines für staatsverbrecherisch erklärten Glaubens hob die strenge Absperrung Japans gegen alles Fremde an.

Die japanische Kunst geht auf das Niedliche, Bunte, Bizarre, ganz wie die chinesische.

Auf die japanischen Sitten hat der Buddhismus offenbar einen sehr mildernden Einfluß geübt. Sowie die starre Scheidewand, welche die Japaner von der übrigen Welt trennt, einmal durchbrochen ist, begegnen sie dem Fremden höflich und freundlich. Die Vielweiberei herrscht in Japan in der Weise, wie sie in China gebräuchlich ist. Heiraten zwischen nahen Verwandten sind gestattet, nur die leibliche Mutter, Schwester oder Tochter darf nicht geehelicht werden. Kindermord ist, wenn auch verboten, häufig, wie in China, und aus denselben Ursachen. Die Buhlerei ist ein außerordentlich ausgedehntes, mit Päderastie verbündetes Gewerbe unter Staatsaufsicht. In der Hauptstadt Jeddo sind die Bordelle prächtige Paläste, deren Besuch nur eine Seite der gesellschaftlichen Convenienz ausmacht. Der originellste Charakterzug der Japaner vielleicht ist ihr Duellcodex. Der Beleidigte schlitzt sich den Bauch auf und zwingt dadurch den Beleidiger, dieselbe Operation an sich vorzunehmen. Alles sonst, was wir von Japan wissen, bringt entschieden den Eindruck hervor, daß dieses Inselreich in materieller und intellectueller Beziehung dem Culturkreis des Chinesenthums angehöre.

Viertes Kapitel.

Der Buddhismus.

1.

Die letzte große religiöse That Ost-Asiens ist der Buddhismus, nicht die allein herrschende, aber die verbreitetste Religion unermeßlicher Länderstrecken jener Erdgegend. Ein Product Indiens, ist er die äußerste Spitze der indischen Weltanschauung, eine Spitze, welche sich reformatorisch gegen das Brahmanenthum kehrte. Dieses hat sich auf seinem eigenen Grund und Boden, der Ganges-Halbinsel, der angesonnenen Reform erwehrt, die-

selbe sogar gewaltsam aus ihrer Heimat verstoßen, aber es konnte die Lehre Buddha's nicht verhindern, auswärts die glänzendsten Eroberungen zu machen. Der Versuch des Buddhismus, das festgefugte Gewölbe des indischen Kastenwesens zu sprengen, ist mißlungen. Diesen Versuch machen, hieß die Grundlage des indischen Lebens, die Veda's, verneinen. Daher die Energie, zu welcher sich die schlaffen, friedlichen Hindu's in Bekämpfung der buddhistischen Reform aufrafften. Für eine universale Tendenz, wie der Buddhismus sie hatte, war innerhalb der Schranken des Brahmanenthums kein Raum; er mußte solchen jenseits derselben suchen, und hat denn auch genügenden gefunden. So paßt auch auf Buddha der Spruch: Der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande. Daß aber die buddhistische Lehre bei so vielen und auf vielerlei Bildungsstufen stehenden Völkern Anklang gefunden, verdankt sie ihrer Assimilirungsgabe und Elastizität, der es nicht schwer fiel, mannigfaltige Concessionen zu machen und Fremdartiges in sich aufzunehmen oder wenigstens neben sich zu dulden [1]).

Das Leben aller Religionsstifter, — mit Ausnahme des erzprosaischen Confucius — hat eine geschichtliche und eine mythische Seite. Die späteren Generationen der Anhänger eines solchen Mannes glauben nicht genug des Wunderbaren, des Ueber- und Unnatürlichen auf seine Person häufen zu können, und der Fanatismus der Pietät hat keine Ahnung davon, daß vom Wunderbaren bis zum Lächerlichen nur ein Schritt sei. Buddha hatte das auch zu befahren. Seine späteren Anhänger konnten sich die Erscheinung ihres Heilands gar nicht wunderbar genug vorstellen, bildeten daher und schmückten mit Vorliebe die mythische Seite seines Lebens aus und plünderten zu diesem Zwecke die überreichen Fabelnvorrathskammern der indischen

1) Der Buddhismus war bis in die neueste Zeit herein in Europa nur oberflächlich bekannt und floß seine Kenntniß aus getrübten chinesischen und mongolischen Quellen. Darum fiel es den Gelehrten nicht schwer, in den allersinnreichsten, dann und wann freilich bis zur Abgeschmacktheit tiefsinnigen Hypothesen über diese Erscheinungsform der religiösen Idee sich zu ergehen. Seit der Engländer Hodgson die im Sanskrit geschriebenen alten Urkunden des Buddhismus ausforschte (in Nepal) und nach Europa sandte, stehen wir auf festerem Boden. Auf diesem konnte Burnouf seine Introduction à l'histoire du Buddhisme aufbauen, auf diesem konnten Lassen (Indische Alterthumskunde), Benfey (Abhdlg. über Indien) und Weber (Gesch. d. ind. Lit.) die Resultate ihrer Forschungen über den Buddhismus gewinnen.

Mythologie [2]). All das Beiwerk, womit sowohl die Person Buddha's al auch seine Lehre nachmals umgeben wurde, darf nicht dem ursprüngliche Buddhismus auf Rechnung gesetzt werden. In den alten und echten Religionsschriften der Buddhisten erscheint der Prophet durchaus nicht als Gott sondern als Mensch, und ist das Geschichtliche von seinem Leben Folgendes

Er hieß Sakjamuni, d. i. der Einsiedler aus dem Hause der Sakja und nannte sich auch Sramana-Gautama, d. i. der Einsiedler aus den Geschlecht des Gautama, eines berühmten brahmanischen Heiligen im Lande

---

2) In der mythologischen Auffassung erscheint Buddha als die neunte Incarnation Vischnu's, welcher unter diesem Namen erschienen sei, um die Kastenunterschiede aufzuheben und den Blutopfercult zu zerstören. Um seine Erscheinung in der Sinnenwelt zu bewerkstelligen, ging er in Gestalt eines fünffarbigen Lichtstrals*) in den Leib seiner Mutter Maja ein. Dieser Leib erhielt sofort eine krystallische Durchsichtigkeit und inmitten derselben sah man Buddha auf seine Hände gestützt knieen, schön wie eine Blume. Wunderbar, wie diese Empfängniß Buddha's, war auch seine Geburt, bei welcher Brahma so zu sagen die Hebamme machte. Der tübetanischen Variation der Geburtslegende zufolge gebar die Maja den Buddha durch die rechte Armhöhle. Folgerichtig wurde dann, wie die Zeugung und Geburt des buddhistischen Heilands wunderbar gewesen, sein ganzes Leben eine Reihenfolge von Wundern und Wunderthaten. Vielleicht birgt sich in dem Namen der Mutter Buddha's eine mythologisch gestaltete dunkle Erinnerung an den im Urbrahma thätigen Schöpfungstrieb (Maja) des Brahmanenthums (s. o. Buch 2, Kap. 1, 7).

---

*) Höchst beachtenswerth ist mir immer erschienen, daß unsere berühmte altsächsische Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert, der Heliand (Heiland), in jedenfalls ganz unbewußter Uebereinstimmung mit dem buddhistischen Mythus Christus ebenfalls in Stralgestalt in den Leib seiner Mutter eingehen läßt: —

„Da ließ sich verlauten
Allvaters Bote,
Dem Weib antwortend:
Zu dir soll der heilige Geist
Von der Himmelsau kommen,
Durch Gottes Kraft
Ein Kind du gebären
Zur Welt allhier.
Des Waltenden Kraft
Soll dich vom höchsten
Himmelskönige
Beschatten mit Stralen.
Schöneres erschien nie
Im Menschengeschlecht
Als durch die Macht Gottes
In der weiten Welt hier.

Da ward des Weibes Sinn
Zugewandt dem Wunsch
Und Willen Gottes
Nach Gabriel's Begehr.
Ganz ergeb' ich mich, sprach sie,
Bereit, mich zu richten
Nach dem Rathschluß Gottes …
Und mit gutem Glauben
Und glimpflichem Sinn
Und mit lauterer Treue
Trug den heiligen Geist sie,
Das Kind im Schooß,
Und verschwieg es in der Brust nicht
Und sagt' es selber,
Daß der Stral sie beschattet
Der schöpf'rischen Kraft."

Kannegießer's Neudeutschg. S. 9.

Gorakhpur. Der Name Buddha ist mehr ein Titel als ein Name; der Stifter des Buddhismus erhielt ihn, wie Jesus den Namen Christus[3]). Außerdem heißt Buddha auch noch Sakjasinha, d. i. der Löwe aus dem Geschlecht der Sakja, in Hinterindien Sommona-Codom, in China und Korea Fo oder Fu, in Japan Sjaka oder Budsdo. Er war, der Sohn des Königs Suddhodana, Königs von Kapilavastu, und der Maja, aus der Xatrija-Kaste geboren. Die chronologischen Angaben über sein Geburts- und Todesjahr weichen sehr von einander ab. Die singhalischen (ceylonischen) Buddhisten geben als Todesjahr Buddha's das Jahr 543 oder 544 vor Christus an, die chinesischen, mongolischen und japanischen das Jahr 950 oder 949, die tübetanischen das Jahr 546, versteigen sich aber auch bis zum Jahr 2422, was ganz fabelhaft ist. Mit Bestimmtheit darf angenommen werden, daß Buddha's Leben in's 6. Jahrhundert v. Chr. fiel[4]). Nachdem er in Waffenführung und Wissenschaften wohl unterrichtet worden und im Alter von sechszehn Jahren mit drei Frauen sich verheirathet hatte, lebte er bis zu seinem neunundzwanzigsten Jahre das schwelgerische Leben eines indischen Prinzen. Dann aber regte sich in ihm ein edlerer Geist. Die Legenden sagen, Buddha sei auf einer Spazierfahrt einem Greis, einem Kranken, einem Leichnam und einem Priester begegnet und das habe ihn zum Nachdenken über Alter, Krankheit, Tod und Priesterthum veranlaßt. Auch habe er ein Dorf besucht und, unter einem Gambubaum sitzend, sei er beim Anblick der elenden Zustände der Dorfbewohner von „der Menschheit ganzem Jammer" angefaßt worden. Mit andern Worten: er erkannte, daß alles Seiende mit dem Stempel der Verderbniß und Vergänglichkeit bezeichnet sei; das ungeheuere Elend des Menschengeschlechts kam ihm zum Bewußtsein. Er faßte den Entschluß, Haus und Hof, Weib und Kind zu verlassen, um in der Einsamkeit darüber nachzusinnen, wie die Welt von den vier großen Uebeln: Geburt, Krankheit, Alter, Tod — erlöst werden könnte. Heimlich ging er aus seinem Palast und aus der Stadt, zog seine Prachtgewänder aus, schor sich das Haar, hüllte sich in

3) Buddha, hergel. von budh, scire, cognoscere, bedeutet: der Erkennende, Erweckte, Wissende, Weise.

4) Vgl. Lassen, a. a. O. II, 56 ff. Benfey (a. a. O. 36 ff.) ist geneigt, als Lebenszeit Buddha's die Jahre 548—468 anzunehmen. Weber (a. a. O. 251 ff.) bringt Gründe für die Annahme bei, daß Buddha's Tod in's fünfte Jahrhundert zu setzen sei.

einen gelben Mantel und suchte die Einsiedeleien berühmter Brahmanen auf. Erst Schüler derselben, wurde er bald selber Lehrer und lag sechs Jahre hindurch beharrlichem Nachdenken ob, welchem er härteste Fasten und Kasteiungen verband. Dann aber ward er inne, daß die brahmanische Tapas auch nicht zum Heil führe. Unter einem Bodhi=Baum (ficus religiosa) sitzend, welcher wahrscheinlich eben erst von Buddha diesen Namen erhalten, versenkte er sich nochmals in der Betrachtung Tiefe und jetzt ward ihm die helle Erkenntniß, jetzt ward er zum Buddha, zum Erleuchteten, Weisen. Darauf durchwanderte er neunzehn Jahre lang die mittleren und östlichen Gegenden Hindostans, als seiner Lehre Prediger, welcher sich, im directen Gegensatz zum Brahmanenthum, nicht an eine bestimmte Kaste, sondern an das ganze Volk wandte. Er kannte nur Menschen, nicht diesen oder jenen privilegirten Stand. Seine Weisheit, seine einnehmende milde Persönlichkeit, sein humanes Wesen und — sagte der spätere mythenbildende Geist der buddhistischen Gemeinde — seine Wunder gewannen ihm viele Anhänger, mit denen er im Lande umherzog. Auch mehrere Könige bekehrte er zu seiner Lehre, woraus sich erklärt, warum diese nicht von Anfang an in ihrer Verbreitung größere Hindernisse zu überwältigen hatte. Buddha's Tod erfolgte in seinem achtzigsten Jahre in einem unweit der Stadt Kusinagara gelegenen Hain. Sein Leichnam wurde mit prächtiger Feierlichkeit verbrannt und die Asche in einer goldenen Urne beigesetzt.

Unlange nachher traten mehrere Hunderte seiner ausgezeichnetsten Schüler in Kusinagara zur ersten buddhistischen Kirchenversammlung zusammen. Den Vorsitz führte Kasjapa, welcher, von Buddha zum Fortführer seiner Mission geweiht, eine Reihenfolge von buddhistischen Patriarchen oder Kirchenvätern eröffnet. Wir treffen unter denselben, wieder ein bedeutsamer Gegensatz zum Brahmanenthum, ebensowohl Vaisja und Sudra als Brahmanen und Xatrija. Im Buddhismus ist die religiöse Idee demokratisirt [5]). Ein zweites und mehr noch ein drittes großes Concil (i. J.

5) Dieser Satz bedarf freilich der Einschränkung. Unter einer Demokratisirung der religiösen Idee im Buddhismus verstehe ich, daß die Buddhalehre an die Gesammtheit des Volkes sich wandte, nicht an diesen oder jenen bestimmten Stand, als ausschließlichen Träger und Pfleger der Offenbarung und Erkenntniß. Jeder, gleichviel weß Standes er ist, kann den Weg zum Heil betreten, ohne der Vermittlung zu bedürfen. Das ist, denke ich, im Gegensatz zum Brahmanenthum demokratisch. Es vernichtet die geistige Basis des Kastenwesens und mit dieser ist auch seine soziale

246 v. Chr.) vervollständigte die Thätigkeit des ersten. Die Dogmatik und Kirchendisziplin wurde festgestellt, die Missionsthätigkeit geregelt. Buddha hat, wie nachmals Christus, nichts Schriftliches hinterlassen. Seine Schüler zeichneten seine Aussprüche, Gespräche und Lehren auf. Aus diesen Aufzeichnungen entstanden die eigentlichen, echten und alten Religionsurkunden des Buddhismus, die Sutra, in Prosa mit eingewobenen Versen geschrieben, in ihrer jetzigen Gestalt wahrscheinlich erst im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung aufgezeichnet. Nach dem dritten großen Concil entstand noch eine Masse von religiösen Schriften, so daß die schriftlichen Documente der ältesten und älteren Zeit des Buddhismus mehr als hundert Folianten füllen. In den späteren ist die Reinheit der Buddhalehre durch Einmischung brahmanischer Mythologie freilich schon sehr getrübt und die mündliche Tradition hat dann diese Trübung bedeutend verstärkt. Nicht ganz abzuweisen dürfte auch die Vermuthung sein, daß auf die Gestaltung des Buddhismus im Mittelalter das Christenthum Einflüsse ausgeübt habe. Allein gewiß noch näher liegt die Vermuthung, der Buddhismus, als die weit ältere der beiden Religionen, habe seinerseits auf das Christenthum höchst bedeutend eingewirkt. Schon die Art und Weise, wie Buddha sowohl als Christus ihre Lehre ausbreiteten, das Umherziehen mit ihren Jüngern, ihre beiderseitigen Charaktere, die von ihnen erzählten Wunder, — in Alledem kommen die auffallendsten Aehnlichkeiten zu Tage. Auch können die Buddhisten den Brauch, die Prinzipien des Glaubens auf Synoden festzustellen, unmöglich von den Christen gelernt haben, wohl aber, wenn von einem solchen Lernen die Rede sein soll, umgekehrt die Christen möglicher Weise von den Buddhisten. Freilich war für jene der jüdische Sanhedrin ein näherliegendes Vorbild.

Unter dem Schutz des Asoka, eines mächtigen Fürsten Nordindiens, breitete sich der Buddhismus in seiner Heimat aus und wurde vermittelst einer sehr lebhaften Missionsthätigkeit bald über die Gränzen Hindostans getragen. Nachdem ein früherer Versuch, China zu bekehren, fehlgeschlagen, setzte sich in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung der Buddhismus in diesem Lande fest und hat seither die ungeheure Mehr-

---

Geltung ganz entschieden in Frage gestellt, wenn gleich an einer Stelle der Sutra (Burnouf, introduct. I, 144) gesagt wird, die Buddha's würden nur als Brahmanen und Xatrija geboren

heit der Bewohner des Reichs der Mitte für sich gewonnen. Früher noch war ganz Ceylon für die Buddhalehre gewonnen worden und ist diese Insel jetzt eine ihrer Hauptstätten. Daß der Buddhismus im 6. Jahrhundert nach Japan hinüberkam, ist bereits berührt worden. Unter den Mongolen fand er bald nach Tschingiskhan, der Nichts von dem neuen Glauben hatte wissen wollen, rasche Verbreitung. Auch Birma, Siam, Cochinchina unterwarf er sich, aber seine glänzendste Gestaltung erhielt er in Tübet, wo er, allerdings sehr veräußerlicht, eine Theokratie gründete[6]), die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Während aber die Buddhalehre dergestalt jenseits der Gränzen der Ganges-Halbinsel eine Verbreitung fand, welche ihr jetzt eine Bekennermasse von mehr als 300 Millionen (?) sichert, hatte sich daheim zwischen ihr und dem Brahmanenthum ein Kampf auf Leben und Tod entsponnen. Dieser Kampf währte vom 6. Jahrhundert an bis weit in's Mittelalter hinein und wurde mit der Religionskriegen eigenen grausamen Unerbittlichkeit geführt. Es ist uns ein alter Slokas erhalten, der die Wildheit ausprägt, zu welcher sich die Bekenner des Brahmaglaubens, die „indischen Blumenseelen", bei dieser Gelegenheit fanatisirten: vom Meerbusen von Manaar an bis zum Himalaya sollten die Buddhisten ausgetilgt werden[7]). Das Brahmanenthum erreichte seinen Zweck: die Bekenner der Buddhalehre wurden aus den Gangesländern verdrängt und vertrieben. Nur in einem schmalen Landstrich, in Nepal, hat der Buddhismus auch auf der Südseite des Himalaya sich zu behaupten gewußt.

2.

Die ursprüngliche Dogmatik der Anhänger Sakjamuni's ist sehr einfach und läßt sich sehr kurz fassen.

---

6) Oder vielmehr zwei, wie wir sehen werden.

7) Von der Brück' an die Schneeberg hin, wer die Bauddha's, so Greis wie Kind,
Nicht erwürgt, soll erwürgt werden! rief der Fürst seinen Dienern zu.
Schlegel, Indische Bibl. I, 418.

Es gibt kein Sein, keine Substanz, keine Welt; folglich fällt auch die Voraussetzung des Seins weg: es gibt keine Urkraft, keine Gottheit. Alles war Nichts, ist Nichts, wird Nichts; Alles ist eitel und das Nichtsein das Einzigwahre. Das Dasein der im beständigen Wechsel begriffenen Welt ist schlechterdings nur Einbildung, ein Product des Glaubens an ihre Wirklichkeit [1]). Alles Daseiende, d. h. für daseiend Gehaltene, ist den vier großen Uebeln: Geburt, Krankheit, Alter, Tod — und den aus denselben entspringenden Schmerzen unterworfen. Die Welt und das Leben ist nur ein Schmerz. Diesen zu lindern, fühlt der Mensch eine Sehnsucht, welche die Lust und Leidenschaft gebiert. Aber gerade in der völligen Vernichtung dieser Sehnsucht besteht die Erlösung von den stets neugeborenen Schmerzen. Zu dieser Vernichtung, beziehungsweise Erlösung, führen die sechs Vollkommenheiten: Erkenntniß, Sittlichkeit, Thätigkeit, Almosen, Geduld, Nächstenliebe [2]). Aus der Verbindung des höchsten Wissens mit dem tugendhaftesten Thun resultirt das Heil. Das Heil aber ist nichts Anderes als das Nirvana, d. h. die gänzliche Auslöschung des Menschen, die Rückkehr der individuellen Nichtigkeit in's Urnichts [3]).

Dies die Quintessenz der buddhistischen Metaphysik und Moral. Der Buddhismus ist demnach in seiner Ursprünglichkeit eine Religion des Atheismus. Eine atheistische Religion ist aber in sich ein Widerspruch, welchen eine spätere Sekte der Buddhisten, die Nepalesen, dadurch zu lösen suchte, daß sie, die unerbittliche Consequenz der reinen Buddhalehre scheuend, ein geistiges, weltschöpferisches Urwesen annahm, einen Ur-Buddha (Adi-Buddha). Andererseits hat man dem Buddhismus das religiöse Moment dadurch zu vindiziren versucht, daß man sagte: „der Buddhismus nimmt die Natur-Religion ernst und dieser gewaltige Ernst ist der furchtbare Ge-

---

1) Lassen nach Hodgson, Ind. Alterthumsk. II, 461.

2) Burnouf, a. a. O. I, 153.

3) Burnouf, ebend. 521. Lassen, a. a. O. II, 462. In der tübetanisch-mongolischen Version lauten die drei Hauptlehren des Buddhismus: „Alle Schätze sind unterworfen dem Erschöpfen, alles Hohe dem Falle, alles Gesammelte der Zerstreuung, alles Lebende dem Tode. Alles Sichtbare vergeht, alles Geborene verwest, Alles besteht nur dem Scheine nach. Unbegränztes Erbarmen gegen jedes Geschöpf, unerschütterliche Festigkeit im Glauben, diese führen zur Heiligkeit."

danke der Nichtigkeit alles Seins. Der Buddhismus ist Religion ohne Gott; seine Gottheit ist die Nichtigkeit und er wird sich in vollem Maße bewußt, was es mit diesem Gedanken auf sich hat; er opfert demselben sein ganzes Dasein und in dieser großartigen Selbstverleugnung, einer Idee dargebracht, kommt eben das Tiefreligiöse der Buddhalehre zur Erscheinung[4]." In Wahrheit, der Buddhismus ist religiös, weil er sittlich ist. Mit der ganzen Energie seiner sittlichen Kraft faßte Sakjamuni den Gedanken des Jammers der Welt, des Elends der Menschheit. Er rang mit ihm auf Tod und Leben und in seinem Ringen, den letzten Grund einer solchen Welt zu begreifen, kam er zu dem Resultat, daß die Lösung des furchtbaren Räthsels nur in der Idee gegeben sei, die Welt sei eine leere Schaumblase, schlechthin nichtig, also auch ohne Voraussetzung. So proclamirte er sein Dogma vom absoluten Nichts und verkündete seine „beseligende Lehre des Nichtigen".

3.

Aber die Welt scheint wenigstens zu sein. Hat sie auch nur ein Scheinsein, so reicht doch alle Kraft der Abstraction nicht aus, dieses wegzuleugnen. Der Welt Dasein, und wenn auch nur als ein scheinbares, aus dem Nichts zu erklären, dieses Problem zu lösen, mußte der strenge Buddhismus schlechterdings unfähig sein. Der laxe Buddhismus, d. h. die Buddhalehre in ihrer späteren Gestaltung, wußte sich freilich zu helfen. Während jener das Räthsel, wie aus dem Nirvana die Welt, aus dem Nichts das Etwas werden könne, als ein unlösbares hinstellte, setzte dieser an dem Sprungstab der Phantasiewillkür über die Kluft hinweg, um sich drüben am buntesten kosmogonischen Fabelwesen zu belustigen. Plötzlich ist, offenbar unter Mitwirkung des mongolischen Schamanenthums, sowie brahmanischer und parsischer Kosmogonie und Mythologie, die Welt da, eine unendliche Vielzahl von Welten sogar, ist ein Heer von Geistern da, ist der Mensch da. Um zu erklären, wie das zugegangen, müßte man die Irrgänge der mythenbildenden Phantasie nach unendlich vielen Richtungen hin verfolgen. Der Erfolg davon könnte aber kein anderer sein als gähnende Langeweile. Der Buddhist nimmt unzählige Welten an, die, wie

---

4) Wuttke, Gesch. d. Heidenth. II, 326.

Lotosblumen aus dem Wasser, aus dem unendlichen Leeren aufsteigen und wieder in dasselbe zurücksinken. In Bezug auf diesen ewigen, unersprießlichen Wechsel spielt dann die Einbildungskraft mit Zahlenverhältnissen, die von Millionen, Billionen, Trillionen, Quadrillionen bis zu geradezu unaussprechlichen fortgehen. Auch in anderen legendarischen Vorstellungen über das Werden von Welt und Menschen arbeitet eine tollgewordene Phantasie. Wenn z. B. Buddha die Welt gleichsam aus seinen Poren schwitzt, d. h. wenn er aus jedem seiner 80,000 Schweißlöcher einen Lichtstral hervorbrechen läßt und die Spitze eines jeden Strals zu einer Lotosblume wird und auf jeder dieser Blumen ein lehrender Buddha mit seinen Schülern sitzt, — was soll man sich dabei eigentlich denken? Am Ende ist dem ausgearteten Buddhismus sein Bemühen doch zu Nichts nütze: er kann wohl auf willkürliche Erklärungsgründe des Daseins von Welt und Menschen verfallen, aber was ist damit gewonnen? Sein innerstes Bewußtsein muß ihm sagen: aus Nichts wird Nichts! und somit muß er das wirkliche oder bloß scheinbare Sein der Dinge als eine unerklärbare Thatsache hinnehmen. Seine Erklärungsversuche sind so zu sagen nur zur Unterhaltung unternommen, zur Abwehr des beängstigenden Gefühls einer gränzenlosen Leere. Behufs dieser Abwehr greift er, einmal aus der Logik seines Prinzips herausgefallen, bereitwillig nach fremden Vorstellungen und Mythen. So kam z. B. in die tübetanische Version der buddhistischen Schöpfungslehre, wahrscheinlich aus dem Zoroasterthum herübergenommen, die Vorstellung von dem Sündenfall der Menschen, welcher auf der ersten Begattung von Mann und Weib beruhe [1]). So wurde ferner von den meisten buddhistischen Sekten die uralte Verehrung der Naturmächte in der Form eines Geistercultus adoptirt, welcher mit dem echten Buddhismus gar keinen Zusammenhang hat, denn dieser kennt nicht Geist, nicht Geister. So endlich kam in den Buddhadienst eine ganze Hierarchie von Heiligen, an deren Spitze, wie bei den Katholiken, eine Himmelskönigin steht.

4.

Die Welt soll nicht sein. Weil sie aber ist oder wenigstens zu sein scheint, muß sie aufgehoben werden, dem Verlöschen (Nirvana) zuge-

---

1) Vgl. Kap. II, 7, Note 9.

führt, mit Allem, was in und auf ihr ist. Die Befreiung von Welt und Menschen aus den Fesseln des creatürlichen Daseins, aus den Banden der Naturnothwendigkeit, die Auflösung von Allem in das Nichts, das ist das Heil.

Es wird erreicht dadurch, daß Jeder ein Buddha zu werden strebt. Der ist erlöst von dem Schmerz der Welt, von dem Uebel des Lebens, wer die Buddha-Würde errungen. Vermöge dieser lischt er aus, vergeht im Nirvana.

Um ein Buddha zu werden, sollst du zehn Verbote beobachten: 1) du sollst nicht tödten, 2) du sollst nicht stehlen, 3) du sollst nicht Unkeuschheit begehen, 4) du sollst nicht lügen, 5) du sollst kein falsch Zeugniß geben, 6) du sollst nicht schwören, 7) du sollst nicht boshaft reden, 8) du sollst nicht habsüchtig sein, 9) du sollst nicht Rache nehmen, 10) du sollst nicht abergläubig sein, d. h. an keine Götter glauben. Allein die Beobachtung dieser negativen Moral schien dem Buddhismus nicht ausreichend zur Heiligung. Er zog daher die Idee der Seelenwanderung aus dem brahmanischen System in das seinige herüber. Vielleicht nur, um dem Entsetzen des menschlichen Bewußtseins vor dem Gedanken der absoluten Vernichtung eine Art Galgenfrist zu gewähren. Jedenfalls soll das Dogma der Seelenwanderung ein Ersatz sein für das im Buddhismus durchaus fehlende und auch durchaus unzulässige Dogma der Unsterblichkeit. In der fortlaufenden Reihenfolge von Entstehen und Vergehen nimmt der Buddhist sechs Classen beseelter Wesen an: Genien, Dämonen, Menschen, Vierfüßler, Vögel und kriechende Thiere. Alles Belebte durchläuft in unaufhörlicher Verwandlung diese sechs Stufen, je nach Verdienst oder Schuld von unten nach oben oder von oben nach unten. Das ist augenscheinlich ganz brahmanisch; ebenso, wenn sich die Vorstellung von Höllen und Paradiesen in den Buddhismus einschlich, oder wenn Buddha gar in der Weise des indischen Brahma als Schutzherr der Welten und Wesen vorgestellt wird.

Alle Menschen sollen Buddha's werden: alle können es werden vermittelst ihres Strebens nach Erkenntniß und Tugend in diesem Leben, vermittelst der Läuterung durch die Seelenwanderung nach dem Tode ihres jeweiligen Leibes. Aber unter den Buddha's, d. h. unter den Erlösten, zum Erlöschen Reifen, existirt eine Rangordnung, wenigstens der späteren buddhistischen Lehre zufolge. Der höchste Buddha ist (gegenwärtig) Sakja-

muni und zunächst unter ihm stehen die drei Bodhisvatta, d. i. die das Wesen der Erkenntniß Besitzenden. Sie sind auf der letzten Vorstufe der höchsten Vollkommenheit angelangt, werden aber, von der Seelenwanderung noch nicht befreit, immer wieder geboren, um durch ihr Erscheinen unter den Menschen das Erlösungswerk zu fördern. Hierauf besonders beruht die Gestaltung des Buddhismus in Tübet, wo er sich förmlich zu einer Theokratie organisirte. An der Spitze derselben stehen zwei Groß-Lama's, in welchen sich die Menschwerdungen der Bodhisvatta beständig vollziehen.

5.

Hätte sich der buddhistische Gedanke in seiner ganzen ursprünglichen Strenge und Herbigkeit erhalten, hätte er sich darin erhalten können, so müßte der Buddhismus gar keinen Cultus haben. Er hat keinen Gott, er kennt kein durch die göttliche Gnade vermitteltes Heil, folglich ist ihm an und für sich die im Cult zu Tage kommende Wechselbeziehung zwischen Gott und Mensch nicht nur etwas Ueberflüssiges, sondern geradezu Unstatthaftes. Dem logisch-consequenten Buddhisten müssen die Culthandlungen nothwendig in die Rubrik Aberglauben fallen, welcher ihm ausdrücklich verboten ist. Aber unter den vielen Millionen von Buddhisten vermochte und vermag sich gewiß nur hie und da Einer auf den abstracten Standpunkt zu stellen, von welchem aus ein buddhistischer Cult als ein Unding erscheint. Der schwache Mensch begehrt ein äußerlich Bild und Zeichen, und da der Buddhist keinen Gott und keine Götter zu verehren hat, so bringt er seine Verehrung den Buddha's dar. Zu diesen ruft und betet er, sie denkt er sich in verklärter Gestalt einstweilen im Himmel wohnend, bevor sie ihren Uebergang in's Nirvana vollbringen. Die Culthandlungen der Buddhisten sind also Huldigungen, dargebracht Menschen, welche zu Idealen ihrer Gattung wurden. Das höchste dieser Ideale, der ideale Mensch, ist Sakjamuni, der Buddha der Buddha's. Der buddhistische Cultus ist demnach in seinem ursprünglichen Wesen nur einer Idee dargebracht, der Idee des Nichtseins, des Nirvana; allein im Volksbewußtsein hat diese in den Gestalten der Buddha's sich verkörpert und werden diesen und einer Menge

Schutzgeistern und Heiligen gottesdienstliche Ehren erwiesen, die so ziemlich nach Götzendienst schmecken.

Die ideelle Seite des Cultus sind die Erkenntniß von der Welt Nichtigkeit, errungen durch tiefe Meditation und durch Lektüre der heiligen Schriften, und das Gebet, welches als „die erlösende That mit dem Munde" bezeichnet wird. Mit erhobenen Armen, die inneren Flächen der Hände zusammengelegt, soll zu bestimmten Stunden des Tages zu Buddha und den Schutzgeistern gebetet werden. Die Gebetformeln sind meist kurz, oft auch ganz sinnlos. Nicht eine Gebetformel, sondern das große buddhistische Symbolum ist der vom Oxus bis nach Japan täglich von Millionen Lippen tönende Spruch: Om mani padme houm! d. i., wie man annimmt, o du kostbarer Lotus! Amen. Wahrscheinlich leitet sich die Entstehung dieses auch auf den buddhistischen Bauwerken in unermüdlicher Wiederholung angebrachten Symbols von der Vorstellung der unter dem Bild einer Lotusblume aus dem Meer des Nirvana aufsteigenden Welt her oder auch daher, daß Buddha auf einer Lotosblume sitzend gedacht wird. Die Buddhisten bedienen sich, gleich den Katholiken, beim Gebet der Rosenkränze. Außerdem haben sie, besonders die tübetanisch-mongolischen, eine leichtbewegliche cylinderförmige, mit Gebetformeln beschriebene Gebetmaschine, Tschakra oder Tschukar genannt [1]). Die Darbringung von Blumen und Weihrauch

---

1) Wuttke (a. a. O. II, 546) meint zwar, es sei „lächerlich, diese Gebeträder für Maschinen anzusehen, durch welche sich die Leute das Beten bequemer machen wollen;" es seien dieselben „vielmehr Sinnbilder des in endlosem Kreislauf unstät rollenden Lebens." Dieser ideellen Auffassung scheint jedoch das zu widersprechen, was die beiden französischen Missionäre Gabet und Huc, welche 1844 in Tübet reisten, über die Gebeträder bemerken. „Sie haben ein Rad, das drehende Gebet (Tschukar) genannt, auf dessen Flügeln fromme Sprüche geschrieben sind; man dreht dies Rad rasch um und jede Wendung, die es macht, gilt für ein Gebet. Die Tschukar sind von verschiedener Größe: die einen werden nur mit der Hand gedreht, andere aber stehen als wahre Mühlen längs der Bäche und die Strömung dreht sie unabläßig, so daß ihre Erbauer den Vortheil haben, Tag und Nacht zu beten. Man sieht auch in den Lamaserien (Klöstern) große Puppen, welche ganz aus zahllosen Papierblättchen bestehen, welche auf einander geklebt und mit Gebeten bedeckt sind. Diese Puppen können leicht in Bewegung gesetzt werden und sie beten für jeden Lama, der ihnen im Vorübergehen einen Stoß gibt. Ein anderes, ebenso einfaches und sinnreiches Mittel ist, alle frommen Bücher, die man finden kann, in eine Trage zu legen und mit dieser Last auf dem Rücken eine Promenade um die Lamaserie zu

in den Tempeln — Thieropfer werden durchaus nicht dargebracht — ist nicht ein eigentliches Opfer, sondern nur ein symbolisches Zeichen der Verehrung der Heiligen. Die Opferidee in ihrer höchsten Form spricht sich im Buddhismus aus durch geduldige Weltverleugnung. Von dem nichtigen Schein des Daseins sich nicht blenden, nicht gefangen nehmen zu lassen, aus allen Täuschungen und Banden des Sinnenlebens sich herauszuarbeiten, mit bewußter Gleichgültigkeit den rastlosen Strom der Erscheinungen an sich vorübergleiten zu lassen und so, Nichts fürchtend, Nichts hoffend, Nichts liebend, Nichts hassend, mit nie endender Geduld der Auflösung in's Nirvana entgegenzuharren, — das ist das Opfer, welches der Buddhist nicht seinem Gott, denn er hat keinen, aber seiner Idee, seiner Weltanschauung darbringt. In Vollziehung dieses Opfers — der realen Seite des buddhistischen Cultus — macht sich der Anhänger der Buddhalehre freiwillig zum Bettler (Bikschu), zum Ehelosen und zum Asketen (Sramana), drei Stufen der Weltentsagung, welche zur höchsten Gleichgültigkeit und zu der durch diese vermittelten höchsten Erkenntniß führen. Wollte sich die ganze buddhistische Gesellschaft zu dieser Opferung entschließen, so müßte sie nothwendig aussterben, wäre schon lange ausgestorben. Aber den Cult in dieser seiner höheren Form übt nur eine Minderzahl der Buddhisten, die allerdings an und für sich groß genug ist. So theilt sich die buddhistische Gesellschaft in Cleriker (in Tübet Lama's, d. i. Obere) und Laien. Priester in unserem Sinn, d. h. Spender und Vermittler der göttlichen Gnade, sind aber die buddhistischen Geistlichen nicht. Was sollten sie denn spenden und vermitteln? Zu einem besonderen Stand jedoch, mit bestimmter kirchlicher Disziplin, haben sich die buddhistischen Cleriker im Verlaufe der Zeit organisirt und es hat die buddhistische Hierarchie die frappanteste Aehnlichkeit mit der katholischen. Die Unterschiede zwischen Weltgeistlichen und Mönchen, wie die zwischen den verschiedenen Graden der hierarchischen Pyramide des Katholicismus, lassen sich auch im Buddhismus mit unverkennbarster Uebereinstimmung nachweisen. Daß die Buddhisten auch Synoden und Kirchenversammlungen, sowie daß sie Missionseinrichtungen haben, ist schon berührt worden. Eine weitere spezielle Aehnlichkeit mit dem Katholicismus ist das Institut der Beichte, als Mittel

machen. Dieser Gang gilt für eben so viele Gebete, als man deren getragen hat." Ausland, 1850, S. 631.

der Sündenvergebung. Doch beichtet der Buddhist mit lauter Stimme, Angesichts der Versammlung der Gemeinde. Die buddhistischen Cleriker, deren alter Collectivname Bikschu — (nicht Bonzen, wie die Europäer das japanische Wort Bon-su, d. i. Priester, corrumpirten) — leben entweder einzeln bei ihren Heiligthümern oder sie vereinigen sich zu klösterlicher Gemeinsamkeit. Die Klöster bestehen aus einer kleineren oder größeren Reihenfolge von Häuschen, welche ganz unseren Mönchszellen entsprechen. Auch die übrigen Einrichtungen der buddhistischen Klöster, die Theilung des Lebens in Erbauung und Arbeit, die Vorsteherschaft, das Noviziat, die Regel, finden sich im Katholicismus wieder, und wie in diesem, gibt es im Buddhismus nicht nur Mönchsklöster, sondern auch Nonnenklöster. Die Nonnen heißen Bikschuni. Die buddhistischen Cleriker unterscheiden sich, wie die katholischen, von den Laien durch die Tonsur; auch haben sie eine eigene Priestertracht, in welcher die weiße, gelbe und rothe Farbe vorherrscht. Den Nonnen wird bei ihrer Aufnahme, wie den katholischen, das Haar geschoren und auch sie gehen in besonderer Tracht. Die buddhistischen Kirchen sind entweder kleine Kapellen von quadratischer, glockenförmiger oder pyramidaler Form oder weite, hohe, bekuppelte Tempelhallen [2]). Die letzteren sind mit Statuen von Buddha's und Heiligen ausgeschmückt [3]). Vor allen ragt die Bildsäule Sakjamuni's hervor, gewöhnlich nach einem sehr großen, oft kolossalen Maaßstab ausgeführt [4]). Mit Glockenklang wird zur

---

2) Hoffmeister gibt in seinen Briefen aus Indien, da, wo er seine Reise durch die buddhistischen Bezirke des Himalayagebiets beschreibt, mehrere Schilderungen des Aeußeren und Inneren buddhistischer Heiligthümer; z. B. S. 319 und a. a. O.

3) „Sämmtliche Tempel sind mit Götzen oder Bildern besonders verehrter Heiligen angefüllt, wie „der drei kostbaren Buddha's", der „Königin des Himmels", die auf dem berühmten Lotus oder Nelumbium sitzend dargestellt wird. Manche dieser Bilder sind 30—40 Fuß hoch und gewähren, wenn man sie in diesen geräumigen hohen Hallen neben einander gereiht sieht, einen höchst eigenthümlichen Anblick. Die Priester selbst wohnen in einer Reihe niedriger Gebäude, die mit den dazwischen liegenden Tempeln und Höfen rechte Winkel bilden. Jeder Priester hat in seinem Hause einen Hausaltar, auf dem sich kleine Götzenbilder erheben, vor denen er oft seine Privatandacht verrichtet." Fortune, Wanderings in China (Zenker'sche Uebers. S. 81).

4) Gabet und Huc sahen in der an der Straße von China nach Tübet gelegenen Stadt Tolon-noor, welche ihrer Metallgießereien wegen berühmt ist, einen Zug von

kirchlichen Feier geladen. Auf dem Altar vor den Heiligenbildern befindet sich gewöhnlich eine Art Tabernakel, das Behältniß einer hochverehrten Reliquie[5]). Mit Wassersprengungen, Räucherungen und Blumenspenden, mit Gesticulationen, Gebet-, Solo- und Chorgesang wird von den Priestern am Altar gedient. Die ganze Ceremonie ähnelt augenfällig der Celebrirung eines katholischen Hochamts[6]).

---

84 Kameelen abgehen, auf welche eine einzige Statue Buddha's verladen war. Ein Kameel trägt 700—800 Pfund. Ausland, 1850, S. 625.

5) Die Reliquienverehrung zog natürlich, ganz wie anderwärts, Reliquienfabrikation und Reliquienschacher nach sich. Der Buddhismus ist in diesen Dingen keineswegs weniger sinnreich als der Katholicismus; wird doch den Gläubigen sogar der auf der Erde zurückgelassene Schatten Sakjamuni's gezeigt. Einer der besuchtesten Wallfahrtsorte der Buddhisten ist die Spitze des Adamsberges auf Ceylon. Dort findet sich ein 3 Fuß langer Fußstapfe Buddha's in einen Felsen eingedrückt. Ceylon ist außerdem so glücklich, die heiligste Reliquie des Buddhismus zu besitzen, den linken Augenzahn Sakjamuni's, ein Besitz, welcher die alte Hauptstadt der Insel, Kandy, zum Mittelpunkt der Buddhareligion macht. „Der heiligste Ort dieses Glaubens ist Kandy auf Ceylon. Der eigentliche Tempel ist ein kleines Gebäude im Hof des größeren. Hier wird ein Zahn Buddha's aufbewahrt. Auf einem mit schwerem Silberblech bedeckten Tisch von etwa 6 Fuß im Gevierte stand ein großer, glockenförmiger, somit charakteristisch buddhistischer Behälter von Gold, 5 Fuß hoch und 3 Fuß Durchmesser an der Basis, mit Edelsteinen übersäet und verziert mit Ketten, die von der Spitze herabhingen; das ist der äußerste Verschluß, welcher noch sechs (nach Andern vier) solche Glocken, eine in der anderen und eine schöner als die andere, und endlich den Zahn enthält. Leute, die ihn gesehen haben, meinen, es sei weder eines Menschen noch eines Thieres Zahn, sondern ein geschnitztes Stück Elfenbein.“ Graf Görtz, R. u. d. W. III, 325. Die Bilder von Buddha zeigen ihn gewöhnlich in edler, menschlicher, fast weiblich schöner Gestalt, auf den gekreuzten Beinen sitzend, mit gesenktem Blick, schläfrig vor sich hinsehend, in den Gedanken des Nirvana verloren, d. h. nichtsdenkend. Daß übrigens die Heiligenverehrung der Buddhisten leicht in Bilderdienst ausartet, ergibt sich aus dem Glauben mehrerer Sekten, die Heiligen seien in ihren Bildern, wann diese die Huldigungen der Gläubigen empfangen, leiblich anwesend.

6) Fortune, als er das berühmte buddhistische Heiligthum Shan-te-Maou (Tempel und Kloster) in der Provinz Che-kiang in China i. J. 1850 besuchte, wohnte daselbst einem feierlichen Gottesdienste bei und hat diesen Act also beschrieben (a. a. O. 364): — „Ich war neugierig, einmal den ganzen Gottesdienst mit anzusehen und nahm daher in einer der Passagen Platz, welche zu dem großen Tempel führen, wenige Minuten früher als sich die Priester versammelten. Ich hatte noch nicht lange hier

In Tübet gewann der Buddhismus staatliche Gestalt, welcher die Idee der Seelenwanderung, der Menschwerdungen der Buddha's eine oder viel-

---

gestanden, als ein alter Priester vor mir vorbei ging und zu einem großen Holzblocke trat, der in die Form eines Fisches gehauen war und an der Decke einer dieser Passagen herabhing, und an den er einigemal mit einer hölzernen Stange schlug. Den lauten hohlen Ton, welcher dadurch entstand, hörte man durch das ganze Gebäude. Hierauf wurde dreimal an die große metallene Glocke auf dem Glockenthurme geschlagen, worauf die Priester von allen Seiten herbeikamen, jeder mit einem gelben Ueberwurf über der linken Schulter. Zu gleicher Zeit ging ein alter Mann herum, der auf ein viereckiges Bret schlug, um die Priester, die etwa zufällig schliefen, aufzuwecken und die lässigen zum Gebet zu rufen. Der Tempel, zu dem die Priester eilten, war ein großes Gebäude, volle 100 Fuß in's Gevierte und etwa 60 Fuß hoch, dessen Dach auf einer Menge massiver hölzerner Pfeiler ruhte. Drei große Götzenbilder — die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — jedes wenigstens 30 Fuß hoch, standen in der Mitte des Tempels. Vor diesen war ein Altar, und vor diesem auf dem Boden lagen mehr als hundert Kniekissen, auf denen die Priester während des Gottesdienstes knieten. Zu beiden Seiten dieser geräumigen Halle standen eine Menge kleinerer Götzenbilder gereiht, die, wie man sagte, vergötterte Könige und andere große Männer vorstellen sollten, die sich während ihres Lebens durch Frömmigkeit ausgezeichnet hatten. Als ich mit den Priestern hinein ging, sah ich einen Mann, der die auf dem Altar stehenden Lichter anzündete und Weihrauch verbrannte. Der in die Höhe steigende Rauch des Weihrauchs erfüllte die Luft mit einem schweren, aber nicht unangenehmen Dampfe. Eine feierliche Stille herrschte im Tempel. Die Priester kamen einer nach dem andern, in der andächtigsten Weise, — indem sie kaum die Augen vom Boden erhoben, und reihten sich zur rechten und linken Seite des Altars, wo sie auf den Kissen niederknieten und sich mehrere Male vor den Götzenbildern tief verneigten. Jetzt wurde wieder an die große Glocke geschlagen, — erst langsam und feierlich, dann allmälig schneller; und hierauf war Alles wieder ganz still. Die Priester hatten sich nun alle versammelt — etwa achtzig an der Zahl — und der Gottesdienst im Tempel nahm seinen Anfang. Der zunächst am Altar stehende Priester läutete eine kleine Glocke, — ein anderer schlug eine Trommel; und alle achtzig fielen mehrmals auf ihre Knie nieder. Einer von ihnen schlug dann abwechselnd an ein rundes Stück Holz, das etwas größer als ein Menschenschädel und inwendig hohl war, und an eine große metallene Glocke. Während dieses Theils der Ceremonie trat ein junger Priester aus der Reihe der andern vor und nahm gerade vor dem Altar seinen Platz, wobei er sich mehrere Male tief verbeugte. Nun begann der Lobgesang. Einer von den Priestern, wie es schien, der Leiter der Ceremonie, schlug dabei den Takt auf dem ausgehöhlten Holzstücke, und die übrigen sangen in einem sehr traurigen Tone. Zu Anfange des Gottesdienstes standen die Priester, welche sich vor dem Altar, halb zur rechten und halb zur linken Seite, gereiht hatten, mit dem Gesicht gegen die großen Götzenbilder gewendet. Jetzt aber drehten sie sich plötzlich

mehr zwei Spitzen gab. Die jetzige Form dieser Theokratie ist jedoch erst im 14. Jahrhundert festgestellt worden durch Tsong=Kaba, den Refor=

---

um, so daß sie die Gesichter auf einander zuwandten. Der Gesang, welcher langsam angefangen hatte, wurde allmälig munter und immer munterer, und hörte, als er am schnellsten war, plötzlich auf, und eine oder zwei Secunden war Alles still. Endlich hörte man eine einzelne Stimme einige Noten allein singen, worauf dann die ganze Versammlung einfiel und ganz so sang, wie zuvor. Der junge Priester, welcher aus der Reihe der übrigen vorgetreten war, nahm jetzt seinen Platz gerade dem Altar gegenüber, aber nahe an der Thür des Tempels, und warf sich mehrere Male auf ein Kissen nieder, welches zu diesem Zwecke hingelegt war. Dann ging er mit langsamen und feierlich gemessenen Schritten zu dem Altar hinauf, nahm ein Gefäß, welches auf diesem stand, und füllte dasselbe mit Wasser. Nachdem er mit der Hand einige Kreuze und Kreise beschrieben, sprengte er ein wenig Wasser auf den Tisch. Als dies geschehen war, goß er ein wenig aus dem Gefäße in eine Tasse und zog sich langsam von dem Altar nach der Thür des Tempels zurück. Beim Hinausgehen tauchte er seine Finger in das Wasser und besprengte einen nahe an der Thür stehenden steinernen Pfeiler. Während dies vor sich ging, sangen die übrigen Priester noch immer fort. Das Zeitmaß der Musik wechselte oft: — bald war es schnell und lebhaft, — bald langsam und feierlich, — aber immer in einer klagenden Tonart. Als dieser Theil des Gottesdienstes beendigt war, knieten alle langsam vor dem Altar nieder und bildeten, als sie wieder aufstanden, eine Procession. Die Priester zur rechten Seite des Altars defilirten auf der rechten, die zur linken auf der linken Seite, einer hinter dem andern zu beiden Seiten der geräumigen Halle hingehend und ein langsames feierliches Lied singend, wobei durch Anschlagen an eine kleine Glocke der Takt angegeben wurde. Als die beiden Prozessionen am hintersten Ende des Gebäudes zusammenkamen, drehten sie sich alle um und gingen in derselben Ordnung wieder zurück, wie sie gekommen waren. Die Prozession dauerte etwa 5 Minuten und dann nahmen die Priester wieder ihren Platz vor dem Altar ein, und das Singen ging wieder an, wie zuvor. Nach einer oder zwei Minuten fielen sie sämmtlich auf die Knie nieder und sangen in dieser Stellung eine Zeitlang fort. Als sie wieder aufstanden, sangen zuerst die, welche auf der linken Seite standen, einen Theil des Gesanges allein und knieten dann nieder. Hierauf fingen die zur rechten Seite an zu singen, und knieten, als sie geendigt hatten, ebenfalls nieder. Dann standen die zur linken Seite wieder auf; so wechselten sie etwa 10 Minuten mit einander ab, indem sich bald diese bald jene vor dem Altar niederwarfen. Was hierauf noch folgte, war beinahe ganz ebenso wie der Anfang. Diese feierliche Ceremonie hatte nun beinahe eine halbe Stunde gedauert. Während dieser ganzen Zeit war ein dichter Schirm vor dem großen Thore niedergelassen, um die Stralen der Sonne abzuhalten. Eben als die Ceremonie zu Ende ging, wurde der Vorhang weggezogen, und der Eindruck, den dieses machte, war höchst ergreifend und eigenthümlich. Ein heller blaßrother Lichtstrom verbreitete sich wie der Blitz in dem Tempel, die Kerzen auf dem Altar schienen auf einmal nur

mator des tübetanischen Buddhismus[7]). Tsong-Kaba ließ die Grunddogmen der Buddhalehre unberührt stehen, allein er reinigte und schärfte die geistliche Disziplin, namentlich in Beziehung auf den Cölibat, und ordnete den Cultus auf's Neue. Demzufolge ist jetzt der tübetanische Lamaismus die strictest organisirte Erscheinungsform des Buddhismus. Tübet ist ein Kirchenstaat, in welchem ein ganzes Drittel der männlichen Bevölkerung dem geistlichen Stande angehört: soweit hat es der christliche Kirchenstaat noch nicht gebracht. Die Lama's, ehelos und durch ein geistliches Costüm[8]) von ihren Landsleuten unterschieden, leben theils im Schooße ihrer Familien, theils als Einsiedler, meistens aber in mönchischer Gemeinsamkeit[9]). Jede Lamaserie — es gibt deren, welche von 1000 bis zu 8000 Mönche zählen — steht unter der Leitung eines Ober-Lama's, welcher als Incarnation eines Buddha angesehen wird. Die Spitze der Hierarchie bildet der Tale-Lama oder Dalai-Lama (d. i. Meer der Weisheit oder Meer der Geister), der Papst und weltliche Herrscher des östlichen Tübets, die Incarnation eines Bodhisvatta oder in der Volksauffassung des Sakja-

---

düster zu glimmen, und die ungeheuren Götzenbilder hatten ein noch massiveres und fremdartigeres Ansehen als zuvor. Ernst und schweigend, wie sie hergekommen waren, zogen sich die Priester einer nach dem andern zurück, tief ergriffen, wie es schien, von der Feierlichkeit, welcher sie beigewohnt hatten. Fast alle begaben sich nun in das Refectorium, wo sogleich die Mahlzeit aufgetragen wurde."

7) S. den Bericht der Missionäre Gabet und Huc, Ausl. 1850, S. 729.

8) Rothes Kleid, kleine Dalmatica ohne Aermel, rothe Schürze und gelbe Mütze.

9) „Die Lamaserien gleichen wirklichen Städten: die weißen Häuschen der Lama's sind so aneinander gereiht, daß sie Straßen bilden, welche von den buddhistischen Tempeln mit ihren großartigen Formen und vergoldeten Dächern überragt werden. Diese Tempel sind reich verziert; Elephanten, Löwen, Tiger, Bären, in Marmor oder anderem Stein ausgehauen, scheinen die Thore zu bewachen. Im Innern findet man andere Skulpturen und Gemälde, welche Handlungen aus dem Leben Buddha's darstellen, dessen Statue man überall sieht. Allenthalben stoßen auch die Augen auf fromme Sprüche. Schweigen ist zwar in den Straßen der Lamaserien nicht gerade vorgeschrieben, wird aber doch beobachtet. In den Stunden des Gottesdienstes werden die Lama's durch Glocken und das Blasen von Seemuscheln eingeladen, sich in den Tempel zu begeben." Ausl. 1850, S. 631. Das Leben der Lama's in den Lamaserien wird bestritten theils durch die Gaben der Pilger, theils durch die Feld- und Handarbeit der Mönche.

muni selbst, der Ideal-Mensch, der vergöttlichte Mensch. Er residirt, abgöttischer Verehrung genießend 10) und verzehrt von Langeweile, in einem prachtvollen Palast von Hlassa, der Hauptstadt Ost-Tübets 11). Der Tod eines Tale-Lama's brachte sonst für Tübet die Gefahr einer Anarchie mit sich, denn die Wahl eines neuen Gottes ging nur mit den größten Weitschweifigkeiten vor sich. Ein Regenbogen mußte den suchenden Lama's den Weg nach der Gegend und zu dem Hause zeigen, wo es dem Buddha, nachdem er den Leib des vorigen Tale-Lama's verlassen, gefallen hatte, eine neue Menschwerdung zu vollziehen. Die Eigenschaften, welche der neue Dalai-Lama haben mußte, die Prüfungen, denen er, um sein Buddhathum zu erweisen, unterworfen wurde, gaben gleichermaßen der höheren Geistlichkeit Gelegenheit zu den bedenklichsten Intriguen. Denn solche gibt es im Papstpalast zu Hlassa nicht minder als im Vatican zu Rom und es ist nicht so ganz selten, daß die Entkörperung eines Dalai-Lama, der sich den obersten geistlichen Würdeträgern, den Cardinälen, welche seinen Hof bilden und die Regierungsgeschäfte besorgen, mißliebig gemacht, durch Gift oder Strang beför-

10) Die aber doch nicht so weit geht, daß, wie geglaubt worden, aus den Excrementen des Tale-Lama eine Art Hostie für die Gläubigen bereitet wird. Das ist nur ein schlechter Witz. Zu Amuleten jedoch scheint der heilige Unrath verwendet zu werden.

11) „Hlassa liegt in einem Thal und hat zwei Lieues im Umfang; sein Anblick ist majestätisch und imposant; es soll ehemals befestigt gewesen sein, jetzt aber hat es statt aller Befestigung nur einen Gürtel uralter Bäume um sich her. Mitten durch die Blätter sieht man die großen weißen Häuser sich erheben, die in eine Plattform endigen und von Thürmchen überragt sind. Zahlreiche Tempel mit vergoldeten Dächern und glänzendem Farbenschmuck überragen die Häuser und sind selbst durch den Palast des Tale-Lama überragt. Dieser ist wahrhaft prachtvoll: er liegt im Norden der Stadt und ein Felsberg, Buddha-la genannt, dient ihm als Fundament. Mehrere Tempel sind um den Haupttempel her gruppirt, welcher die Mitte einnimmt und vier Stockwerke hoch ist; dies Gebäude läuft in eine ganz mit Goldplättchen bedeckte und mit einem Gang von gleichfalls vergoldeten Säulen umgebene Kuppel aus. Das Innere ist mit Reichthümern und Zierrathen aller Art in maßloser Verschwendung ausgestattet; überall stoßen die Blicke auf Malereien, Skulpturen, kostbare Stoffe, Silber und Gold. Hier wohnt der Tale-Lama. Man hat bisher mit Unrecht geglaubt, dieser lebende Götze sei unsichtbar; er ist im Gegentheil leicht zugänglich und zeigt sich den bloßen Neugierigen, wie den Gläubigen." Bericht von Gabet und Huc, Ausl. 1850, S. 634.

dert wird[12]). Das lamaitische Conclave ist jetzt rationell vereinfach[t.] Die Namen von drei in der Todesstunde des vorigen Lama's geborene[n] aus angesehenen, dem chinesischen Hofe genehmen Familien stammende[n] Knaben werden, auf Goldtäfelchen geschrieben, in eine goldene Urne geleg[t] und derjenige Candidat, dessen Namen die zuerst aus der Urne gezogen[e] Marke angibt, wird sofort als Dalai-Lama proclamirt[13]). Uebrigens h[at] der Papst oder Gott von Hlassa einen Nebenbuhler in dem Bogdo Lama, welcher zu Dschaschi-lumbo, der Hauptstadt West-Tübets, residir[t] und von seinen Anhängern, den West-Tübetanern, für die wahrhafte Incarnation Buddha's gehalten wird. Zwischen den beiden Ideal-Menschen sin[d] schon häufig blutige Kriege geführt worden. Außerdem ist die weltlich[e] Herrschermacht des Tale-Lama's bedeutend beschränkt durch den an seinem Hofe residirenden chinesischen Gesandten, welcher den Titel Kin-tschai führt. Zwar ist Tübet keineswegs, wie man oft irrthümlich annimmt, eine bloß[e] Provinz des Reichs der Mitte, allein der Hof von Peking hat sich, wei[t] mehr durch diplomatische Künste als durch Waffengewalt, eine Art Oberhoheit über das Land zu verschaffen gewußt. Die Chinesen müßten nicht so schlau sein, wie sie sind, wenn sie nicht verstanden hätten, die natürliche Schwäche eines Priesterstaats auszubeuten, dessen Beherrscher gewöhnlich ein unmündiger Knabe oder auch ein durch monotone Vergötterung und Langeweile zum Blödsinn gebrachter Junge ist[14]).

6.

Eine Religion, deren höchstes Sittengesetz die Indifferenz ist, kann ihre Anhänger unmöglich zu freithätiger Sittlichkeit erziehen. Die

---

12) Der Premierminister (Nome-Khan), welcher zu Anfang der 40ger Jahre die Regierung von Ost-Tübet leitete, hatte rasch nach einander drei Tale-Lama's durch Erdrosselung und Gift zur Seelenwanderung gezwungen. Ebend. S. 642.

13) Ebendas. S. 630.

14) Der Buddhismus hat auch die Mongolenstämme mit einem Netz von Lamaserien überzogen. Die berühmteste ist die von Groß-Kuren am Tulafluß. Hier residirt als Verkörperung Buddha's der Guison-Tomba, welcher den Norden der Tartarei als ein Vasall China's beherrscht.

buddhistische Moral hat daher einen durchaus **negativen** Charakter. Ihre Tugend ist das Unterlassen, Nichtwollen, Nichtdenken, Nichthandeln. In höchster Blüthe ist sie **Geduld**, in schönster Erscheinungsform **Toleranz**. Der fromme Buddhist fühlt Mitleid, ein mehr gleichgültiges freilich als werkthätiges, mit allen lebenden Wesen: auch sie tragen ja den Schmerz des Daseins. Er benimmt sich gegen die Thiere mild, ihre Tödtung ist ihm strengstens untersagt, und die Geistlichen sollen durchaus keine Fleischspeisen genießen. Im Verkehr mit seinen Mitmenschen ist er freundlich und gastfrei, soll es wenigstens sein, und Thatsache ist es, daß das buddhistische Sittengesetz selbst so mordlustige Barbaren, wie die Mongolen waren, bedeutend zähmte. Von toleranter Gesinnung gegen die Anhänger anderer Religionen gaben und geben die Buddhisten bei jeder Gelegenheit exemplarische Beweise, gleichviel ob diese Toleranz in der buddhistischen Gleichgültigkeit wurzle oder nicht [1]). In strenger Durchführung des buddhistischen Gedankens könnte es ein Familienleben nicht geben. Die Praxis des Lebens hat diese Durchführung freilich verschmäht. Aber der echte Buddhajünger wenigstens, der Geistliche, soll sich des Weibes und der Zeugung ganz enthalten und in Ehelosigkeit leben. Die Aeußerung des Wohlgefallens an weiblicher Schönheit ist sündlich [2]) und dem rechten Frommen soll Gattin, Tochter, Mutter „nicht mehr und nicht weniger gelten als eine Hure“ [3]). Ueberhaupt ist das Interesse am Schönen, wie an allen Erscheinungen des Lebens, verwerflich und so kann es denn nicht Wunder nehmen, daß es der

---

1) Der tübetanische Premierminister legte im Jahr 1846 der Predigt des Christenthums durch die Missionäre Gabet und Huc zu Hlassa kein Hinderniß in den Weg. Als ihn der chinesische Gesandte, der die Fremden weghaben wollte und zuletzt wirklich wegbrachte, darauf aufmerksam machte, dieselben seien als Prediger des Christenthums natürliche Feinde des Tale-Lama, versetzte der Minister: „Was thut das? Es sind fromme und gelehrte Männer. Wenn ihre Lehre falsch ist, werden die Tübetaner sie nicht annehmen; ist sie aber im Gegentheil wahr, was haben wir zu fürchten? Wie könnte die Wahrheit den Menschen schädlich sein?“ Ausl. a. a. O. 643. Wie würde es wohl einem Missionär des Buddhismus in Rom ergehen?

2) Zur Minderung dieses Wohlgefallens müssen die Schönen von Hlassa beim Ausgehen das Gesicht mit einer garstigen schwarzen Latwerge beschmieren. A. a. O. 638.

3) Burnouf, Introduct. I, 558.

Buddhismus in Wissenschaften und Künsten ebenso wenig weitgebracht als in staatlichen Bildungen. Zum Staat verhält er sich im Grunde ganz negativ; wo er, wie in Tübet, zum Positivismus verschritt, kam nur die Mißgeburt eines Priesterstaats zuwege. Die buddhistische Literatur kennen wir noch zu wenig, um ein sicheres Urtheil darüber zu haben; doch dürfte dasselbe nach allem bisher bekannt Gewordenen ein sehr günstiges nicht sein. Die buddhistische Poesie hat sich freilich in der religiösen Märchendichtung bestätigt, aber ein künstlerisches Schaffen ist in diesen Ungeheuerlichkeiten überall nicht zu erkennen. Auch Baukunst und Skulptur der Buddhisten, obgleich theilweise kühn und prächtig, streben zu sehr in's Monströse, um den Schönheitssinn befriedigen zu können. Nur ihre Musik, d. h. der priesterliche Gesang, scheint einen gewissen schwermüthigen Reiz auf den Zuhörer zu üben.

Der Buddhismus hat sich vermittelst des Buddha-Cultus eine Art Gott, vermittelst der Heiligenverehrung eine Art Mythologie geschaffen, welche freilich ganz vag und nebelhaft ist. Die Reaction gegen die Abstraction der Nichtslehre ging in ihm sogar soweit, daß das religiöse Bedürfniß seinen Gott sichtbar nicht nur, sondern lebend angeschaut wissen wollte (Lamaismus). Für die Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit suchte der Buddhist Trost in dem Dogma von der Seelenwanderung. Aber alle diese Nothbehelfe verschwinden wie wesenlose Phantasmagorien vor der reinen buddhistischen Idee. Es gibt nur das Eine: N i r v a n a, das Nichts. Alles Andere ist nur ein Strom von Nichtigkeiten, welcher sich dem Ozean des Nirvana zuwälzt. Die Welt, das Leben, die Menschen, Erde und Himmel, Familie und Staat, die Geister und die Heiligen, — Alles ist nichtig, ein Schein, Buddha selbst ist ein solcher. Die Welt, wie eine Lotusblume aus dem Nirvana aufgestiegen, sinkt wieder in dasselbe zurück, die Schaumblase des Erdendaseins platzt, das Fieber des Lebens hört auf, Alles verlischt in absoluter Leere, die man nicht einmal eine Todesruhe nennen kann, wie das Aufgehen der brahmanischen Welt im Brahma, denn diese buddhistische Urleerheit ist ein völlig undenkbar Abstractes. Hervorgegangen aus dem Schmerz, endigt der Buddhismus in verzweiflungsvoller Gleichgültigkeit. Er stellte sich der Welt gegenüber und sagte zu ihr: Du solltest nicht so sein, wie du bist; aber, weil es eine Unmöglichkeit, dich anders zu machen, sollst du gar nicht sein. Du bist nur ein eitler Schein, ein Traum, eine Gaukelei: verblasse, Schein!

zerstiebe, Traum! höre auf, Gaukelei! Hinunter mit dir in's ewige Nichts! — Eine derartige Verneinung der Welt ist freilich leichter als ihre Bestreitung, Bewältigung, Gestaltung. In seiner tiefsten Wurzel ist der Buddhismus doch nur eine Ausgeburt des orientalischen Quietismus, und er ist nicht die letzte, wohl aber die kühnste und folgerichtigste.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geschichte der Religion.

Darstellung

der

inneren Entwicklung und äußeren Gestaltung der religiösen Idee,

sowie ihrer

Einwirkung auf das geistige und sittliche Leben der Völker, von der ältesten bis zur gegenwärtigen Zeit.

Ein

Haus- und Handbuch für denkende Leser.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1860.

Drittes Buch.

I.

Die Religion als System.

II.

Die Aegypter.

III.

Die West-Asiaten:

Die Völkerstämme von Babylon, Syrien und Kleinasien.

IV.

Die pelasgischen Völker:

I. Die Griechen. II. Die Römer.

Erstes Kapitel.

Die Aegypter.

1.

In Gestalt eines antiken Helms, dessen Kinnband die Insel Madagaskar vorstellen kann, dehnt sich Afrika zwischen vier Meeren und einem Meerbusen als drittgrößter Erdtheil aus, durch den Aequator in zwei ungleiche Hälften getheilt, wie aller Pracht und Ueppigkeit, so auch aller Schrecken der Tropenzone voll, noch jetzt mit dem Reiz des Geheimnißvollen ausgestattet, noch jetzt das Ziel kühnforschender Entdeckungsfahrten. Ein Poet könnte sagen, der aus den Staubwolken ihrer Saharen gewobene Schleier der großen Wüstenkönigin sei noch von keinem Sterblichen ganz gelüftet worden. Wir unsererseits begnügen uns, die bekannte Thatsache anzuführen, daß die mancherlei Hindernisse, welche der Erforschung des Innern von Afrika entgegenstehen, auch in unserer an geographischen und ethnographischen Resultaten so reichen Zeit noch keineswegs bis zur Lösung aller afrikanischen Räthsel beseitigt sind. Soweit sie gelöst wurden, ist folgende Charakterisirung Afrika's ermöglicht. Wir haben ein Land vor uns, das eine Insel genannt werden darf und dennoch vorwiegend die Bedingung eines Binnenlebens in sich trägt. Seine Küsten schneiden sich fast überall rund und glatt ab, nirgends greifen die afrikanischen Meere mit tieferen Busengestaltungen ins Innere, nirgends auch bilden die afrikanischen Ströme an ihren Mündungen jene weiten Buchten, welche den Weltverkehr anziehen und vermitteln. Das Schroffe, Abgeschlossene, Unzugängliche Afrika's prägt sich in seinen Küstenbildungen aus und dem abweisenden Charakter dieses Erdtheils wird durch die ungeheuren Wüsten, durch die sengenden Giftwinde, durch die übermächtige Sonnenglut seines Innern

der Stempel aufgedrückt. Das Hochland, welches den Süden einnimmt, stuft sich nordwärts zu dem weiten Becken der Sahara ab, aus deren unwirthbarem Sand nur da und dort Oasen-Inseln hervorgrünen. Als ein Wall, dessen Spitzen selbst unter dieser Sonne mit ewigem Schnee bedeckt sind, thürmt sich im Norden das Atlasgebirge gegen die Wüste auf und hinter dieser schirmenden Wand fallen die Barbareskenländer zum Mittelmeer ab. Nach Süden, Westen und Osten zu ist das südliche Plateau von steilen Gebirgszügen eingehegt, welche terrassenartig zu den Küsten niedersteigen und durch deren verworrene Klippen die Flüsse sich Bahn brechen, um durch schmale, sumpfige Küstenniederungen in's Meer zu gehen. Da aber, wo sich das afrikanische Hochland im Nordosten gegen das Mittelmeer hin öffnet und der Nilstrom ein schmales, aber langes Thal ausgewaschen, tritt uns eine große Ausnahme von dem allgemeinen Charakter des Erdtheils entgegen, eine prächtige Episode in dem kolossalen Wüstengedicht.

In südwestlicher Richtung hinter Nubien und Habeich erhebt sich ein Alpenzug, dessen unter der Aequatorsonne schmelzende Schneelager den Bahr el Abiad oder den weißen Nil zu Thale senden. Durch Urwaldwildnisse brechend, gelangt der Strom nach Kordofan und nimmt bei Kartum den Bahr el Azrek in sich auf, den blauen Nil, welcher von den Schneebergen von Habesch herabkommt. So, mit vereinten Wassermassen, durchströmt der Nil ein vulkanisch zerklüftetes Land, sprengt in zahlreichen Katarakten die Felsenriegel, welche seinen Lauf hemmen, tritt bei Syene in die offenere Thalniederung, dehnt seinen Spiegel zu einer Breite von 3000 Fuß und drüber aus und gleitet in Majestät dem Meere zu. Von den Quellen des blauen Nils — die des weißen sind noch unentdeckt — bis zur Mündung mißt der Lauf des Stromes 560 Meilen, von Syene bis zum Meer 140 Meilen. Dies ist die Länge des Landes Aegypten, welches als ein durchschnittlich nur 3 bis 4 Stunden breites Thal zwischen die langgestreckten Felslager eingelassen ist, die es ostwärts von den Dünen des rothen Meeres und westwärts von dem Sandozean der Sahara trennen. In dieser Thalebene, welche nach drei Seiten hin, — nach Süden zu nämlich durch die großen Nilkatarakte —.abgeschlossen und nur gegen das Mittelmeer hin offen war, hat sich die älteste Cultur entwickelt, von welcher die Geschichte bestimmte Nachweise zu geben vermag. Hier waren die Bedingungen der Existenz einer dichten Bevölkerung, so wie des Ackerbaues und der auf demselben fußenden sozialen Entwicklungen vorhanden.

Das afrikanische Hochland im Süden, mit seinen Abstufungen an die Meere im Westen und Osten, war und ist von Negern bewohnt, einer geschichtslosen, im Naturdasein befangenen Raçe, die sich bis auf den heutigen Tag nur wenig aus dem Zustand der Thierheit herauszuarbeiten vermocht hat und bei welcher, wie im 1. Buch dieses Werkes gezeigt worden, auch der religiöse Gedanke nur eine grotesk kindische Thätigkeit entfaltet. Anderer Abstammung, anderer Begabung, Farbe, Sprache und Sitte waren die Bevölkerungen, welche den Nordküstenrand Afrika's und das Nilthal bis aufwärts zu den abyssinischen Alpen bewohnten. Wahrscheinlich machten sie, kaukasischer Raçe und mit den semitischen Völkern in einiger Verwandtschaft stehend, vor Uralters eine Familie aus, deren einzelne Zweige sich allmälig schroffer sonderten. Die Bewohner des untern Nilthals brachte die schon angedeutete natürliche Beschaffenheit ihres Landes naturgemäß dazu, zu einer höchst eigenthümlichen nationalen Besonderheit sich auszubilden. Wann sie, die Aegypter, vom abyssinischen Hochland, welches mit Wahrscheinlichkeit als ihre Urheimat anzusehen ist, ins Nilthal herabgestiegen, liegt selbst der Muthmaßung noch ferne. Daß sie an ihren neuen Sitzen bereits ein anderes Volk vorfanden, welches dem Negertypus nahe stand, und daß sie sich zu diesem in ein ähnliches Verhältniß setzten, wie die vom Hindukusch durch das Pendschab in die Gangeshalbinsel herabgedrungenen Arier zu den Urbewohnern derselben [1]) d. i. in das Verhältniß von Herren zu unterworfenen Knechten, dürfte um so unbedenklicher anzunehmen sein, als sich hieraus, wie in Indien, so auch in Aegypten die Entstehung des Kastenwesens am leichtesten erklärt.

Die eigenthümliche Weltstellung Aegyptens beruht auf dem Nil. Das ganze Land mit seinem physischen, geistigen und sozialen Werden und Wachsen ist eine Schöpfung, so zu sagen eine Anschwemmung des heiligen Stromes. Der Nil ist gleicher Maßen der Ernährer und Bildner Aegyptens. In alljährlich regelmäßiger Wiederkehr, wann droben auf den Alpen Abyssiniens die Schneelager unter den tropischen Regengüssen zergehen, schwellen die beiden Arme des Flusses allmälig an. Nach der Sommersonnenwende steigert sich die Schwellung und gegen Ende Juli's tritt der Strom aus seinen Ufern, überflutet den ganzen Thalboden bis zu den Felsbergen rechts und links und kehrt erst nach Monaten wieder in sein gewöhnliches Bett zurück,

1) Vgl. Buch 2, S. 98.

überall auf den Feldern die aus den Bergen herabgebrachte fruchtbare Schlammerde zurücklassend, aus welcher unter dem heißen Sonnenstral die Saaten rasch zu ergiebigster Ernte aufschießen. An diese kostbare jährliche Schlammgabe des Nils knüpfte sich die Existenz der Aegypter, welche das so dankbar anerkannten, daß sie von dieser dunkeln Schlammerde den Namen ihres Landes entlehnten. Sie nannten es Chemi, d. i. das Schwarze, sich selbst aber Gypti[2]).

Wie der Nil das Leben der Aegypter möglich machte, so auch regelte und sittigte er es. Das in ewiger Regelmäßigkeit sich wiederholende Steigen und Fallen seiner Gewässer rief einerseits die emsigste Thätigkeit der Bevölkerung des Landes auf, hielt sie wach und wies ihr die rechten Bahnen; andererseits resultirte aus dieser Regelmäßigkeit fast mit Nothwendigkeit eine gewisse Stabilität und Monotonie, welche das ägyptische Leben auszeichnet. Die jährliche Wiederkehr der Ueberschwemmung zwang zur Bedachtnahme auf die Sicherung der Wohnungen, der Bausinn erstarkte daran und versuchte seine Kraft in immer riesigeren Unternehmungen. Mit der Zeit gesellte sich der Freude am Kolossalen ein geläuterterer Schönheitssinn. Die Fruchtbarkeit des Bodens gestattete eine außerordentliche Zunahme der Bevölkerung und diese wimmelnde Volksmenge machte hinwiederum den ägyptischen Königen ihre ungeheuren Bauten möglich. Aber des Volkes anschwellende Zahl nöthigte auch dazu, die Segnungen des Nils bis in die entferntesten Winkel des Landes auszudehnen, vermittelst eines kunstreichen Systems von Kanälen, welche das befruchtende Wasser allwärtshin verbreiteten und dem Verkehr belebteste Straßen darboten. So konnte es nicht fehlen, daß auf der materiellen Basis des Lebens auch die geistige Cultur sich aufbaute. Das Steigen und Fallen des heiligen Stromes führte zur Beobachtung der meteorologischen Zeichen und der Gestirne, zur Berechnung des Wandels von Sonne und Mond. Daraus entwickelte sich die priesterliche Wissenschaft Aegyptens, welche bald das ganze Dasein des Volkes in feste Satzungen einfugte. Mit der Landwirthschaft verband sich vielseitige Industrie und ein höchst lebhafter Binnenhandel.

2) Die Griechen machten daraus *Αἰγύπτιοι*. Der alte Volksname lebt noch jetzt in dem der Kopten (Kypti) fort. Bei den Hebräern hieß Aegypten bekanntlich Mizraim, d. i. die beiden Misr (Unter- und Oberägypten). Die Namen Gypti und Aegypten will man übrigens auch herleiten von dem ägyptischen Kah-Ptah, Aegypten, d. h. Land des Phtah. Vgl. Uhlemann, Thoth, S. 23.

Bei Alledem begünstigte die ganze Natur des „schwarzen" Landes eine gewisse düstere Weltanschauung. Wie sein Land ein abgeschlossenes war, so schloß sich auch der Aegypter gegen die übrigen Völker ab. Er betrachtete sie als unrein und wollte von dem, was diesseits der Gränzen seines Landes vorging, Nichts wissen. In einer gewissen feierlichen Eintönigkeit verlief ihm das Leben, welches er nur als Vorspiel eines jenseitigen ansah. Hier war schon in ältester Zeit der Gedanke des Menschen mit zähester Beharrlichkeit auf eine jenseitige Zukunft gerichtet. Von diesem religiösen Gedanken war all das Fühlen, Denken und Thun der Aegypter durchdrungen. Sie waren ein durch und durch religiöses, ein theologisches Volk, für welches das wahre, das rechte Leben erst im Dunkel der Grüfte anhob. Daher dieser ägyptische Cultus des Todes, welcher gleichsam das ganze Nilthal in einen ungeheuren Sarkophag umschuf.

Was Alles dieser Sarkophag in sich verschloß, an Wissen und Kunst, eigenthümlicher Sitte, an religiösem Dichten und Trachten, es hat schon im Alterthum rastlose Neugier und staunende Bewunderung erregt. Das Geheimniß, welches das „schwarze" Land umgab, erhöhte den Reiz seiner Wunder. Und so sehr es sich abschloß, dennoch hat Aegypten den bedeutendsten Einfluß auf die alte Welt geübt. Wie viel die Juden ihm verdankten, die mosaische Gesetzgebung bezeugt es. Die Griechen nennen dankbar die Aegypter die Stammväter ihrer Civilisation. Aus Aegypten, sagen sie, seien die Culturheroen Kekrops und Danaos gekommen. So auch beinahe aller Götter Namen [3]). Wen nach höherer Erkenntniß dürstete, den führte ein Zug von Wahlverwandtschaft aus Hellas hinüber nach Aegypten. Orpheus, der mythische Sänger und Stifter der eleusinischen Mysterien, soll ein Zögling der Priester Aegyptens gewesen sein [4]). Von den Philosophen Thales, Pythagoras und Platon wird des Bestimmtesten versichert, daß sie in Aegypten Studien gemacht; ebenso von den Gesetzgebern Lykurg und Solon [5]). Der treffliche „Vater der Geschichte", Herodot, unternahm es, das geheimnißvolle Land zu durchforschen, und hat, was er dort gesehen und gehört, in seinem berühmten Geschichtsbuch verzeichnet. Er ist eine der Hauptquellen unseres Wissens vom alten Aegypten. Nach ihm haben viele

3) Herodot, II, 50.
4) Diodor, IV, 25.
5) Plutarch, Solon, 15.

griechische und römische Autoren über dieses Land geschrieben und hat insbesondere Plutarch in seiner Abhandlung über Isis und Osiris die ägyptische Glaubenslehre berücksichtigt, freilich nicht mit der ethnographischen Einsicht und Treue Herodot's. Als vielfach brauchbare Quellen haben sich neuestens die Auslassungen der Neuplatoniker über die Religion des schwarzen Landes gerechtfertigt. Daß die Dogmen, die Cultusformeln, die Moral derselben und überhaupt die ganze von ihr ausstralende priesterliche Wissenschaft Aegyptens in einer reichen „heiligen" Literatur, in einem umfassenden Codex niedergelegt waren, bezeugt uns der christliche Gelehrte Klemens von Alexandrien, welcher zu Anfang des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in der genannten Stadt lebte, zu einer Zeit also, wo die ägyptische Kirche noch nicht untergegangen war. Er gibt in seinem „Allerlei" (στρώματα) betitelten Werke an, die heilige Literatur der Aegypter sei erhalten in 42 Büchern, welche die Bücher des Hermes (ägypt. Thoth) hießen. Wir kommen unten darauf zurück. Des Klemens Zeugniß von ägyptischer Priesterwissenschaft ist unverwerflich und werthvoll, aber von noch größerer Bedeutung für die Kenntniß Altägyptens ist ein älteres, von einem Landeskind herrührendes. Um 250 vor Christus unternahm es Manetho (ägypt. Ma-n-Thoth), welcher als Priester und Tempelschreiber zu Heliopolis lebte, die Geschichte seines Landes aus den heiligen Schriften in die griechische Sprache zu übertragen. Unglücklicher Weise ist sein Werk bis auf wenige Fragmente, unter welchen das Verzeichniß der ägyptischen Dynastien vortritt, verloren gegangen und auch das wenige Gerettete nur in der verderbten Gestalt auf uns gekommen, wie es sich hauptsächlich bei dem Chronographen Julius Africanus findet, welcher im 3. Jahrhundert n. Chr. lebte.

Die moderne Forschung hat es mit Glück unternommen, das uns durch das Alterthum über Aegypten mangelhaft und lückenvoll Ueberlieferte zu ergänzen, zu erweitern, tiefer zu begründen. Viele Jahrhunderte hindurch hatte die steinerne Poesie der Denkmäler Aegyptens zu den nachgebornen Geschlechtern ihre stumme Sprache gesprochen, ohne verstanden zu werden, da öffnete 1798 der abenteuerliche Seezug Bonaparte's nach dem Land der Pharaonen dem Verständniß eine neue Bahn. Die gelehrte Expedition, welche der kriegerischen beigegeben war, hat am Nil dauerndere Eroberungen gemacht als diese. Vermittelst der koptischen Sprache, welche, in einer Bibelübersetzung und einigen liturgischen Büchern erhalten, zur altägyptischen ungefähr so sich verhält, wie das mittelalterliche Latein zu dem Cicero's, ge-

lang, wie Jedermann weiß, dem Franzosen Champollion die Entzifferung der Hieroglyphen. Seither sind, Dank den Bemühungen einer ganzen Reihe von Aegyptologen[6]), die unverwüstlichen Documente, welche vor Jahrtausenden den ägyptischen Monumenten eingegraben wurden, sowie die Papyrusurkunden, welche fromme Hände den Mumien mit in's Grab gaben, lesbar und erklärbar geworden und so befinden wir uns jetzt im Besitz von primitiven Quellen, welche, in Verbindung mit den secundären, die in den Schriftwerken der Griechen und Römer fließen, eine wirkliche Aufhellung der Geheimnisse Aegyptens, von welchen so viel gesagt und gesungen worden, möglich machen.

2.

Der Nil spaltet sich, bevor er in's Meer fließt, wiederum in zwei Hauptarme und bildet so am nördlichen Ausgang des Nilthals die Landschaft des Delta, von den Griechen so genannt um der Aehnlichkeit mit dem vierten Buchstaben ihres Alphabets willen. Inmitten dieser Landschaft lag Memphis, des blühenden Reiches von Unterägypten Hauptstadt. Gründer derselben soll Menes gewesen sein. Er ist, übereinstimmenden Berichten zufolge, einer jener Culturheroen gewesen, wie wir solchen im Verlauf unserer Darstellung schon vielen begegnet sind: er begründete Religion, Sitte und Gesetz, oder formulirte sie wenigstens bestimmter. Sein Zeitalter ist noch nicht genau bestimmt worden. Die höchste Berechnung setzt ihn und die Gründung von Memphis in's Jahr 5702 vor Christus, die niedrigste noch in das dritte Jahrtausend v. Chr., Lepsius in das Jahr 3892 v. Chr. Der ersten Berechnung zufolge wäre demnach Menes älter als der biblische Adam[1]). Den Jahrtausenden trotzende Denkmäler von der Macht der Herr-

---

6) Rosellini, Belzoni, Wilkinson, Seyffarth, Bunsen, Lepsius, Röth, Prichard, Brugsch, Uhlemann u. A. Von größter Wichtigkeit für die ägyptische Glaubenslehre ist die im Turiner Museum aufbewahrte Papyrusrolle, welche Lepsius unter dem Titel „Das Todtenbuch der alten Aegypter" (Lpzg. 1842) herausgegeben hat.

1) D. h., wenn die jüdische Bestimmung, daß Adam i. J. 5615 v. Chr. erschaffen worden, die richtige ist. Die griechische Kirche nimmt bekanntlich das Jahr 7362, die lateinische das Jahr 5854 als das der Erschaffung Adam's an. Halten wir

scher von Memphis sind die drei großen Pyramiden von Gizeh, die Grabmäler ihrer Erbauer, der drei memphitischen Könige Chafra (Chephren), Chufu (Cheops) und Menkera I. (Mencheres). Neben dem unterägyptischen Reich von Memphis hatte sich in Oberägypten ein zweites gebildet, mit der Hauptstadt Theben (This). Die thebäische Dynastie vereinigte dann mit ihrem Reich auch das unterägyptische, nahm in Memphis ihre Residenz und Amenemha I. (Amenemes) war der „Herr der beiden Länder", wie seither die Könige des vereinigten Aegyptens genannt wurden. Sie alle bemühten sich wetteifernd, das Nilthal mit kolossalen Bauten aller Art zu schmücken, hingegeben einem termitenhaften Baufleiß, welcher „das Dasein ganz in Stein zu verwandeln und die Freuden des Augenblicks um eines auf ewige Zeiten dauernden Werkes willen zu opfern liebte"[2]).

Das Gedeihen des Reiches weckte aber auch den Ausbreitungs- und Eroberungstrieb. Schon Amenemha's Mitregent oder Nachfolger Sesortosis I. scheint die Eroberungen der ägyptischen Könige begonnen zu haben. Amenemha II. vollendete schon die Unterwerfung Nubiens, während Amenemha III., von den Griechen Möris genannt, der Schöpfer des gleichnamigen See's, welcher die Nilüberschwemmung reguliren sollte, mehr als Bauherr glänzte. Indessen sollte die Entwicklung Aegyptens eine große Beeinträchtigung erfahren. Etwa um 2100 v. Chr. waren kriegerische Nomadenstämme semitischer Abkunft, von den Aegyptern Hyksos genannt[3]), in das Nilthal einge-

---

nun das Erschaffungsjahr Adam's, selbst die höchste Angabe desselben, mit dem geschichtlich sicheren Umstand zusammen, daß jedenfalls schon im 5. Jahrtausend im Nilthal eine beträchtliche Bevölkerung und ein nicht geringer Grad von Cultur vorhanden war — (wie wäre sonst zu Menes' Zeiten, selbst nach der niedrigsten chronologischen Bestimmung derselben, das Vorhandensein bedeutender Städte zu erklären?) — so ergibt sich daraus ein für die Autorität der Bibel mißliches Resultat. Noch mißlicher gestaltet es sich, wenn man in Betracht zieht, daß laut der Bibel 1656 Jahre nach Adam's Erschaffung alles Lebendige, den Noah, seine Familie und seine Thierpaare ausgenommen, durch die Sündflut vertilgt wurde. Die katholische Kirche setzt diese Katastrophe in das Jahr 2327, die Bibelübersetzung der Septuaginta in das Jahr 3246 v. Chr., in eine Zeit also, wo im Nilthal ganz unzweifelhaft schon ein wohleingerichteter Staat existirte. Der Glaube hat übrigens ein tröstliches Mittel, über diese und viele ähnliche Widersprüche sich hinwegzusetzen: „Vor Gott ist kein Ding unmöglich."

2) Fortlage, Gesch. d. Poesie, S. 44.

3) Hyk = König, Sos = Hirt. Die Hyksos waren Araber, Phöniker, Syrer. In der späteren Volkserinnerung schwand die Geschichte von dem Einfall der Hyksos

drungen, bemächtigten sich Unterägyptens und dehnten ihren gewaltthätigen Einfluß auch auf Oberägypten aus. Nachdem die Hyksos, die Hirtenkönige 430 Jahre lang über das Land eine tyrannische Herrschaft ausgeübt, welche aber die Zähigkeit, womit die Aegypter an ihrer Cultur hielten, nicht zu brechen vermochte, begann der König Amosis von Theben aus gegen sie den Befreiungskrieg, welcher 80 Jahre lang währte. Durch Thutmosis III., einen der Nachfolger des Amosis, wurden endlich die Hyksos aus ihren letzten und festesten Halten in Unterägypten hinausgetrieben, nach Osten zu, woher sie gekommen. Theben, als Wiege der Wiederbefreiung, hatte während dieser Kämpfe einen entschiedenen Vorrang vor Memphis gewonnen und behauptete denselben bis zum Untergang des ägyptischen Reiches. Die Stadt wurde jetzt die „hundertthorige", von welcher Homer preisend singt und die auch jetzt in ihren Trümmern noch dem staunenden Blick der Reisenden als eine der wunderbarsten und prächtigsten Schöpfungen der Geschichte erscheint, mehr als eine Stadt der Riesen denn eine Stadt der Menschen.

Theben war fortan der Mittelpunkt des Pharaonenthums, dessen Glanz heller ward und weiter hinstralte als je vor der Invasion der Hyksos. Mit Amenophis III. begann (um 1500 v. Chr.) eine Reihe der kriegs- und baugewaltigsten Pharaonen. Sethos, welcher von 1445 bis 1394, und sein Sohn, Ramses der Große (Ramesses, bei den Griechen Sesosis oder Sesostris), welcher von 1394 bis 1328 herrschte, hoben Aegyptens Macht auf ihren Gipfelpunkt. Immer entschiedener traten unter solchen Königen die Aegypter aus ihrer steinernen Abgeschlossenheit erobernd heraus. Schon Amenophis hatte die ägyptischen Waffen nach Syrien und Mesopotamien getragen. Auch Sethos unternahm dahin Kriegszüge und rückte die Südgränzen des Reiches bis Dongola hinauf. Die Thaten des Sesostris hat die Sage in's Ungeheure vergrößert. Die ägyptischen Priester wußten zur Zeit der Ptolemäer Wunderdinge von diesem Eroberer zu erzählen, wie derselbe die Aethiopier und Libyer, die Meder, Perser und Skythen unterworfen, nicht minder die Länder zwischen dem libyschen und dem bithynischen Meer, und der weit frühere Bericht Herodot's (II, 102 ff.) zieht der Eroberers-

---

zu der Sage von dem Hirten Philitis zusammen. Herodot (II, 128) erwähnt derselben und Bunsen (Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte, III, 49) hat daraus gewiß mit Grund den Schluß gezogen, daß der kriegerische Stamm der Philister unter den Hyksos eine vortretende Rolle gespielt haben müßte.

laufbahn des Sesostris kaum weniger weite Gränzen. Zwar vermochten, als „die Sonne der Herrscher“, wie Ramses der Große genannt wurde, untergegangen war, die allenthalben in den eroberten Ländern aufgerichteten Siegesmonumente den Rückgang der übermäßig ausgedehnten ägyptischen Herrschaft nicht zu verhindern, indessen hielt sich dieselbe unter Menephta (um 1320) und Ramses III. (bei den Griechen Rhampsinit, um 1270) noch immer auf bedeutender Höhe, bis das Reich allmälig auf seine naturgemäßen Gränzen, auf das Nilthal vom Delta hinauf bis Meroë, zurückkam. Am Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. verlegte Smendes den Schwerpunkt des Pharaonenthums wieder nach Unterägypten und um das Jahr 1000 trat ein Nachfolger dieses Pharao, Psusennes, in Verwandtschaft und Kriegsbündniß mit Salomo, dem König in Israel[4]). Des Psusennes Nachfolger, Sishak (Sesonchis), versuchte die erobernde Rolle Aegyptens noch einmal aufzunehmen, allein sein Zug nach Syrien hatte um so weniger einen bleibenden Erfolg, als dort die aufstrebende Macht der Assyrer keine Mitbewerber duldete. Um 750 v. Chr. oder einige Jahre später kam von Aethiopien her über Aegypten eine schwere Vergeltung seiner Eroberungssünden. Der äthiopische Fürst Sabako drang das Nilthal abwärts, besiegte und erschlug den Pharao Bokchoris und setzte sich auf den Thron von Aegypten, dessen Einrichtungen jedoch auch diese zweite Fremdherrschaft überdauerten. Sabako's zweiter Nachfolger, Tirhaka, leistete dem Judenkönig Hiskias kriegerischen Beistand gegen die Assyrer. Uebrigens ging mit ihm die äthiopische Dynastie zu Ende (um 695), wahrscheinlich durch die Nachkommen des Bokchoris gestürzt. Die Häuptlinge des Aufstandes vereinigten sich zu einer Zwölfherrschaft, als deren Symbol sie jenen altägyptischen Reichspalast, das Labyrinth, wieder herstellten. Die Einigkeit der Dodekarchen währte jedoch nicht lange

4) Die Beziehungen zwischen den Hebräern und Aegyptern waren überhaupt nie ganz unterbrochen. Ein Mann wie Moses konnte nicht klein genug denken, um zu vergessen, wie viel er selbst der ägyptischen Bildung schuldete und was Alles Israel Aegypten verdankte. Der brennende egoistische Haß, welcher die Hebräer beseelte, milderte sich den Aegyptern gegenüber. In den Büchern Mosis (V, 23, 7—8) wird ausdrücklich geboten, die Aegypter nicht für einen „Greuel“ zu halten, sondern vielmehr den Kindern derselben im dritten Glied das israelitische Bürgerrecht einzuräumen. Des Volkes Israel Heimweh nach Aegypten in der Wüste ist bekannt. Ebenso, daß die Erinnerung der Israeliten an den ägyptischen Thiercult noch spät immer wieder durch den Jehovadienst durchschlug.

und einer derselben, Psammetich, machte sich nach achtjährigem Bürgerkrieg, mit Hülfe phönikischer und jonischer Söldner zum Alleinherrscher über Aegypten, welchem er Sais zur Hauptstadt gab. Psammetich scheint ein bedeutender Mensch gewesen zu sein, welcher mit allen Mitteln das altersschwache und verrottete Wesen seines Landes zu regeneriren strebte. Daß er sich dabei der Ausländerei, insbesondere der griechischen, bediente, ließ ihn weder im Innern noch nach Außen zu rechten Erfolgen kommen. Als er gestorben (616), schritt sein Sohn Necho auf des Vaters Wegen weiter. Er ließ durch „phönikische Männer“ das für die damalige Zeit ungeheure Unternehmen der Umschiffung Afrika's ausführen, aber das andere Unternehmen, die von seinem Vater angebahnte Regeneration Aegyptens zu vollenden, gelang ihm weniger. Völker und Reiche haben ihre Zeit; ist sie vorüber, hält kein Gott den Untergang auf. Die Jahrtausende von des Pharaonenlandes Glanz und Größe waren abgerollt. Jahrhunderte zwar noch sollte sich ägyptische Cultur und Sitte im Nilthal halten, aber der Thron der Pharaonen wurde durch neue Bildungen der Weltgeschichte in den Staub geworfen. Psammetich's Urenkel Hophra wurde von seinem eigenen Volk erwürgt (570) und der Führer der Empörung, Amasis, bestieg den Königssitz. Aber seine und seines Sohnes Psammenit's Regierung war nur noch das nichtssagende Nachspiel zu der weltgeschichtlichen Rolle Altägyptens, welches schon 525 dem Ansturm der Perser unter Kambyses erlag.

Von da an wurde und blieb Aegypten das Ziel der Eroberung, als ein Land, welches, wie ein großer moderner Geschichtschreiber sagt, seine geographische Lage schon zum begünstigtsten Fleck der Erde macht, als ein Land, dem „die Wogen des Mittelmeers alle Produkte Europa's zuführen, an dessen Küsten das rothe Meer die Reichthümer China's und Indiens führt, während der Nil die Schätze der unermeßlichen und üppigen Länderstrecken im Innern Afrika's in seinen Busen ausschüttet.“ Des makedonischen Alexander's genialer Blick erkannte vollständig die Wichtigkeit Aegyptens. Dort gründete er die Hauptstadt seines Weltreichs, jenes Alexandrien, welches sich zur Zeit seines Glanzes einer Bewohnerschaft von drei Millionen rühmte und aus dessen Mauern hervor die aus der Heimat geflüchteten Musen Griechenlands einen Nachsommer hellenischer Bildung über die alte Welt verbreiteten. Einen Widerschein seiner alten Herrlichkeit erlebte das Land der Pharaonen unter der griechisch-makedonischen Dynastie der Ptolemäer, und als es vom römischen Weltreich verschlungen worden, verkümmerte wie seine geistige, so auch

seine materielle Cultur nur langsam. Noch zur Zeit der mohamedanischen Eroberung soll Aegypten, mit Einschluß der angränzenden Oasen, eine Bevölkerung von zwanzig Millionen besessen haben. Dann ging der Verfall freilich reißend schnell vorwärts. Zur Zeit der französischen Expedition zählte Aegypten nur noch 2,500,000 Bewohner und in physischer und moralischer Beziehung hatte der prophetische Wehruf seine Erfüllung gefunden, welcher in einem der hermetischen Bücher verzeichnet steht: „O Aegypten! nur Fabeln werden von dir übrig sein und Nichts wird Bestand haben als die in Stein gehauenen Inschriften deiner Prachtbauten." Das Land am Nil ist jetzt nur eine Trümmerstätte, auf welcher die Nachkommen der Krieger der Pharaonen, die Kopten, die Sklaven von Sklaven sind. Durch zweitausendjährige Tyrannei niedergedrückt, ist das Land trotz seiner sich gleich gebliebenen unvergleichlichen Fruchtbarkeit in schmutzige Armuth und barbarische Sitten versunken. Wo sind Memphis und Theben? Da, wo Tyrus und Karthago sind: im Staube. Die Geschichte wird eines Tages dieselbe Antwort haben auf die Frage: wo ist London, wo ist Paris?

3.

Die vorbereitenden Schritte sind gethan: wir haben Land und Volk zu zeichnen versucht und einen raschen Ueberblick der Geschichte Aegyptens gegeben. Jetzt ist es an uns, die ägyptische Glaubenslehre abzuhandeln und die Ausstralungen des religiösen Gedankens in Kirche und Staat, Sitten und Gesetz, Wissenschaft und Kunst zu betrachten. Die heiligen Schriften, in welchen die Aegypter ihre Theologie (im weitesten Sinne des Worts) niedergelegt hatten, die sogenannten hermetischen Bücher, sind von uns schon berührt. Ebenso das sogenannte „Todtenbuch", welches, in Hieroglyphen geschrieben, auf Todtenfeier und Seelenwanderung sich bezieht und als ein Stück des großen Kanons angesehen werden kann, der spätestens zur Zeit der Psammetich'schen Dynastie, wahrscheinlich jedoch schon früher, seinen Abschluß erhalten hatte [1]). Diese ägyptische Bibel, von deren Inhalt Klemens von Alexandrien uns einen Abriß hinterlassen [2]), zeigt recht klar, daß die

1) Bunsen, a. a. O. I, 34.

2) Da, wo er uns eine feierliche Prozession des ägyptischen Cultus beschreibt. Stromata I, 4.

Aegypter das „religiöseste“ Volk gewesen. Denn die Bücher des Hermes umschrieben den ganzen Kreis des Lebens; sie umfaßten nicht nur Dogmatik und Moral, nicht nur das Tempel- und Opfer-Ritual und die ganze Cultuslehre, sondern auch Geometrie, Astronomie, Arzneikunde, Geographie, Geschichte, Jurisprudenz und soziale Einrichtungen. Leben und Wissenschaft war da ganz hieratisch. Es ist in der Ordnung, d. h. es ist hier wie überall, daß die Aegypter ihre Bibel als Offenbarung darstellten, als unmittelbaren Ausfluß der Gottheit. Der Gott Thoth (Hermes) hat die ägyptische Bibel verfaßt und diese Arbeit vor Erschaffung der Menschen vollbracht. Ueber die Bedeutung dieser Mythe ist hier weiter Nichts zu sagen, da schon bei früheren ähnlichen Gelegenheiten das Nöthige bemerkt worden.

Die Religion des Nillandes trägt den Stempel priesterlicher Speculation: sie ist, aus kosmischen Götterbegriffen hervorgegangen, das Produkt speculativer Thätigkeit, der ältesten, zu welcher das Menschengeschlecht sich erhoben. Ohne Frage war auch am Nil, wie überall, die Noth die Mutter der Religion und haben auch hier ihre beiden Ammen, Furcht und Hoffnung, sie groß gesäugt. Aber nirgends wurde das Kind so systematisch erzogen, wie hier, und diese frühzeitige speculative, diese durchdacht theologische Gestaltung der religiösen Idee Aegyptens erklärt es, daß sie auf die Glaubenslehren benachbarter Völker, der babylonisch-phönikischen und der pelasgischen, einen so bedeutenden Einfluß üben konnte. Das Rohe und Gestaltlose ging bei dem Gestalteten und Entwickelten in die Lehre. Das ägyptische Dogma ist ein in seiner Art nicht weniger gigantisches und bestaunenswerthes, nicht weniger weit in die Dämmerung der Weltgeschichte zurückreichendes Bauwerk, als die ältesten Pyramidenbauten, aber freilich hat die Ungunst des Geschickes, welches die hermetischen Bücher bis auf wenige Bruchstücke zerstörte, noch nicht gestattet, die Geheimnisse dieses Bauwerkes so aufzudecken, wie die der Pyramiden aufgedeckt wurden. Sind doch, vom Uebrigen zu schweigen, die offenbar vorhandenen Abweichungen der memphitischen und der thebanischen Theologie Steine des Anstoßes, welche noch keineswegs völlig beseitigt werden konnten. Als feststehend mag angesehen werden, daß einerseits der zur Betrachtung der Gestirne einladende, ewig klare Himmel Aegyptens, andererseits das periodisch wiederkehrende Schwellen und Fallen des Nilstroms die Aegypter zuerst auf die wirkenden Naturkräfte hinwies und dann ihr Nachdenken spornte, hinter dem sichtbar Erscheinenden ein unsichtbar Göttliches zu vermuthen. So mögen sie, beim Anfang ihrer religiösen Speculation, auf die Annahme

von zwei Grundwesen verfallen sein, auf den Stoff, der in unendlich mannigfaltigen Bildungen dem Auge erscheint, und auf die Kraft, welche im Stoffe waltet. Diese Vorstellung von Materie und Geist mußte sich aber noch erweitern, einestheils durch die Wahrnehmung der unendlichen Ausdehnung des Raumes, anderntheils durch die Beobachtung der Reihenfolge von Tagen und Nächten, Jahren und Jahreszeiten, woraus sich die Vorstellung der Zeit ergab. Diese vier unentstandenen, unendlichen Urwesen, von Ewigkeit gewesen, in Ewigkeit seiend, bilden die Grundbestandtheile der Welt.

4.

Wenn der Neuplatoniker Jamblichos, welcher zu Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. lebte, in seiner Abhandlung über die Geheimnisse Aegyptens sagt[1]), die Aegypter hätten an eine und erste Urgottheit geglaubt, welche sie das untheilbare Eine genannt[2]), so ist das allerdings richtig, insofern dieses, aus den vier oben berührten Begriffen zusammengesetzte Ur-Eine die „noch ungestaltete Weltmasse“[3]), d. h. die noch nicht vollzogene Trennung von Gott und Welt war. Diese Urgottheit hieß den Aegyptern Amun (Ammon)[4]) d. h. der Verborgene, und so heilig hielten sie diesen Namen, daß sie denselben auszusprechen vermieden, wie die Israeliten den ihres Gottes. Im Gegensatz zum Amun hießen die durch Verkörperung des Ur-Einen in die Welt geoffenbarten, den Sinnen wahrnehmbaren Götter Hori.

Denn die polytheistische Auseinanderfaltung des abstracten Urgottheitbegriffes ließ nicht lange auf sich warten. Auf ihrer ersten Stufe bildete sie eine Vierfaltigkeit: Kneph (Urgeist), Neith (Urmaterie), Sevech (Urzeit), Pascht (Urraum). Kneph und Sevech wurden männlich, Neith und

---

1) De mysteriis Aegypt. lib. VIII, 2.

2) Ibid. VIII, 3.

3) Röth, I, 132.

4) Plutarch (de Iside et Osiride, 21), indem er die ägyptische Urgottheit als Obergott (Zeus) im griechisch-mythologischen Sinne faßt, sagt, *ἴδιον παρ' Αἰγυπτίοις ὄνομα τοῦ Διὸς εἶναι τὸν Ἀμοῦν.* An derselben Stelle zieht er das Zeugniß des Manetho an, daß der Beiname des Ammon gewesen sei „der Verborgene“ (*κεκρυμμένος*).

Pascht weiblich vorgestellt; Kneph mit der Neith, Sevech mit der Pascht zu einem Paar verbunden gedacht. Es findet sich demnach hier eine Aehnlichkeit mit der indischen Vorstellung, welche jedem der drei großen Götter eine weibliche Gottheit, eine Sakti zur Seite gab [5]); jedoch ist in Aegypten von einer mythologischen Entwicklung dieser Vorstellung, wie sie in Indien statthatte, keine Rede. Die mannweibliche Viereinigkeit der Aegypter erschien vielmehr der theologischen Speculation als das ungesonderte **Eins**, in sich enthaltend die untrennbaren Urgründe von allem geistigen und materiellen Sein, von Schaffen und Zerstören, Werden und Vergehen, vom Guten und vom Bösen.

Dessenungeachtet wurden von der sinnlichen Vorstellungsweise diesem, wenn man will, monotheistischen Gottesbewußtsein jetzt schon einige polytheistische Concessionen abgenöthigt. Das Bedürfniß, wenigstens einigermaßen zu wissen, wie man das vierfältige Ur-Eine zu denken habe, mußte zu näheren Bestimmungen der Wesenheiten desselben führen. Die Sinne machen den Geist, wenn er sich in das Nichts schwindelnder Abstraction verlieren will, stets wieder darauf aufmerksam, daß sie doch auch da seien und Anschaubares oder wenigstens Vorstellbares verlangen. Freilich unbedeutend genug waren und blieben die Einräumungen, welche die ägyptische Speculation der sinnlichen Begreiflichkeit machte. Daher denn, auch abgesehen von dem vielfachen In- und Durcheinanderfließen der Götterbegriffe, der Mangel an sinnlicher Anschaulichkeit und Plastik in dieser Glaubenslehre. Die indische Göttergeschichte ist eine märchenhaft bunte und bizarre, aber doch farbenhelle Phantasmagorie, die ägyptische ein Schattenspiel im Zwielicht.

Vorerst dachte man sich den Kneph [6]) als ein luftartiges Wesen, als das feine geistige Weben [7]), als den ätherischen Hauch. Und neben dieser physikalischen Bedeutung kam ihm auch schon eine moralische zu, denn sein Beiname **Hornophre** [8]) beweist, daß die Aegypter in dem Urgeist auch das **Urgute** verehrten. Die Urmaterie, die Neith, deren Begriff die Hel-

---

5) Vgl. Buch 2, S. 109.

6) Die ägyptische Bedeutung des Wortes ist **Geist**. In der Hieroglyphenschrift lautet es Neb, auch Noub und Noum. Die gewöhnliche griechische Schreibart ist *Κνήφ*, doch kommt auch *Κνοῦφις*, *Χνοῦβις* und *Χνοῦμις* vor.

7) *πνεῦμα λεπτὸν νοερὸν* in den hermetischen Büchern.

8) Bei den Griechen *Ἀγαθοδαίμων*, der gute Genius.

lenen zur Person ihrer Pallas Athene umbildeten, wurde als mit Erdenstaub vermischtes Wasser vorgestellt, als eine schlammige Masse, welcher aber Beseelung und selbstthätig schöpferische Kraft innewohnte. Sie heißt die große Mutter oder die Göttermutter, denn die Götter sind, als Theile der aus der Urmaterie hervorgegangenen Welt, Kinder der Neith. Ihr, der großen Zeugerin, eignet der Phallus als Attribut und sie wird auch die Verborgene (Tamun[9]) genannt und Esi (die Uralte), welcher Name später mit dem Begriff der Neith auf die Isis übertragen wurde. Die Urzeit, Sevech (der Kronos der Griechen) wurde männlich gedacht. Es scheint mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auf dieses Glied der Vierfaltigkeit der moralische Begriff des Bösen zurückgeführt worden sei, weil die Zeit, die in ihrem Hinrollen Alles verschlingende, ganz gut als der Urgrund aller Zerstörung und Vernichtung vorgestellt werden mag. Das vierte Urwesen, Pascht (die Ausgebreitete, bei den Griechen Chaos) stellte sich der sinnlichen Vorstellung dar als der unendliche leere Raum, welchen sich die Aegypter auch als unendlich dunkel dachten. Daher hieß die Pascht auch Chebe (Finsterniß), aber trotz diesem ominösen Namen und trotzdem, daß sie mit dem zerstörerischen Zeitgott Sevech gepaart war, wurde sie als eine gute Gottheit vorgestellt, als der Ordnung Schirmerin und des Unrechts Rächerin; außerdem noch gleichsam als Hebamme alles Gewordenen, weil sie, der Urraum, die Geburten der Urmaterie Neith in sich aufnahm.

5.

Das Verhältniß der Gottheit zur Welt vorstellbar zu machen, muß die Phantasie die sachlichen Götterbegriffe zu persönlichen erheben, was freilich in

---

9) Auf diese „Verborgene" bezieht sich die berühmte Inschrift zu Sais (Plutarch, l. c. 9): „Ich bin Alles, was da war, was da ist und was da sein wird." Den Zusatz: „Meinen Peplos (Gewand) hat kein Sterblicher aufgehoben" deutet Röth (S. 45, Note 90) so, daß damit nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine mystische Unerkennbarkeit gemeint, sondern unter dem „Sterblichen" ein θεὸς θνητὸς, d. i. ein Gott der dritten Ordnung, und unter dem Aufheben des Peplos der Beischlaf zu verstehen sei. Demnach wäre der Sinn der Stelle der: die Neith war nicht die Gemahlin eines Gottes der bezeichneten Art.

Aegypten vorerst noch unbestimmt genug geschah. Doch deutet der Umstand, daß unter den vier Urgottheitsbegriffen dem Kneph ein gewisser Vorrang eingeräumt wurde, welcher sich schon in der Bezeichnung **Amun-Kneph** ausspricht, auf den Anfang mythologischer Gestaltungen [1]).

Die Aegypter konnten sich eine Entstehung der **Welt** aus dem absoluten Nichts nicht denken, wie sie überhaupt undenkbar ist. Vielmehr ging nach ihrer Vorstellung die Welt aus der Kraft und Stoff, Raum und Zeit in sich vereinigenden Urgottheit durch innere Entwicklung hervor, so zwar, daß ein Theil der in der Urgottheit enthaltenen Materie sich aussonderte, unter Einwirkung des bewegenden Hauches, des Geistes, weßhalb auch Kneph der **Schöpfer und König des Weltalls** genannt wurde. **Welt und Gottheit sind also identisch;** jene ist nur die entwickelte, gestaltete Daseinsweise von dieser. Die zur Welt gestaltete Urgottheit bildete sich zu einem kugelförmigen Ganzen aus, welche Vorstellung versinnlicht wurde durch das Hieroglyphenbild, welches aus Amun's Mund das Weltei hervorgehen ließ [2]).

Mit der Verweltlichung der Urgottheit gingen aus dieser, wie die übrigen Theile des Weltganzen, so auch die **acht großen innenweltlichen Götter** hervor, Emanationen des vorweltlichen Urwesens, nicht auf einmal, sondern in ungeheuren Zeitfristen, wie sie allmälig bei der Gestaltung der Welt in Thätigkeit kamen. Je zwei gingen sie aus der Vierfaltigkeit hervor: **Menth** und **Phtah** aus dem Amun, **Pe** und **Anuke** aus der Neith, **Ra** und **Joh** aus dem Sevech, **Hathor** und **Sate** aus der Pascht. Das sind die acht **unsterblichen** Gottheiten (Kabiren), ewig und unvergänglich wie die Welt, und die Wirksamkeit dieses Götterkreises bethätigte sich durch Ausbildung des Weltbau's, in dessen Mitte jedoch die Erde vor der Hand noch gestaltlos schwebte. Sehen wir nun die Entwicklung der ägyptischen Vierfaltigkeit zu einer Achtfaltigkeit etwas näher an. Wir werden erfahren, daß wir auch jetzt noch, wie zuvor, kosmische Götterbegriffe vor uns haben.

1) Fürchtete ich nicht, den Haarspaltern Anstoß zu geben, würde ich sagen, das Verhältniß des Kneph zu den übrigen Begriffen der ägyptischen Vierfaltigkeit biete einen schwachen Vergleichungspunkt mit dem Verhältniß des Brahm der indischen Theologie zu dem Trimurti.

2) Die Beweisstellen s. bei Röth, Note 102. Vgl. Uhlemann, a. a. O. 26.

6.

Der Uebergang des vorweltlichen Kneph in den innenweltlichen und seine schöpferische Thätigkeit ist eine verwickelte Geschichte. Als Emanation des Urgeistes heißt er der Ausgeflossene, Phan (der Pan der Griechen); er heißt ferner Menth, d. i. Schöpfer, und Har-Seph, d. i. der zeugende Gott, oder endlich der Gemahl seiner Mutter, der Neith nämlich, weil ja die Urmaterie, die Gemahlin des Urgeistes, als Mutter des von diesem ausgeflossenen, des zweiten Kneph, gedacht und dann auch wieder als mit dem letzteren, in seiner Eigenschaft als Har-Seph, vermählt vorgestellt wurde. Daraus erhellt: der schaffende, zeugende Geist hat in Verbindung mit der Materie die großen Weltkörper hervorgebracht, und weil unter diesen die Sonnenkugel den höchsten Rang einnimmt, führt Amun-Kneph-Har-Seph-Menth den Namen Vater der Sonne und heißt die Neith die Mutter der Sonne. Aus der schon berührten Identität der Weltkörper mit den acht großen Göttern erklärt sich auch der weitere Beiname Kneph's: Vater der Götter. Ist doch die ganze Schöpfung nur eine durch ihn vermittelte Ausströmung aus dem Ur-Einen.

Der im Weltei waltende schöpferische Hauch (Kneph-Har-Seph-Menth) brachte zuerst das Feuer, die Wärme hervor, oder, mythologisch ausgedrückt, den Feuergott Phtah, von den Griechen nachmals in Hephästos umgewandelt. Der Gedanke ist ganz richtig, denn sollte die Weltbildung vorschreiten, so mußte zunächst das Feuer, die Wärme da sein. Zu dem geistigen Urheber Kneph-Menth trat also Phtah als materieller Schöpfer, „gleichsam als der kunstgerechte Werkmeister des Materiellen", des Details in der Natur[1]). Der Weltgeist und das Weltfeuer, Menth und Phtah, ließen hierauf aus der ungestalten Urmaterie (Neith) die Göttin Pe, d. i. die Himmelswölbung, und die Göttin Anuke, d. i. die Erde, hervorgehen. Mitten in der von der Himmelswölbung eingeschlossenen Weltmasse ruht unbeweglich die Erde. Rings um die Himmelswölbung aber breitet sich das vierfältige Ur-Eine, in Hieroglyphenbildern versinnlicht als eine die Weltkugel umspannende Schlange[2]).

---

1) So faßt auch Jamblich (l. c. VIII, 3) das Verhältniß des Phtah zum Menth.

2) Daher hieß bei den Griechen der Agathodämon, der gute Urgeist, Amun = Kneph, auch Ὀφίων oder Ὀφιονεύς, der Schlangengestaltige.

Noch war die Welt öde und sonnenlos. Da zeugte Kneph=Menth mit seiner Mutter Neith die großen Himmelskörper und zwar zuerst den höchsten Lichtgott Ra, d. i. den Sonnenball, und dann den Mondgott Joh, auch Chonsu genannt. Hierauf verband sich die Pascht (der außerweltliche Urraum) mit dem schaffenden Weltgeist und dieser Verbindung entsproßten die Göttin Sate (die Leuchtende), die Gottheit der Oberwelt, d. i. der von der Sonne erleuchtete Weltraum, und die Göttin Hathor, die Gottheit der Unterwelt, d. i. der der Sonne abgewendete Weltraum. Sate und Hathor ergeben demnach die Begriffe Licht und Dunkel. Der Sonnengott Ra führt den Beinamen Scha=mise, d. i. der Erstgeborene, weil er der älteste und höchste der als sichtbare Götter aus den unsichtbaren Urgottheiten emanirten göttlichen Wesen ist. Er heißt darum auch geradezu Horus (der Sichtbargewordene) und er ist nicht nur im physischen, sondern auch im intellectuellen Sinn der Spender alles Lichts. Er, die Verkörperung des Urgeists Amun, ist die Quelle alles Wissens. In dieser Eigenschaft führt er den Namen Thoth oder Taate. Die von ihm ausgehenden Stralen der Erkenntniß fließen aber dem Menschen nicht unmittelbar zu, sondern durch Vermittlung des Mondgottes, Joh=Taate, der, wie das physische, so auch das geistige Licht von Ra entlehnt, um es den Menschen zuströmen zu lassen.

7.

Der weitere Verlauf der ägyptischen Kosmogonie und Theogonie knüpft sich an den Nil. Wäre es doch geradezu ein Wunder gewesen, wenn dieser Strom, von welchem ganz Aegypten lebte, von dessen periodisch wechselnden Zuständen die ganze Existenz und Cultur des Landes abhing, der theologischen Speculation der ägyptischen Weisen nicht eine Fülle von Anregungen gegeben hätte. Sie gedachten auch wirklich seiner nach Pflicht und Schuldigkeit, indem sie mit ihm, als dem Erhalter des Daseins Aegyptens, ihre höchsten Vorstellungen von Gott in Verbindung brachten, und zwar folgendermaßen.

Die Erde harrte noch der Gestaltung und Ausbildung entgegen. Kneph=Menth ließ ihr diese zu Theil werden, indem er auf sie herabstieg und ihr ihre jetzige Form gab. Selbstverständlich ist, daß hiebei zunächst nur Aegypten im Auge behalten wurde, denn was kümmerten den Aegypter die

übrigen Länder? Nach Gestaltung der Erde (d. h. Aegyptens) kamen die vier Personen (wenn man so sagen darf) der Vierfaltigkeit, Amun-Kneph, Neith, Sevech und Pascht, auf sie herab und verkörperten sich in vier großen irdischen Gottheiten, welche das vierfaltige Ur-Eine auf Erden vertreten sollten. Diese Idee, wahrscheinlicher Weise in Aegypten zuerst aufgegangen, ist nur in Beziehung auf ihre locale Insceneseßung eigenthümlich geblieben. Denn, wie Jedermann weiß, kommen in den meisten der entwickelteren Religionssysteme Verkörperungen und Herabsteigungen der Götter vor. Das indische hat die Avataren Vischnu's [1], das iranische den Sosiosch [2], das christliche seinen Heiland, vom griechischen gar nicht zu sprechen: nur im Judenthum und Islam verharrt der Gott in starrer Jenseitigkeit. Die Verkörperung der ägyptischen Vierfaltigkeit ging so vor sich, daß der gute Urgeist Kneph-Agathodämon zum Okeamos-Nil [3]) wurde; der segenspendende Strom galt also den Aegyptern für einen Ausfluß des Urguten, gewiß ein schöner und dankbarer Gedanke. Die Neith, Kneph's Gemahlin, das Urgewässer, war ebenfalls leicht mit dem Nil in Beziehung zu setzen und ward zur Nilgöttin, Netpe-Okeame, deren Eigenschaften durch ihren Beinamen Seneck-To (Ernährerin, Nährmutter, Lebensmutter) hinlänglich bezeichnet werden. Die Syrer bildeten nach dieser großen ägyptischen Göttin ihre Astarte, die Griechen ihre Demeter. Auch die Verkörperung des Urzeitbegriffes Sevech zum irdischen Zeitgott Seb (griech. Kronos) und die Verkörperung des Urraumbegriffes Pascht zur irdischen Göttin Neto (gr. Leto) ließ sich ganz gut an den Nil anknüpfen, denn die periodischen Ueberschwemmungen des Stromes bedingen die drei Jahreszeiten Aegyptens und der Begriff des Urraums, innerhalb dessen die ganze überirdische Weltordnung sich bewegt, findet sich in der Gestalt der Göttin Neto wieder, die als Behüterin der irdischen Ordnung, welche ja wesentlich durch das Nilstromleben bedingt wird, aufgefaßt ist.

Das zweite Göttergeschlecht war aber mit diesen vier Gottheiten noch nicht vollständig. Auch die acht großen kosmischen Götter unterzogen sich

---

1) Vgl. Buch II, S. 120.

2) Vgl. Buch II, S. 181.

3) Homer nennt, wie bekannt, den Nil, welcher ihm der Fluß par excellence ist, Okeanos, und Diodor der Sizilier bezeugt (I, 19), daß Homer dies thue, weil die Aegypter in ihrer Sprache den Nil Okeanos nannten.

einer Metamorphose, wodurch sie der Erde und den Menschen näher traten. So erhalten wir die Zwölfzahl der zweiten Götterordnung: Nil-Okeanos, Netpe, Seb, Reto, Tat (Sohn oder Verkörperung des Joh-Taate, daher Schirmgott der ägyptischen Wissenschaft, gr. Hermes), Chaseph (gr. Mnemosyne), Imuteph (gr. Asklepios), Nehimeu (gr. Hygieia), Mui (gr. Phöbus), Taphne (gr. Daphne), Pharmuthi (gr. Prometheus) und Tme (gr. Themis).

8.

Auch damit jedoch war die Reihe der Götterzeugungen noch nicht geschlossen. Im Gegentheil, mit der Herrschaft der Zwölfe, in welche das goldene Zeitalter Aegyptens fiel, begann erst recht die Verwandlungs- und Zeugelust. Auch die Erde brachte aus sich ein göttliches Geschlecht hervor, die Riesen, Apophi, die Giganten der Griechen. Die großen göttlichen Zeugungen gingen jedoch von den vier großen irdischen Verkörperungen des Ur-Einen aus. Die Netpe war hier insbesondere als Gebärerin thätig und erhielt daher den Namen „große Göttermutter" (Rhea oder Kybele bei den Griechen). Ihre Kinder von verschiedenen Vätern sind: Osiris (gr. Dionysos), Arueris (gr. Herakles), Typhon oder Bore-Seth, Isis (gr. Persephone), Nephthys (gr. Hestia), Schai (gr. Plutos-Triptolemos), und Rannu (gr. Despoina). Weil bei diesen Zeugungen insbesondere der Zeitgott Seb (Kronos) als Vater sich bethätigt hatte, wird dieses dritte Göttergeschlecht gewöhnlich das der Kroniden genannt.

Aber je älter die Welt wurde, desto mächtiger wurde auch der Zeitgott Sevech-Seb; je mehr, eben im Verlauf der Zeit, die schöpferische Kraft des guten Urgeistes sich absorbirte, desto bedenklicher konnte jener seine übeln, seine zerstörerischen Eigenschaften entfalten. Seb empörte sich gegen Nil-Agathodämon und erhob mit Hülfe der Apophi jenen Götterkrieg, dessen anschaulicher dichterischer Gestaltung durch Hesiod wir im 5. Kapitel begegnen werden. Seine eigenen mit der Netpe erzeugten Kinder nehmen in diesem Streit gegen Seb Partei und endlich wurde er besiegt und mit seinem Anhang in den Tartaros hinabgestürzt. Somit war der Einfluß des Bösen, wenn auch nicht gänzlich ausgetilgt, doch gelähmt und beschränkt. Die Erde von den Spuren der befleckenden Herrschaft des Zeitgottes zu reinigen, wurde eine große Flut über sie heraufgeführt. Dies ist die ägyptische Gestaltung des Sünd-

flutmythus, welchem wir schon so oft begegnet sind und noch manchmal begegnen werden. Welche starke Anklänge an die ägyptische besonders in der hebräischen Flutsage vorkommen, braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden.

Der Kampf zwischen Agathodämon und Seb-Kronos gab nun auch die Veranlassung zur Schöpfung der **Menschen**. Die Erde, durch die Sündflut zu ihrer jetzigen Gestalt gebracht, war zum Aufenthaltsort neuer Bewohner bereitet. Die Geister, welche sich von Seb-Kronos zur Empörung gegen die guten Götter hatten verleiten lassen, sollten Gelegenheit zur Läuterung erhalten. Sie sollten, so wollte es der gute Weltgeist, in irdische Leiber eingeschlossen werden, und sich in diesen wieder zu ihrer früheren Reinheit hinaufbüßen. Der Beschluß wurde zur That, irdische Leiber wurden von Götterhänden zubereitet, die Seelen der gefallenen Dämonen in dieselben eingeschlossen und so war das Menschengeschlecht da, welches den Göttern der zweiten und dritten Reihe, den Zwölfen und ihren Nachkommen, zur Obhut übergeben wurde. Diese übernahmen die Gestaltung und Lenkung der menschlichen Geschäfte im Allgemeinen und im Besonderen: sie waren, wenn der Ausdruck ein richtiger ist, **soziale** Götter, während die acht Gottheiten des ersten Kreises **kosmische** Götter sind, denn in diesen waren die Weltbestandtheile, die Himmelsräume und die in der Welt wirksamen Schöpferkräfte dargestellt.

9.

Wie der Kreis der irdischen Erscheinungen in ewigem Wechsel flutet und ebbt, so erkennen wir auch in der ägyptischen Glaubenslehre, wie sie im Bisherigen dargestellt worden, den mannigfaltigsten Wechsel und Wandel. Einestheils scheinen es die Dogmatiker am Nil geliebt zu haben, die Gottheiten bald so, bald wieder anders zu gruppiren und sie auf mannigfaltige Weise in einander übergehen zu lassen. Anderntheils stellte die locale Andacht bald diese bald jene Gottheit in den Vordergrund und so verdunkeln die localen Culte die Uebersichtlichkeit des ganzen Glaubenssystems. Während z. B. zu Memphis Phtah als Hauptgott verehrt wurde, an dessen, wie es heißt, schon von Menes gegründetem Tempel eine ganze Reihe von Pharaonen weiter baute, concentrirte sich zu Sais die Religion in der Verehrung der Neith, zu Bubastis in dem Cultus der Pascht, zu Theben in dem des Amun. Größter Verbreitung scheint sich der Dienst des Sonnengottes Ra

erfreut zu haben, wie es denn überhaupt nicht unwahrscheinlich ist, daß der Sonnendienst die Grundlage und der Ausgangspunkt der ägyptischen Religion war [1]). Die Verehrung einer so sichtbar wirkenden Naturgewalt mag in das Kindesalter des ägyptischen Volkes zurückreichen, wo die priesterliche Speculation, welche nachmals ein complicirtes religiöses System schuf, noch nicht thätig sein konnte. Ob dieses System, wie Einige wollen [2]), wenigstens im Ganzen und Großen schon mit dem Eintritt der Geschichte, d. h. mit Menes, vollendet gewesen sei, lassen wir dahingestellt, um so mehr, als unter den Aegyptologen selbst hierüber noch keine Einigung erzielt worden [3]).

Die bisherigen Forschungen über die bildliche Darstellung der ägyptischen Gottheiten geben im Allgemeinen folgendes Resultat. Die Götter tragen einen herabhängenden Kinnbart und halten in der Regel das Scepter, Gam genannt, mit dem Kukuphakopf als Spitze. Die Göttinnen, nie nackt, oft mit Flügeln ausgestattet, tragen ein Scepter, dessen Spitze in eine Lotosblume ausläuft. Ihr allgemeines hieroglyphisches Zeichen ist ein Ei oder eine Schlange. Götter sowohl als Göttinnen sind oft mit der Pharaonenkrone

1) Duncker, Gesch. d. Alterthums, 2. Aufl. I, 56.

2) Bunsen, I, 511.

3) Auch hinsichtlich der Schreibweise der Namen der Götter, so wie hinsichtlich ihrer Gruppirung in den Götterkreisen, herrscht noch vielfache Abweichung. Bunsen (I, 433) gibt folgende Tafel. Die acht Götter der ersten Ordnung: 1) Amn, Ammon, der „verborgene Gott, der Gott Thebens.“ 2) Khem, Chemnis in der Thebais, der „Gemahl seiner Mutter“, der Gott von Panopolis. 3) Mut, Nu, Kneph, Chnubis, der „Geist“, der widderköpfige Gott der Thebais. 5) Seti, koptisch Sate, „Stral, Pfeil“, Kneph's Genossin. 6) Ptah, der Weltschöpfer, durch das Weltei aus Kneph's Mund entsprungen, der Gott von Memphis. 7) Net, Neith, die Göttin von Sais im Delta. 8) Ra, Helios, der Gott von Heliopolis. — Die zwölf Götter der zweiten Ordnung: 1) Das Ammonskind, Khunsu, Chons. 2) Das Knephkind, Tet (Thot, Hermes). 3) Die Ptahkinder: a) Atumu, Atum, Atmu; b) Pecht, die katzenköpfige Göttin von Bubastis, Artemis. 4) Die Helioskinder: a) Het-her (Athyr), Aphrodite; b) Mau; c) Ma (Wahrheit); d) Tefnu, die löwenköpfige Göttin; e) Muntu (Mandulis); f) Sebak, (Sevek), der krokodilköpfige Gott; g) Seb (Kronos); h) Nutpe (Netpe, Rhea). Die sieben Götter der dritten Ordnung: 1) Set, Nubi, Typhon. 2) Hesiri, Osiris. 3) Hes, Isis. 4) Nebt-hi, Nephthys, der Isis Schwester. 5) Her-uer, Aroeris, Hor der Aeltere, der Gott von Hat. 6) Her, Horus, der Isis und des Osiris Kind, Her-pu-chrut, Harpokrates, d. i. Horus das Kind. 7) Anupu, Anubis. Endlich die vier Todesgenien: 1) Amset. 2) Hapi. 3) Simutef. 4) Keb-snauf.

bekrönt und Beide haben, gleich den Pharaonen, als Stirnband die Königsschlange (den Uräus, Basilisk[4]).

10.

Doch wir müssen uns wieder um einen Schritt zurückwenden, zu dem dritten Götterkreis, an welchen sich die weitere Entwickelung der ägyptischen Theologie knüpfte. Hier sehen wir diese freilich aus dem Gebiet der abstracten Speculation auf das der Mythenbildung übergehen, welche mit dunkeln Erinnerungen an die ältesten Traditionen der Landesgeschichte phantastisch spielt. Es dürfte demnach kaum gewagt sein, anzunehmen, daß die Ausbildung des Theils der ägyptischen Glaubenslehre, welcher sich auf die dritte Götterreihe bezieht, durch einen großen Zeitraum von der Entstehung und Verknüpfung der speculativen Begriffe getrennt sei[1]).

Die fünf Kinder der Netpe, Osiris, Isis, Arueris, Seth (Typhon) und Nephthys, hatten, wie schon gesagt, zum Dank für den den guten Geistern gegen den bösen Apophis[2]) geleisteten Beistand, die Herrschaft über die Erde, d. h. über Aegypten, erhalten. Osiris vermählte sich mit seiner Zwillingsschwester Isis, nachdem die Beiden schon im Mutterleib in heftiger Liebe zu einander entbrannt gewesen. Typhon seinerseits wurde der Gemahl seiner Schwester Nephthys. Isis hatte von Osiris bei dessen Lebzeiten zwei Kinder, den Gott Horus den Aelteren, und die Göttin Anath[3]), und beim Tod ihres Gemahls schwanger, gebar sie später noch Horus den Jüngeren oder das Kind (Har-pu-chrut). Nephthys empfing von ihrem Gemahl Seth keine Kinder, wohl aber von Osiris den Anubis, den Götterboten, welchen die Isis an Sohnes Statt annahm. Es mögen diesen Familienverhältnissen der Götter sagenhafte Erinnerungen an geschlechtliche Verirrungen in alten ägyptischen Königshäusern zu Grunde liegen.

4) Bunsen, I, 435.

1) Man hat daher auch die Ansicht, der ägyptische Osirisdienst liege dem semitischen Adoniscult zu Grunde, in's Gegentheil umgekehrt, der Adoniscult sei durch die Hyksos nach dem Nil gebracht worden oder durch noch frühere Wanderzüge semitischer Stämme. Vgl. Meier, die ursprüngliche Form des Dekalogs, S. 110. Auch in dem ägyptischen Phtah erblickt Meier (a. a. O. 112) einen ursprünglich semitischen Gott.

2) So hieß Seb als Anführer der Apophi.

3) Bekannter unter ihrem Localnamen Bubastis.

Der Mythus geht dann so weiter. Osiris und Isis waren Culturheroen: sie lehrten die Menschen Ackerbau, Ehe, Gottesdienst, bürgerliches Gesetz, Zeiteintheilung, Heilkunde, kurz sie stifteten die materielle und geistige Cultur Aegyptens. Dies gethan, zog Osiris aus, auch andere Völker zu civilisiren. In seiner Abwesenheit führte Isis die Herrschaft, als in der dritten Götterordnung sich wiederholte, was schon in der zweiten vorgefallen, nur in anderer Weise. Die Rolle, welche dort der alte Seb gespielt, übernahm jetzt Seth-Typhon. Er versuchte die Isis zu verführen und sich des Thrones zu bemächtigen. Beides mißlang. Da veranstaltete, wie Jedermann noch aus seinen Schuljahren her weiß, Typhon nach der Zurückkunft des Osiris ein Fest, bei welchem er in Abwesenheit der Isis vermittelst der allbekannten List den arglosen Osiris in einen Kasten verschloß und diesen in den Nil warf, welcher denselben in's Meer führte, wo er dann bei Tyrus an's Land kam. Auf diese Art machte sich Typhon zum Herrscher über Aegypten. Isis suchte auf langer Irrfahrt den Leichnam, fand ihn endlich mit Hülfe des hundsköpfigen Anubis und brachte ihn nach Aegypten zurück. Aber hier findet Typhon den Leichnam des Bruders wieder auf, zerstückt ihn und streut die einzelnen Theile weit umher. Isis sammelt dieselben wieder, kann aber das männliche Glied, welches in den Nil gefallen und von den Fischen verzehrt worden, nicht wieder auffinden. Sie bestattet endlich den mißhandelten Leichnam zu Philä, welches dadurch ein Hauptwallfahrtsort Aegyptens ward, und wo zu Ehren des nicht wieder aufgefundenen Gliedes die großen Phallusfeste eingesetzt wurden. Auch einen geheimen Weihedienst (Mysterien) stiftete Isis zum Andenken ihrer Leiden und der tragischen Geschichte ihres geliebten Osiris. Dieser aber ward, wie er bei seinem Leben Herrscher der Oberwelt gewesen, nach seinem Tod Beherrscher der Unterwelt, König des Todtenreiches. Unterdessen war Horus zum Rächer seines Vaters herangewachsen, erhob Krieg gegen Typhon und es gelang ihm nach mancherlei Zwischenfällen, denselben mit Hülfe seiner Mutter zu tödten. Isis herrschte jetzt unbehelligt wieder über Aegypten, bis sie von ihrem Gatten Osiris in die Unterwelt entführt wurde. Diese Entführung ist als Raub der Persephone [4]) in die griechische Mythologie übergegangen. Netpe irrte auf der ganzen Erde umher, um ihre Tochter zu suchen, und als sie endlich den wahren Sachverhalt erfuhr,

---

4) Persephone oder Persephatta hieß die Isis bei den Griechen als Tödterin des Seth-Typhon (gr. Perses).

schloß sie mit Osiris einen Vertrag, kraft dessen Isis die eine Hälfte des Jahres in der Oberwelt sollte zubringen dürfen, was bedeuten will, daß Isis zugleich als ober- und unterirdische Göttin verehrt wurde. Auch zum Andenken der Irrfahrten der Netpe wurde ein geheimer Weihedienst eingesetzt und dieser gestaltete sich nach seiner Verpflanzung auf griechischen Boden zu den berühmten Mysterien der Demeter zu Eleusis (Eleusinien). Mit Horus, welcher nach dem Tode seiner Mutter über Aegypten herrschte, schloß die Reihe der Götterkönige dieses Landes[5]).

11.

Von ganz abstracten Begriffen zu physikalischen Vorstellungen vorschreitend, hatte sich der Inhalt des religiösen Bewußtseins von Aegypten zu mythologischen Persönlichkeiten heraufgebildet, in den drei Götterkreisen von Stufe zu Stufe deutlicher. Aber nun waren die Emanationen des Ur-Einen, nachdem sie auf der letzten Entwickelungsstufe angelangt, von der Erde verschwunden. Wohin kamen sie? Da sich mit dem Begriff der Göttlichkeit der Begriff der Unsterblichkeit untrennbar verknüpft, so konnten doch wohl die Götter, als mit dem Tod des Horus die ägyptische Götterkönigsdynastie geschlossen war, nicht todt und ab sein. Nur in ihrem Verhältniß zu den acht Göttern des ersten Kreises hießen ja die der beiden folgenden sterbliche. Sie starben auch keineswegs. Nach ihrem Weggehen von der Erde nahmen sie, gleich ihren Vorgängern, ihren Sitz in den großen innenweltlichen Himmelskörpern. Die ägyptische Speculation, an diesem Punkt angelangt, griff wieder zu der pantheistischen Vorstellung von der Identität von Gott und Welt zurück. Die

---

5) Weit ausführlicher, als er hier mitgetheilt wurde, erzählen den Osiris-Isis-Mythus bekanntlich Plutarch in seiner mehrfach angezogenen Abhandlung und, mit einigen Abweichungen, Diodor (I, 17 u. folg.). Gewöhnlich deutet man den ganzen Mythus und den an denselben geknüpften Cult als die Einkleidung der Cultivirung Aegyptens durch Regulirung des Nils und Berechnung des Sonnenlaufs. Da wären dann Osiris und Isis der Nil und das Nilthal, Seth-Typhon und Nephthys die libysche Wüste und die Meeresöde; weiterhin Osiris und Horus die Sonne auf ihrer Sommerhöhe, wo das Steigen des Nils anhebt, Typhon die winterliche Zeit, wo das Land unter Wasserfluten wie begraben liegt. Diese physikalischen Anschauungen fanden jedoch schon in der älteren Speculation ihren religiösen Ausdruck und so mag die oben im Text geäußerte Ansicht über die Natur des Osiris-Mythus festgehalten werden.

„Zwölfe“ wohnen in den Sternbildern des Thierkreises, die Kroniden in der Sonne und in den Planeten. So andere in anderen Theilen des Weltganzen, als die fortwährend thätigen belebenden Kräfte derselben: Seth-Typhon z. B. steht dem Meere, seine Schwester Nephthys den Meeresküsten vor. Von dem äußersten Saum des Himmelsgewölbes bis in den innersten Kern der Erde ist der ganze Weltraum von den ihrer irdischen Erscheinungsform entkleideten Göttern und Dämonen erfüllt und beseelt. In Kugelgestalt, mit der Erde als Mittelpunkt, aus lauter göttlichen Wesen zusammengesetzt, ruht das Weltganze im Schooße des Ur-Einen. Hieraus erklärt sich, daß dem Aegypter alle Vorgänge des Naturlebens Thätigkeiten, Handlungen göttlicher Wesen waren und daß demnach die Beobachtung der kreisenden Gestirne und des übrigen Naturlaufes einen inhärirenden Theil der ägyptischen Theologie ausmachen mußte. Die noch besonders zu erwähnende Thätigkeit der Götter als unterirdischer hängt mit der ägyptischen Lehre von der Bestimmung des Menschen, von der Unsterblichkeit, Beurtheilung, Wanderung und Läuterung der Seelen zusammen, welche wir sofort betrachten wollen.

12.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Menschenseele, welchen nach Herodot's Aussage die Aegypter von allen Völkern zuerst gehegt[1]), kann uns bei diesem Volke nicht befremden, wenn wir uns an die oben mitgetheilte Entstehungsgeschichte des Menschengeschlechtes erinnern. Die Seelen der Menschen waren ja jene Dämonen, welche unter der Führung von Seb-Kronos gegen Kneph-Agathodämon sich empört hatten, also von Haus aus unsterbliche Wesen, welche sich wieder zu ihrem früheren, durch den Abfall von dem guten Geist eingebüßten göttlichen Zustand hinaufläutern sollten, um zur Herrlichkeit der Seligen einzugehen. Daraus ergibt sich, daß dem ägyptischen Dogma zufolge das diesseitige Leben das uneigentliche, das jenseitige das eigentliche war. Das diesseitige war nur eine Prüfung, ein Exil, ein

---

1) Herodot II, 123. Die ganze Stelle lautet: „Auch sind die Aegypter die Ersten, welche die Meinung ausgesprochen haben, daß die menschliche Seele unsterblich sei und, wenn der Körper verwese, immer in ein anderes, eben zum Leben kommendes Geschöpf hineingehe. Sei sie nun jedesmal herumgewandert in allen Meer-, Land- und Luftthieren, so gehe sie wieder in einen zum Leben kommenden Menschenleib ein und diese Wanderung mache sie in dreitausend Jahren.“

Büßungszustand, ein Fegefeuer, falls wir uns dieses katholischen Wortes bedienen dürfen. In Aegypten wäre also der Ursprung der christlichen Weltanschauung zu suchen, welche den Menschen ermahnt, das „Jammerthal" des irdischen Lebens geduldig und standhaft zu durchwandern, um am Ausgang desselben in seine wahre Heimat, den Himmel, einzugehen. Im Uebrigen wird sich der Leser, welcher uns bisher mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, kaum erinnern zu lassen brauchen, daß die Bestimmung des Menschen auch in den arischen Religionen ähnlich gefaßt war, wie in der ägyptischen. Vergeistigung des Menschen war nach Zarathustra's Lehre der Weltzweck und die religiöse Idee Indiens setzte als ihren Ausgangspunkt das Verfließen der endlichen Einzelwesen in die unendliche göttliche Ursubstanz.

Bei der Geburt eines jeden Menschen steigt der ägyptischen Lehre zufolge einer der gefallenen Dämonen herab und vereinigt sich mit dem neugebornen Leib [2]). Mit diesem Akt beginnt der Läuterungsprozeß, auf dessen Förderung das ganze Leben der Aegypter gerichtet war. Eine bis in's Einzelnste gehende Ritualgesetzgebung betonte besonders auch die körperliche Reinlichkeit, als Förderungsmittel der seelischen. Daher die häufigen Waschungen, die Beschneidung [3]), die Vermeidung der unreinen Thiere und der unreinen Menschen (d. h. der Nichtägypter); daher aber auch die nachdrückliche Einprägung der Befolgung des Sittengesetzes. Stirbt der Mensch, so verläßt die Seele den Körper und steigt mit der im Westen sinkenden Sonne hinab in den Amenthes, die Unterwelt. Da herrscht Osiris als oberster Todtenrichter, in welcher Eigenschaft er Sar-api (Serapis) heißt [4]). Vor seinen Thron tritt die Seele, um gerichtet zu werden. Das schon mehrfach erwähnte „Todtenbuch" enthält eine sinnbildliche Schilderung dieses Vorgangs. Osiris sitzt auf seinem Thron, in dessen nächster Nähe die Göttinnen Isis und Nephthys sich halten. Begleitet von der Tme, der Göttin

---

2) Die christliche Lehre von den Schutzengeln erhält hiebei ebenfalls einen Anknüpfungspunkt, denn nach der ägyptischen ward jedem Dämon bei seinem Eingehen in einen Menschenleib ein guter Geist als Begleiter auf seiner Büßungslaufbahn mitgegeben.

3) Herodot II, 36: Das Schamglied lassen die andern (Völker), wie es ist, ausgenommen, wer es von den Aegyptern gelernt hat; diese beschneiden es. II, 104: Aber von den Aegyptern selbst und Aethiopiern vermag ich nicht zu sagen, welcher Theil es dem andern abgelernt hat; doch ist es offenbar uralt.

4) Zusammengezogen aus Osiri-Hapi, d. i. Osiris der Richter.

der Gerechtigkeit, erscheint die abgeschiedene Seele vor ihm. Eine große Wage ist aufgerichtet, um die Sünden der zu richtenden Seele abzuwägen. Auf der einen Wagschale sieht man ein diese Sünden enthaltendes Gefäß, auf der andern ein kleines Bild der Tme. Horus und Anubis, des Osiris Söhne, beaufsichtigen den Akt des Wägens. Zwischen der Wage und dem Thron des Osiris steht Joh-Thoth und notirt das Resultat der Wägung mit einem Schreibrohr auf eine Tafel. Osiris, mit Mumienbinden umgürtet, auf dem Haupt die Krone, Krummstab und Geißel in der Hand, gibt den Urtheilsspruch.

Dieses Todtengericht entscheidet über das fernere Schicksal der Seele. Lautet der Spruch günstig, d. h. wird die Seele als durch ihr bisheriges Erdenleben genug geläutert erfunden, so steigt sie durch die Sphäre der Planeten, durch die Gebiete des Mondgottes Joh und des Sonnengottes Ra, hinauf in die Region des Urfeuers Phtah und der Urmaterie Neith, um dort ein ewiges Dasein der Seligkeit zu führen [5]). Lautet aber der Spruch verwerfend, so muß die Seele wieder auf die Erde zurückkehren, um eine abermalige Läuterungsperiode durchzumachen, und zwar, je nach Maßgabe ihrer vor dem Thron des Osiris offenbar gewordenen Sündhaftigkeit und Strafbarkeit, mit einem Menschen-, Thier- oder auch Pflanzenleib verbunden. Diese Seelenwanderung wiederholte sich so lange, bis die Läuterung vollzogen war, d. h. es stand Jedem zu, durch ein tugendhaftes Leben die Büßungszeit abzukürzen und sich den Eingang in's Himmelreich zu sichern. Die höchste Dauer einer Wanderung gibt, wie wir schon angemerkt (Note 1), Herodot auf 3000 Jahre an. Hieraus scheint also zu erhellen, daß das ägyptische Dogma von einer Ewigkeit der Büßung und Strafe nichts wußte, und, ganz nach Art des iranischen, eine endliche Wiederbringung aller Seelen, eine vollständige endliche Läuterung und Heiligung aller Wesen lehrte. Aber es drängt sich uns hier ein Bedenken auf, welches nicht abzuweisen ist. Es

5) Die bildlichen Darstellungen und Inschriften, welche man in dem Grab von König Ramses V. entdeckte, geben nähere Auskunft über die Zustände der Seligen. Es geht dabei nicht ganz spirituell und ätherisch zu. Die seligen Seelen pflücken auf schönen Auen Blumen und Früchte, sie schneiden Korn, lustwandeln in schattigen Hainen, baden in klaren Teichen. Der Sonnengott Ra sagt zu ihnen: „Nehmt eure Sicheln, erntet die Frucht der Felder, die euch zugetheilt sind, bringt sie in eure Wohnung, genießet ihrer und weiht sie den Göttern als reine Gaben.“ Champollion, lettres relat. au mus. égypt. de Turin, 234.

läßt sich nämlich nicht übersehen, daß die Aegypter neben der in der Seelenwanderung bestehenden Büßung für irdische Laster und Frevel auch wirkliche Höllenstrafen annahmen[6]). In welchem Verhältniß diese zu der Seelenwanderung standen, ob die Hölle der Aufenthaltsort Solcher war, welche sich während der Wanderzeit als unverbesserlich herausstellten, läßt sich nicht wohl entscheiden. Wäre die eben berührte Ansicht die richtige, so hätten wir hier das genaue Vorbild des christlichen Dogma's vom Fegfeuer und von der Hölle. Oder müssen wir, wie Einige wollen[7]), den Glaubenssatz von der Hölle als den älteren, den von der Seelenwanderung als den jüngeren betrachten? Mir scheint der Fall gerade umgekehrt, nämlich das Dogma von der Läuterungswanderung das ursprünglichere speculative, das von der Hölle das spätere populäre, und möchte ich, wenn das statthaft ist, dabei auf die Analogie der indischen Vorstellungen verweisen. Der reine Gedanke des Brahmanenthums kennt keine Hölle, wohl aber kennt das spätere religiöse Bewußtsein Indiens in seiner populären Gestaltung eine solche[8]). Im Uebrigen würde, wie sich aus der ganzen bisherigen Darstellung ergibt, die Annahme ewiger Höllenstrafen einen unlösbaren Widerspruch in das ägyptische Glaubenssystem bringen[9]).

Noch immer nicht völlig aufgeklärt ist, warum die Aegypter eine so außerordentliche Sorgfalt auf die Erhaltung des Leibes verwandten, warum sie den Leichnamen durch Balsamirung und Mumisirung eine ewige Dauer

---

6) In dem eben erwähnten Königsgrab findet sich eine förmliche Darstellung der Hölle, des Aufenthaltsortes der Seelen, welche „den Sonnengott nicht schauen." Champollion, l. c. 233. Die Hölle zerfällt in 75 Abtheilungen, von denen jede einer bestimmten Gattung von Sünden bestimmt ist. Die Seelen der Verdammten sind schwarz, und werden von rothen Dämonen mit furchtbaren Schwertern zerfleischt. Einige wandeln mit abgehauenen Köpfen umher, andere sind an Pfähle gebunden, andere an den Beinen aufgehangen, andere werden in großen Kesseln gesotten, andere schleifen mit auf den Rücken gefesselten Händen ihr ausgeschnittenes Herz hinter sich her. Man sieht, die mittelalterlich-christlichen Höllenphantasien konnten auf Originalität keinen Anspruch machen.

7) Duncker, a. a. O. 74.

8) Vgl. Buch 2, Seite 140.

9) Sollte, um die ägyptische Hölle mit der Seelenwanderung, d. h. mit der endlichen Beseligung aller Geister in Einklang zu bringen, nicht vielleicht die Vermuthung gestattet sein, daß die Hölle der Aufenthaltsort der gefallenen Geister ist, bis zu dem Zeitpunkt, wo sie sich mit Menschenleibern verbinden?

zu geben versuchten, warum sie Todtenkammern bauten, welche allen Stürmen der Zeit zu trotzen fähig waren. Wozu, da ihnen doch der Geist das Wesentliche, diese ängstliche Bemühung um das Unwesentliche? Wozu, da sie der Fortdauer des Unsterblichen gewiß waren, die Sorge um das Sterbliche? Wir können uns hier nicht anders helfen als durch die Annahme, daß die Aegypter glaubten, es finde zwischen der Seele und dem Leibe, auch nach dem Tode des letztern noch, ein geheimnißvoller Rapport statt. Wahrscheinlich lebten sie der Ueberzeugung, die Fortdauer des Geistes sei gewissermaßen an die Fortdauer des Leibes geknüpft, so zwar, daß die Zerstörung des letztern auch die des erstern nach sich ziehe, oder wenigstens, daß eine Störung der Grabesruhe des Körpers eine Beeinträchtigung der Existenz der Seele in den Gefilden der Seligen zur Folge habe. Dieser Glaube mag dann noch weiter dahin ausgesponnen worden sein, daß bei gehöriger Balsamirung und Sicherung des Leibes die von demselben getrennte Seele ihr Todtengericht leichter bestehen, ihren Reinigungsprozeß in milderer Form durchmachen könne.

Zweites Kapitel.

Die Aegypter (Schluß).

1.

Das religiöse System, wie wir es im Vorstehenden im Um- und Aufriß gezeichnet, war das Ergebniß der Theosophie, war die speculative Dogmatik Aegyptens. Dieser Arbeit ägyptischer Priesterwissenschaft Achtung zu bezeugen, hat die Theologie alle Ursache, denn sie ist in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag noch nicht weiter gekommen. Für die Lehren von der Präexistenz der Seelen, vom irdischen Leben als einem Büßungszustand, von der persönlichen Unsterblichkeit und einer Vergeltung nach dem Tode hat sie sich bei den ägyptischen Theosophen zu bedanken und es wäre daher der allbekannten Bescheidenheit der Theologen angemessen, mit etwas weniger Stolz, als es gewöhnlich geschieht, auf die „armen blinden Heiden“ der alten Zeit

herabzublicken. Der Dankbarkeit gegen das ägyptische Dogma sich zu entschlagen, bot sich übrigens schon den ältesten christlichen Gottesgelehrten ein passendes Mittel. Sie brauchten, wenn sie von Aegypten reden mußten, nur den Accent nicht auf die speculative Seite der ägyptischen Religion, sondern auf die populäre zu legen und da kam dann allerdings ein Fetischismus zum Vorschein, über welchen sich die Christen erhaben fühlen durften. Klemens von Alexandrien, wo er von der Pracht der ägyptischen Tempel spricht, fügt verachtungsvoll hinzu: „das innerste Heiligthum ist mit golddurchwebtem Zeug verhängt; zieht aber der Priester diese Umhüllung weg, so erblickt man eine Katze, eine Schlange oder ein Krokodil, welches sich auf Purpurdecken wälzt.“

Es kann keinem Zweifel unterliegen — die alten Schriftsteller sprechen, zum Theil als Augenzeugen, zu bestimmt und zu einstimmig davon[1]), — daß die praktische Seite der ägyptischen Religion, der Cult, vornehmlich Thierdienst war. Die heiligen Thiere in und bei den Tempeln zu füttern und zu pflegen, sie der Verehrung der Gläubigen zugänglich zu machen, sie, wenn sie starben, feierlich zu bestatten und die todten durch frische, an gewissen Zeichen erkennbare Exemplare zu ersetzen, war ein Hauptgeschäft der Geistlichen. In jedem Haupttempel eines Gottes wurde ein besonders heiliges Exemplar der ihm geweihten Thiergattung gehalten. Man fütterte sie mit Leckerbissen, badete und salbte sie, gab ihnen kostbare Betten, behängte sie mit Schmuck, verbrannte Weihrauch vor ihnen und balsamirte sie bei ihrem Tode. Die heiligen Thiere tödten, hieß ein Capitalverbrechen begehen, so daß noch zur Zeit der Ptolemäer, wo Aegypten bereits factisch unter Rom stand, ein Römer, welcher zu Alexandrien zufällig ein solches Thier, eine Katze getödtet hatte, dem Fanatismus des Volkes zum Opfer fiel, obgleich der König Alles anwandte, ihn zu retten.

2.

Die heiligen Thiere waren folgende: a) der Apis, ein schwarzer Stier, bei dem Osiristempel in Memphis[1]); b) der Mnephis, ebenfalls ein schwarzer

---

1) Herodot II, 65—77. Diodor I, 83—88. Strabo XVII, 299. Plutarch (de Iside) 43, 72. Ammianus Marcellinus XXII, 14.

1) Dieser Apis ist ein Kalb von einer Kuh, die nicht mehr in den Fall kommen kann, noch eine Leibesfrucht zu bekommen. Und die Aegyptier sagen, ein Stral vom Himmel komme auf die Kuh und davon gebäre sie den Apis. Er hat aber folgende

Stier, in Heliopolis; c) das Krokodil, im See Möris und in Arsinoe (Krokodilopolis[2]); d) der Bock, in Mendes[3]); e) das Schaf, in Theben; f) der

---

Abzeichen: schwarz im Ganzen, trägt er auf der Stirn ein weißes Viereck. Herodot III, 28. Dieser schwarze Stier mit einigen weißen Flecken an der Stirn und an gewissen Theilen des Leibes befindet sich in einem Gehege, vor welchem ein Hof mit einem andern Gehege für die Kuh, die ihn geworfen hat. Strabo XVII, 288. Diodor erwähnt der Volksmeinung, die Seele des Osiris sei in den Apis gefahren und gehe beim Tode eines solchen Stieres jedesmal in einen neuen über. Auch Plutarch (l. c. 43) äußert, der Apis sei ein beseeltes Bild des Osiris. Demzufolge fassen auch jetzt noch Viele den Apis als eine Incarnation des Osiris und erklären dessen Beinamen Serapis als Zusammenziehung aus Osir-api, d. i. Osiris der Stier (Meier, Dekal. 115), was aber unrichtig (vgl. o. Kap. 1, 12, Note 4). Diodor gibt übrigens an einer andern Stelle (I, 21) eine rationalistische Erklärung der Apisverehrung, indem er sagt, weil Osiris und Isis sich so große Verdienste um den Ackerbau erworben, seien Stier und Kuh zu ihrem Sinnbild gewählt worden. Auch ist daran zu erinnern, daß wohl auch in Aegypten, wie bei den arischen Völkern, Stier und Kuh als Sinnbilder der zeugenden und gebärenden Naturkraft heiliggehalten werden konnten. Noch erwähne ich, daß bei der persischen Invasion König Kambyses, welchem als Ormuzddiener der Fetischismus ein Greuel sein mußte, den Apis zu Memphis eigenhändig tödtete (Herodot III, 29).

2) Die um Theben und um den See Möris wohnenden Aegyptier halten die Krokodile sehr heilig. Auch unterhalten sie an beiden Orten ein Krokodil für Alle, das an die Hand gewöhnt ist. Diesem thun sie Gehänge von Gußstein (Glas) und Gold in die Ohren und Armbänder um die Vorderfüße und geben ihm Nahrung vom Mehl und Fleisch der Opfer und nach einer herrlichen Pflege im Leben balsamiren sie es beim Tode und setzen es in heiligen Grüften bei. Herodot II, 69. Unser Gastfreund, ein vornehmer Mann, nahm Kuchen, gebratenes Fleisch und einen mit Honig gemischten Trank und so gingen wir an den See (Möris). Das Krokodil lag am Ufer, die Priester traten zu ihm heran, öffneten ihm den Rachen und mein Gastfreund schob ihm erst den Kuchen, dann den Braten hinein, endlich verschluckte es den Trank. Hierauf lief das Thier ins Wasser und schwamm nach dem jenseitigen Ufer. Strabo XVII, 38.

3) In dem Bockcultus der Bewohner von Mendes lief der ägyptische Thiercult in eine bestialische Spitze aus. Herodot (II, 46) erzählt: Es halten die Mendesier die Ziegen überhaupt heilig; noch mehr als die weiblichen aber die männlichen. Und der Bock heißt auf Aegyptisch Mendes (Menth, Amun-Menth). Auch geschah in derselben Gegend, als ich dort war, diese monströse Sache: mit einem Weib vermischte sich ein Bock öffentlich. Solches kam vor die Augen der Menschen. — Nun ist freilich noch die Frage, ob dieser Greuel wirklich als Culthandlung, als Opferact angesehen werden soll. Fast mag es so sein, denn es scheint, Herodot wolle mit dem Ausdruck „monströse Sache" (τέρας) nur den Eindruck bezeichnen, welchen der Vorgang auf ihn, den Fremden, gemacht.

Skarabäus, in Memphis und Heliopolis; g) der Hundsaffe, in Hermopolis; h) der Hund, in Kynopolis; i) die Spitzmaus, in Buto; k) die Katze, in Bubastis; l) der Wolf, in Lykopolis; m) das Ichneumon, in Herakleopolis; n) der Löwe, in Leontopolis; o) das Nilpferd, in Papremis; p) der Ibis, im ganzen Lande; q) mehrere Schlangenarten; r) einige Fische[4]). Als ganz unrein und verworfen galt das Schwein. Kühe durften unter keinen Umständen geschlachtet und gegessen werden. Starben sie eines natürlichen Todes, mußten sie in den Nil geworfen werden. Ochsen, Lämmer und Ziegen durften geschlachtet und verzehrt werden, aber das Schlachten derselben mußte eine Opferhandlung sein. Wollte also ein Aegypter Fleisch essen, so mußte er sich der Beihülfe eines Priesters bedienen.

Die Frage nach der Entstehung des Thierdienstes in Aegypten hat schon die Alten lebhaft beschäftigt und sie zu verschiedenen Beantwortungen angeregt. Diodor, welchem Cicero beipflichtet, will die Verehrung der Thiere auf die nützlichen Eigenschaften derselben zurückführen: so vertilge der Ibis die Schlangen, das Ichneumon die Krokodileier. Auch Herodot ist geneigt, diesem Utilitätsgrund beizutreten, allein die Unhaltbarkeit desselben mußte ihm doch einleuchten, da ja auch offenbar schädliche Thiere verehrt wurden, und er gibt daher an einer andern Stelle zu verstehen, daß dem Thierdienst eine tiefere Idee zu Grunde liege[5]). Diodor sucht sich auch damit zu helfen, daß er meint, der ägyptische Klerus hätte dem Volk eingeredet, der Thiercult rechtfertige sich dadurch, daß die Götter in dem großen Götterkrieg, als sie einmal vor dem Apophi fliehen mußten, Thiergestalten annahmen und nachmals die Verehrung dieser Thiere empfahlen. Eine wo möglich noch gekünsteltere Erklärung bringt Plutarch bei. Ein kluger König von Aegypten soll, um den Hang des Volkes zu Neuerungen zu bannen, dasselbe systematisch in die Fesseln des Aberglaubens verstrickt haben. Zu diesem Zwecke habe er den Thiercult erfunden und eingeführt und zwar so, daß er in den verschiedenen Gegenden des Landes die Verehrung verschiedener Thiere anordnete. Weil nun diese sich unter einander anfeinden, jeder Ort aber

---

4) Besonders der Lepidotus, der Phagrus und Oxyrhynchos, welche das Schamglied des Osiris gefressen hatten, also wahrscheinlich dem Typhon geweiht waren. Uhlemann, a. a. O. 65.

5) Wollte ich jedoch sagen, weßwegen die heiligen Thiere geweiht sind, so würde mich das auf die göttlichen Dinge führen, die ich auszusagen mich sehr scheue. II, 65.

seine heiligen Thiere möglichst zu schützen suchte, so wurden die Bewohner in die Thierhändel hineingezogen und dadurch die dem König allfällig bedrohliche Einigkeit des Landes untergraben. Wieder eine andere Erklärung hat Lukianos versucht[6]), indem er den ägyptischen Thierdienst auf Astronomie zurückführt. Die Aegypter, sagt er, hätten das ganze Firmament und sämmtliche Fixsterne in zwölf Abtheilungen gebracht und jede derselben ward dem Wesen angewiesen, dessen Bild ihnen von den in jeder derselben enthaltenen Sternen hervorgebracht zu werden schien, als da sind Seegeschöpfe, Vögel, andere wilde und zahme Thiere. Derselbe Lukian und Diodor sagen auch aus, die Seele des Osiris wohne im Apis, die des Typhon im Krokodil, und hieraus hat man schon frühzeitig die Folgerung gezogen, der Thierdienst sei ein Ausfluß des Dogma von der Seelenwanderung. In neuerer Zeit endlich hat Creuzer[7]) die freilich ganz verschwommene Erklärung gegeben, das im Thiere sich kundgebende Leben, verbunden mit etwas Geheimnißvollem in seiner Natur, habe die Menschen veranlassen müssen, es mit einer Art von Ehrfurcht zu betrachten, von wo zur wirklichen Verehrung kein weiter Schritt gewesen.

Alle diese Erklärungen sind unzulänglich und leiden an offenkundigen Widersprüchen in sich selbst. Auf eine befriedigendere konnten zunächst zwei Angaben Herodot's führen[8]), aus welchen erhellt, daß der Thierdienst, wenigstens ursprünglich, nur ein sinnbildlicher war. An der einen Stelle sagt nämlich der Vater der Geschichte, daß, wenn auch die ägyptischen Maler und Bildhauer ihren Pan (Amun-Menth) als Bock gebildet hätten, die Aegypter darum doch keineswegs geglaubt hätten, der Gott sei ein Bock. An der andern Stelle, die Andächtigen hätten, wenn sie einem der heiligen Thiere ihre Gaben und Gelübde dargebracht, dabei an den Gott gedacht, welchem das Thier geweiht war. Auf der Basis dieser Andeutungen hat dann Röth mit Glück weitergebaut[9]). Er nahm die unserer Zeit gewährten Aufschlüsse über die Hieroglyphik zu Hülfe und gelangte zu dem Resultat, daß das hieroglyphische Zeichen des Götterbegriffes die Stelle eines Götterbildes vertritt und daß, weil die Hieroglyphen

---

6) In der Abhandlung „Von der Astrologie“, 6—7, vorausgesetzt, daß Lukian wirklich Verfasser derselben ist.

7) Symbolik I, 30.

8) II, 46 und 65.

9) a. a. O. I, Kap. 3.

zum Theil Thiergestalten sind, auch Thierbilder zur hieroglyphischen Bezeichnung von Götterbegriffen angewandt wurden. Demzufolge erscheint der Agathodämon (Amun = Kneph) in Gestalt einer Schlange, welche sich um die Weltkugel schlingt, weil ja der gute Urgeist vorgestellt wurde als das Weltganze ringsher umschließend. Aber auch als Widder wird Amun = Kneph gebildet und Neith, die beseelte Urmaterie, als Schaf, weil der Begriff Geist (Bai) hieroglyphisch durch das Bild dieses Thieres ausgedrückt wurde, allerdings unseren Begriffen von der Schafsnatur nicht sehr entsprechend. Der innenweltliche Schöpfer, Amun = Menth, erscheint als Bock, weil diesem Thier nach der Meinung der Aegypter die größte Zeugungskraft innewohnte; Phtah, der Weltbildner, als Skarabäus, ebenfalls ein Sinnbild der Zeugung; Sevech = Seb (Seth = Typhon) als Krokodil, welches das zerstörendste und gefürchtetste Raubthier Aegyptens war; Anubis, der Himmelswächter, als Hund oder Schakal; der Mondgott Chonsu als Sperber mit der Mondsichel; der Sonnengott Ra als Löwe, welcher dann auch häufig die menschlich = jungfräuliche Gesichtsbildung des Sonnengottes mit dem eigenthümlichen Kopfschmuck erhält und so die bekannte Sphinx = Gestalt bildet. In diesen hieroglyphischen Bildungen treten vielfache Wandlungen und Nüancen ein und sehr oft werden Menschen= und Thierformen zusammengewürfelt. So erscheinen z. B. Amun = Kneph in widderköpfiger, Sevech in krokodilköpfiger, Thoth in ibisköpfiger, Osiris in stierköpfiger, Isis in kuhköpfiger, Horus in sperberköpfiger Menschengestalt.

Hieraus nun würde sich ergeben, daß aus den hieroglyphisch=thiergestaltigen Darstellungen der Götter der Thierdienst hervorgegangen sei. Der Umstand, daß dasjenige Thier, welches der gewöhnliche hieroglyphische Ausdruck dieses oder jenes Gottes war, in oder bei dem Tempel desselben gepflegt wurde, kann an sich durchaus noch nicht als eine Verirrung in den Fetischismus angesehen werden. Denn wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß das einem bestimmten Gott aus dem angeführten Grunde geweihte Thier in den Augen der Verständigen und Gebildeten etwas Anderes gewesen sei als eben ein Symbol des Gottes. Anders freilich hat sich die Sache offenbar in der Vorstellung der Menge gestaltet. Diese wendet sich immer gern von dem speculativen Inhalt einer Erscheinung der handgreiflichen Form zu und so hat der spätere rohere Afterglaube der Masse des ägyptischen Volkes in den heiligen Tempelthieren ohne Zweifel verkörperte Götter gesehen und

als solche verehrt. Insofern kann unbedenklich zugestanden werden, daß die ägyptische Religion im Verlauf der Zeit zum Fetischismus herabgesunken sei.

3.

Wir haben oben[1]) eine Aeußerung von Herodot mitgetheilt, welche einen bedeutsamen Wink über das ägyptische Priesterwesen gibt, auf dessen Stellung zum Staat wir weiter unten zu sprechen kommen werden. Hier soll zunächst nur von der Geistlichkeit als der Vermittlerin zwischen dem Volk und seinen Göttern die Rede sein. In der angezogenen Aeußerung Herodot's aber, welcher, wie Pythagoras und andere wissensdurstige Griechen, in die Priesterweisheit des Nillandes eingeweiht war, liegt die, auch von anderer Seite bestätigte, Andeutung, daß das theologische Wissen Aegyptens, welches jedoch nicht nur die göttlichen Dinge umfaßte, als ein zunftmäßiges geheim gehalten und nur den Eingeweihten zugänglich gemacht wurde. Die Einweihung scheint eine stufenweise gewesen zu sein, wie denn auch der Priesterstand in verschiedene Stufen und Grade zerfiel. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß gerade das Geheimniß, womit die Hierarchie sich umgab, den ungeheuern Respekt des Volkes vor ihr beträchtlich erhöhte. Zu allen Zeiten hat das Geheimnißvolle oder auch nur das geheimnißvoll Aufgeputzte der Menge unmäßig imponirt. Nur recht viele Vorhöfe und Vorhänge vor das Heiligthum! Und wenn auch hinter dem letzten Vorhang im Allerheiligsten entweder gar Nichts oder eine bloße Strohfigur oder aber der trivialste aller Gemeinplätze verborgen wäre. Nur die Dräthe, welche das heilige Puppenspiel regieren, recht sorgfältig hinter dichte Weihrauchwolken versteckt! „Ein Puppenspieler berge gut die Hände!“ Die Hierarchie hat weiter zu allen Zeiten den Vortheil einer straffen Disciplin sehr wohl verstanden und auch hierin, wie in so vielem Andern, konnte ihr der ägyptische Klerus zum Vorbild dienen. Die berühmten Priestercollegien an den Haupttempeln von Memphis, Heliopolis und Theben übten einen bestimmenden Einfluß auf die Klerisei des Landes. Die Rechte, die Pflichten, die Verrichtungen derselben waren festgefugt und streng geregelt[2]). Das Priesteramt war nicht allein

---

1) Kap. 2, 2, Note 5.

2) Die Priester scheeren sich am ganzen Leib alle drei Tage, damit sie keine Laus noch sonst etwas Unreines an sich haben beim Dienst der Götter. Die Kleidung, welche

als solches, sondern auch in seinen einzelnen Graden erblich. In unmittelbarer Nähe der Göttersitze befanden sich die Wohnungen der Priester, deren Leben man sich als ein klösterlich gemeinsames zu denken hat, mit Ausschluß freilich des Cölibats. Doch durften die Priester, laut Diodor's Angabe (I, 80), im Gegensatz zur ägyptischen Vielweiberei nur eine Frau haben.

Bei einem Volke, dessen ganzes Leben ein hieratisch geregeltes war, mußten natürlich die Culthandlungen einen breiten Raum einnehmen. Gebete, Opfer, Orakelspendung, Processionen und Feste waren die einzelnen Acte des Gottesdienstes. Die Betenden standen entweder mit erhobenen Händen oder lagen, die rechte Hand auf das Herz gelegt und die Linke erhoben, auf den Knieen [3]). Was die Opfer angeht, so unterliegt es keinem Zweifel, daß in älterer Zeit Menschenopfer fielen. In den Königsgräbern von Theben aufgefundene Wandgemälde, sowie Nachrichten bei Plutarch und Diodor, bezeugen es [4]). Später griff der humanere Brauch Platz, den Göttern Oel, Wein, Milch, Honig, Blumen, Früchte und Thiere darzubringen. Die Opferthiere, unter welchen Stiere besonders angesehen waren, wurden am Altar geschlachtet und verbrannt [5]). Dem Sinne nach, in welchem die

---

die Priester tragen, ist nur von Linnen, die Schuhe sind nur von Byblus und eine andere Kleidung ist ihnen nicht erlaubt. Dieselben baden sich zweimal jeglichen Tag kalt und zweimal jegliche Nacht. Und sonst vollziehen sie noch Pflichtleistungen in Unzahl, daß ich so sage. Doch haben sie auch nicht wenige Vortheile. Von ihrem Eigenthum nämlich verbrauchen sie Nichts; sondern haben sowohl ihr heiliges Gebäck als Rindfleisch und Gänsefleisch für jeden in großer Menge, jeden Tag, und wird ihnen auch Wein (Gerstenwein?) gereicht. Aber Fische zu genießen ist ihnen nicht erlaubt; Bohnen ertragen sie nicht einmal dem Anblick nach. Herodot II, 37.

3) Lepsius, Todtenbuch, Taf. 4. Ein Gebet an den Sonnengott lautet so: „Anbetung dem Gotte Ra, Kind des Himmels, der sich jeden Tag durch sich selbst neu gebiert. Ruhm dir, der du leuchtest in den Wassern des Himmels, um das Leben zu geben. Er hat Alles erschaffen, was in den Abgründen des Himmels ist. Er ist es, welcher macht, dessen Stralen den Reinen das Leben bringen. Ruhm dir; wenn du die obere Gegend durchwandelst, zittern die Götter, welche sich dir nahen, vor Freude." Zeitschr. d. d. morgenl. Gesellsch. IV, 375.

4) Plutarch (de Isid.) 73. Diodor I, 88.

5) Die Opferung ist also bei ihnen eingeführt. Haben sie das ausgewählte Thier zu dem Altar geführt, wo es geopfert werden soll, so zünden sie ein Feuer an. Alsdann sprengen sie Wein darauf und über das Opferthier hin, rufen den Gott (dem das Opfer galt) an und schlachten es. Nach der Schlachtung aber hauen sie ihm den Kopf ab. Nachdem sie vom Rumpf des Thieres die Haut abgezogen, verrichten sie ein

Opfer gebracht wurden, gab es drei Hauptarten: Bußopfer für begangene Sünden, Dankopfer für empfangene Wohlthaten und endlich Todtenopfer, deren Bedeutung in den Seelenmessen der katholischen Kirche fortlebt. Orakel spendeten die Priester im Namen der Götter und war als Hauptsitz der Orakelgebung die Stadt Buto berühmt[6]); doch hatte im Ausland das Orakel des Amun (Jupiter Ammon) in einer Oase der libyschen Wüste noch größeren Ruf. Die Orakelei mußte natürlich die Wahrsagekunst bis zum Raffinement ausbilden. Sie war einer eigenen Klasse von Priestern, den Propheten, zugewiesen, welche dabei astronomische Berechnungen und astrologische Deutungen anwandten[7]), außerdem aber, wie sich von selbst versteht, als Orakelkünder je nach Bedürfniß die halbe oder die ganze Maschinerie klerikaler Listen und Täuschungen in Bewegung setzten.

An den zahlreichen Festen ließ sich die exoterische Seite der ägyptischen Religion glanzvoll sehen. Sie galten je einem bestimmten Gott, wurden beim Haupttempel desselben gefeiert und hatten daher einen localen Charakter, obwohl sich das Volk von nah und fern dazu versammelte. Außerdem wurden aber im ganzen Lande gefeiert der siebente Wochentag, die Neumondstage, die Vollbringung der Ernte, das Steigen der Nilflut. Große Feste waren insbesondere das der Pascht zu Bubastis, das Osirisfest, bei welchem in der Procession der Phallus eine große Rolle spielte[8]), das Fest der Isis zu Busiris, das der Neith zu Sais, das des Sonnengottes zu Heliopolis. Einige dieser Feste waren mit Kasteiungen verbunden, wie das Isisfest[9]), bei den

Gebet, nehmen den Wanst heraus und die Eingeweide sammt dem Fett lassen sie im Leibe. Dann schneiden sie die Schenkel ab und oben die Hüfte und die Schultern mit dem Hals. Haben sie das gethan, so füllen sie den übrigen Leib des Stieres mit reinen Broten an, mit Honig, Rosinen, Feigen, Weihrauch und Myrrhen. Haben sie ihn damit angefüllt, so verbrennen sie ihn mit Zugießen von Oel. Und wenn sie gefastet haben, dann opfern sie. Unter dem Brennen des Opfers schlagen sich Alle, und wenn sie sich geschlagen haben, tragen sie von den Ueberresten des Opfers ein Mahl auf. Herodot II, 40.

6) Herodot II, 59. Strabo XVII, 46.

7) Diodor I, 53 und 81.

8) *Ἀντὶ δὲ φαλλῶν ἄλλα σφί ἐστι ἐξευρημένα ὅσον τε πηχυαῖα ἀγάλματα νευρόσπαστα, τὰ περιφορέουσι κατὰ κώμας γυναῖκες, νεῦον τὸ αἰδοῖον, οὐ πολλῷ τέῳ ἔλασσον ἐὸν τοῦ ἄλλου σώματος.* Herodot II, 48.

9) Bei Erwähnung dieser Selbstgeißelung thut der alte Herodot (II, 61) wieder geheimnißvoll, indem er hinzufügt: Wem zu Ehren sie sich schlagen, ist mir zu sagen nicht erlaubt.

meisten aber entschlug sich der Aegypter seiner gewöhnlich ernsten, ja düsteren Stimmung und erging sich das Volk in einer Fröhlichkeit, welche sich nicht selten zu zügellosen Saturnalien steigerte. Eigenthümlichstes weiß Herodot von den Festen der Pascht und Neith zu berichten [10]). Bei jedem Fest fand eine Procession statt. Vorauf wurde in einem kleinen Kapellchen, in einem Tabernakel, das Bild des Gottes getragen, dem die Festfeier galt, wie noch jetzt bei den katholischen Processionen die Bilder der Madonna und anderer Heiligen. Dann kam, nach ihren verschiedenen Klassen geordnet, die Priesterschaft und endlich schloß sich das ganze versammelte Volk dem Umzug an. War dieser beendigt, so wurde das Götterbild in den Tempel zurückgebracht und mit Blumen und Federn geschmückt. Hierauf begannen die Gebete und Opfer und endlich beschlossen Schmaus und Tanz die Feier.

4.

Nachdem wir Dogma und Cult abgehandelt, ist es an dem, von den socialen Einrichtungen und von den wissenschaftlichen und künstlerischen Her-

---

10) Wenn sie nun nach Bubastis fahren, machen sie es, wie folgt. Es schiffen Männer und Weiber zusammen und es ist eine große Menge von beiden auf jeglichem Floß. Da haben die einen Weiber Klappern in den Händen und klappern, andere flöten die ganze Fahrt hindurch; die übrigen Weiber und Männer singen und klatschen in die Hände. So oft sie aber auf der Wasserfahrt wieder an eine Stadt kommen, stoßen sie das Floß an's Land und thun Folgendes. Die einen Weiber klappern und flöten, die andern hohnnecken mit Geschrei die Weiber in derselben Stadt, wieder andere tanzen und noch andere stehen auf und entblößen sich. Und wenn sie in Bubastis anlangen, feiern sie das Fest mit großen Opferungen und es geht mehr Wein bei diesem Fest auf als im ganzen übrigen Jahr zusammen. Dabei kommen dann, was Mann und Weib ist, außer den Kindern, an die siebenmal Hunderttausend zusammen, wie die Eingeborenen sagen. II, 60. So oft sie aber in Sais sich zu den Opferfesten zusammenfinden, brennen Alle in einer Nacht viele Lampen unter freiem Himmel rings um die Häuser her. Und diese Lampen sind Schalen voll Salz und Oel, worauf sich oben der Lampendocht befindet. Der brennt denn die ganze Nacht, und so ist auch der eigentliche Name des Festes Lampenerleuchtung oder Lampenfest. Selbst diejenigen Aegypter, die gerade nicht zu dieser Festversammlung kommen können, beobachten die Nacht der Opferung und lassen alle auch ihre Lampen leuchten, so daß nicht nur in Sais allein, sondern durch ganz Aegypten Erleuchtung ist. II, 62. Herodot leitet diese Illumination von einer „heiligen Sage" (ἱερὸς λόγος) her, welche er aber nicht mittheilt.

vorbringungen Aegyptens noch in Kürze zu reden, denn dieses Alles stand hier mit dem religiösen Glauben im innigsten Zusammenhang, und wenn, wie nicht zu bezweifeln ist, das ganze Sein und Denken der Völker überall mehr oder weniger aus der religiösen Idee herausgewachsen, so findet das auf das alte Volk am Nil in erhöhtem Maße Anwendung.

Aegypten war eine Theokratie oder, wenn man will, eine Hierarchie, mit monarchischer Spitze. Zufolge einer priesterlichen Sage war das Königthum zuerst durch Wahl aus der Kriegerkaste hervorgegangen, was wahrscheinlich ist, denn überall war ja „der erste König ein glücklicher Soldat.“ Als eine erbliche treffen wir die Monarchie schon da, wo Aegypten überhaupt der geschichtlichen Kenntniß zugänglich wird. Der König führte den Titel „Sohn des Ra“ oder hieß auch geradezu „Gott“; bei den Israeliten war das Wort „Pharao“ als ägyptischer Königstitel gäng und gebe und ist dann von ihnen in die Weltgeschichte übergegangen [1]). Dem Königthum des Nillandes wohnte die ganze Machtvollkommenheit des orientalischen Despotismus inne und wir wissen aus Diodor [2]), daß „die Aegypter ihre Könige ehrten und vor ihnen niederfielen, als wären sie wirkliche Götter.“ Allein stärker wohl, als irgend ein moderner König durch eine „papierene“ Constitution, waren die Beherrscher des schwarzen Landes durch eine Etikette eingeschränkt, welche die Priester ersonnen hatten und über deren Befolgung sie mit eifersüchtigem Auge wachten. Man hat freilich neuestens bezweifeln wollen [3]), daß die Pharaonen monarchische Puppen in den Händen der Priester gewesen seien, und es unterliegt keiner Frage, daß Könige von eminentem Geist und Charakter das priesterliche Gängelband zeitweise zerrissen; allein im Allgemeinen darf und muß den auf uns gekommenen Nachrichten zufolge angenommen werden, daß jenes Gängelband für die Pharaonen eine diamantene Fessel war. Jeder neue König mußte sich der förmlichen Aufnahme in die Priesterkaste unterziehen [4]) und diese Einweihung erst machte ihn wirklich zum König. Darin lag doch wohl die Anerkennung einer Art Oberlehnsherrlichkeit der Kirche über das Königthum, wie sie später die Päpste auch

---

1) Josephos (Antiquit. VIII, 6) leitet das Wort Pharao von dem koptischen erro oder uro, d. i. König, ab. Mit dem Artikel lautet es p-uro. Vgl. Bunsen II, 14.

2) I, 90.

3) Duncker, a. a. O. I, 89 fg.

4) Plutarch, de Isid. 9.

geltend zu machen suchten und wußten. Sodann beachte man, was **Diodor**[5] über die Einrichtung der Hofhaltung und die Regelung der ganzen Lebensweise der Pharaonen berichtet. Die tägliche und sogar die nächtliche Zeit des Königs war auf's Strengste eingetheilt. Wenn er des Morgens aufgestanden, mußte er zunächst die aus allen Theilen des Reiches eingegangenen Briefe lesen, um den Stand der öffentlichen Angelegenheiten überblicken zu können. Dann mußte er den Königsschmuck anlegen und den Göttern ein feierliches Gebet und ein öffentliches Opfer darbringen, um hierauf, würdig vorbereitet, an die Erledigung von Staatsgeschäften zu gehen. Die Spaziergänge, das Bad, der Küchenzettel, das Weinmaß des Königs, Alles bestimmte die priesterliche Etikette genau: und sie blieb dabei noch nicht stehen, denn sie schrieb dem Pharao auch Zeit und Zahl der Umarmungen seiner Gemahlinnen vor. Und daß der König die Etikette nicht breche, dafür gab es ein sehr einfaches Mittel: die Priester setzten die Umgebung des Monarchen durchaus nur aus Priestersöhnen zusammen, welche zugleich die Diener und Beaufsichtiger des Königs waren, dem es nicht erlaubt war, sich andere Diener zu halten. Durch blendende Prachtumgebung, durch den Pomp eines abgöttischen Ceremoniels suchten die Priester den Fürsten seine Sklaverei vergessen zu machen. Sie sorgten auch dafür, daß seine reichen Einkünfte — er bezog den dritten Theil aller Landesprodukte — ihm gestatteten, unschädlichen Neigungen zu leben, vor allem der Baulust, welche aber hinwieder dem klerikalen Interesse fröhnen mußte, indem die riesigen Bauten der Pharaonen vorzugsweise im Dienst der Religion unternommen wurden. Was Wunder, daß die kräftigeren „Söhne des Ra", entgegen dem starr stabilen Charakter ihrer Nation, in der Rolle von Eroberern sich gefielen? Wenn irgendwo, konnten sie an der Spitze ihrer Kriegsheere der priesterlichen Bevormundung sich entledigen.

5.

Die Priesterkaste, welche dadurch, daß sie das ganze geistige Leben des Landes für sich monopolisirte, auch das materielle beherrschte, hatte drei obere Rangklassen: Propheten (Oberpriester), deren je einer an der Spitze eines Priesterkollegiums stand, Hierostolisten, welche den Opfergebräuchen vorstan-

---

5) I, 90.

den und überhaupt das Ceremoniel des Gottesdienstes handhabten, und endlich heilige Schreiber, welche zunächst mit Uebung der Hieroglyphik betraut waren, wahrscheinlich aber überhaupt die Stelle der eigentlichen Gelehrten und Lehrer einnahmen [1]). Neben diesen höheren gab es noch zwei oder drei untergeordnete Klassen von Priestern, von denen die eine neben bestimmten Culthandlungen auch die praktische Medicin übte, während den andern die Verrichtungen des niederen Tempeldienstes zugewiesen waren. Die Lebensweise der Priester ist schon oben berührt worden. Da sie allen Staatsämtern vorstanden, da die Gesetzgebung, die Finanzverwaltung, der Cult, der Volksunterricht, alle Kunst und Wissenschaft in ihren Händen waren, so braucht über das Vorragende der Priesterkaste weiter nichts gesagt zu werden. Natürlich war auch ihre ökonomische Lage vortrefflich. Der Priesterschaft gehörte der dritte Theil des Grundes und Bodens von Aegypten und sie war von allen Abgaben befreit [2]).

Der Lehrstand also machte die erste Kaste aus. Die zweite bildete der Wehrstand, die Kriegerkaste, welche zur Zeit, wo Herodot Aegypten besuchte (im fünften Jahrhundert v. Chr.), 410,000 Mann in's Feld stellen konnte [3]). Die Krieger durften nur ein Gewerbe ausüben, das Kriegsgewerbe, welches vom Vater auf den Sohn forterbte. Die jungen Leute der Kaste wurden von frühan in den Waffen geübt. Die ägyptischen Soldaten führten als Schutzwaffen Panzer, Schild und Helm, als Angriffswaffen Speer und Bogen, die Schleuder, die Keule, die Streitaxt, die Geißel, Schwert und Dolch. Außer Fußvolk und Reiterei gab es auch Wagenkämpfer, denn der Streitwagen spielte in der pharaonischen Taktik eine bedeutende Rolle. Die Organisation des Heeres war ziemlich ausgebildet, die Kriegsgesetze waren streng. Der Sold der Kriegerkaste bestand in Grundbesitz: ein Drittel aller liegenden Güter befand sich in den Händen der Krieger.

Der Nährstand formirte die dritte große Kaste, welche wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfiel. Es gehörten dazu die Techniker und Handwerker aller Art, die Kaufleute, die Nilschiffer, die Ackerbauer und die Hirten. Sämmtliche Beschäftigungen dieser Stände erbten vom Vater auf den Sohn

---

1) Clemens Alexandr. Stromata, I, 131.

2) Diodor I, 73.

3) Herodot II, 165—66. Das Heer des Eroberers Sesostris bestand aus 600,000 Fußgängern, 24,000 Reitern und 27,000 Streitwagen. Diodor I, 54.

fort. Vom Grundbesitz war der Nährstand vollständig ausgeschlossen, den das erste Drittel des Bodens gehörte ja dem König, das zweite der Priesterschaft, das dritte der Kriegerkaste. Der altägyptische Bauer war also, wie der neuägyptische Fellah, ein bloßer Pächter. Dessenungeachtet war in dem fruchtbaren Nilthal die Landwirthschaft sehr blühend, wie sich denn überhaupt ein emsigeres Volk als die alten Aegypter kaum denken läßt. Außerhalb der Kastenverbindung standen die Sklaven, deren Reihen durch Kriegsgefangene oder auch durch Negerkauf vollständig erhalten wurden. Sie befanden sich theils im Besitz des Staates, theils in dem von Privatleuten.

Im Uebrigen ist uns in Beziehung auf das ägyptische Kastenwesen noch Vieles unklar und darf nur die Eintheilung des ganzen Volkes in Lehr-, Wehr- und Nährstand als feststehend angesehen worden. Fast scheint es, daß die Scheidung der einzelnen Kasten in Aegypten keine so schroffe war wie in Indien. Es ginge dies, wenn anders man aus Herodot's Angabe, daß einzig und allein die Sauhirten unter einander geheiratet, weil kein anderer Aegypter ihnen seine Tochter zur Ehe gegeben, den sich von selbst bietenden Schluß ziehen darf, — insbesondere aus dem Umstande hervor, daß Wechselheiraten zwischen den verschiedenen Kasten gewöhnlich oder wenigstens erlaubt waren.

6.

Behufs der Verwaltung wurde das ganze Land früher in 27, später in 36 Bezirke eingetheilt, über deren jeden ein vom König bestellter Statthalter gesetzt war. Den obersten Gerichtshof bildeten 30 Priester, aus den Collegien von Memphis, Theben und Heliopolis gewählt. Das Gerichtsverfahren war ein sehr umständlich schriftliches, wie denn überhaupt in allem Handel und Wandel durch Aufsetzung von Verträgen und anderen Documenten von der Schreibekunst ein sehr schreibseliger Gebrauch gemacht wurde. In der Criminaljustiz, die sich sonst echt orientalisch in Verhängung von Abschneidung der Nase und der Zunge oder von Entmannung gefiel, fällt auch Löbliches auf. So wurden schwangere Verbrecherinnen erst nach der Entbindung hingerichtet, wurde der Kindermord sehr strenge und der Mörder eines Sklaven nicht minder als der eines Freien mit dem Tode bestraft[1]).

---

1) Der ertappte Dieb wurde hingerichtet, aber laut Diodor gab es in Aegypten eine Art privilegirter Diebszunft mit einem eigenen Vorsteher. Diesem mußte jeder Dieb

In der Civilgesetzgebung waren die Vorschriften über Schulden- und Zinswesen human gefaßt. Das Familienleben krankte freilich an der Vielweiberei, doch scheinen die ägyptischen Frauen sich ziemlich frei bewegt, ja sogar ihre Männer tüchtig unter dem Pantoffel gehalten zu haben[2]). Die auf den geschlechtlichen Umgang bezüglichen Gesetze waren streng. Nothzüchtiger wurden entmannt, Ehebrecher mit tausend Ruthenstreichen, Ehebrecherinnen mit dem Verlust der Nase bestraft. Die eigenthümliche Bestimmung, daß die Aegypter ihre Schwestern heiraten durften und unter Umständen sogar heiraten mußten, scheint seinen religiösen Grund in dem Vorbild der Heirat des Osiris und seiner Schwester Isis gehabt zu haben.

Die Aegypter überboten, wie Herodot sagt (II, 37), alle übrigen Völker an Gottesfurcht. Religiöse Ceremonien empfingen den Aegypter bei seinem Eintritt ins Leben und verließen ihn erst an der Schwelle der Todtenkammer. Sein ganzes Dasein verlief nach ritualischen Vorschriften. Dem Kinde wurden die Haare geschoren, es wurde der Beschneidung unterworfen und mußte, als Eigenthum der localen Gottheit, von dieser losgekauft werden, ein symbolischer Act, welcher an die urzeitlichen Menschenopfer erinnerte und auch bei den Israeliten vorkam. Reinhaltung des Leibes und der Seele wurde stets im Auge behalten. Daher die vielen Waschungen, das allmonatliche Purgiren, die ängstliche Vorsicht in der Berührung mit Fremden, die Enthaltsamkeit von für unrein geltenden Speisen und Getränken. Der Sorgfalt, womit der ägyptische Glaube auch noch über die Erhaltung der Todten wachte, ist schon früheren Ortes erwähnt worden. Je nach den Mitteln der Familie wurde für eine mehr oder weniger kostbare Balsamirung der Leichname gesorgt[3]). Ebenso richtete sich die Einsargung und Eingruftung des Todten nach seinem Rang und Vermögen[4]). Die Bestattung der Könige und der Vor-

---

seine Beute übergeben. Der Bestohlene meldete sich bei dem Diebshauptmann und erhielt von diesem gegen Erlegung des vierten Theils vom Werth des Gestohlenen sein Eigenthum wieder.

2) Herodot II, 35. Diodor I, 27.

3) Herodot gibt eine ausführliche Beschreibung der drei Arten des Einbalsamirens, II, 86 — 88.

4) Dem Todten wurde ein Verzeichniß seiner Besitzthümer, seiner Lieblingsgeräthe und endlich eine Papyrusrolle (Todtenbuch) in den Sarg gelegt, welche das Bestattungsritual, eine Schilderung der Schicksale der Seelen im Amenthes und die Gebete enthielt, welche er an die unterweltlichen Götter zu richten hatte.

nehmen war eine höchst pompöse Ceremonie. War der prunkvolle Zug b der Gruft angekommen, so wurde den unterirdischen Göttern ein Stier geopfer Weihrauch verbrannt und ein Gebet für den Verstorbenen an den Sonne gott gerichtet[5]). Tausende und wieder Tausende von Mumien, welche m Haut und Haar sich bis auf den heutigen Tag in den mit bestaunenswerthe Fleiß in den Felslagern Aegyptens ausgehöhlten Todtenkammern sich erha ten haben, bezeugen die tiefe Ehrfurcht der Bewohner von Chemi vor T und Grab. Aber daß über die Todten, bevor sie in ihren Grüften beigese wurden, ein Todtengericht gesessen, welches die Ehre des Begräbnisses na Umständen gewährte oder verweigerte, also die Befugnisse des jenseitig Todtengerichts gleichsam schon im Diesseits vorwegnahm, das beruht wo nur entweder auf einem Mißverständniß oder aber auf Neuigkeitskrämerei vo Seiten Diodor's, welcher darüber ausführlich berichtet[6]), ohne daß seine die fälligen Angaben anderwärtsher Bestätigung fänden.

7.

Der in Aegyptens Denkweise und Geschichte vorherrschende Trieb, da Vergängliche festzuhalten und von allem Geschehenden ein sichtbares Bil und Zeichen auf die Nachwelt zu bringen, hat die Aegypter einestheils ver

---

5) Sonnengott und ihr übrigen Götter, die ihr den Menschen das Leben gebt nehmt mich auf und laßt mich theilhaben an dem ewigen Leben der unsichtbaren Götter! Denn ich habe die Götter, welche mich meine Eltern kennen gelehrt, verehrt, so lange ich lebte. Ich habe Diejenigen, welche meinen Leib erzeugt haben, immer geehrt. Ich habe keinen andern Menschen getödtet, noch die Menschen eines Gutes beraubt, noch überhaupt sonst ein unverzeihliches Verbrechen verübt. Uhlemann S. 117, nach Porphyrius, de abstinentia IV, 10. Hält man mit diesem Gebet jenes zusammen, welches im Grabe des Königs Ramses V. gefunden wurde, so bekommt man eine ziemlich vollständige Uebersicht des ägyptischen Sittengesetzes. Die Inschrift läßt nämlich den König sagen: Ich habe keine Bosheit begangen, habe nicht gestohlen, habe Niemand absichtlich getödtet, habe fleißig gebetet, habe nicht der Heuchelei gefröhnt, habe das Eigenthum der Götter nicht bestohlen, noch Hand an die Speisopfer gelegt, habe nicht verleumdet, bin weder ein Trunkenbold noch ein Ehebrecher gewesen, habe mich nicht mit Unreinem befleckt, habe nicht mein Haupt geschüttelt, wenn ich Worte der Wahrheit vernahm, habe keine überflüssig langen Reden gehalten, habe meinen Vater und die Götter nicht geschmäht, habe die Götter nicht in meinem Herzen verachtet und die Byssosbinden der Todten nicht abgerissen. Vgl. Champollion, a. a. O. 242.

6) I, 62, 72.

mocht, die Denkwürdigkeiten ihres weltgeschichtlichen Daseins in der gigantischen Lapidarschrift ihrer Pyramiden, Obelisken, Sphinxe, Tempel, Paläste und Grabkammern zu schreiben, anderntheils sie zur Erfindung ihrer Hieroglyphik, ihrer heiligen Bilderschrift geführt. Die Erfinder derselben sind ohne Zweifel die Priester; schon der Umstand, daß die Erfindung dem Gott Thoth zugeschrieben wurde, verräth ihren klerikalen Ursprung. Die ägyptische Bilderschrift war in ihren Anfängen Nichts als die rohe bildliche Darstellung eines Ereignisses [1]). Sie blieb jedoch hierbei nicht stehen, sondern schritt vom Bild zum Sinnbild und von diesem zum Lautbild fort. Auf der Höhe ihrer Ausbildung hatte die Hieroglyphenschrift a) sachliche, b) symbolische, c) phonetische Bilder (Dingbilder, Deutbilder, Lautbilder), dann noch d) Mischbilder, welche aus der Verbindung von Begriffsbildern mit ihren phonetischen Ergänzungen entstanden sind, und endlich e) Zahlzeichen [2]). Diese Hieroglyphik erfuhr dann in der sogenannten hieratischen Schrift, deren sich die Priester als eigentlicher Bücherschrift bedienten, beträchtliche Abkürzungen und hinwiederum kürzte sich die hieratische Schrift noch mehr in der sogenannten demotischen, welches die epistolarische und geschäftliche Schrift war [3]). Geschrieben wurde auf Stein, Holz, Papyrus und Leinwand, je nach dem Material mit dem Meißel oder mit dem Pinsel oder mit einem zum Schreibrohr zugespitzten Papyruszweig. Die Aegypter hatten stattliche Bibliotheken und zwar schon weit früher, als unter den Ptolemäern die berühmte Alexandrinische Bücherei existirte, welche alle Literaturschätze der alten Welt in sich vereinigte und leider christlichem und mohammedanischem Fanatismus zum Opfer fiel [4]). Von der geschriebenen Literatur der Aegypter ist uns im Original, mit Ausnahme des mehrfach angezogenen Todtenbuches, nur Weniges geblieben, von der gemeißelten und gemalten dagegen haben Obelisken, Säulen, Särge und Grabkammern Vieles überliefert.

Sie war ganz und gar theologisch, diese Literatur, insofern die Theologie bei den Aegyptern alle übrigen Wissenschaften umfaßte. Die 42 Bücher

---

1) Auf dieser Stufe haben wir die Bilderschrift auch bei den Azteken gefunden (s. Buch 1, S. 72).

2) Bunsen, I, 403 — 422.

3) Uhlemann, S. 174 — 181.

4) Eine große Bibliothek war mit dem Tempel des Phtah in Memphis verbunden. Einer andern Bücherei, welche sich in der Gruft des Osimandyas zu Theben befand und die Aufschrift „Arznei der Seele“ führte, erwähnt Diodor I, 49.

des Hermes [5]) bildeten eine Art nationaler Encyklopädie, sie waren der classische Kanon des ägyptischen Glaubens und Wissens, nach der speculativen wie nach der praktischen Seite hin. Was jene angeht, so ist sie oben im ersten Kapitel des Näheren betrachtet worden; auf die letztere werfen wir jetzt hier einen Blick.

Diodor und Herodot berichten von der Vermessung der ägyptischen Felder und Studium und Uebung der Geometrie mußte schon durch die Natur des Landes gefordert und gefördert werden. Galt es doch alljährlich, nach der Ueberschwemmungszeit die Marken der Besitzungen wieder aufzufinden oder neu zu bestimmen. Was die Messung und Eintheilung des Himmels, die Astronomie angeht, so ist es freilich zweifelhaft, ob die Bestimmung der bekannten zwölf Zeichen des Thierkreises von den Aegyptern ausgegangen; aber daß diese schon in ältester Zeit astronomische Beobachtungen und Berechnungen angestellt, daß sie schon sehr frühe sieben Planeten gekannt und genannt, ist sicher. Auf ihre astronomischen Kenntnisse basirte sich einerseits die Astrologie, welche in den Beschäftigungen der Priester einen sehr breiten Raum einnahm, andererseits die Zeiteintheilung [6]). Die Kenntnisse der Geistlichkeit in der Naturlehre kamen einerseits den technischen Fertigkeiten, andererseits der Arzneikunde zu gute. Die letztere, deren Ausübung, wie schon erwähnt worden, einer eigenen Klasse von Priestern zugewiesen war, stand in hohem Ansehen, weil ja innere und äußere Reinigkeit des Körpers, d. i. Gesundheit, eine der wichtigsten religiösen Forderungen war. Das Alterthum hegte vor dem ärztlichen Wissen der Aegypter den tiefsten Respect. Homer schon preist es [7]) und Herodot sagt, das Land sei voll von Aerzten [8]). Er weiß auch von ärztlicher Arbeitstheilung zu erzählen, indem er hinzufügt, jeder ägyptische Arzt behandle nur *eine* Krankheit; die einen Aerzte seien für die Augen da, die anderen für den Kopf, andere für die Zähne, andere

---

5) S. o. Kap. 1, 1 und 3.

6) Das ägyptische Jahr war naturgemäß in drei Jahreszeiten eingetheilt: 1) Herbst (mit den Monaten Thoth, Paophi, Athyr, Chonak), 2) Winter (m. d. M. Tybi, Mechir, Phamenoth, Pharmuthi), 3) Sommer (m. d. M. Pachon, Payni, Epiphi, Mesori). Die zwölf Monate machten 360 Tage aus, zu welchen noch 5 Schalttage kamen. Vgl. Uhlemann, S. 223 fg.

7) Arzt ist Jeglicher dort, an Erfahrung kundig vor allem Menschengeschlecht. Odyssee IV, 231.

8) II, 84.

für die Krankheiten des Unterleibes, andere für die unsichtbaren. Ohne Zweifel hat eine vieljahrhundertlange Praxis den ägyptischen Aerzten in manchen Krankheitszweigen eine gewisse Routine verliehen, allein von einer wissenschaftlichen Heilkunde konnte unter ihnen schon darum keine Rede sein, weil sie von Anatomie keinen Begriff hatten. Wo die gäng und gäben Mittel nicht ausreichten, nahm man zur Traumdeutung und Orakeleinholung seine Zuflucht. Damit hing dann das ganze abergläubische Wesen der Magie und Zauberei zusammen, um deßwillen Aegypten als das große Zauberland berühmt war, im ganzen Alterthum und bis in die neueste Zeit herein. Wollten doch alle die großen Schwindler des 18. Jahrhunderts ihren magischen Hocuspocus in den ägyptischen Pyramiden erlernt haben. Freilich, gewisse physikalische Kunstfertigkeiten und eine bedeutende jongleurmäßige Gewandtheit müssen die ägyptischen Zauberer, d. h. die Geistlichen, wirklich besessen haben, wenn anders die mosaischen Erzählungen von den Kunststücken derselben 9) auf irgendwie thatsächlichem Grunde ruhen.

8.

Die Kunst der Aegypter war vorzugsweise eine monumentale, ausgebildet unter direkten politischen und mehr noch unter religiösen Einflüssen. Die redenden Künste, insbesondere die Poesie, traten vor den bildenden weit zurück. Hat sich doch die Rede selbst in Aegypten von dem Bild nie recht losgelöst. Man hat zwar, weil doch ein gebildetes Volk nicht ohne Poesie habe sein können, ohne Weiteres vorausgesetzt, die Aegypter hätten eine reiche epische und sogar dramatische Literatur besessen, allein Beweise für diese Annahme sind überall nicht beigebracht worden 1). Gänzlich dichterisch stumm war allerdings der Aegypter nicht, aber wenn er sich poetisch äußerte, so geschah es, soviel wir wissen, nur lyrisch. Diese Lyrik hatte zwei Seiten: das gesellige Lied und den liturgischen Hymnus. Die letztere war ohne Frage die wichtigere, sorgfältigst und umfassendst gepflegte, und daraus erklärt es

9) Exodus 7, 11—12; 8, 7.

1) Es ist gewiß höchst auffallend, ein großes, ungemein gebildetes Volk ohne Poesie zu finden. Der Grund davon liegt wahrscheinlich darin, daß der Aegypter, wie der Parse, in einer übergroßen unmittelbaren Spannung lebte, die ihm eine Vertiefung in die Innerlichkeit versagte, wie die Poesie als Bedingung sie erfordert. Rosenkranz, d. Poesie u. ihre Geschichte, S. 121.

sich auch, daß uns verhältnißmäßig viele vollständige und fragmentarische Erzeugnisse der Hymnendichtung des schwarzen Landes überliefert worden sind [2]). Sie haben, was den Styl angeht, Aehnlichkeit mit den Hymnen der indischen Veden: sie gehen in großwortigem Pomp einher, strömen ihr Pathos in Interjectionen aus und gefallen sich in Wiederholungen [3]).

Der gesangmäßige Vortrag der heiligen sowohl als der profanen Lieder wurde mit musikalischen Instrumenten begleitet und meist stand auch Tanz

2) Uebersetzt finden sich mehrere in H. Brugsch's Erklärung ägyptischer Denkmäler des neuen Museums in Berlin (Berl. 1850). Auch ist das Lepsius'sche Todtenbuch hymnologisch.

3) Ein von Uhlemann übersetztes und mitgetheiltes (a. a. O. 199) „Loblied an Ra, den Schöpfer und Erzeuger, König der beiden Welten" — lautet so:

Preis deinem Antlitz!
Dem Sohne Gottes,
Dem Erstgeborenen der Himmlischen,
Dem Erzeuger der Zeit,
Dem stralenäugigen Licht des Alls!

Preis deinem Antlitz!
Dem Erleuchter der himmlischen Gewässer,
Dem Erwecker des Lebens,
Gleich dem Stern, der schuf den Himmel,
Seine Fenster, seine Säulen.

Preis deinem Antlitz!
Dem König Ra,
Dem Erwecker des indischen Vogels Phönix,
Welcher erleuchtet das Leben
Der gerechten Menschen.

Preis deinem Antlitz!
Dem Bereiter der Speisen
Den Abkömmlingen des Ammon,
Dem Fürsten und Versorger
Derer, die er entkleidet (d. i. der Verstorbenen).

Preis deinem Antlitz!
Jauchzen bis zum Himmel;
Die dich anbeten,
Unter Frohlocken
Werden sie froh sein.

amit in Verbindung. In der Instrumentalmusik scheinen es die Aegypter emlich weit gebracht zu haben; wenigstens kannten und gebrauchten sie eine icht unbedeutende Anzahl von Saiten=, Blas= und Schlaginstrumenten (Harfe, uitarre, Lyra, Flöte, Tuba, Trommel, Cymbel, Sistrum oder Klapper). uch scheint es ausgemacht, daß die ägyptischen Musiker die Messung der öne und das harmonische Verhältniß derselben zu einander kannten. An r ägyptischen Malerei ist zu rühmen die Lebendigkeit und Dauerhaftigkeit r Farben, von denen besonders die blaue und türkisrothe beliebt waren. m Uebrigen blieb sie immer nur eine der Architektur dienstbare Kunstfertig= it, deren Aufgabe darin bestand, den Reliefs mehr Leben zu geben, was enn auch in meist sehr greller Weise geschah. Die Perspective fehlt gänz= ch und eigenthümlich ist, daß die Darstellung der Thiere eine weit voll= ommnere, als die der Menschen. Ueberhaupt fehlte den Aegyptern das rechte Verständniß für das menschliche Schönheitsideal. Wo sich ihre Kunst dem= elben nähert oder wo sie es wirklich adoptirt hat, da sind griechische Ein= lüsse mit Bestimmtheit vorauszusetzen. Die nationale Kunst, sowohl Malerei ils Skulptur, hatte etwas Steifes. Alle Sorgfalt und Zierlichkeit der Technik vermochte diesen langgestreckten, dünnen ägyptischen Götterleibern, bei deren Bildung eine barocke Zusammenleimung der Menschen= und Thier= gestalt stattfand, nicht den Stempel der Schönheit aufzudrücken. Aber eine unerhörte Emsigkeit hat die ägyptische Skulptur entfaltet. Zum Theil aus dem härtesten Gestein (Basalt und Porphyr) hat sie zahllose Werke ge= meißelt: Statuen und Statuetten und Reliefs aller Art, Tempelchen, Sarko= phage und Stelen (Grabsäulen), und vom niedlichen Figürchen ist sie hin= aufgestiegen bis zum Kolossalen, zu Obelisken, Memnonen und Sphinxen.

Dieser Hang zum Riesenhaften charakterisirt auch die ägyptische Archi= tektur. Die kolossalsten Grabmäler, welche die Erde trägt, haben sich die Pharaonen geschaffen, die Pyramiden[4]), von denen über vierzig, den Jahr= tausenden Trotz bietend, noch jetzt in verschiedenen Gruppen (auf den Feldern

---

4) Vom koptischen p-uro-ba (ma), d. i. Königsgruft. Die drei höchsten dieser gemauerten Berge stehen bei Gizeh, über sieben kleinere hinwegragend. Die eine der großen Pyramiden ist 218, die andere 447, die dritte 450 Fuß hoch. Die letztere, das Grabmal ihres Erbauers Chufu, enthält gegen 90 Millionen Kubikfuß Mauerwerk. Nach Herodot's Versicherung (II, 125) soll allein das, was die Arbeiter während des Bau's der Pyramide an Rettichen, Zwiebeln und Knoblauch verzehrten, 1600 Silber= talente (an 3 Millionen Thaler) gekostet haben.

von Gizeh, Sakkara, Daschgur) aus dem Nilthal sich erheben. Die Tempel- und Palastbauten von Theben, Luxor, Karnak und anderen Orten haben selbst in ihrer jetzigen Trümmergestalt auf die staunenden Reisenden unserer Zeit geradezu den Eindruck des Uebermenschlichen gemacht[5]). Für das riesenhafteste dieser Monumente gilt die Vorhalle des großen Tempels von Karnak. Die gigantische Halle wird von 134 Säulen getragen, deren zwölf mittlere 34 Fuß Umfang und 65 Fuß Höhe haben; die Säulenkapitäle sind so groß, daß hundert Menschen bequem darauf Platz haben[6]). Aber noch berühmter unter den altägyptischen Bauten war der von Amenemha III. begonnene große Reichspalast unweit von Arsinoe, welchen die Griechen unter dem Namen des Labyrinths kannten[7]). Worte

---

5) Selbst die Berichte der geschicktesten und genauesten Beobachter können von den Ruinen Thebens nur eine höchst unvollkommene Anschauung geben. Es ist schlechthin unmöglich, sich das hier entfaltete Gemälde vorzustellen, ohne es gesehen zu haben. Die erhabensten Ideen, welche nach den großartigsten Werken unserer Architektur gebildet werden können, würden nur ein sehr ungenaues Bild von diesen Ruinen geben; denn so bedeutend ist der Unterschied nicht nur der Größe, sondern auch der Form, der Verhältnisse, der Construction, daß auch der Pinsel nur eine schwache Idee des Ganzen verschaffen kann. Es kam mir vor, ich sei in eine Stadt der Riesen gekommen, welche nach einem langen Kampfe sämmtlich umgekommen wären und die Trümmer ihrer Tempel als die kolossalen Zeugnisse ihres einstigen Daseins hinterlassen hätten. Belzoni, Narrat. of the operat. and discov. in Egypt and Nubia, 37.

6) Prokesch-Osten, Erinner. aus Aegypten, I, 310.

7) Ich habe es selbst gesehen und fand es über alle Beschreibung. Denn nähme Einer alle die Bauten der Hellenen und die von ihnen aufgeführten Werke zusammen, so würde Arbeit und Aufwand doch unter diesem Labyrinth bleiben; und unsere Tempel in Ephesus und der in Samos sind doch wohl auch der Rede werth. Zwar schon die Pyramiden waren über Beschreiben und jede für sich viele der größten hellenischen Werke werth; allein das Labyrinth übertrifft noch die Pyramiden. Es hat nämlich zwölf Höfe mit Bedachung, deren Thore einander gegenüber stehen, sechs gegen Norden und sechs gegen Süden. Und von außen umschließt sie eine Mauerwand. Und innen sind zweierlei Gemächer, einige unter der Erde, andere über der Erde, von jeder Art 1500. Von den Gemächern des oberen Raumes spreche ich nach eigener Anschauung, aber von den unterirdischen habe ich mir nur sagen lassen. Denn diese wollten die Aufseher durchaus nicht zeigen, weil nämlich daselbst die Grüfte der Könige, der Erbauer dieses Palastes, und der heiligen Krokodile sich befänden. Die oberen aber, fast übermenschliche Werke, habe ich selbst beschaut. Hat man doch an den Ausgängen, welche durch die Zimmer, und den Schlangenwindungen, welche durch die Höfe sich so mannigfach ziehen, sein größtes Wunder, wenn man aus einem Hof hineingeht in die Gemächer und aus den Gemächern in Vorhallen und wieder in

können von all diesen Bauwerken keine, Abbildungen nur eine schwache Vorstellung geben [8]).

9.

Sie haben ihr ganzes Dasein in Stein verwandelt. Man kann weder mit wenigen, noch mit vielen Worten eine bessere Charakteristik der alten Aegypter geben. Es ist eine erhabene steinerne Monotonie in allem Aegyptischen. Nicht als ob die Bewohner des schwarzen Landes nicht auch den Trieb des Lebensgenusses gekannt und befriedigt hätten. Scenen von Schmaus, Gesang und Tanz, Gastmähler, wobei einheimische Harfner und Sänger, sowie phönikische Flötenspielerinnen und Tänzerinnen sich hören und sehen lassen, sind uns in hellen Farben aus Alt-Aegypten überliefert worden und wissen wir auch, daß die religiösen Feste am Schlusse nicht selten einen orgienhaften Charakter angenommen. Allein der Grundgedanke des ägyptischen Wesens, der Gedanke, daß das diesseitige Leben nur eine Vorbereitung auf ein jenseitiges sei, nur eine kurze Episode in dem unendlichen Gedicht der Ewigkeit, — kehrte in Allem und Jedem wieder, mit furchtbarer Schwere auf allem Vergänglichen wuchtend. Wie hätte rechte Lebensheiterkeit unter einem Volke aufkommen sollen, bei dessen Gelagen nach Herodot's Zeugniß (II, 78) ein kunstreich aus Holz gefertigtes Todtengerippe den Schmausenden als ernste Mahnung vorgezeigt wurde? Weit über die Gränzen

---

andere Höfe. Ueber allen diesen Räumen liegt ein Dach von Stein, gleichwie die Wände, welche voll sind von eingehauenen Bildern. Und jeder Hof ist mit Säulen von weißen wohl in einander gefügten Steinen umgeben. An der Ecke aber, da, wo das Labyrinth ausgeht, stößt eine vierzig Klafter hohe Pyramide daran, worauf große Thiergebilde eingehauen sind und in deren Inneres ein unterirdischer Weg führt. Herodot II, 148.

8) Ueber die Kunstdenkmäler Aegyptens, von welchen Schnaase im I. Bd. seiner Geschichte der bildenden Künste so ergreifend schön geredet, — so wie über Tracht, Sitte, religiöses, häusliches und geselliges Leben der Aegypter sind zu Rathe zu ziehen die berühmten Bilderwerke: Descript. de l'Égypte publ. par les ordr. de l'empereur, Par. 1809. — Rosellini: monumenti dell' Egitto e della Nubia, Pisa 1832. — Wilkinson: customs and manners of the ancient Egyptians, Lond. 3. ed. 1847. — Lepsius: Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien, nach den Zeichnungen der in den Jahren 1842—45 in diesen Ländern ausgeführten wissenschaftl. Expedition. Berlin 1849 fg.

des vergänglichen Daseins hinaus, in kommende Jahrhunderte und Jahrtausende hinein griff das Dichten und Trachten der Aegypter. Wenn sie in feierlicher Procession durch Alleen von Sphinxen einherschritten und die Riesentreppen ihrer Tempel erstiegen, um den Göttern des Lebens und des Todes, den Mächten eines unendlichen Wechsels und Wandels Opfer darzubringen, wenn sie rings um sich einen steinernen Wald von Pyramiden, Hallen, Obelisken und Säulenkolossen erblickten und darunter die rastlos rollende Fluth des heiligen Stromes und drüben am Saume der Wüste die unzerstörbaren Felsengräber, — da konnte und mußte sie wohl ein Gefühl der Ewigkeit anwehen, welcher gegenüber die Spanne des irdischen Daseins kläglich klein erschien. Diesem Gefühl der Ewigkeit einen entsprechenden monumentalen Ausdruck zu verleihen, hat die ägyptische Arbeit Jahrtausende hindurch mit religiöser Inbrunst sich abgemüht. Aber was Jahrtausende schufen, zerstören andere Jahrtausende und es wird einst eine Zeit kommen, wo der wandernde Forscher im Wüstensand am Nil vergebens nach Spuren der Herrlichkeit des Reiches der Pharaonen sucht und der durch die Oede schleichende heilige Strom nur der Phantasie eines spätgeborenen Dichters murmelnd davon erzählt.

Drittes Kapitel.

Die West-Asiaten; die Völkerstämme von Babylon, Syrien und Kleinasien.

1.

Wir wechseln den Schauplatz unserer Darstellung und gehen von Aegypten hinauf nach Nordosten. Die Scene, auf welcher wir uns dort zu bewegen haben, würde, streng genommen, den ganzen gewaltigen Ländercomplex umfassen, welcher zwischen den kaukasischen und kurdischen Gebirgen, dem Tigrisstrom, dem persischen und arabischen Golf, dem mittelländischen, ägäischen und schwarzen Meer gelagert ist. Da wir aber, aus einem schon

früher angegebenen Grunde [1]), die arabische Halbinsel für jetzt von unserer Betrachtung ausschließen, so beschränkt sich das Terrain, welches wir in diesem und dem folgenden Kapitel zu durchmessen haben, auf die Sitze der babylonisch-syrisch-phönikischen Völkerstämme. Vorzugsweise also haben wir es jetzt mit den Völkern zu thun, welche man semitische (aramäische) zu nennen gewohnt ist. Man zählte im Alterthum dazu die Babylonier, Assyrer, Chaldäer, Syrer, Hebräer, Phöniker nebst ihren Sprößlingen, den Puniern oder Karthagern, und die Araber. Der Name Semiten gründet sich, wie Jedermann weiß, auf die biblische Tradition, welcher zufolge die fünf Söhne Sem's, des Sohnes Noah's, Elam, Assur, Arphachsad, Lud und Aram, die Stammväter dieser Völker wären [2]).

Allerdings sind in neuerer Zeit gegen diese Abstammungsannahme starke Bedenken erhoben worden. Man hat in den Chaldäern mit Bestimmtheit einen Zweig des indogermanischen Stammes, in den Babyloniern und Assyrern ein Mischvolk (aus Semiten und Ariern) erkennen wollen; man hat auch zu beweisen gesucht [3]), daß die Philistäer in Phönikien pelasgischer Abstammung seien; aber bei allen erhobenen Bedenken hat man den semitischen Völkern einen anderen Ursprung als den angegebenen mit Sicherheit nicht zu vindiciren vermocht. Dagegen ist doch gewiß zu berücksichtigen, daß die hebräischen Urkunden wiederholt Stammgemeinschaft von Syrien, Assyrien und Babylonien als eine feststehende Thatsache bezeichnen, und ferner, daß die Verwandtschaft der semitischen Stämme in Sprache, Sitte, Baukunst und Religion eine unleugbare, wenn auch vielfach nuancirte ist. Wenn die Philister, wie man will, aus Kreta nach Phönikien eingewandert sind, so liegt darin noch kein Beweis für ihre nichtsemitische Abkunft. Wir haben oben (Kap. I, 2) des Einbruchs der semitischen Hyksos, unter welchen die Philister eine vortretende Rolle spielten, gedacht und wir wissen, daß diese semitischen Stämme, nach ihrer Wiedervertreibung aus dem Nilland, sich längs der westasiatischen Küste verbreiteten. Für die Philister kann also Kreta recht wohl eine Zwischenstation gewesen sein, von welcher aus sie dann

---

1) Buch 1, Kap. 3, Note 1.

2) Genesis, 10, 21 — 32.

3) Z. B. Hitzig in seiner „Urgeschichte und Mythologie der Philister", Lpzg. 1845. Wir werden übrigens später (im 5. Kap.) sehen, daß das Pelasgerthum der Philister keinen Beweis gegen ihr Semitenthum abgibt.

nach dem Gestade von Phönikien sich wandten. Endlich beweist auch der Umstand, daß, wie in Staat, Sitte und Lebensführung der Semiten, so auch in ihrer Religion, insbesondere in der späteren Gestaltung derselben, vielfache fremde Einflüsse sich bemerkbar machen, nichts gegen die Besonderheit ihrer Abstammung und die Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit ihres ursprünglichen Wesens. Eingekeilt einerseits zwischen dem iranisch-arischen Stamm und dem äthiopisch-ägyptischen anderseits, konnten sie häufigen Berührungen mit diesem und jenem, in Freundschaft und Feindschaft, unmöglich entgehen. Von Osten her boten sich ihnen daher iranische, von Süden her ägyptische Ideen und Cultformen zur Annahme dar. Daß sie in Betreff derselben nicht gar spröde sich erwiesen, ist offenkundig und läßt sich, um ein concretes Beispiel von ägyptisch-religiösem Einfluß anzuführen, schon daraus abnehmen, daß die phönikische Kosmogonie der ägyptischen augenscheinlich nachgebildet ist.

Im Uebrigen, soviel die gelehrte Sorge für die Aufhellung der westasiatischen Culturgeschichte schon gethan hat, sind doch auf diesem Gebiete die Schachte der Forschung noch so wenig ausgeteuft und werden gegenwärtig fast von Tag zu Tag so viele neue, nicht selten wirklich oder nur scheinbar sich widersprechende Funde aus dem in die Alterthümer der Euphrat- und Tigrisgegenden, wie Phönikiens, Syriens und Kanaans, hineingetriebenen archäologischen Stollen an's Licht gefördert, daß es schwer ist, sich in dem Wirrwar zurechtzufinden und das, was da bisher als feststehend gegolten, mit den neu hinzutretenden Aufschlüssen in Einklang zu bringen. Wir thun auch nur das in der Natur der Sache Liegende, wenn wir sagen, daß wir uns in Verlegenheit befänden, würde von uns eine strengsystematische Darstellung der semitischen Religion oder Religionen gefordert[4]). Die Quellen, welche bis dahin als hauptsächlichste für die Kenntniß der semitischen Dogmen und Culte galten, ermöglichen, falls man ihnen keinen Zwang anthun will, keine allseitig systematische Gliederung des Stoffes. Es sind die alttestamentlichen Schriften und die Berichte griechischer Autoren. Den Hebräern aber erlaubte der religiöse Haß keine objective und erschöpfende Auffassung und Darlegung des religiösen Glaubens und Thuns ihrer Nachbarn und auf den griechischen Berichten, insbesondere auf den späteren, liegt der Schmutz und das Dunkel

---

4) Von der hebräischen sehen wir hier ab, da derselben ein eigenes Kapitel gewidmet ist.

der Jahrhunderte. Ist doch, um darüber nur das zu sagen, die Glaubhaftigkeit der fragmentarisch in griechischer Sprache erhaltenen Berichte von zwei Autoren, welche in die Vorderlinie der Berichterstatter über Semitisches gestellt werden müssen, Gegenstand eines heftigsten, noch jetzt nicht definitiv entschiedenen gelehrten Streites geworden. Während die Einen religionsgeschichtliche Combinationen auf Sanchuniathon[5]) und Berosos[6]) bauen, sprechen Andere diesen alle Zuverlässigkeit ab. Neuestens nun haben die Findungen und Arbeiten von Botta, Vaux, Layard, Rawlinson, Oppert und Anderen zu einer Totalrevision der semitischen Archäologie die Wege gebahnt. Diese Revision ist kaum recht begonnen, geschweige schon zu Ende geführt. Erst wann sie es sein wird, wird ein allseitig klarer Einblick in das semitische Religionswesen möglich sein. Insofern wäre es vielleicht passend gewesen, die semitischen Religionsformen, mit Ausnahme der hebräischen, in's erste Buch zu verweisen, wo von der religiösen Idee in ihrer Erscheinungsform als Naturalismus gehandelt wurde. Allein die getroffene Anordnung mag ihre Begründung darin finden, daß denn doch weitaus die meisten semitischen Stämme auf einer weit höheren Bildungsstufe standen, als die dort berührten wilden und halbwilden Völker, und daß demnach auch die semitische Religion, wenn gleich ihre systematische Gestaltung noch nicht allseitig aufgedeckt ist, aus rohem Naturdienst zu speculativer Vertiefung und methodischer Gliederung sich erhoben haben muß.

2.

Wenn der allgemeine Charakter der Naturreligion dahin sich bestimmt, daß der Mensch das Weltall als eine ewige Naturnothwendigkeit anschaut, sich selbst als ein inhärirendes, untrennbares Glied des großen Weltganzen,

---

5) Sanchuniathon soll um 1250 (oder gar schon um 2800) v. Chr. in phönikischer Sprache 8 oder 10 Bücher phönikischer und ägyptischer Geschichten geschrieben und der Byblier Philo dieselben ins Griechische übersetzt haben. Was davon den meisten Anspruch auf Aechtheit hat, die Auslassungen über Theogonie und Kosmogonie, findet sich fragmentarisch in einer Schrift des Kirchenvaters Eusebius. Sanchuniath. Berytii quae ferunt fragmenta de cosmogonia et theologia Phoenicum ed. J. Orelli. Lips. 1826.

6) Berosos lebte und schrieb unter Antiochus Soter, also um 280 — 70 v. Chr. Von seinem *Βαβυλωνικὰ ἢ Χαλδαϊκά* in 3 Büchern sind ebenfalls nur Fragmente erhalten. Berosi Chaldaicorum hist. quae supersunt ed. J. D. Richter. Lips. 1825.

— so charakterisirt sich die semitisch-chaldäische Religion im Besonderen unzweifelhaft als Naturdienst. Ihr Kern ist die absolute Abhängigkeit des Menschen von der Naturmacht, mit welcher er sich zwar nicht mehr, wie auf den ersten Stufen des religiösen Naturalismus, schlechthin Eins weiß, deren Gewalt er aber doch noch nicht genug geistige Freiheit, nicht genug sittliche Kraft entgegenzusetzen hat und welcher er sich daher, als einem Ewig-nothwendigen und Wandellosen, unterwirft.

Von Uralters her hat der Mensch in dem gestirnten Himmel den ihm gegenständlich gewordenen Gedanken der Naturnothwendigkeit angeschaut. Im Lauf der Gestirne erkannte er ein ewig Wandelndes und zugleich ewig Stabiles. Die Sternenschrift verkündigte ihm in ihrer unverrückbaren Ordnung das Dasein eines Ungeheuren, Geheimnißvollen; sie verkündigte ihm das ewige Gesetz der Naturnothwendigkeit oder, wie die Menschen es nennen, das Göttliche. Wie tiefsinnig ist das uraltheilige Wort: „In den Sternen ist unser Schicksal geschrieben!" und wie leicht erklärt es sich, daß der Mensch sein vergängliches Loos an das Ewig-Beharrliche der Gestirne zu knüpfen suchte, dann wirklich mit demselben verknüpft glaubte! Von da aus war zu der Verehrung der Gestirne als Götter, zum Sterndienst, nur noch ein kurzer Schritt. Es ist kaum zu zweifeln, daß die speculative Seite des chaldäischen Sterndienstes die war: die Ordnung der Gestirne ist die sichtbare Offenbarung der Idee des Universums, d. h. der ewigen Naturnothwendigkeit. Im Volksbewußtsein führte das aber zu mythologischen Bildungen. Sind doch in der Vorstellung der verschiedensten Völker Sonne und Mond personificirt und zwar, meist im Widerspruch mit der deutschen Artikelgebung, jene als männlich, dieser als weiblich gedacht. Die semitische Religion nun führte diese Annahme eines männlichen Princips weiter aus: die Naturgewalt zerfiel den Semiten in zwei Grundkräfte, in eine männliche und eine weibliche. Das männliche Princip waltet zeugend in der Sonne, in den Gestirnen, im Feuer, das weibliche empfangend und gebärend in der Erde und im Wasser.

Weil aber der Semit der Naturgewalt, dem Göttlichen, auf Gnade und Ungnade sich unterworfen, weil er sich von demselben unbedingt abhängig fühlte, so mußte sein Gottesdienst in unbedingter und unbegränzter Hingabe an die göttliche Macht bestehen. Und diese gottesdienstliche Hingabe, diese Opferung führte nach zwei Seiten hin zu furchtbarer Verwilderung und Erniedrigung der Menschennatur. Die Würde des Lebens und dieses selbst an die Gott-

heit hinzugeben, war höchste Cultform. Der semitische Gottesdienst erging sich in Grausamkeit und Wollust. Der männlichen Gottheit wurde mit Menschenopfern, der weiblichen mit Unzucht gedient.

3.

Zu den einzelnen Völkerstämmen uns wendend, die hier in Betracht kommen, fassen wir zunächst die Ebenen und Eintiefungen am untern Lauf des Euphrats und Tigris ins Auge, das Land Sinear, wie die Hebräer, oder Babylonien, wie es die Griechen nach der Hauptstadt Babylon nannten. Die Fruchtbarkeit dieser Gegenden war altberühmt; eine dichte Bevölkerung machte sich die Triebkraft des humusreichen Bodens, aus welchem üppige Wälder schlanker Dattelpalmen aufschossen, zu Nutzen und schon in den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends vor Christus hatten die Babylonier zu einer Cultur sich emporgearbeitet, welche mit der Aegyptens wetteifern konnte. Es waren auch im Land Sinear vielfach die am Nil in Bewegung gesetzten Hebel der Civilisation thätig. Hier wie dort war ein System der Benützung der reichen Wasserkräfte und zugleich des Schutzes gegen die Ausschreitungen derselben die Grundlage des ackerbaulichen, technischen und künstlerischen Vorschreitens.

Die biblische Sage [1]) macht den Gründer des Reiches Babel, Nimrod, zu einem Sohn von Kusch, dem Sohn von Ham, und da die Hebräer unter den Kuschiten die Bewohner der heißen Südzone verstanden, so wäre damit darauf hingedeutet, daß die Babylonier ein unsemitisches und von Süden her eingewandertes Volk gewesen. Allein gerade das Gegentheil ist wahrscheinlich und haben wir guten Grund anzunehmen, daß die Niederungen am Euphrat und Tigris, das Land Sinear, von den chaldäischen Bergen, also vom Norden her bevölkert worden sei. Wenigstens der herrschende Stamm muß aus Chaldäa gewesen sein, denn sowohl die Königsdynastie heißt eine chaldäische als auch die Priesterschaft.

Ein Mitglied der letzteren, der schon erwähnte Berosos, hat seine babylonisch-chaldäische Chronik, ganz in der Weise unserer mittelalterlichen Chronikschreiber, mit Erschaffung der Welt eröffnet. Da erfahren wir denn Krauses und Wunderliches genug. Aus Finsterniß und Wasser habe An-

---

1) Genesis 10, 8.

fangs das All bestanden und in jenen beiden Elementen wimmelte es von ungeheuerlichen Geschöpfen, Schlangen und Fischen mit den Köpfen anderer Thiere, Stiermenschen und Menschenpferden und Fischmenschen und geflügelten Menschen, und dieses ungestalte Gewimmel sei beherrscht gewesen von einem weiblichen Urwesen, Homoroka (Ὁμόρωκα), d. i. Weltmutter, All-mutter. Der chaotische weibliche Urstoff erhielt dann Gestaltung durch die männliche Urkraft: der Sonnengott Bel (Baal) zertheilte die Homoroka in Himmel und Erde, Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne, deren Licht die urweltlichen Ungeheuer nicht zu ertragen vermochten. Als sie zu Grunde gegangen, habe es Bel nicht mit ansehen können, daß die fruchtbare Erde so leer von Bewohnern sei. Darum habe er sich den Kopf abgerissen und den Göttern — woher diese plötzlich kommen, wird nicht gesagt — befohlen, sein Blut mit Erde zu vermischen und aus diesem Teig Menschen und Thiere zu formen, welche fähig wären, das Licht zu ertragen [2]). Von diesen kosmogonischen Vorstellungen geht dann Berosos zum Culturmythus fort [3]), indem er erzählt, daß, um die in Babylonien in thierischer Wildheit lebenden Menschen zu cultiviren, allmorgendlich aus dem indischen (persischen) Meere ein göttliches Wesen, mit Namen Oannes, an's Ufer gestiegen sei. Dieser Oannes, oben ein Mensch und unten ein Fisch, lehrte die Menschen den Ackerbau, Religion, staatliche Einrichtungen, Künste und Wissenschaften, Städte- und Tempelbau. Und allabendlich tauchte er wieder hinab in's Meer. Auch dieser Mythus weist offenbar auf die als Sonnengott personificirte männliche Urkraft hin. Oannes ist die Sonne, die mit dem Morgen kommt und mit dem Abend geht. Berosos weiß auch noch von mehreren solcher Oannes zu erzählen, welche unter den sieben ersten Herrschern im Lande Babylonien ihr Bildungswerk fortsetzten. Mit noch drei anderen Königen, die ihnen gefolgt, hätten diese Sieben 432,000 Jahre geherrscht, unter dem letzten der Zehn aber, welcher Xisuthros geheißen, sei eine große Flut eingetreten, welche die Menschen vernichtete. Xisuthros jedoch wurde der babylonische Noah, indem er auf Befehl des Bel sich und seine Familie und verschiedene Thierpaare in einer von ihm erbauten Arche barg, nachdem er die von dem Fischmenschen verkündigten göttlichen Offenbarungen aufgezeichnet und diese heiligen Schriften vergraben

2) Berosus ap. Syncell. 29.

3) Oder eigentlich zurück, indem er die berührte Kosmogonie durch den Oannes vortragen läßt.

hatte. Als die Flut sich verlaufen, wurde der fromme Xisuthros in den Himmel entrückt, von wo herab er den Seinen zurief, sie sollten von den chaldäischen Bergen, auf deren einem die Arche sitzen geblieben, wieder nach Babylon hinabziehen, die heiligen Schriften ausgraben, nach den Lehren derselben leben, das Land bevölkern und die Stadt Babel (d. i. Pforte oder Wohnung des Bel) wieder aufbauen. Und so geschah es.

Es ist klar, daß in dieser Sage die Erinnerung an die chaldäische Einwanderung in die Euphratniederungen sich birgt. Auch darf man wohl annehmen, daß der Mythus von den sieben Oannes bei Berosos nur die hieratische Einkleidung der Nachricht von den alten Aufzeichnungen der chaldäischen Priesterherrschaft ist. Es mögen solcher Religionsurkunden sieben gewesen sein, und daß denselben ein unmittelbarer göttlicher Ursprung zugewiesen wurde, das entsprang aus einem überall gäng und gäben priesterlichen Brauch.

4.

Das nach der Flut über Babylon gebietende chaldäische Herrschergeschlecht leitete seinen Ursprung von den höchsten Göttern des Landes her, eine dynastische Politik, welche im Alterthum allenthalben gewöhnlich war und noch in dem Gottesgnadenthum der modernen Könige nachklingt.

Die höchsten Götter der Babylonier aber waren Bel (Herr), der zeugende Gott, der Herr des Himmels und des Lichtes, welcher über den Sternen thront und diesen ihre Bahnen weist, — und Mylitta oder Beltis (Herrin), die Göttin der Erde und des Wassers, die empfangende und gebärende, die Anthropomorphisirung der unter Wasserbefeuchtung und Sonnenglut gedeihenden Fruchtbarkeit des Erdbodens. Die Tauben, als zärtliche, und die Fische, als außerordentlich fruchtbare Thiere, waren ihr heilig; ebenso der Mond, das Gestirn der Nacht. Während demnach Bel die Natur im Großen und Ganzen darstellte, repräsentirte Mylitta das vegetative Leben derselben. Aus dem Dogma vom Sonnengott Bel entwickelten die chaldäischen Priester ein sehr complicirtes System des Sterndienstes, von welchem wir aber nur Weniges wissen. In der siebenten Himmelssphäre thronend, beherrscht Bel den Lauf der sieben Planeten, welche, als Symbole eben so vieler Götter gefaßt, die Schicksale der Menschen regieren. Sie heißen darum

auch Dolmetscher des Willens der Götter[1]) und ihr Amt, ihre Einwirkun auf die menschlichen Geschicke, überträgt sich in höherem und niedrigere Grade auf andere Fixsterne und Wandelsterne. Die Planeten sowohl, als d untergeordneteren Gestirne, sind jedoch nicht alle guter Natur und gerat aus diesem Umstand entsprang die sehr vielseitige sterndeuterische Thätigke der Priesterschaft, womit natürlich der bunte Kram der Beschwörungen un Zaubergaukeleien zusammenhing.

Unweit vom heutigen Dorfe Hillah stand am westlichen Ufer des Eu phrat die Hauptstadt Babylons, dem Bel geweiht und nach ihm benann Hier befand sich auch der Haupttempel des Nationalgottes, in symbolische Weise hoch in die Luft hinaufgethürmt, wie es einem Sitz des Herrn de Höhen geziemte. Herodot, der Weitgereiste, hat Stadt und Tempel be schrieben[2]). An diesen Tempel, dessen Trümmer zwei Wegstunden von den genannten Dorf in westlicher Richtung entfernt noch jetzt sichtbar sind un

---

1) Diodor II, 30.

2) Die Beschreibung Herodot's von dem Beltempel, dessen architektonische Forn mit der des aztekischen Ku große Aehnlichkeit hat (vgl. Buch 1, S. 64), ist diese: — In jedem der beiden Theile der Stadt steht ein großes Bauwerk. Das eine ist die Kö nigsburg, das andere das Heiligthum des Zeus Belos, welches bis zu meiner Zeit stand, ein Viereck, jederseits zwei Stadien (1200 Fuß) lang. Inmitten des Heilig thums aber war ein Thurm von festen Steinen erbaut, von eines Stadiums Länge und Breite. Und auf diesem Thurm stand noch ein Thurm und wiederum ein anderer auf diesem, bis auf acht Thürme. Dahinauf ist außen eine Wendeltreppe um alle Thürme gezogen. Und ziemlich in der Hälfte der Treppe ist ein Rastort mit Ruhe bänken. Auf dem letzten Thurm aber steht ein großer Tempel und in diesem liegt ein großes Polsterlager wohlgebettet und davor steht ein Tisch von Gold. Standbild ist darinnen aber keines aufgerichtet; auch übernachtet daselbst Niemand, außer einer Frau von den Einwohnern, die sich gerade der Gott aus allen erwählt, wie die Chaldäer, die Priester dieses Gottes, sagen. Auch behaupten dieselben, der Gott selbst besuche den Tempel und ruhe auf dem Lager aus. Unten im Heiligthum ist noch ein anderer Tempel, worin ein großes Bild des Zeus (Bel) von Gold sitzt, vor welchem ein großer Tisch von Gold steht. Und außerhalb des Tempels ist ein Altar, auf welchem die aus gewachsenen Opfer von Kleinvieh dargebracht werden. Denn auf dem goldenen Altar darf Nichts dargebracht werden als was noch Milch saugt. Auf dem größeren Altar verbrennen auch die Chaldäer alljährlich für tausend Talente Weihrauch, wenn sie gerade diesem Gott sein Fest feiern. Herod. I, 181 — 83. Diodor und Strabo zu folge müssen die chaldäischen Priester, deren Würde erblich war, im Staat eine ganz ähnliche Stellung eingenommen haben, wie die ägyptischen.

dessen Spitze, als der höchste Punkt in der euphratischen Ebene, ohne Zweifel zugleich als Sternwarte diente, knüpft sich die hebräische Sage von dem Thurmbau zu Babel [3]). In früherer Zeit, bei größerer Einfachheit des Lebens und größerer Sittenstrenge, mag der Cult des Himmelsherren Bel, als der geistigeren Gottheit, der vortretende gewesen sein; bei steigendem Reichthum und dadurch gesteigerter Ueppigkeit des babylonischen Volkes in späterer Zeit kehrte die Religion mehr ihre sinnliche Seite hervor und gewann der wollüstige Cult der Mylitta das Uebergewicht. Die Spitze desselben bildete die öffentliche Preisgebung der babylonischen Frauen zu Ehren der Göttin [4]).

5.

Zwischen der mesopotamischen Ebene und dem mittelländischen Meer dehnt sich das mannigfaltig gestaltete Syrien hin. Von Gebirgen durchkreuzt und von tiefen Thälern durchschnitten, birgt die weite Landschaft fruchtbare Niederungen in sich und bietet auf den grasreichen Hochflächen, über welchen die Schneegipfel des Libanon und Antilibanon sich erheben, Gelegenheit zu gedeihlicher Alpenwirthschaft. Ein schmaler, von bis ins

---

3) Genesis 11, 1 — 9.

4) Aber der seltsamste Brauch der Babylonier ist folgender. Es muß jede Frau des Landes sich ins Heiligthum der Mylitta setzen — Herodot nennt sie ohne Weiteres Aphrodite — und einmal im Leben mit einem Fremden sich vermischen. Viele, denen es unter ihrer Würde ist, sich unter die anderen zu mischen, aus Stolz auf ihren Reichthum, fahren auch in bedeckten Wagen und halten am Heiligthum, mit einem großen Gefolge von Dienerschaft. Zum größten Theil aber machen sie es so. Auf heiliger Stätte der Mylitta setzen sich, das Haupt mit einem Strick umflochten — (als Zeichen, daß sie der Göttin gebunden waren und sich lösen mußten durch Opferung der Keuschheit) — eine Menge von Weibern nieder und andere gehen zu und ab. Und auf schnurgeraden Wegen, die in allen Richtungen zwischen den Weibern hinlaufen, gehen die Fremden herum und halten Auswahl. Sitzt einmal eine Frau da, so darf sie nicht eher nach Hause, als bis ihr einer der Fremden ein Goldstück in den Schooß geworfen und sich außerhalb des Heiligthums mit ihr vermischt hat. Während dem Hinwerfen des Geldes muß er sagen: „Auf und komm', im Namen Mylitta's!“ Dem Ersten Besten, welcher ihr das Geld zuwirft, muß sie folgen und verachten darf sie Keinen. Und erst, wenn sie sich vermischt und der Göttin ihr Opfer gebracht, darf sie nach Hause. Alle aber, die begabt sind mit Schönheit, kommen schnell davon, die Anmuthlosen darunter aber verwarten eine lange Zeit, bevor sie dem Gesetz genugthun können; ja, Einige müssen oft drei und vier Jahre lang warten. Herodot I, 199.

Meer vorspringenden Bergen eingeengter Küstensaum zieht sich im Westen von Gaza bis hinauf zu dem Busen von Skanderun. Den vom Vorgebirg Karmel nordwärts zu gelegenen Theil dieses Küstenstriches nannten die Griechen Phönikien, das Palmenland, nach den Palmenwäldern, welche auf den südwestlichen Abhängen der Ausläufer des Libanon ihre Wipfel in der Luft wiegten. Uebrigens war das ganze Gestadeland von phönikischen Stämmen eingenommen, welche die Meernähe einlud, das erste Seefahrer- und Handelsvolk der alten Welt zu werden. Die Hauptstämme waren die Sidonier nördlich vom Karmel, wo aus den Häfen der weltberühmten Städte Sidon und Tyrus die phönikischen Schiffe zum Welthandel und zur Coloniengründung ausliefen, — und südlich vom Karmel die Philister (Pelischtim). Die Inseln Kypros und Kreta wurden von den Phönikern colonisirt. Möglich immerhin, daß, wie wir schon früher angedeutet, philistäische Abenteurer schon beim Rückzug der Hyksos aus Aegypten, also bevor sie das Palmenland besetzten, nach jenen beiden Inseln verschlagen worden wären [1]). Rückwärts von den Philistern, zwischen der Küste und dem todten Meere, sowie im Osten und Süden desselben, saßen kanaanitische Stämme, die Chetiter, Cheviter, Amoriter, Moabiter, Ammoniter, welche zwei letztere in der hebräischen Anschauung freilich nicht für eigentliche Kanaaniter galten [2]). Zwischen dem Libanon und Antilibanon hat sich ein schmales und langes Thal eingelagert, Cölesyrien (das hohle Syrien), welches von den südlichen Ausläufern des Taurus bis zum Nordende des todten Meeres hinabläuft und dessen Stolz die Stadt Baalbek war, wie Babel vom Sonnengott den Namen tragend und deßhalb auch von den Griechen Heliopolis genannt. Oestlich von diesem Thal steigt der Antilibanon schroff empor, bildet die aramäische Hochebene und plattet sich dann gegen den Euphrat zu allmälig zu einer Steppe ab, in welcher Damaskus und weiterhin Palmyra (Tadmor) als prächtige Städteoasen lagen. Soviel von der Oertlichkeit der zunächst zu betrachtenden religiösen Erscheinungen.

---

1) Die engen Beziehungen zwischen Philistern und Kretensern ergeben sich schon daraus, daß man ihre Namen zu einem gemeinsamen Volksnamen verschmolz: Krethi und Plethi.

2) Die Edomiter, Midianiter und Amalekiter könnten, wenn gleich zu den arabischen Stämmen gezählt, in Absicht auf ihre religiösen Vorstellungen ganz gut noch hiehergezogen werden.

6.

Das Gemeinsame im religiösen Glauben der syrischen Stämme war die Verehrung der zeugenden und der gebärenden Naturkraft, sowie der Gestirndienst. Beide, wie wir oben gesehen, ursprünglich eng verknüpfte Seiten haben sie hinwieder mit den Babyloniern gemein. Aber mehr noch als diese haben sich die Syrer von dem geistigen Gehalt des chaldäischen Gestirncultus entfernt und mit Vorliebe die geschlechtlichen Beziehungen, welche in der Annahme eines höchsten männlichen und eines höchsten weiblichen Princips lagen, ausgebildet. Und der phallischen Richtung des religiösen Bewußtseins der Syrer gesellte sich die ascetische, der Wollust die Grausamkeit. Die Vereinigung dieser nur scheinbar sich widersprechenden Richtungen liegt bekanntlich in der Menschennatur im Allgemeinen [1]) und sie lag ganz besonders in der semitischen Volksnatur, welche, wie nicht bald eine andere, zwischen wirklichen oder nur geglaubten Gegensätzen hin und her schwankt, zwi-

---

1) Lust und Liebe sind Schöpfung, Haß und Schmerz Zerstörung? Ja und nein. Das ist es eben. Die Natur scheint überall die höchste Blüthe des Lebens an Untergang und Zerstörung geknüpft zu haben. Das Insekt begattet sich und stirbt. Des Menschen höchste Liebeslust ist ein augenblicklicher Selbstmord . . . . Die Wollust ist die Lust an der Lust, und daher ist sie unersättlich und glühet fort, auch wenn die Flamme der Lust erloschen. Und weil die Wollust unersättlich, quält sie die Lust, und die Lust wird zur Pein und zur Qual. Daher erregt Wollust die Grausamkeit, die Lust am Schmerz, die Lust an der Peinigung und Qual, eigener und fremder . . . . Ich sah am frühen Morgen eine aufblühende Knospe. Mit grünen Fittigen schwebte sie am Rosenstrauch, und ich freute mich kindlich an ihrer Schönheit und mein Herz fühlte die aufknospende Wollust. Und das Rosenkind entfaltete sich zur Rosenjungfrau und die Augen meiner Lust entzündeten sich an den ihrigen und mein Herz fühlte die reifende Wollust. Und als ich mich sattgesehen an ihrem Liebreiz und ausgeschlürft die Seele ihres Duftes, da war die Lust in mir noch durstig und durstiger als zuvor und ich riß die Rose wild vom Stengel und drückte sie in verliebter Grausamkeit an mein Herz. Und als die Lust ihres rosigen Lebens durch meine Hand gebrochen war und sie traurig den Kopf hängen ließ, da steigerte sich meine Lust zur Wuth der Tyrannei und ich zerpflückte ihre Blätter bis auf das letzte, und als ich das letzte zerpflückt hatte und meine Rosenlust ganz todt war, da schaute ich mit kaltem Hohn auf die leere Stätte, die ihr als Wiege, als Stuhl und als Bett gedient, und erst spät und langsam gingen mir die Augen über und ich schluchzte die alte trostlose Klage vom Untergang alles Schönen auf der Erde. Wienbarg in dem meisterhaften Aufsatz „Wollust und Grausamkeit", Wanderungen durch den Thierkreis S. 75 fg.

schen Liebeswuth und Mordhaß, Genußgier und Zerstörungssucht, üppigster Weichheit und todverachtender Kühnheit. So konnte sich unter den Syrern und Phönikern neben dem lasciven, in Wollust schwelgenden Cult der befruchtenden und gebärenden Naturmächte die Vorstellung von lebensfeindlichen, zerstörerischen Gottheiten ausbilden, denen mit Fasten, Kasteiung, Selbstentmannung und Kinderschlachtung gedient wurde.

Baal und Aschera, ganz entsprechend dem babylonischen Bel und der Mylitta, waren die syrisch-phönikischen höchsten Nationalgötter. Der Grundbegriff ihrer Wesenheit als Gottheiten des Lebens, der Zeugung, der Geburt, des Lichtes und der Fruchtbarkeit bleibt unter den Vermummungen ihrer verschiedenen Localnamen stets derselbe. Baal heißt nämlich auch Baal-Peor, Baal-Gian, Baal-Samen, Baal-Berith, Baal-Sebub, Baal-Miphlezeth, Baal-Peratzim, Baal-Hammon. Er wurde von den Moabitern unter den Namen Milkom und Kamos verehrt; doch erscheint er hier mehr von der verneinenden, molochistischen Seite seiner Natur als von der bejahenden gefaßt. Auch der Dagon der Philister fällt sicherlich mit Baal zusammen. Aschera heißt auch Baaltis und wir erkennen sie in der phönikischen Göttin von Askalon, in der fischweibgestaltigen Derketo, unschwer wieder [2]). Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß im Verlaufe der Zeit die ursprünglichen Vorstellungen der beiden Gottheiten da und dort allmälig sich verwischten, um mehr localen Anschauungen Platz zu machen. Das ging mitunter soweit, daß z. B. im Cult von Baalbek mit der Aschera die Astarte identificirt wurde, obgleich diese jener eigentlich entgegengesetzt war [3]).

---

2) Ebenso in der berühmten paphischen Liebesgöttin, Aphrodite Euploia, Kypris, Paphia, Amathusia, Kythereia, die auf den Inseln Kypros und Kythere verehrt wurde. Ihr Bild oder Symbol in ihrem Haupttheiligthum zu Paphos auf Cypern war ein kolossaler Phallus (die Meta Paphia). Herodot gibt ausdrücklich an (1, 199), daß der Cult dieser kyprischen Göttin gewesen sei wie der der babylonischen Mylitta. — In Betreff der bildlichen Darstellung der philistäischen Gottheiten Dagon und Derketo als Fischmenschen noch die Bemerkung, daß darin offenbar eine Erinnerung an die babylonische Kosmogonie liegt und demnach auch ein Beweis für die Stammverwandtschaft der Babylonier und Phöniker.

3) In Folge dieser localen Identificirung von Aschera und Astarte werden denn auch im alten Testament Baal und Astarte sehr oft zusammen genannt. Auch die Ausdrücke Baalim und Astaroth kommen in den hebräischen Urkunden vor. Es sind nur die

Auf Berghöhen wurde der Himmelsherr Baal angerufen und da wurden ihm Altäre errichtet. Die Berggipfel Horeb und Sinai, Peor und Karmel waren ihm geweiht. Hundertmal wird in den heiligen Schriften der Hebräer mit dem ganzen Abscheu und Haß des Fanatismus von den „Höhen“ und den „Hainen“ der Heiden gesprochen; aber wir werden sehen, wie viel Verlockendes die Baalshöhen für die Israeliten hatten. Hügel und Haine waren auch die Lieblingsstätten des Dienstes der Aschera. Ihr, der großen Lebensmutter, waren Quellen, Bäche, Ströme und Seen heilig, von Bäumen die Cypresse, die Terebinthe, die Fichte, von Thieren die Tauben, die Fische, die Widder; Ziegen bluteten als Lieblingsopfer auf den Altären der Göttin. Allein sie forderte noch ein höheres Opfer, die jungfräuliche und frauliche Keuschheit. An den Festtagen der Aschera gaben sich ihr zu Ehren an den Wegen, in Hainen und unter Zelten, welche sie eigens zu diesem Zweck webten, die Jungfrauen den Wallfahrern preis, welche kamen, der Göttin ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und auf Cypern gingen, wenn ein Schiff landete, die Mädchen an den Strand hinab, um sich der Begierde der Matrosen hinzugeben[4]). In der Bibel werden die „Töchterhäuser“ bei den Tempeln oft erwähnt, wo Mädchenschaaren als ständige Opferinnen der Aschera mit Unzucht dienten, und in die Reihen dieser Hierodulen (Tempelsklavinnen, Tempelhuren) traten zeitweilig Bräute und selbst Ehefrauen ein, um der Göttin ihr Gelübde zu lösen[5]). Die Stellung der Hierodulen war eine ganz ähnliche, wie die der Bajaderen bei den indischen Tempeln noch jetzt ist. Auch die Hingabe der Hierodulen mußte mit einem Stück Geld erkauft werden oder aber mit dem Opfer eines der Göttin dargebrachten Bockes. Noch heutzutage kommen in den Gegenden, wo der unzüchtige Ascheracult einst blühte, Nachklänge desselben vor. Die Ansyrer in Syrien feiern bei verlöschten Lichtern gottesdienstliche Orgien um Mitternacht und auch den Jezidi gibt man solche, mit Recht oder Unrecht, schuld. Auf den heiligen Höhen aufgerichtete Phallusbilder aus Stein sind wohl die ältesten bildlichen Darstellungen oder wenigstens Versinnlichungen des Gottes Baal

---

Pluralformen der beiden Namen und es liegt im Gebrauch derselben ein verächtliches Herabblicken der Hebräer auf den Polytheismus ihrer Nachbarn.

4) Justini hist. 18, 5.

5) Valerius Max. II, 6.

gewesen und wohl auch die der Aschera; wenigstens die Meta Paphia, mit der das Weibliche andeutenden Einkerbung oben, gestattet diese Annahme. Im Vorschritt der Zeit wurden diese Phallen überwölbt und so entstanden Tempel, in deren Innerem jene Steinsäulen allmälig in eigentliche Götterbilder umgewandelt wurden. Fortwährend blieb jedoch bei diesen bildlichen Veranschaulichungen der semitischen Götter einerseits das Priapische beliebt[6]), andererseits jene aus der Berosos'schen Kosmogonie bekannte Abenteuerlichkeit, welche Menschen- und Thiergestalten zusammenwürfelte. Gott Baal wurde häufig auf einem Stiere, Göttin Aschera auf einem oder zwei Löwen stehend oder sitzend dargestellt. In späterer Zeit waren die Tempel mit großer Pracht ausgerüstet[7]). Im Heiligthum selbst oder im Vorhof desselben fehlten aber niemals die Säulen, deren phallische Bedeutung wohl zweifellos ist[8]).

---

6) Lukian, wenn anders die in der Sammlung seiner Schriften stehende Abhandlung „von der syrischen Göttin" von ihm herrührt, erwähnt in derselben (16) eines kleinen sitzenden Götterbildes aus Erz mit einem großen Priap im Tempel zu Baalbek.

7) Der Tempel (zu Baalbek) steht gegen die aufgehende Sonne und gleicht nach Gestalt und Bauart den Tempeln in Jonien. Er ruht auf einer Basis von zwei Klaftern Höhe über dem Boden und eine Marmortreppe führt hinauf. Ist man oben, so gewährt schon die Vorhalle mit den künstlich gearbeiteten, vergoldeten Flügelthüren einen wundervollen Anblick. Das Innere des Tempels aber stralt von einer Fülle Goldes und auch die Decke ist ganz vergoldet. Ein ambrosischer Duft weht schon von Ferne dem Herbeikommenden mit unbeschreiblichem Wohlgeruch entgegen. Das Innere des Tempels ist in zwei Räume abgetheilt. In die vordere Halle darf Jedermann eintreten, in den hinteren Raum nur die Priester, welche der Gottheit am nächsten stehen. Hier befinden sich auch die Bilder der Götter. Das der Hera (Aschera-Astarte) hält in der einen Hand ein Szepter, in der andern eine Spindel. Auf dem Haupt hat sie Stralen und einen Thurm und um den Leib einen Gürtel. Außerdem trägt sie goldenen Schmuck aller Art an sich und die kostbarsten Edelsteine. Auf dem Kopf trägt sie auch einen Edelstein, so die Lampe heißt. Denn aus ihm stralt des Nachts ein heller Glanz aus, von welchem der ganze Tempel wie von Lampen erleuchtet wird. Lukian, de dea Syria, 30—32.

8) Lukian (a. a. O. 28) beschreibt die im Vorhof des Baalbeker Tempels stehenden Phallensäulen als ganz unglaublich hoch (1800 Fuß; man muß wohl eine Null streichen). Herodot (II, 44) sah im Tempel des Melkarth zu Tyrus zwei solcher Säulen; die eine von purem Gold, die andere von Smaragdstein, welche bei Nacht gewaltig leuchtete.

7.

Der Naturdienst und die aus demselben hervorgegangene Theologie hat überall nicht minder die Nachtseite als die Lichtseite der Natur ins Auge gefaßt. Bei den Azteken begegnen wir dieser vergöttlichten Nachtseite der Natur in der Gestalt des Huitzilopotchli, bei den Indern in der des Rudra-Siva, bei den Aegyptern in der des Typhon. Auch im religiösen Bewußtsein der Semiten spielten die lebensfeindlichen Naturmächte eine bedeutende Rolle und ihr Cult war folgerichtig ein ascetischer, grausamer. In der dörrenden Sommerhitze, im Gluthauch der Wüste, im fressenden Feuer, im mitleidslosen Vernichtungswerk des Krieges wurde das Walten finsterer, lebensfeindlicher, auf Zerstörung sinnender Naturmächte erkannt, deren Grimm durch Selbstqual und Darbringung von Menschenopfern gesühnt werden mußte. So entstand der semitische Molochdienst.

Moloch (Molech, Melech, d. i. König [1]) ist die Personification der die Vegetation verbrennenden Hochsommersonne, der Herr des Feuers, in letzterer Eigenschaft nicht allein als vernichtende, sondern auch als reinigende Kraft vorgestellt. Der Stier, in seiner Wildheit ein Bild ungebändigter Kraft, war ihm geheiligt und die Gestalt dieses seines Symbols wurde auf den Gott selbst übergetragen. Er wurde als (eherner) Stier oder auch als Mensch mit einem Stierkopf gebildet. Von Angaben über seinen furchtbaren Cult wimmelt das alte Testament und bezeugen denselben viele der Autoren des Alterthums [2]). Bei Katastrophen im Naturleben, bei Kriegsunglück, bei Gefahrdrohung aller Art wurden dem Moloch Knaben und Jünglinge geopfert, welche noch nicht verunreinigt waren, d. h. die dem Gott mißfällige Geschlechtslust noch nicht kannten. So fielen denn dem zornvollen Stiergott, ihn zu besänftigen, unter den semitischen Völkern alljährlich massenhafte Menschenopfer. Eigentlich gehörte ihm alle männliche Jugend von Rechtswegen; daher wurde durch das Loos die Auswahl der Opfer getroffen. Aber die größte Wirkung versprach man sich, wenn man das Liebste hingab, wenn man den einzigen oder den erstgeborenen Sohn auf die glühenden Arme der Molochstatue legte. Das Opfer war eine pomphafte Ceremonie.

---

1) Die Griechen nannten ihn Kronos, die Römer Saturnus.

2) Justinus XVIII, 6; Plutarch, de superstit. 13; Plinius, hist. natural. 36; Curtius IV, 15; Silius Italicus IV, 819.

Mit feuerfarbenen Gewändern angethan, verrichteten die Molochpriester ihren schrecklichen Dienst. Die Mütter der zu opfernden Kinder mußten mit dabei sein und durften keinen Schmerz verrathen. Ihre leisen Seufzer und das klägliche Geschrei der unglücklichen Opfer wurde mit dem Lärm von Flöten, Pauken und Cymbeln übertönt. Ein gräßlicher Hohn gab die krampfhaften Gesichtsverzerrungen der Kinder auf den Armen des Gottes für ein Lachen aus, das sogenannte sardonische Gelächter, so geheißen von den Kinderopfern zu Sardes (?) oder von den karthagischen auf der Insel Sardinien. In der semitischen Heimat scheinen besonders die Ammoniter und Moabiter den Molochgreuel gepflegt zu haben [3]). Das erste Buch der Könige erzählt ein merkwürdiges Molochopfer, aus welchem erhellt, daß unter Umständen auch die semitischen Könige ihr Theuerstes dem Herrn des Feuers darbringen mußten. Als Joram, der Sohn Ahab's, König von Israel war, bekriegte er die Moabiter und schloß sie, nachdem er das Land verwüstet, in ihre Stadt ein. Der Moabiterkönig versuchte einen Ausfall, aber dieser mißlang und die Bedrängniß war groß. Da nahm er, wie die Schrift sagt, seinen erstgeborenen Sohn, der König werden sollte an seiner Statt, und opferte ihn als Brandopfer auf der Mauer [4]). Mit wahrhaft kaufmännisch gemüthloser, Soll und Haben, d. h. die vermittelst der Menschenopfer zu erreichenden Vortheile, kalt berechnender Grausamkeit wurde der Molochdienst von den Phönikern betrieben, die schon bei Homer als ebenso gewandte und kunstfertige Männer der Seefahrt, des Handels und der Industrie wie als gewissenlose und herzensharte Leute erscheinen [5]). Der erbarmungslose Stiergott war so recht eine Gottheit für Kaufleute. Daher erreichte der molochistische Fanatismus in der phönikischen Colonie Karthago seinen Höhepunkt. Diodor weiß Entsetzliches davon zu erzählen [6]). Als 406 v. Chr. die Karthager bei der Belage-

3) B. d. Könige I, 11, 7.

4) B. d. Könige II, 3, 26. Es wird da noch hinzugefügt, daß das Opfer Erfolg gehabt, denn „da ward ein großer Zorn über Israel und Israel kehrte heim in sein Land." Daraus geht offenbar hervor, daß die Israeliten der Ansicht waren, sie könnten gegen die Moabiter, welche den Schutz Moloch's durch ein besonders kostbares Opfer erkauft hatten, Nichts ausrichten.

5) Ilias IV, 617, VI, 289, XXIII, 740. In der Odyssee (XIV, 88) heißt es von einem Phöniker:

Sieh, ein phönikischer Mann kam jetzt, ein im Truge gewandter
Gaudieb, der schon Vieles zur Plag' ausübte der Menschen.

rung Agrigent's von der Pest befallen wurden, opferte ihr Feldherr dem Moloch ein Kind, um den Gott zur Gewährung besseren Kriegsglücks zu vermögen. Hannibal brachte ihm einmal eine kolossale Hekatombe von 3000 gefangenen Himeräern. Auch Selbstopferungen kamen vor, wie sich denn Hannibal's Großvater Hamilkar im Jahre 480 v. Chr., als die Schlacht bei Himera eine für die Karthager ungünstige Wendung nahm, dem Moloch verbrannte. Ausführlich wird uns das große Knabenopfer berichtet, welches die Karthager bei Bedrohung ihrer Stadt durch das Heer des Agathokles von Syrakus dem Moloch brachten. Es hatten die kaufmännischen Karthager im Verlaufe der Zeit den echten Sinn des Opfers dadurch getrübt, daß sie statt der eigenen Sprößlinge Fremde und gefangene Feinde opferten. Man glaubte, der erzürnte Gott habe die Karthager die Schlacht gegen Agathokles verlieren und diesen unter den Mauern der Stadt erscheinen lassen, weil man ihm nicht mehr, wie früher, die eigene, edelste Jugend, sondern fremde, zu diesem Zweck gekaufte und aufgefütterte Kinder verbrannt hatte. Sogleich nun wurden zweihundert Knaben der vornehmsten Geschlechter zum Opfer auserwählt und die Familien, welche verdächtig waren, dem Gott früher seine echten Opfer entzogen, ihn durch untergeschobene Kinder gleichsam betrogen zu haben, stellten jetzt aus freien Stücken dreihundert Knaben. Unser Berichterstatter sagt bei dieser Gelegenheit: Es gab in Karthago eine eherne Bildsäule des Kronos (Moloch), welche die Hände aufwärts vor sich hinstreckte, so daß die Opfer, welche auf dieselben gelegt wurden, in den mit Feuer angefüllten Schlund hinunterrollten [6]).

Dem grimmen Moloch stand eine zweite, lebensfeindliche Gottheit zur Seite, die Astarte, die Königin des Himmels, von den Hebräern kurzweg Melecheth (Königin) genannt [7]). Sidon war der Hauptsitz ihres Cultus. Als weibliche Ergänzung des Moloch wurde auch sie mit einem Stierkopf oder wenigstens mit Stierhörnern gebildet, oft auch auf einem Löwen reitend und, als Kriegsgöttin, mit dem Speer in den Händen. Ebenso mit

---

6) Diodor XX, 14. Mit dem Vorschreiten der Bildung milderte sich die Furchtbarkeit des Molochdienstes. An die Stelle des wirklichen Verbrennens der Kinder setzte man das Hindurchtragen derselben zwischen zwei Feuern. Auch die Beschneidung der Knaben wurde als stellvertretendes Opfer von einigen der semitischen Stämme angenommen. Vgl. Movers, d. Religion der Phönizier, S. 60 fg. Bei großen Krisen griff man aber doch immer wieder zum Molochopfer in seinem stricten Sinne zurück.

7) Jeremias 7, 18, und 44, 17 fg.

den Mondhörnern[8]), denn der kalte Mond war ihr geweiht, weil sie die „jungfräuliche Göttin", die „himmlische Jungfrau". Wie dem Moloch Knaben und Jünglinge, so wurden der Astarte Jungfrauen geopfert. Auch verlangte die Göttin strenge Enthaltung vom Geschlechtsgenuß. Ihre Priesterinnen mußten streng die Keuschheit bewahren, Ehefrauen durften ihrem Altar nicht nahen. Ihre Priester lebten im Cölibat und bei dem großen Frühlingsfest der Göttin ließen es die Andächtigen nicht bei Verwundungen und Geißelungen bewenden, sondern viele entmannten sich im bacchantischen Taumel der Ekstase und zogen dann Weiberkleider an, um sich so möglichst in die weiblich keusche Natur Astarte's zu versenken[9]).

8.

Die Trennung zwischen dem lebensfreundlichen und lebensfeindlichen Princip wurde aber nicht immer streng festgehalten. Wie schon berührt worden, war in der Göttin von Baalbek Aschera-Astarte verschmolzen.

---

8) Daher Astaroth karnaim, d. i. die gehörnte Astarte.

9) Unter den Festen, die ich kenne, wird das größte beim Beginn des Frühlings gefeiert. Sie heißen es das Brand- oder Fackelfest und befolgen dabei folgende besondere Art der Opferung. Sie hauen große Bäume um und richten dieselben im Vorhof des Tempels auf. Hierauf werden Ziegen, Schafe und andere Opferthiere herbeigebracht und lebendig an den Bäumen aufgehangen: dazu kommen noch Vögel, Gewänder, goldene und silberne Kostbarkeiten. Wenn das so vorbereitet ist, werden die heiligen Bilder im Kreise um die Bäume getragen. Hierauf zündet man die Bäume an und in wenigen Augenblicken geht Alles in Flammen auf. An bestimmten Tagen versammelt sich das Volk in großer Menge bei dem Tempel. Hier verrichten die Priester den mystischen Dienst, wobei sie sich in die Arme schneiden und mit dem Rücken gegen einander stoßen. Eine Anzahl steht dabei und bläst auf Flöten, andere schlagen die Handpauken, wieder andere singen begeistert heilige Lieder. An diesen Tagen entstehen auch die Gallen (Kastraten). Denn während die Andern den heiligen Dienst begehen, wandelt die Raserei viele der Umstehenden an und Manche, die nur gekommen waren, um zuzusehen, verüben an sich, was ich jetzt beschreiben will. Der Jüngling, den dieser Zustand (der Ekstase) befällt, reißt sich die Kleider vom Leibe, rennt unter lautem Schreien mitten in den Kreis der Priester hinein, ergreift dort eines der Schwerter, die immer, wie es scheint, hiezu in Bereitschaft stehen, verschneidet sich damit und läuft dann durch die Stadt, indem er in den Händen hält, was er sich abgeschnitten. Und in welches Haus er es hineinwirft, aus demselben erhält er weibliche Kleider und weiblichen Putz. Lukian, de dea Syria, 49—51.

Ebenso Baal-Moloch in dem Localgott von Tyrus, Melkarth (d. i. König der Stadt). In ihm wurde ein schaffentes zugleich und zerstörendes Wesen angebetet, er war zumal der freundliche Sonnengott und der feindliche Feuergott. Sein Tempel strotzte von Gold. Sein Bild hatte das Auszeichnende eines goldenen Bartes. Wie wir schon bei früherem Anlaß anmerkten, fand Herodot auch in diesem Heiligthum die zwei phallischen Säulen vor, wie sie in den semitischen Tempeln bräuchlich waren. Nach der molochistischen Seite hin war der Cult des Melkarth grausam: es wurden ihm Menschenopfer gebracht; auch kasteiten sich seine Priester, indem sie sich mit Pfriemen und Messern verwundeten. Endlich wurde in den Tempeln des Melkarth, wie in denen des Moloch und der Astarte, ein ewiges Feuer unterhalten. Nach der positiven Richtung hin aber knüpft sich an Melkarth die Vorstellung von der segenbringenden Umkreisung der Erde durch die Sonne. Da ist Melkarth Lichtgott und Culturheros, welcher die Erde durchwandert, Colonien gründet, barbarische Völker unterwirft und alle Werke der Civilisation fördert[1]). Mit dieser Seite des Melkarthmythus hängt der tyrisch-karthagische Mythus von der Göttin Dido-Anna, d. i. Astarte-Aschera, eng zusammen. Dido-Astarte war die spröde, der Zeugung und allem Leben abgeneigte Mondgöttin, welcher zu Karthago Menschenopfer fielen. Das Wachsen und Schwinden des Mondes wurde als das Kommen und Gehen der wandernden Göttin angesehen. Melkarth, d. h. Melkarth als Baal, folgt ihr suchend in liebender Sehnsucht. Holt er sie ein, wandelt sich die Dido zur Anna (d. i. Anmuth) und indem sich diese dem Gott ergibt, wird Dido-Astarte in seiner Umarmung zur Anna-Aschera und dem Bund des Sonnengottes mit der Mondgöttin entsproßt überall neues Leben; vereint schaffen, gestalten, cultiviren sie[2]).

Augenscheinlich ist hier der Kampf, d. h. der Wechsel, der Zeiten des kreisenden Jahres, der freundlichen und feindlichen Naturgewalten, mythologisirt. Noch deutlicher geschah dies in dem Cult des Adonis, welcher zu Byblos (Gebal) blühte. Adonis verräth sich schon durch seinen Namen,

---

1) Daraus erklärt es sich, daß die Griechen den Gott von Tyrus mit ihrem Culturheros Herakles identificiren konnten.

2) Hievon kommt die Sage von der Gründung Karthago's durch Dido. Virgil hat dann aus dem Melkarth-Dido-Anna-Mythus seine Liebesgeschichte von Aeneas und Dido gemacht.

welcher Herr (hebr. Adonai) bedeutet, als die Wesenheit des Baal. Adonis, als schöner Jüngling dargestellt, ist die Natur in ihrer Blüthenschöne. In seinem Mythus wiederholt sich der von Osiris und Typhon so genau, daß man noch nicht recht im Klaren ist, ob der ägyptische oder der semitisch-phönikische der ursprünglichere sei [3]). Wie dem Osiris Typhon, so steht dem Adonis Moloch entgegen, dem Frühling der Glutsommer. Adonis wird durch einen wilden Eber, also durch ein dem Moloch heiliges Thier, auf dem Libanon getödtet [4]). Um ihn klagt, wie Isis um den Osiris klagte, die Göttin Salambo, sicherlich eine locale Modification der Aschera, und die Griechen dichteten dann den ganzen Mythus in die schöne Liebessage von Adonis und Aphrodite um, was um so weniger Zwang erforderte, da die syrische Lebensmutter ganz wohl das Vorbild der griechischen Liebesgöttin abgeben konnte. Das Trauerfest um den todten Adonis währte mehrere Tage. Das Bild des Gottes, schön geschmückt, wurde von seinen Priestern umhergetragen. Sie gingen dabei in zerrissenen Kleidern, mit geschorenem Bart- und Haupthaar. Die Frauen im Zuge erhoben lautes Wehgeschrei und schlugen und kratzten sich die Brüste [5]). Es war die Klage um die hinwelkende Natur. Aber mit dem Frühling erstand auch Adonis wieder zum Leben, und wie sein Tod mit selbstquälerischer Trauer, so wurde seine Auferstehung mit unbändigem Jubel gefeiert. Mit der frühlingshaften Zeugungskraft der Natur erwachte auch die Geschlechtslust der üppigen Syrer in erhöhter Stärke und wilde Orgien begrüßten die Wiederkehr des Gottes [6]).

---

3) S. o. Kap. I, 10, Note 1.

4) Wahrscheinlich ist die Tödtung des Adonis nur der euphemistische Ausdruck für die Entmannung des Gottes. Adonis wird entmannt, d. h. die Natur verliert im Herbst ihre Zeugungskraft. Auch Osiris wurde durch Typhon entmannt, wenigstens als Leichnam. Das Ineinanderspielen des Osiris- und Adonis-Mythus ergibt sich auch aus dem weitern Umstand, daß Isis den Leichnam ihres ermordeten Gemahls an der phönikischen Küste wiederfindet.

5) Lukian, a. a. O. 6. Von dem griechischen Idylliker Bion aus Smyrna (270 v. Chr.) besitzen wir ein schönes Klagelied um Adonis, zu dessen Todtenfeier gesungen.

6) Eine prächtige Adonisfeier edlerer Art veranstaltete zu Alexandria die Schwester und Gemahlin des Königs Ptolemäos Philadelphos, Arsinoe. Theokrit aus Syrakus (280 v. Chr.), der berühmte Bukoliker, hat dieses Fest in dem Idyll „Die Syrakuserinnen", dem reizendsten poetischen Genrebild, welches uns aus dem Alterthum über-

9.

Wir übergehen, was Sanchuniathon[1]) von der Art und Weise beibringt, wie die Offenbarung der phönikischen Dogmen stattgefunden. Er spricht von einem gewissen Thaaut, welcher zuerst die religiösen Anschauungen gelehrt und systematisirt hatte. Es ist das aber offenbar nur eine Erinnerung an den ägyptischen Thoth. Auch die phönikische Kosmogonie, soweit wir sie insbesondere durch Eusebius, den Vater der christlichen Kirchengeschichte, kennen[2]), enthält nur Reminiscenzen an die ägyptische. Kolpios und Baau, d. i. Wind und Nacht, die beiden Urkräfte, gatteten

---

liefert worden, beschrieben. Wir führen Einiges daraus an, namentlich die der Festsängerin (γυνὴ ἀοιδός) in den Mund gelegte Stelle.

Sieh, wie bewundrungswürdig er selbst (Adonis) auf silbernem Lager
Ruht, um die Schläfen gebräunt von der Erstlingsblüthe der Jugend . . .
Neben ihm steht anmuthig, was hoch auf dem Baume gereifet;
Neben ihm auch Lustgärtchen, in silbergeflochtenen Körben
Wohl umhegt, auch Syrergedüft im goldenen Krüglein;
Auch des Gebackenen viel, was Frau'n in der Pfanne gebildet,
Weißes Mehl mit der Blumen verschiedener Würze sich mengend;
Was sie mit lauterem Oel getränkt und der Süße des Honigs:
Alles erscheint, wie Geflügel und wandelndes Leben um Jenen.
Grünende Laubgewölbe, vom zartesten Dille beschattet,
Bau'ete man, und oben, als Kinderchen, fliegen Eroten . . .
O, wie unser Gold pranget und Ebenholz! O wie die Adler,
Schimmernden Elfenbeins, hintragen das Kind (Ganymedes) zu Kronion!
Auf meerpurpurnem Glanze der Teppiche
Ward ein Lager gedeckt, und ein and'res dem schönen Adonis.
Dort hält Kypris die Ruhe und hier der holde Adonis,
Ihr rothwangiger Jüngling von achtzehn oder von neunzehn.
Kaum noch sticht sein Kuß, noch blüht's um die Lippen ihm röthlich.
Jetzo möge sich Kypris erfreu'n des schönen Gemahles.
Morgen wollen wir ihn, mit dem Frühthau alle versammelt,
Tragen hinaus in die Woge, die wild am Gestad' emporschäumt;
Alle mit fliegendem Haar und die Schöße gesenkt auf die Knöchel,
Alle mit offener Brust; so heben wir hell den Gesang an:
Holder Adonis,
Schenk' uns Heil, o Adonis, und bring' ein fröhliches Neujahr!
Freundlich kamst du, Adonis; o komm, wenn du kehrest, auch freundlich!

1) Sanch. ed. Orelli, p. 42.

2) Eusebii praeparatio evangelica, I, 10 fg.

sich mit einander und aus ihrer Umarmung entsproß **Mot**, das Weltei. (Nach einer andern Version ist Mot der Urschlamm, in welchem die Begattung der beiden Urpotenzen vor sich ging.) Das Weltei enthielt die Keime alles Lebens und aller Wesen, aber wie die Bebrütung desselben vor sich ging, ist unklar. Genug, aus dem Weltei entwickelte sich eine lange Reihenfolge von Organismen, die Zeit, die Elemente, alle Wesenheiten, und von den allerunvollkommensten Thiergebilden stieg die Reihe dieser Zeugungen oder Geburten oder Entwickelungen hinauf bis zu den Menschen und den Göttern[3]).

10.

Nordwestlich von Syrien erstreckt sich die Halbinsel **Kleinasien**, von der mesopotamischen Ebene und dem armenischen Hochland im Osten begränzt, nordwärts ans schwarze, westwärts ans ägäische Meer. Der Taurus nimmt in der kleinasiatischen Landschaft dieselbe Stelle ein, wie die libanontischen Gebirgszüge in der syrischen. Bodenbeschaffenheit und Klima, also die Lebensbedingungen, waren dort so ziemlich genau dieselben, wie hier. Auf verhältnißmäßig beschränktem Raum hatte sich in Kleinasien eine Vielzahl von Völkerstämmen niedergelassen: **Phrygier**, **Lydier**, **Mysier**, **Karier**, **Bithynier**, **Paphlagonier**, **Lykier**, **Kilikier**, **Kappadokier**. Die jenseits des Taurus und Halys angesessenen Kilikier und Kappadokier läßt man mit Bestimmtheit als Semiten gelten, die Phrygier und Lydier dagegen, sammt ihren Nebenstämmen, zählt man einer anderen Nationalität zu, der arisch-indogermanischen. Indessen ist wohl eine engere oder weitere Verwandtschaft sämmtlicher Kleinasiaten mit der großen babylonisch-syrisch-phönikischen Familie anzunehmen, wie denn z. B. der Name der Lydier auf Lud, den Sohn Sem's, hinweist. Und ihre Hauptstütze findet diese Annahme in dem Umstand, daß Dogmen und Culte der Kleinasiaten mit denen der Semiten augenscheinlich auf eine und dieselbe Quelle zurückzuführen sind[1]).

---

3) Vgl. Eckermann, Religionsgeschichte und Mythologie, I, 133. Schwenck, Mythologie der Semiten, S. 325 fg.

1) Freilich, auch der Glaubenskreis der Griechen, also eines zweifellos indogermanischen Stammes, ist der Anklänge an die religiösen Vorstellungen der Semiten

Auch dem religiösen Glauben und Thun der kleinasiatischen Völker liegt nämlich die Vorstellung von einer zeugenden und einer gebärenden Naturkraft zu Grunde und das Verhältniß der syrischen Gottheiten Baal und Aschera wiederholt sich bei den Kleinasiaten in dem von Men und Ma, welche ebenfalls, wie jene, verschiedenen localen Modificationen unterlagen. Auch die Doppelgestaltung der Naturmacht als einer schaffenden und zerstörenden, sowie die Verschmelzung des männlichen und des weiblichen Princips zu einem mannweiblichen Gottbegriff findet sich hier. Endlich ist auch der Cult wesentlich orgiastischer Natur, in Lust und Qual. Wir beschränken uns auf die Berührung der vortretendsten Erscheinungen.

11.

Die Phrygier müssen ein sehr phantasiereiches Volk gewesen sein. Unter ihnen entstand die Midas-Sage, welche von den Griechen vielseitig ausgebildet wurde. Eine andere Sage, die vom unglücklichen Flötenspieler Marsyas, deutet auf die musikalische Begabung des phrygischen Stammes, dem die Griechen die Erfindung der Flöte zuschrieben, freilich so zu sagen auf einem Umwege, indem Marsyas die von der Athene verächtlich weggeworfene Flöte nur aufgehoben habe.

Die erste phrygische Gottheit, die eigentliche Nationalgottheit, war die Kybele oder Kybebe, die „große Mutter", die „Königin", die „Alles Geberin" genannt [1]), auch die „idäische Mutter", vom Berge Ida, einer der Hauptstätten ihres Dienstes. Sie ist unstreitig die syrische Aschera, weßhalb

voll. Die Einwirkung der ägyptischen Theologie auf die semitische und griechisch-römische erklärt Vieles, aber lange nicht Alles. Spuren arischer Einflüsse liegen in dem semitischen Sonnen- und Feuercult doch zu deutlich vor, um übersehen werden zu dürfen. Die Wissenschaft der Zukunft wird manche Dunkelheit aufhellen, die jetzt noch über dem Zusammenhang der religiösen Vorstellungen der äthiopisch-ägyptischen, der arischen und der semitischen Völkerfamilie schwebt. Klar ist bis jetzt nur das völlig, daß überall die Anschauung des Werdens und Vergehens in der Natur zu Grunde gelegen hat.

1) Diodor III, 58. In Pessinus führte die Göttin auch den Beinamen Agdistis, von der gleichnamigen Bergspitze des Didymos bei der Stadt. Agdistis deutet also, wie die Bezeichnungen „didymonische" und „idäische" Mutter, auf den Höhencult der Göttin. Vgl. Herodot I, 80. Pausanias I, 4, 11.

auch die Griechen sie Aphrodite hießen [2]). Ihr ältestes Bild im Tempel zu Pessinus war nur ein unförmlicher Stein; später wurde sie als stattliche Matrone dargestellt, mit einem Schleier um das Haupt, was das geheimnißvolle Walten der Natur, und mit einer Mauerkrone, was ihren Charakter als Culturgöttin anzeigen sollte. Auch auf einem von Löwen gezogenen Wagen stehend — (Symbolisirung ihrer Naturmächtigkeit) — wurde sie gebildet, in der Rechten das Szepter, in der Linken die phrygische Handpauke haltend. Stiere, Böcke und Widder, die Thiere starker Zeugungskraft, waren ihr heilig und wurden ihr geopfert. Auch die Taube, als Sinnbild der Zärtlichkeit, und der Granatapfel als Sinnbild der Fruchtbarkeit, waren ihr geweiht. Ihr wohlgefälligstes Opfer, ganz wie das der Baaltis-Mylitta-Aschera, war die Hingabe der jungfräulichen Keuschheit: die phrygischen und lydischen Mädchen gaben sich bei den Tempeln der Göttin ihr zu Ehren preis [3]). Den rauschenden Festcult der großen Mutter hat der römische Dichter Lucretius schön beschrieben [4]). Da zogen die Processionen der An-

---

2) Der homerisch-virgil'sche Sagenkreis von der Aphrodite-Venus, als Beschützerin Ilion's, welches bekanntlich in der Nachbarschaft des Berges Ida lag, und als Mutter des Aeneas, leitet sich demnach von dem Dienst der phrygischen Göttermutter, Kybele-Aschera, der idäischen Mutter, her.

3) Der Gewinn der Preisgebung fiel aber hier den Mädchen selber zu. Herodot (I, 93) wenigstens sagt: Bei den Lydiern huren überhaupt alle Töchter, legen sich damit eine Aussteuer an und treiben das fort, bis sie heiraten wollen, und da statten sie sich selber aus.

4) Hanc veteres Graiûm docti cecinere poëtae
Sublimem in curru bijugos agitare leones:
Aëris in spatio magnam pendere docentes
Tellurem; neque posse in terra sistere terram.
Adjunxere feras, quod quamvis effera proles
Officiis debet molliri victa parentum.
Muralique caput summum cinxere corona,
Eximiis munita locis quia sustinet urbeis:
Quo nunc insigni per magnas praedita terras
Horrifice fertur divinae matris imago.
Hanc variae gentes antiquo more sacrorum
Idaeam vocitant matrem, Phrygiasque catervas
Dant comites, quia primum ex illis finibus edunt
Per terrarum orbem fruges coepisse creari.
Tympana tenta tonant palmis et cymbala circum

dächtigen unter der Pfeifen, Cymbeln, Trompeten und Pauken betäubendem Schall durch die Städte und durch die Bergwälder, traten zu üppigen Tänzen zusammen und ergossen ihre Begeisterung in Hymnen zum Preise der Allmutter. Aber gerade mitten in diesem Festjubel kam auch die lebensfeindliche Kehrseite des Kybeledienstes zu Tage. In der Aufregung der lärmenden Feier steigerte sich die Andacht zum Rausch, zur wilden Verzückung, zur Raserei und in solchem Zustande zapften sich die Kybelediener nicht nur mit Messerschnitten an Armen und Nacken Blut ab, sondern sie brachten auch, vermittelst einer scharfen Muschel sich entmannend, ihre Mannheit der Göttin zum Opfer, mit dem Ruf: Nimm das, Agdistis[5])! Zusammengehalten mit dem weiteren Umstande, daß die Priester der Göttin, wenigstens an ihrem Haupttempel zu Pessinus, Verschnittene (Gallen) sein mußten und unter einem verschnittenen Oberpriester (Archigallus) standen[6]), bezeugt dies, daß neben dem Wesen der Aschera auch das der Astarte in der großen Mutter verehrt wurde. Diodor bringt auch einen Mythus bei[7]), welchem zufolge die Kybele lange vor den Umarmungen des Himmelsgottes Hyperion (d. i. Baal) flieht, bis sie sich ihm endlich ergiebt, eine offenbare Wiederholung des Mythus von Melkarth und Dido-Astarte. Das männliche Prin-

---

Concava, raucisonoque minantur cornua cantu,
Et Phrygio stimulat numero cava tibia menteis,
Telaque praeportant violenti signa furoris,
Ingratos animos, atque impia pectora volgi
Conterrere metu quae possint numine divae.
Ergo cum primum magnas invecta per urbeis
Munificat tacita mortaleis muta salute:
Aere atque argento sternunt iter omne viarum
Largifica stipe ditantes, pinguntque rosarum
Floribus, umbrantes matrem comitumque catervas.

(De nat. rer. II, 599 seq.)

5) Die Korybanten, die Begleiter der Kybele auf ihren Umzügen, hat man später ebenfalls als dämonische Naturmächte verehrt. Man leitet das Wort von dem Berg *Κόριον* auf Kypros her, wo ja auch der Dienst der großen Zeugungsgöttin blühte, wie schon berührt worden. Die Korybanten waren aber wohl ursprünglich Nichts als Musiker und Tänzer, die sich bei den Festen der Göttin in der Raserei des Korybantentanzes (Pyrrhiche) bis zur somnambulen Verzückung steigerten oder im Taumel der Andachtswuth sich entmannten.

6) Dio Cassius LXVIII, 27.

7) Diodor III, 56 fg.

cip, als Gott Men (Manes) verehrt, trat in der religiösen Anschauung der Phrygier vor dem weiblichen weit zurück, wie ja auch in Babylon der Dienst der Mylitta den des Bel, in Syrien der Dienst der Aschera den des Baal überwog. Men und Ma (Kybele) heißen auch geradezu Papas und Amma (Vater und Mutter[8]). Weil man aber das Männliche in dem Gottheitsbegriff nicht ganz fallen lassen, und dennoch die vortretende Rolle des Weiblichen beibehalten wollte, wurde die große Mutter zu einer mannweiblichen Gestalt umgebildet. Hinwiederum gilt ein dritter Hauptgott der Phrygier, Attys, für den Sohn des Men. Der Attys-Mythus, in welchem sich die Localisirung des phönikischen Adonis-Mythus kaum verkennen läßt, und auf dessen Bedeutung also das oben von letzterem Gesagte Anwendung findet, ist sehr verworren. Die Alten bringen Verschiedenes, zum Theil Widersprechendes darüber vor[9]). Er ist, wie schon erwähnt, der Sohn des Men, dann aber auch wieder aus der männlichen Kraft der mannweiblichen Kybele erzeugt und mit Men identificirt. Ferner ist er der erste Galle, weil er sich aus rasender Liebe zur Agdistis entmannte, oder ein Priester derselben, welcher sein Keuschheitsgelübde brach, und dafür zur Strafe durch die Göttin seiner Mannheit beraubt wurde. Die Sage wird auch noch anders und weiter ausgesponnen. Die Götter (welche?) entmannen sich, und aus den Blutstropfen erwächst ein Mandelbaum. Nana, des Sangarios Tochter, steckt die Frucht dieses Baumes in den Busen, wird davon schwanger und gebiert den Attys[10]). Weil sie sich aber dieser wunderbaren Mutterschaft schämt, verleugnet sie das Kind und läßt es von einem Bock (oder doch wohl von einer Ziege) aufsäugen. Als der Knabe zum blühenden Jüngling geworden, entbrennt die Agdistis in Liebe zu ihm, und wird vor Eifersucht rasend, als sie merkt, daß Attys eine Andere liebt. Auch Attys selbst fällt in Raserei und entmannt sich im Hain der Göttin unter einer Pinie. In wehmüthiger

---

8) Diodor III, 57. Ich erinnere beiläufig, daß bei den Peruanern die Mondgöttin ebenfalls den Titel Mama (Mutter) führte. S. B. I, S. 79. Auch bei den Griechen war Ma als Bezeichnung der Lebensmutter nicht ungebräuchlich. *Μᾶ Γᾶ, μᾶ Γᾶ, βοᾶν φοβερὸν ἀπότρεπε* — heißt es bei Aeschylos (Hiketiden, V. 887).

9) Pausanias II, 26, 4, VII, 17. Herodot I, 7, 94. Athenäus XII. Strabo XII, 567. Catull, carm. 62. Ovid Fast. 4, v. 220 seq. Livius XXIX, 11.

10) Im aztekischen Mythus steckt die Koatlicue einen vom Himmel gefallenen Federball in den Busen, wird davon schwanger und gebiert den Huitzilopotchli. Vgl. Buch I, S. 61.

Trauer bedeckt die Lebensmutter die abgeschnittenen Aidoia des Geliebten mit ihrem Kleide[11]). Die Gallen aber entmannen sich zum Gedächtniß des Attys.

Man sieht, aus diesem krausen, zum Theil sinnlosen Mythus, — sinnlos wenigstens in der auf uns gekommenen Form der Ueberlieferung — geht nur Eins mit Klarheit hervor, was wir übrigens als Charakter der vorderasiatischen Culte schon kennen: daß hier die religiösen Vorstellungen die Menschen zu wilder Ueppigkeit trieben, um dann in wilde Grausamkeit überzuspringen. Zügellose Wollust und zügellose Kasteiung, — diese und jene nur verschiedene Ausdrucksweisen derselben sinnlichen Natur, die sich überall kein Maaß und Ziel zu setzen weiß.

Es ist überflüssig, von den Umfärbungen der Lehre von Men und Ma in Dogma und Cult bei den übrigen kleinasiatischen Stämmen des Breiteren zu reden. Das Wesen dieses Glaubenskreises bleibt immer dasselbe: Annahme einer schaffenden und einer gebärenden, oft mit einander verschmolzenen, dem Leben freundlich zugekehrten oder feindlich abgewendeten Naturmacht und Verehrung derselben durch ausschweifende Lust oder ausschweifende Askese. In Lydien scheint die Kybele-Aschera mit dem Namen Omphale genannt worden zu sein, und trat ihr der Gott Sandon (Sardan, Jardan) zur Seite, in der Hauptsache eben auch wieder kein Anderer, als Baal-Men. In der mannweiblichen Ineinsbildung der beiden Gottheiten, welche im Kultus dadurch ihren Ausdruck fand, daß bei den religiösen Festen die Männer in durchsichtigen Weiberkleidern, die Frauen in kriegerischer Männerrüstung erschienen, — wiederholt sich die syrisch-phönikische Combination Melkarth-Aschera. Die Griechen dichteten dann den lydischen Mythus in ihre Sage von Herakles und Omphale um. Daß der Dienst der Kybele auch bei den Stämmen der Troer, die im Nordwesten Kleinasiens saßen, daheim gewesen, ergibt sich, wie bereits berührt worden, schon aus dem Beinamen der Göttin: idäische Mutter. Den Apfel in der Sage vom Paris hat man mit Fug als den der Aschera geheiligten Granatapfel gedeutet. Auch den bithynischen Mythus vom Knaben Hylas, einer Modification des Adonis-Attys, haben die Griechen in ihrer Weise sich zurechtgelegt, und endlich wurzelt die berühmte griechische Amazonen-Sage ebenfalls im kleinasiatischen Cult. Nördlich vom Taurus nämlich, am obern Lauf des Halys,

11) S. Nork, die Götter Syriens, S. 121 fg.

bis nach Armenien hinauf, saßen Stämme, welche früher den Namen Kappadokier, später den allgemeinen der Syrier trugen. Hier wurde in dem Tempel zu Kabeira der Man, in dem zu Komana die Ma oder Mene verehrt. Und zwar letztere mit Hervorkehrung ihrer Astarte-Seite, so daß sie als keusche Mondgöttin erschien, welcher zu Ehren die Jünglinge ihre Mannheit opferten, die Jungfrauen ihre Keuschheit bewahrten. Strabo weiß von nicht weniger als 6000 Hierodulen zu erzählen, welche zu seiner Zeit zum Tempel von Komana gehörten. Weil nun die jungfräuliche Astarte=Mene auch als den zerstörenden Werken des Krieges vorstehend vorgestellt wurde, erschienen ihre Hierodulen bei den großen Festen mit kriegerischer Wehr angethan und führten Waffentänze auf. Hieraus, mit Hinzunehmung des Umstandes, daß diese Tempelmädchen, wie die der syrischen Astarte, entgegen der sonstigen hierodulischen Art, jungfräulich bleiben mußten, haben die Griechen ihre Sage von den Amazonen gemacht, welche sich, um den Bogen besser spannen zu können, die rechte Brust abschnitten, unter einer Königin einen förmlichen Staat bildeten, auf Eroberungen auszogen und keinen Mann unter sich duldeten [12]).

---

12) In dieser Sage ist dann die kappadokische Ma oder Mene zur „stierreitenden Artemis“ geworden, weil ja der Begriff dieser griechischen, dem Zeugungswerk abholden Göttin dem der Astarte entsprach. Was die Ableitung und Bedeutung des Namens Amazonen betrifft, so gilt er gewöhnlich als der Gegensatz von πολυμάζων (vielbrüstig), wonach Amazonen bedeutete die „Busenlosen“, hergenommen von der im Text erwähnten Verstümmelung. Man hat aber Grund, mit Duncker (a. a. O. I, 238, Anm. 2) zu glauben, der Name Amazonen sei ursprünglich gar nicht griechisch, sondern stehe vielmehr mit dem Namen der Göttin Ma (Amma) in Verbindung, eine Annahme, die eine weitere Stütze erhält in dem Umstand, daß die antike Skulptur die Amazonen nicht einbrüstig, sondern zweibrüstig bildete. Die Amazonensage gehört zu denen, welche das Alterthum mit besonderer Vorliebe ins Detail ausmalte. Da hat man denn, um das Problem der Fortpflanzung des Jungfrauenstaates zu lösen, gedichtet, daß die mannbaren Mädchen, auf des Kriegsgotts Mars Geheiß, in jedem Frühling nächtlicher Weile an einem bestimmten Ort zu den Jünglingen des benachbarten Stammes der Gargaräer in Liebe sich gesellten. Die aus diesem Frühlingsnachtgang entsprossenen Knaben wurden den Gargaräern zugeschickt, die Mädchen behielten die Amazonen. Mir scheint, am schönsten hat ein Deutscher, Heinrich von Kleist, von den Amazonen gedichtet, in seinem Trauerspiel Penthesilea, und ich versage mir nicht, aus diesem wenig bekannten Gedicht die wunderbar schöne Stelle von dem amazonischen Brautfest anzuführen: —

12.

Wir wenden uns noch einmal nach der Landschaft zurück, von welcher wir bei Betrachtung der religiösen Erscheinungen Vorderasiens ausgegangen,

---

So oft
Die Königin, was ihr der Tod entrafft,
Dem Staat ersetzen will, ruft sie die blüh'ndsten
Der Frau'n von allen Enden ihres Reichs
Nach Themiskyra hin und fleht im Tempel
Der Artemis auf ihre jungen Schöße
Den Segen keuscher Marsbefruchtung nieder.
Ein solches Fest heißt, still und weich gefeiert,
Der blüh'nden Jungfrau'n Fest. Wir warten stets,
Bis — wann das Schneegewand zerhaucht — der Frühling
Den Kuß drückt auf den Busen der Natur.
Diana's heil'ge Priesterin verfügt
Auf dies Gesuch sich in den Tempel Mars'
Und trägt, am Altar hingestreckt, dem Gott
Den Wunsch der weisen Völkermutter vor.
Der Gott dann, wenn er sie erhören will —
Denn oft verweigert er's, die Berge geben,
Die schneeigen, der Nahrung nicht zu viel —
Der Gott zeigt uns durch seine Priesterin
Ein Volk an, keusch und herrlich, das statt seiner,
Als Stellvertreter, uns erscheinen soll.
Des Volkes Nam' und Wohnsitz ausgesprochen,
Ergeht ein Jubel nun durch Stadt und Land.
Marsbräute werden sie begrüßt, die Jungfrau'n,
Beschenkt mit Waffen von der Mütter Hand,
Mit Pfeil und Dolch, und allen Gliedern fliegt,
Von emf'gen Händen jauchzend rings bedient,
Das erzene Gewand der Hochzeit an.
Der frohe Tag der Reise wird bestimmt,
Gedämpfter Tuben Klang ertönt, es schwingt
Die Schaar der Mädchen flüsternd sich zu Pferd
Und still und heimlich, wie auf woll'nen Sohlen,
Geht's in der Nächte Glanz durch Thal und Wald
Zum Lager fern der Auserwählten hin.
Das Land erreicht, ruh'n wir an seiner Pforte
Uns noch zwei Tage, Thier' und Menschen, aus:

um noch kurz von der Religion der Assyrer zu handeln. Der Mittelpunkt der Sitze dieses Volkes, das eigentliche Assur, war zwischen den Strömen Zab und Tigris gelegen. Es hat, dem syrisch-semitischen Stamm angehörend[1]), einer hoch in die Vorzeit hinaufreichenden Cultur sich zu rühmen gehabt und ist, nachdem es über Mesopotamien sich ausgedehnt, erobernd nach Syrien und bis nach Aegypten vorgedrungen. Jedermann weiß, daß in der Staats- und Culturgeschichte der Euphrat- und Tigrisländer zwei große Perioden zu unterscheiden sind: die babylonische und die assyrische, welche letztere man auch die babel-assur'sche nennen kann. Denn nachdem die Assyrer vormals das Reich Babylon vernichtet, kamen nach sechshundert Jahren umgekehrt die Babylonier, unter Nabopolassar und Nebukadnezar, über Assyrien, und diese Könige hoben das also vereinigte und wiedergeborene assyrisch-babylonische Reich auf den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes. Nebukadnezar, der Wegführer der Juden ins babylonische Exil,

---

Und wie die feuerrothe Windsbraut brechen
Wir plötzlich in den Wald der Männer ein
Und weh'n die Reifsten derer, die da fallen,
Wie Saamen, wenn die Wipfel sich zerschlagen,
In uns're heimatlichen Fluren hin.
Im Tempel der Diana pflegt man ihrer
Durch heil'ger Feste Reih'n, von denen mir*)
Bekannt Nichts als der Name: Rosenfest —
Und denen sich bei Todesstrafe Niemand
Als nur die Schaar der Bräute nahen darf,
Bis uns die Saat selbst blühend aufgegangen.
Und königlich beschenken wir die Männer
Und schicken sie, am Fest der reifen Mütter,
Auf stolzen Prachtgeschirren wieder heim.

*) Es spricht nämlich die jungfräuliche Penthesilea, welche in Kleist's Tragödie dem Achilleus die ganze Amazonensage erzählt (Sz. 15).

1) Die assyrische Sprache war ein Dialekt des semitischen oder syro-arabischen Sprachstammes. Indessen muß die medisch-persische, also arische Sprache auf die assyrische bedeutend eingewirkt haben oder diese auf jene. Denn wie sollte sonst die assyrisch-babylonische Keilschrift so große Aehnlichkeit mit der medo-persischen haben können? Außer der Keil- oder Pfeilkopfschrift, welche hauptsächlich bei Monumenten angewendet wurde, war auch noch eine hieratische oder Cursivschrift in Assyrien in Gebrauch und diese gleicht ungemein der Schrift, welche unter wenig wesentlichen Modificationen allen den Völkern eigen war, welche die Dialekte der semitischen oder syro-arabischen Sprache redeten. Vgl. Layard, Ninive und seine Ueberreste, S. 275 fg.

und Zerstörer Jerusalems, ist der assyrische Napoleon. Er starb nach einer dreiundvierzigjährigen Regierung (561 v. Chr.[2]), welche ganz Vorderasien mit seinem Namen erfüllt hatte[3]). Von seinen Nachfolgern war ihm keiner ebenbürtig, und sein Reich theilte das Schicksal aller Eroberungsstaaten: es fiel, schnell alternd, der jugendfrisch aufstrebenden Persermacht anheim, nachdem Kyros die Wunderstadt Babylon erobert hatte (535). Ihre Nebenbuhlerin, Ninive, deren Ruinen Layard und andere neuere Forscher unweit von Mosul in der Nähe der Dörfer Nimrud, Nebbi Jusus und Kalla Nunia wiedergefunden zu haben mit Grund annehmen, — Ninive war schon i. J. 605 durch die Meder mit Beihülfe der Babylonier zerstört worden[4]).

Was die Bibel und die Alten über die religiösen Zustände Assyriens beibringen, gewährt, auch zusammengehalten mit den Anschauungen, welche uns die Ausgrabungen in Mesopotamien geliefert[5]), vorerst noch eine nur sehr verkümmerte Ansicht von diesem Religionsgebäude. Die jüdischen Propheten, welche uns dasselbe bei etwas gutem Willen vollständig hätten zeichnen können, haben sich wohl gehütet, der Nachwelt den Gefallen zu thun, mit solchem „Gräuel der Gojim" des Näheren sich zu befassen. Was wir aber vermuthen dürfen und was wir wissen, gestattet zu sagen, daß wir es auch hier mit den unter dem babylonisch-syrischen Stamm gäng und gäben Vorstellungen zu thun haben.

Bel und Beltis, die zeugende und schaffende und die empfangende und gebärende Kraft, waren demnach auch bei den Assyrern die Hauptgottheiten. Von den Namen, welche sie anderwärts führten (z. B. Dagon und Derketo bei den Philistern), hat man in den ausgegrabenen Palasttrümmern von Nimrud und Khorsabad ebenfalls Spuren gefunden. Eine Zeichnung Layard's (Fig. 81) führt uns das Bruchstück einer Procession vor, wo männliche und weibliche Götterbilder auf Tragbahren einhergetragen werden. Das männliche mit Stierhörnern am Kopf, mit einem Beil in der Rechten und

2) Oder 562. Ueber die assyrisch-babylonische Chronologie vgl. Seyffarth's Abhandlung, welche der Verdeutschung von Layard's Werk durch Meißner beigegeben ist (S. 465 fg.).

3) In der berühmten Keilinschrift von Bisitun oder Behistun, welche von Rawlinson entziffert wurde, lautet dieser Name Nabukadrahchara.

4) Layard behauptet (a. a. O. 273) die Zerstörung Ninive's im Jahre 606 und bringt Clinton's Beweisführung für diese Zeitangabe bei.

5) S. die reiche Auswahl der Layard's Schrift beigegebenen Abbildungen.

mit einem Bündel Blitze (?) in der Linken, mag auf den Himmelsgott Bel hinweisen. Ein weibliches, mit einem Stern über dem Haupte, auf die Beltis-Mylitta-Aschera. Die Symbole, welche diese Figur in den Händen trägt, sind freilich nicht ganz deutlich, doch ähnelt das in der Rechten der phallischen Form. Der Kopfschmuck gleicht dem der Kybele. Auf einem andern Bild (Fig. 82), welches nach Layard die Astarte (besser wohl die Aschera) darstellt, auf einem Löwen stehend, ist das Attribut der Kybele, die Mauerkrone noch deutlicher. Biblische Urkunden[6]) lassen den assyrischen König Sanherib im Tempel seines Gottes Nisroch von seinen Söhnen erschlagen werden. Ob auch in diesem Nisroch, welchen die Uebersetzung der Septuaginta an der einen Stelle zu einem Mesorach, an der andern zu einem Asarach macht, die Wesenheit Baals sich berge, ist ungewiß. Seine kriegerische Ausrüstung auf den assyrischen Monumenten kann auch auf einen Kriegsgott hindeuten. Der Umstand ferner, daß Nisroch mit einem Adlerkopf gebildet ist — Nisr bedeutet in den semitischen Sprachen Adler — und daß auch dem phönikischen Melkarth der Adler heilig war, läßt vielleicht eine Identificirung des assyrischen mit dem phönikischen Gott zu. Aber die Alten berichten auch von einem assyrischen Gott Sandon oder Sardan[7]), den wir schon bei den Lydiern gefunden. Sie nennen ihn Herkules[8]), wie sie auch den Melkarth nannten, und so ist wohl Sandon Eins mit diesem, als streitbarer Sonnenheld gedacht. Möglich auch, daß hier, in der Gestalt des Sardan, Anklänge an die persische Vorstellung von Mithras, dem Schutzgeist der Sonne, vernehmlich sind[9]), wie man sich denn kaum erwehren kann, beim Anblick der kolossalen geflügelten Stierbilder mit Menschenhäuptern, welche unter den Layard'schen Funden eine so große Rolle spielen, an den zoroastrischen Urstier Goschurun zu denken. Daneben liegt freilich die Erinnerung an die ungeheuerlichen Bildungen der babylonischen Kosmogonie nahe. Im Uebrigen begegnen wir im assyrischen Sandon, wie im lydischen und wie im tyrischen Melkarth, der Verschmelzung der männlichen und weiblichen Naturkraft zu einer mannweiblichen Gottheit, einer Verschmelzung,

---

6) B. d. Könige II, 19, 37. Jesaia 37, 38.

7) Pausanias X, 17, 5.

8) Interea Gotarzes apud montem, cui nomen Sambulos, vota diis loci suscipiebat, praecipua religione Herculi. Tacitus, annal. XII, 13.

9) Vgl. Buch II, S. 173.

welche in der Idee vielleicht der Versuch war, die Einheit des göttlichen Wesens zu erfassen, in der religiösen Praxis aber, im Cult, auch hier, wie anderwärts unter den Semiten, zur Verwechslung der männlichen und weiblichen Tracht und zu geschlechtlichen Ausschweifungen führte.

In dem Dienst dieser mannweiblichen Gottheit wurzelt nun auch ohne Zweifel der in Assyriens Sagengeschichte so großen Raum einnehmende Mythus von der mannweiblichen, vergötterten Heldin Semiramis. Der sagenhaften Ueberlieferung nach hat Ninos, ein Sohn des Bel, das assyrische Reich gegründet. Der entriß die schöne Semiramis, als er in dem Krieg gegen die Baktrer ihre außerordentliche Kühnheit und Streitbarkeit kennen gelernt, ihrem Gemahl Menon und machte sie zu seiner Frau, als welche sie ihn und das Reich beherrschte und ungeheure Thaten verrichtete. Ihren Ausgang erzählt die Sage verschieden. Sie habe zuletzt die Herrschaft dem Ninyas übergeben, welchen sie dem Ninos geboren, und sei in Gestalt einer Taube zu den Göttern entrückt worden, oder sie sei, nachdem sie den Ninyas ermordet, von einem älteren Sohn des Ninos getödtet worden, oder endlich ihr Sohn Ninyas habe, als sie Blutschänderisches von ihm verlangte, sie durch einen Eunuchen erschlagen lassen. Die ganze Sage gemahnt in vielen Zügen an die Geschichte vom Czar Peter dem Großen, seiner Frau Katharina und seinem Sohn Alexei. Auch Semiramis soll ja einer Version der Sage zufolge eine Lagerhure gewesen sein, bevor sie Königin wurde. Ihren messalinisch-vampyrischen Wandel charakterisirt die Sage, welche die vielen Erdaufwürfe in jenen Gegenden, die sogenannten Semiramishügel, für Gräber der zahlreichen Liebhaber der Semiramis ausgibt. Denn nachdem sie mit ihnen dem Liebesgenuß gefröhnt, habe die Königin ihre Opfer tödten oder gar lebendig begraben lassen[10]. Darin liegt jenes Hand in Hand Gehen von Wollust und Grausamkeit, welches die semitische Religion in der Ineinsbildung der Aschera-Astarte, der Mylitta-Derketo und der Anna-Dido zur Anschauung bringt. In der That ist die Semiramis, in ihrer vergötterten Erscheinung, nur die assyrische Modification dieses Gottheitsbegriffes. Sie gilt für die Tochter der Derketo, weßhalb auch die von ihr stammende assyrische Dynastie den Namen der Derketaden führte. Derketo

---

10) Wie bekannt, sagt man auch einem wollüstigen Weib geschichtlicher Zeit, der ägyptischen Königin Kleopatra, das allmorgendliche Tödtenlassen ihrer nächtlichen Liebhaber nach.

schämte sich aber der Geburt ihrer Tochter, wie die phrygische Nana sich der Geburt des Attys schämte (s. o.), und setzte sie in die Wüste aus, wo Tauben — die heiligen Vögel der Aschera-Derketo — das Kind pflegten und nährten. Dadurch wurden Hirten auf dasselbe aufmerksam und erzogen das Mädchen, welches dann die Frau des Menon und später die des Belsohns Ninos wurde. Ihr Dienst als Göttin verbreitete sich weit; er war wollüstig und grausam: allnächtlich mußte sich ihr ein Jüngling weihen, welcher dann am Morgen getödtet ward, wenigstens in ältester Zeit. Die androgyne Vorstellung von der Semiramis wiederholt sich noch in dem Letzten der Derketaden, in dem mannweiblichen oder wenigstens in dem mannweibischen Sardanapal. Schon sein Name erinnert an den Gott Sardan und jedenfalls ist er weit mehr eine mythische als eine historische Figur. In der Sage von seinem Ausgang, wie er sich beim Eindringen der Rebellen in die Hauptstadt mit seinen Frauen und Schätzen auf einem Scheiterhaufen verbrennt, kann auch eine Hindeutung auf die früher erwähnten semitischen Selbstopferungen liegen. Erst mit dem Untergang der Derketaden hebt die assyrische Geschichte an.

Viertes Kapitel.

Das Hebräerthum.

1.

Wenn in alter Zeit der Reisende von Baalbek in Cölesyrien aufbrach, um in südlicher Richtung weiterzuziehen, so schien ihm am Ausgang des Thaleinschnittes das Zusammentreten der Berge des Libanon und des Antilibanon den Weg verriegeln zu wollen. War es ihm gelungen, mühsam die Höhe des Gebirges zu erklimmen und durch die gewundenen Pässe am Südabhang hinabzusteigen, so hatte er noch ein von wirr durcheinander geschobenen Höhen und Felsschluchten durchzogenes Terrain zu durchmessen, bevor er den Fuß in ein Hochthal setzte und an dessen nördlichem Ende in der Stadt

Dan Rast machen konnte. Das war gegen Norden zu die Gränzstadt von Palästina oder Kanaan (Kenaan) im weiteren Sinne, welches seine israelitischen Bewohner die Erde oder die Heimat Israels, das heilige Land, die Erde oder das Land Jehova's nannten [1]). Gesetzt nun, unser Reisender, der bei den rauschenden Götterfesten in der Stadt des Baal und der Baaltis mancherlei Ungewöhnliches von dem Volk der Hebräer vernommen hatte und von Wißbegierde getrieben wurde, das Land Jehova's und dessen Bewohnerschaft näher kennen zu lernen, — habe seine Wanderung gen Süden zu fortgesetzt, so hatte er von da aus, dem Thalzug folgend, nicht weit zu gehen, um die sumpfigen Ufer des kleinen See's Merom zu erreichen, in welchen der Jordan fällt, wenige Wegstunden unterhalb seiner Quelle. Folgte er diesseits des Merom dem wieder aus demselben fließenden Jordan, so brachte ihn der Fluß an den See Genesareth. Am Südende desselben abermals den Jordan zum Führer nehmend, betrat er das lange, von diesem Fluß gebildete Thal, welches sich, zwischen den Landschaften Samaria und Judäa auf der rechten und Peräa auf der linken Seite, bis hinab zum Todten Meer erstreckt. Aus der Jordanniederung konnte der Wanderer vermittelst des zwischen Jericho und Gilgal gelegenen Passes über Bethania nach der heiligen Stadt Jerusalem gelangen, und wollte er von da noch bis zur Südgränze des hebräischen Landes vordringen, so mußte er in südwestlicher Richtung über Bethlehem und Hebron nach Berseba gehen. Berseba und Dan werden nämlich in den biblischen Urkunden häufig als die Süd- und Nordgränze Palästina's bezeichnet. Dann aber auch wieder das Gebirge Seir im Süden und die Stadt Baalgad im Norden. Die Ostgränze des Landes scheint nie einer

---

1) Den Römern hieß es gewöhnlich Judaea. Palästina ist der griechische Name (Παλαιστίνη), hergeleitet von Peleschet, verwandt mit dem Volksnamen der Philister (Pelischtim), also semitisch-phönikischen Ursprungs. Zur Erklärung des Wortes Pelischtim hat man das äthiopische Verbum falasa (auswandern) herbeigezogen, wonach Philister bedeutete, was fallasi, d. i. die Ausgewanderten, Ankömmlinge, Fremden, und in seiner Bedeutung mit dem Volksnamen der Hebräer zusammenfiele. Eine andere Bedeutung freilich will Hitzig (Urgeschichte und Myth. d. Philister, S. 35 fg.) den Namen Peleschet oder Pelischtim vindiciren. Er leitet sie, weil er, wie schon früheren Ortes berührt worden (s. o. Kap. 3, 1), die Philister für Pelasger (Πελασγοί) hält, d. i. für Indogermanen, auf das sanskritische valakscha zurück, wonach Philister bedeuten würde die Weißen. Vgl. Biblisches Realwörterbuch von G. B. Winer, 3. Aufl. Bd. 2, S. 186, 251, und unten Kap. V. 2.

festen Regelung unterworfen gewesen zu sein und als Westgränze galt zwar den Alten das Mittelmeer, aber zwischen diesem und den Sitzen der Israeliten saßen noch die phönikischen Stämme. Der einheimische Name des Landes, d. h. des westlich vom Jordan gelegenen Theils desselben, war vor der Besitzergreifung durch die Israeliten Kanaan (Kenaan [2]), während die östlich vom Jordan gelegene Landschaft Gilead genannt wurde.

Die Bodengestaltung Kanaans betreffend, ist das Land von zahlreichen Bergketten durchzogen, die im Norden und Nordosten als Vorberge des Libanon zu beträchtlicher Höhe aufsteigen, nach Süden und Südwesten zu mehr den Hügelcharakter annehmen und gegen Westen und Südwesten hin in die phönikischen Niederungen und die Steppen der Sinaihalbinsel abplattend sich verlieren. Im Ganzen trägt das Land den Charakter einer Gebirgsgegend, in welche jedoch bedeutende Ebenen eingelagert sind. Hauptfluß der nichtschiffbare Jordan und überhaupt Mangel an hinreichender Quellenkraft. Das Klima weder zu rauh noch zu erschlaffend. Das Jahr in zwei Zeiten zerfallend: Winter oder Regenzeit (vom Oktober bis zum April) und Sommer mit anhaltend heiterem Himmel und theilweise bedeutender Hitze (vom Juni bis September). Das Wort vom Land, „wo Milch und Honig fließt," ist wohl ziemlich hyperbolisch, denn wenn auch der Boden Kanaans, besonders in den niedriger gelegenen Strichen, den Fleiß des Anbauers reichlich lohnte, so fehlte ihm doch jene üppige Fruchtbarkeit, welche die mesopotamische Ebene und einige Thäler Syriens auszeichnete. Die edleren Baumgewächse der warmen Zone, Palmen-, Feigen-, Mandel- und Granatbäume forderten, wenn sie gedeihen sollten, emsige Gartenpflege. Viehzucht und Ackerbau die Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Schon darum muß die Meinung, die Zahl derselben habe in den blühendsten Zeiten des israelitischen Reiches nahe an 5 Millionen betragen, als irrig angesehen werden. Diese Meinung gründet sich darauf, daß die davidische Volkszählung 1,300,000 wehrhafte Männer ergeben haben soll. Aber selbst berücksichtigt, daß unter David und Salomo das Gebiet des hebräischen Staates eine ungewöhnliche Ausdehnung gehabt, wie sollen auf dem zwischen den Sitzen der Phönikier im Westen, zwischen den Gebirgen der Amoriter und Edomiter im Süden, zwischen der ammonitischen Steppe und der Ebene von Basan im Osten und dem hohlen Syrien im Norden gelegenen Gebiet an 5 Millionen Viehzüchter und Acker-

---

2) D. i. Niederland, von der phönikischen Küste auf das ganze Land übergegangen.

bauer Platz und Auskommen haben finden können? Man darf den Flächenraum des hebräischen Reiches, abgerechnet die zeitweilig eroberten und bald wieder eingebüßten benachbarten Gegenden, kaum höher als auf 460, höchstens auf 500 Quadratmeilen anschlagen.

Von diesem kleinen Fleck Erde ist so Großes, Menschengeschick Bestimmendes, Weltbewegendes ausgegangen. Ohne eine hocheigenthümliche Anlage des Hebräerthums, ohne eine eigenthümliche Entwickelung dieser Anlage wäre das nicht denkbar. Aber, wie mir scheint, ist man zu weit gegangen, wenn behauptet worden[3]), die Hebräer seien schon durch die Natur ihres Landes angewiesen worden, sich zum vollständigen Gegensatz ihrer Nachbarn auszubilden. Sie seien, wie geographisch, so auch merkantilisch, politisch und religiös von den sie umgebenden Staaten scharf getrennt gewesen. Und doch läßt sich nicht mit Grund sagen, daß die Hebräer die allgemeinen Charakterzüge ihrer semitischen Stammgenossen nicht getheilt hätten. Auch die geographische Scheidung von denselben ist keineswegs eine durchgängig feste und bestimmte. War doch Kanaan nirgends weder durch das Meer, noch durch einen mächtigen Strom, noch durch eine unübersteigliche Gebirgsmauer scharf von seinen Nachbarn abgeschnitten. In merkantilischer Beziehung wissen wir, daß gerade in der Blüthezeit des Reiches ein lebhafter Handelsverkehr mit den Nachbarn stattfand. Die religiöse Scheidung von diesen kann ebenfalls keine schroff durchgeführte gewesen sein, denn wie erklärte sich sonst die wiederholte und eifrige Adoption des Baal- und Molochdienstes durch die Israeliten? In politischer Hinsicht endlich setzte die israelitische Theokratie allerdings eine scharfe Trennungswand zwischen die Hebräer und ihre Nachbarn, aber mehr nur in der Idee. Denn in der Praxis fanden die Israeliten bekanntlich an dem idealen Königthum Jehova's kein Genügen, sondern forderten ein reales, wie ihre Nachbarn. Der Einwurf[4]), die Monarchie sei bei den Hebräern doch nie über ihre einfachste Gestalt hinaus entwickelt worden, ist ganz willkürlich. Das Königthum eines David und Salomo war ein so vollblütiges wie nur irgend ein anderes semitisches, und was die Beschränkung der israelitischen Monarchen durch die Priesterschaft

---

3) Z. B. von Karl Ritter in seinem im Berliner wissenschaftl. Verein 1850 gehaltenen Vortrag: Der Jordan und die Beschiffung des Todten Meeres.

4) Erhoben von H. Leo in den „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates"; Vorl. 1.

betrifft, so brauchen wir nur nach Aegypten zu blicken, um zu erfahren, daß diese Beschränkung durchaus keine alleinstehende gewesen ist.

Die Hebräer sind später als ihre semitischen Stammgenossen aus den Euphratländern nach Vorderasien gekommen. Von vorneherein als „Fremde" mit Mißtrauen angesehen, verhinderte sie ihr Weggang nach Aegypten am Einheimischwerden unter den Nachbarn. Nach langer Zeit kamen sie wieder, noch fremder, als sie gegangen. Was sie in Aegypten und auf der Wanderung von daher erfahren und gelitten, hatte ihre Nationalität festgeschweißt und gehärtet, aber auch ihren Sinn verbittert und sie mit feindseligem Argwohn gegen das Nichthebräische erfüllt. Dazu kam der mosaisch durchgebildete Monotheismus, der sich in der ganzen Jugendfrische seiner Herbigkeit und Ausschließlichkeit zu dem polytheistischen Naturdienst der übrigen Semiten in einen Gegensatz gesetzt sah, dessen furchtbare Schroffheit freilich nicht lange vorhielt, wenn er überhaupt je, was sehr zweifelhaft ist, das ganze Volk durchdrungen hatte. Mit der ganzen Wuth einer durch Mißgeschicke gestählten Nation, welche endlich einmal zu Ruhe und Lebensgenuß, zu festen Sitzen kommen will, warfen sich die Hebräer, noch dazu fanatisirt durch die priesterlichen Organe eines exclusiven Nationalgottes, auf die Bewohner Kanaans, erwürgten oder vertrieben dieselben und behaupteten sich mit trotziger Kraft inmitten stammverwandter Völker, die aber begreiflicher Weise keine Veranlassung hatten, der Stammverwandtschaft mit den erbarmungslosen Eindringlingen sich zu erinnern oder zu freuen.

Diese Momente sollten, zusammengehalten, unseres Erachtens hinreichen, die Entwicklung des hebräischen Nationalcharakters zu erklären. Es ist etwas starr Exclusives, beispiellos Zähes und Beharrliches in ihm. Ein unzerstörbarer Familiensinn, ein scharfer, ätzender, zerfressender Verstand, ein unbesiegliches Mißtrauen, eine unbezwingliche Energie und Ausdauer, ein so zu sagen gefrorener Fanatismus und unter Umständen eine mitleidslose Unduldsamkeit, endlich, was in religiöser Hinsicht der Hauptpunkt, eine wunderbare Kraft der Abstraction: — das sind, will mir scheinen, die vortretenden Charakterzüge des Hebräerthums.

2.

Es kann weder unsere Aufgabe noch unsere Absicht sein, über die Quellen der hebräischen Religion und Geschichte eine weitläufige Abhandlung zu schreiben, zumal dieser Gegenstand in neuerer Zeit jedem Gebildeten durch

vielfältige Behandlung nahegebracht worden ist[1]). Indessen dürfen wir doch nicht weiter gehen, ohne über die Natur und die Eintheilung dieser Quellen sowie über die verschiedenen bei ihrer Werthung eingenommenen Standpunkte das Unumgängliche gesagt zu haben.

Die nationalen Urkunden des hebräischen Volkes sind enthalten in dem Buch, welches wir das Alte Testament zu nennen gewohnt sind und das zusammen mit dem Neuen Testament den griechischen Namen Bibel[2]) führt oder auch die Heilige Schrift[3]) heißt. Dies sind aber von Christen aufgebrachte Bezeichnungen, denn die Israeliten selbst begreifen die Sammlung ihrer heiligen Schriften unter dem Titel: das Gesetz und die Propheten, wo dann das Gesetz die sogenannten 5 Bücher Mosis (Pentateuch) umfaßt und unter den Propheten alle übrigen alttestamentlichen Schriften verstanden werden, — oder aber unter dem erweiterten: das Gesetz, die Propheten und die anderen heiligen Bücher[4]).

In Absicht auf die Geltung in den Augen der jüdischen und der (ältern) christlichen Kirche zerfällt die Gesammtheit des israelitischen Schriftenthums in kanonische und in deutero-kanonische oder apokryphische Bücher. Die kanonischen Bücher, in hebräischer (und theilweise chaldäischer) Sprache geschrieben, umfassen sämmtliche Erzeugnisse der althebräischen Literatur. Sie gelten den Juden und den Christen für heilig, d. h. für Ausflüsse der Gottheit, weil auf göttlicher, in den Verfassern unmittelbar wirksamer Inspiration beruhend. Der (alttestamentlich-) biblische Kanon nimmt folglich in dem jüdischen und christlichen Glaubenskreis ganz die Stelle ein, welche im indischen die Veden und das Gesetzbuch Manu's, im iranischen der Zend-Avesta, im ägyptischen die Bücher des Thoth oder Hermes, im mohammedanischen der Koran einnehmen. Dieser Kanon umfaßt in der gäng und gäben Ordnung: 1) die 5 Bücher Mosis (Pentateuch); 2) das Buch Josua;

---

1) Ich bescheide mich, zu erinnern an: Gesenius „Gesch. d. hebr. Sprache und Schrift", — De Wette „Lehrbuch der hist. krit. Einleitung in die Bibel", — Ewald „Gesch. d. Volkes Israel", — Lengerke „Kanaan", — Delitzsch „Genesis", — Tuch „Genesis", — Bohlen „Genesis", — Kurtz „Geschichte des alten Bundes". Dem Kenner braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Autoren in sehr vielen Punkten sehr verschiedener Meinung sind.

2) *Βιβλία*, scil. *θεῖα*.

3) *Ἱερὰ γραφή, ἁγία γραφή*, bibliotheca sancta.

4) *Ὁ νόμος καὶ οἱ προφῆται καὶ τὰ ἄλλα βιβλία.*

3) das Buch der Richter; 4) das Buch Ruth; 5) die 2 Bücher Samuel's; 6) die 2 Bücher der Könige; 7) die 2 Bücher der Chronik; 8) das 1. Buch Esra; 9) das Buch Nehemia; 10) das Buch Esther; 11) das Buch Hiob; 12) das Buch der Psalmen; 13) das Buch der Sprüche (Salomo's); 14) den Prediger (Salomo); 15) das Hohelied (Salomo's); 16) die 4 großen Propheten: Jesaia, Jeremia, Ezechiel, Daniel; 17) die Klagelieder Jeremiä; 18) die 12 kleinen Propheten: Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi. Die Apokryphen, theils aus dem Hebräischen in's Griechische übertragen, theils ursprünglich griechisch geschrieben, sind Producte der späteren jüdischen Literatur, theils legendenhaft historischen, theils didaktischen Inhalts. Sie enthalten das 2. und 3. Buch Esra, die Bücher der Makkabäer, das Buch Judith, das Buch Tobia, das Buch der Weisheit, das Buch Jesus Sirach, das Buch Baruch, Einschiebungen in das kanonische Buch Esther, anderer Unterschiebungen und Stoppelungen (z. B. der Geschichte von der Susanna und dem Drachen zu Babel) nicht zu erwähnen, welche in den ersten Jahrhunderten nach Christus von verschiedenen gelehrten Juden auf Grund althebräischer Traditionen verfertigt wurden[5].

Vom literarischen Gesichtspunkt angesehen, zerfällt das alte Testament 1) in historische (mythengeschichtliche, sagengeschichtliche und geschichtliche), 2) in dogmatisch-liturgische, 3) in sozial-politisch-gesetzgeberische, 4) in poetische, 5) in prophetische Schriften. Bei philologisch und literarhistorisch kritischer Würdigung der alttestamentlichen Literatur kommt natürlich die jüdisch-christlich-kirchliche Werthung derselben als des geoffenbarten Wortes Gottes weiter nicht in Betracht. Als eine Offenbarung freilich des in der

---

5) Vgl. Delitzsch „Gesch. d. jüd. Poesie vom Abschluß der Schriften des a. B. bis auf die neueste Zeit." — Ewald ordnet die alttestamentliche Literatur so: I. Das große Buch der Ursprünge oder Urgeschichten: Pentateuch und Josua. (Ewald versucht, Gesch. d. Volkes J. I, 73—164, den Nachweis zu liefern, wie diese hebr. Urgeschichtschreibung von der Fixirung ältester mündlicher Tradition durch verschiedene Phasen hindurch bis zur künstlerischen Behandlung des Stoffes vorgeschritten sei.) II. Das große Buch der Könige: die Bücher der Richter, Ruth, Samuel's, der Könige. III. Das jüngste Buch allgemeiner Geschichte: Chronik, Esra, Nehemia, Esther. IV. Die Bücher der Propheten, d. h. der begeisterten Seher des jüdischen Volkes (s. o.). V. Die Bücher dichterischen Inhalts: die Psalmen, die Klagelieder, das Hohelied, die Sprüche Salomo's, der Prediger Salomo's, Hiob. (Wir kommen weiter unten auf die hebr. Poesie zurück.) VI. Die Bücher lehrhaften Inhalts: Buch Tobia, Buch der Weisheit, Buch Jesus Sirach, Buch Baruch.

Menschheit thätigen geschichtlichen Geistes wird die unbefangene Kritik das Alte Testament immerhin gelten lassen müssen.

Es haben aber, wie Jedermann weiß, von jeher über das Alte Testament zwei Hauptmeinungen bestanden, die jetzt noch nicht aufgehoben sind und allen Vermittelungen zum Trotz wohl nie aufgehoben sein werden. Sie stehen sich diametral entgegen, wie Glaube und Zweifel, worauf sie fußen. Die eine ist die orthodoxe, die andere die skeptische. Jene behauptet, der ganze Inhalt des althebräischen Kanons, von der Schöpfungsgeschichte an, sei buchstäbliche Wahrheit, im Ganzen sowohl als im Einzelnen, jeder Zweifel aber an Diesem oder Jenem Sünde. Das „Wort Gottes" müsse so, wie es sei, genommen und unbedingt geglaubt werden, jedes Mäkeln daran verworfen werden. Dies die Ansicht der jüdischen und der christlichen Kirche. Anfechtungen derselben konnten nicht ausbleiben. Der Zweifel ist nur wenig jünger als der Glaube; sobald der Mensch zu denken beginnt, hebt er auch zu zweifeln an. Wir sehen von den skeptischen Stimmen, die sich schon im Alterthum und im Mittelalter[6]) über die jüdische Offenbarung erhoben, hier ab und schreiten in die neuere Zeit vor, wo namentlich im 18. Jahrhundert der Skeptizismus seine großen Thaten verrichtete. Da nun wurde die Ansicht aufgestellt, die sogenannte göttliche Offenbarung im Alten Testament sei nur eine widersinnige Fabel, das Buch im Großen ein Machwerk hierarchischer Fälschung. Es wurde also die skeptische Betrachtungsweise der Religion überhaupt auf die Urkunden der hebräischen im Besonderen angewandt. Herrschsüchtige Hierarchen hätten zu einer Zeit, wo das Hebräerthum bereits in tiefem Verfall gewesen, die alttestamentlichen Schriften zusammengeschrieben, vorhandene religiöse und geschichtliche Urkunden benutzend, aber zugleich verfälschend und mit Märchen aufputzend, Anderes, was in ihren Kram paßte, geradezu erdichtend. Die Consequenz hieraus war, daß diesem Machwerk für unsere Zeit nicht die geringste Geltung zustehe. Insbesondere aber müsse diese Theorie auf die fünf Bücher Mosis ihre Anwendung finden, denn hier gipfle der Aberwitz und

6) Das Mittelalter war keineswegs so durchweg und unbedingt gläubig, wie man vorzugeben beliebt. Wir werden seines Ortes später davon zu handeln haben. Hier nur soviel, daß es neben denen, welche die Kirche „Ketzer" nannte, im Mittelalter auch total Ungläubige gab. Erst dieser Tage ist mir, beiläufig bemerkt, der flagrante Fall aus dem 11. Jahrhundert von jenem Grafen Johannes von Soissons aufgestoßen, welcher als entschiedener Freigeist die Mysterien des Christenthums für „Fabeln und Wind" erklärte. Vgl. Floto, Kaiser Heinrich der Vierte, I, 114.

trete die hierarchische Absicht der Verfälschung am klärlichsten hervor. Mit Recht aber hat man gesagt, daß diese skeptische Ansicht vom Alten Testament eine erzprosaische und oberflächliche sei. Im Ganzen, wohlverstanden, denn daß sie im Einzelnen eine berechtigte war, leugnet heutzutage nur noch der Unwissende oder der Befangene 7). Uns kommt es jetzt nur noch wunderlich vor, daß die Skeptiker des 18. Jahrhunderts so ganz und gar den Geist tiefreligiöser Begeisterung verkennen konnten, welcher der Grundton des Alten Testaments ist; daß sie nicht merkten oder wenigstens nicht zugeben wollten, so, wie die Mehrzahl der alttestamentlichen Bücher geschrieben ist, schreibe kein Fälscher, sondern so schreiben nur Männer, welche mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf denken. Endlich hätten die Skeptiker berücksichtigen sollen, daß, wenn die historischen Bücher des Alten Testamentes durchweg ein Werk der Fälschung wären, die hierarchischen Fälscher sehr unkluge und ungeschickte Leute gewesen sein müßten, da sie so Vieles nicht unterdrückten oder umdichteten, was hierarchischer Herrschsucht keineswegs zur Förderung gereichen konnte.

Die neuere Theologie, sofern sie nicht durch unbedingten Anschluß an die orthodoxe Kirchenlehre aller weiteren Gedankenarbeit sich entschlägt, — hat eine vermittelnde Ansicht aufgestellt, die im Allgemeinen dahin geht: die

---

7) Sehr scharf hat die absichtliche Verfälschung der hebr. Geschichte von Moses bis zur Eroberung des heiligen Landes H. Leo im Folgenden hervorgehoben: — Wir stoßen in der jüdischen Geschichte auf eine Zeit, welche der der pseudoisidorischen Decretalen hinsichtlich der wirkenden Interessen vollkommen gleich ist. Ein Priesterstand hat allmälig die Fäden, welche den Staat regieren, an sich gerissen, und es kommt ihm darauf an, diese usurpirte Stellung als eine uralte und ihm von Rechtswegen zukommende darzustellen. Wie in diesem Falle die Priesterschaft des 9. Jahrhunderts schnell Rath zu schaffen wußte, indem sie für das ganze System ihrer Usurpationen Rechtsquellen von angeblich altem Datum einschwärzte, Decrete der Päpste aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche erlog, gerade so suchten die jüdischen Priester alle ihre Forderungen, alle ihre Mißbräuche damit zu rechtfertigen, daß sie irgend ein Gesetz darüber in das sogenannte mosaische Gesetz einzuschalten wußten und ihre ganze Stellung als schon zu Josua's Zeiten befestigt darstellten. Wie es dann die Wendungen und Formen der Sprache des 9. Jahrhunderts waren und Anachronismen aller Art, welche jene angeblich uralten Decrete verriethen und einer gelehrteren Nachwelt die Falschheit derselben aufdeckten, so sind es Anachronismen und die Sprache einer sehr späten Zeit, welche einzelne Theile des mosaischen Gesetzcoder und das Buch Josua in eine ganz andere Zeit versetzen, als in welcher man sie sonst anzunehmen gewohnt war. Vorles. über d. Gesch. d. jüd. St. Ende der 1. Vorl.

hebräische Geschichtschreibung, wie das hebräische Schriftthum überhaupt, hat ihre Wurzel in dem religiösen Bewußtsein des israelitischen Volkes. Sofern dieses religiöse Bewußtsein auf eine besondere höhere Offenbarung zurückgreift, müssen auch seine literarischen Aeußerungen Manifestationen des göttlichen Geistes sein. Man sieht, im Grunde kommt diese speculativ-theologische Ansicht nur auf einem Umwege zu dem zurück, was die Orthodoxie a priori annimmt [8]). Im Einzelnen jedoch hat die theologisch-vermittelnde Ansicht der philologischen und historischen Kritik sehr bedeutende Einräumungen gemacht und namentlich die Geltung der sogenannten Bücher Mosis als

---

8) Für Solche, welche weniger Gelegenheit haben, die Art der neueren Theologie kennen zu lernen, setze ich ein Beispiel von ihrer Verfahrungsweise in Behandlung der biblischen Urkunden her. Kurtz (Gesch. d. alten Bundes, 2. Aufl. I, 45), von den Traditionen der hebräischen Urgeschichte sprechend, wie sie Genesis 1—11 niedergelegt sind, läßt sich folgender Maßen aus. — In der kanonischen Autorität finden wir die Beglaubigung ihres Inhaltes. (Also der Inhalt ist beglaubigt, weil er kanonisch ist, — theologische Logik.) Dieser Inhalt gilt uns als Sage, weil er viele Jahrhunderte hindurch auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt worden ist, ehe er durch schriftliche Aufzeichnung fixirt wurde. Aber diese Sage gilt uns als Geschichte, weil sie von selbsterlebter Erfahrung und eigener Erinnerung der Zeitgenossen ihren Anfang genommen hat, weil ihr Inhalt durch verhältnißmäßig wenige Träger einer gottgeweihten Familie (Gen. 5, 11) aus der Urzeit in die geschichtliche Zeit hinübergetragen worden ist; und endlich weil, wenn dennoch im Laufe der Zeit diese Sage mythische Ausschmückungen und Erweiterungen erhalten hatte, der oder die Aufzeichner derselben unter der Mitwirkung des Geistes Gottes schrieben, wodurch ihre menschliche Forschung und Sichtung göttlich gekräftigt und zurechtgewiesen wurde (Bei Licht betrachtet, sagt diese Deduction ganz dasselbe, wie wenn es von den religiösen Urkunden anderer Völker heißt, dieser oder jener Gott habe sie selber geschrieben oder aber dem menschlichen Schreiber dictirt.) Ein Theil ihres Inhalts liegt freilich außerhalb aller menschlichen Erfahrung und Erinnerung, namentlich die Schöpfungsgeschichte. Wir sehen diesen Inhalt nicht mit den rationalistischen Auslegern als ein selbsterdachtes Philosophumenon uralter Weisen an, führen ihn aber auch nicht mit Hofmann (Schriftbeweis I, 231, 243) auf eine durch Ansicht des Gewordenen gewonnene Einsicht des Werdens Seitens des erstgeschaffenen Menschen zurück, sondern mit Delitzsch (Genesis S. 49) auf göttliche Offenbarung, aber nicht, wie dieser Gelehrte, durch Vermittlung begrifflichen Unterrichts, sondern durch Vermittlung prophetischer Anschauung, in welcher dem ersten Concipienten der Schöpfungssage die Geschichte vormenschlicher Entwicklungen auf analoge Weise kund wurde, wie den späteren Propheten die Zukunftsgeschichte, so daß die dermalige Gegenwart in beiden Fällen, dort als Abschluß der Vergangenheit, hier als Keim der Zukunft, der Ausgangspunkt für die göttliche Offenbarung war.

eines von diesem großen Mann selbst verfaßten Werkes fallen lassen. Es ist jetzt eine wissenschaftliche Thatsache, daß die vier ersten Bücher dieser hebräischen Urgeschichten (Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri), sowie das Buch Josua, nicht früher als in der Zeit von Saul bis Salomo verfaßt wurden, also in das 11. und das beginnende 10. Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung fallen. Ferner, daß das fünfte Buch Mosis, das sogenannte zweite Gesetz (Deuteronomion) weit später entstand, erst im 7. Jahrhundert, wo dann der ganze Pentateuch nochmals überarbeitet und in d i e Gestalt gebracht worden sein mag, in welcher er jetzt vorliegt 9). Man darf, um ein Bild von der Entstehungsweise des Werkes zu gewinnen, nur entweder an die ersten Bücher der römischen Geschichten des Livius oder an die gothischen und longobardischen Chroniken eines Jornandes und eines Warnefrid denken. Wie hier die dichterisch gestalteten Sagen der Vorzeit mit den Ueberlieferungen, Anschauungen und Bedürfnissen des geschichtlichen Zeitalters sich ver-

9) Ewald (I, 72—164) führt diese Resultate der Kritik näher aus. Er will gefunden haben, daß sich am Pentateuch und Buch Josua mit Bestimmtheit 10 verschiedene Arbeiter unterscheiden lassen, und zwar so: 1) das älteste Geschichtswerk, aus dem nur sehr wenige Bruchstücke gerettet sind, ist das Buch der Kriege Jahve's (Jehova's). Dann folgt 2) eine Lebensbeschreibung Mose's, ebenfalls nur in ein paar dürftigen Bruchstücken repräsentirt. Weit mehr hat sich erhalten 3) aus dem Buch der Bündnisse, das in Simson's Zeit geschrieben ist, und 4) aus dem Buch der Ursprünge, welches von einem Priester aus der Zeit Salomo's abgefaßt ist. Dann folgt 5) der dritte Erzähler der Urgeschichten oder der erste prophetische Erzähler, der zwischen 800 —750 lebte und schrieb, und 6) der fünfte Erzähler der Urgeschichten (der dritte prophetische Erzähler), der nicht gar lange nach Joel auftrat und alle bisherigen Quellen über die Vorgeschichte in einander arbeitete. Nun erst begann 7) die rein künstlerische Benutzung der Urgeschichte sich geltend zu machen, d. h. diese Geschichte wurde als Stoff für prophetische und gesetzgeberische Zwecke benutzt. Das geschah zuerst durch einen Unbekannten am Anfange des 7. Jahrhunderts (v. Chr.), dann in viel umfassenderem Maaße durch den Deutoronomiker, den prophetischen Verjüngerer und Vollender des alten Gesetzes, der zur Zeit Manasse's lebte. Endlich zur Zeit des Jeremias trat der Dichter des Segens Mose's auf. Eine etwas spätere Hand hat aber das Anfangs für sich bestehende Werk des Deuteronomikers und die kleineren Einschaltungen seiner beiden Genossen mit dem Werke des fünften Erzählers zu einem Ganzen verbunden. — Kurtz, der (a. a. O. I, 49) gegen diese „Krystallisationshypothese" polemisirt, sagt ironisch: Ewald weiß nicht nur genau bis auf einzelne Verse und Worte jedem der zehn dabei betheiligten Verfasser das Seinige zuzuweisen, sondern meist auch die Quellen, die ein jeder derselben benutzte, zu sondiren und zu charakterisiren.

schmelzen, so auch im Pentateuch und Buch Josua. Alte Göttermythen und Volkssagen, die sich um den Kern wirklicher Begebenheiten geschlossen, alte Volkslieder, die an diesem oder jenem merkwürdigen Ereignisse hafteten, vereinzelte alte Aufzeichnungen, z. B. schriftlich fixirte Gesetze aus der mosaischen Zeit[10]), boten ein Material, aus welchem die Verfasser der Bücher Mosis wohl Etwas machen konnten. Wer aber die letzte überarbeitende Hand an dieselben gelegt, namentlich an die vier ersten, muß ein Mensch von hoher Begabung, von außerordentlicher Einbildungskraft und ebenso inniger als feuriger Begeisterung für sein Volk gewesen sein. Seinen Namen kennen wir so wenig, wie die seiner Vorgänger.

3.

Die im Buch des Ursprungs (Genesis) niedergelegten ältesten Traditionen des Hebräerthums steigen hinauf bis zur Erschaffung der Welt und der Menschen. Dem religiösen Bewußtsein der Juden und Christen muß diese Schöpfungsgeschichte ehrwürdig sein als Grundlage ihres Glaubens. Die wissenschaftliche Betrachtung hat auf Folgendes aufmerksam zu machen. Der Bildungsstandpunkt des oder der Verfasser dieser Kosmogonie charakterisirt sich dadurch, daß er oder sie die Erde, diesen im Weltenozean verschwimmenden Tropfen, als Mittelpunkt nicht nur, sondern auch als Grundlage des ganzen Weltgebäudes setzen, daß er oder sie Tag und Nacht vor den Gestirnen, das vegetative Leben vor der Sonne erstehen lassen. Man hat es der hebräischen Selbstsucht und dem hebräischen Stolz zugeschrieben, daß das Hebräerthum laut der Genesis seinen Ursprung und seine Geschichte auf

---

10) Der Pentateuch gibt an verschiedenen Stellen (z. B. Exod. 39, 30, Levit. 19, 28, Num. 5, 23) bestimmtes Zeugniß, daß zur Zeit Mose's den Hebräern die Schreibekunst bekannt und vertraut gewesen sei. Das Niederschreiben des Gesetzes durch Mose wird ebenfalls bestimmt bezeugt (Exod. 24, 4). Weiterhin wird zwar erzählt (Exod. 34, 1), der Herr habe dem Mose, nachdem dieser die ersten Gesetzestafeln im Zorn über das goldene Kalb zerschmettert, befohlen, zwei neue Tafeln zuzuhauen, damit er selbst, Gott, das Gesetz darauf schreibe; allein zwei Verse später (4) erscheint Mose doch wieder schreibend und Jehova dictirend. Sehen wir übrigens von dieser mythischen Einkleidung der Sache ganz ab, so ist in der That kein gewichtiger Grund vorhanden gegen die Annahme, daß die Aufzeichnung des mosaischen Gesetzes in seiner ursprünglichsten Form dem Mose selbst zukomme.

den ersten Menschen zurückleitet, daß dem Haus Israel Adam und Eva, das erste Menschenpaar, zu Ahnen gegeben wurden. Mit Unrecht, denn es kann hier von einem eigenthümlichen Nationalstolz keine Rede sein. In allen Kosmogonien kommen ja „erste Menschen" vor und haben die Schöpfer dieser verschiedenen Schöpfungslehren ja auch je ihrem Volk die Abstammung von jenen „ersten Menschen" vindizirt. Die Hebräer thaten also nur, wie andere Völker auch. Die Meinung, daß die Geschichte der Menschheit erst mit den Hebräern begonnen, kommt wissenschaftlich weiter gar nicht in Betracht. Wollte auch das Buch der Geschichte von diesem Irrthum schweigen, die Steine der Pyramiden Aegyptens würden beredt genug dagegen zeugen[1]). Die Genesis hat in dem Mythus vom Paradies oder dem Garten Eden jene Vorstellung von einer mühelos glücklichen Vorzeit ausgeprägt, welche in so vieler Völker Sagen von einem „goldenen Zeitalter" vorkommt. Es ist der sehnsuchtsvolle Rückblick der Menschheit auf ihre Kindheit, wie ja nur dem ganz unglücklichen Menschen seine Kinderjahre nicht als Paradies erscheinen. Ferner birgt sich in dem Mythus der Genesis[2]) von den Kindern Gottes, welche die Töchter der Menschen schön fanden und ein Riesengeschlecht mit ihnen zeugten, die dunkle Erinnerung an die kolossalen Hervorbringungen der antediluvianischen Natur. Damit hängt dann auch die hebräische Gestaltung der Flutsage zusammen, die uns auf unserer Wanderung durch das Entfaltungsgebiet der religiösen Idee schon so oft begegnet ist.

4.

Nach der Flut nimmt die hebräische Stammsage die Fortführung der Patriarchenreihe wieder auf, doch so, daß jetzt Alles mehr nach menschlichen Maaßstäben zugeschnitten erscheint. Die Lebensdauer der Urväter, in frühester Zeit auf 900 Jahre und drüber bestimmt, sinkt allmälig auf 600 und wird zuletzt auf 200 reduzirt. Man sieht, die Phantastik des Mythus weicht allmälig vor der Pragmatik der Sage, welche sich bei all ihrer Willkür doch schon mehr der Wirklichkeit anbequemen muß als jener.

In Arphachsad, dem dritten Sohne Noah's, anerkennen die Hebräer ihren Ahn in directer Linie. Arphachsad zeugte Selah, dieser den Heber,

1) Vgl. oben Kap. I, 2, Anm. 1.
2) Genesis 6, 1 — 4.

dieser den Peleg, dieser den Regu, dieser den Serug, dieser den Nahor, Nahor den Therah, dieser den Abraham. Arphachsad ist aber nicht nur der Name einer Person, sondern auch einer Landschaft, die von den Sitzen der Assyrer nach Armenien sich hinaufstreckte. Dort, in den Bergen der Chaldäer, muß auch das Ur Chasdim gesucht werden, von wo Therah mit seinem Sohn Abraham und seines Sohnes Haran's Sohn Lot und seiner Schnur Sara (d. h. eben als Nomaden-Schech mit seiner Familie, d. i. mit seinem Stamm) herabzog in's westliche Mesopotamien. Nach seines Vaters Tod brach Abraham wieder auf und zog (auf des Herrn Geheiß, sagt die Tradition [1]) nach Kanaan und schlug unter den Eichen von Hebron seine Zelte auf. Sein Neffe Lot aber ließ sich weiter östlich am Jordan nieder und aus der Blutschande seiner beiden Töchter entsproßten die Moabiter und Ammoniter. Hinwieder stammten von dem Bastard Ismael, dem mit seiner Mutter Hagar auf Betreiben der Sara von seinem Vater verstoßenen Sohn Abraham's, die Ismaeliter (die nordwestlichen Araber) und von Isaak, dem rechtmäßigen Sohn des Patriarchen, durch den Lieblingssohn seiner Frau Rebekka, Jakob oder Israel, die Israeliten, von dem älteren Esau, der zu offen und ehrlich war, um in der Welt gut fortzukommen, die Edomiter. In die Tradition von diesen Familiengeschichten, wie wir sie vor uns haben, ist offenbar die spätere Exclusivität der Hebräer schon eingegangen. Daher auch der Umstand, daß den von Gott auserwählten Fortpflanzern des reinen hebräischen Stammes, Isaak und Jakob, Frauen zugetheilt werden (Rebekka, Lea und Rahel), die nicht von den Stammverwandten in der Nähe genommen, sondern aus der alten Heimat jenseits des Euphrats geholt wurden. Das geschichtliche Resultat dieser Stammsagen aber ist: Aus den chaldäischen Gebirgen ist in ältester Zeit ein semitischer Stamm nomadisch in die mesopotamische Ebene herabgezogen. Ein Theil desselben blieb hier sitzen, der andere aber zog westwärts nach Kanaan, wo ihm von den Urbewohnern des Landes der Volksname E b e r oder, mit der Aspiration, H e b e r geschöpft wurde, d. h. der Jenseitige, der von jenseits des Euphrats Gekommene, also im weiteren Sinne der Fremdling, der Eingewanderte, der H e b r ä e r.

---

1) Das alte Testament ist in deutschen Landen, vollständig oder auszüglich, ein Schulbuch. Jedermann kennt also die Thatsachen der alttestamentlichen Geschichte. Ich halte deßhalb für überflüssig, Allbekanntes durch Citate zu belegen, und werde dies nur bei besonders wichtigen oder streitigen Punkten thun.

Die hebräische Familie breitete sich im Westen, Osten und Süden des Jordan aus und spaltete sich dabei in die Stämme der Moabiter, Ammoniter, Midianiter, Edomiter und der eigentlichen Hebräer oder Israeliten.

Weiterhin birgt sich in der Sage von Joseph und seinen Brüdern der historische Kern, daß die Hebräer mit ihren Heerden an die Gränzen von Aegypten hinabgezogen sind und im Lande Gosen, d. h. in dem Gränzdistrikt Aegyptens gegen die Steppen der Halbinsel des Sinai hin, sich niedergelassen haben. Hier geriethen sie unter die allmälig immer drückender werdende Botmäßigkeit ihrer ägyptischen Schutzherren, bis sie unter Mose aus dem Land ihrer Sklaverei auszogen, als ein Volk, welches nach der biblischen Angabe 600,000 streitbare Männer zählte, von welcher Zahl aber wohl eine Null hinwegzuthun ist. Die hohen Zahlenangaben der Bibel müssen überhaupt häufig unter dem Gesichtspunkt der orientalischen Uebertreibung angesehen werden. Dies geht auch auf die Chronologie, denn die Angabe des Jahres 1932 v. Chr. als die Zeit der Einwanderung der zwölf Stämme Israels in Aegypten und die des Jahres 1502 als ihres Auszuges sind gewiß bedeutend zu hoch gegriffen. Historisch fest steht nur, daß die Israeliten in der Zeit von 1394—1328 in Gosen wohnten und daß ihr Auszug vor dem Jahr 1300 erfolgte, etwa um 1320, unter der Regierung des Pharao Menephta. An 50 Jahre verbrachten sie mit ihrem Wanderzug durch die sinaische und syrische Wüste und dann warfen sie sich erobernd auf die kanaanitischen Völker. Auf die israelitische Geschichte weiter einzutreten, ist aber nicht unseres Amtes. Da, wo sie aus Sagen zu Geschichte wird, tritt uns die Riesengestalt des Mose entgegen.

5.

Mose (hebr. eigtl. Moscheh, griech. *Μωϋσῆς* oder *Μωσῆς*), der Sohn des Amram und der Jochebed aus dem Stamm Levi, ist einer von jenen größten Männern, die dem Erdball für alle Zeiten ihre Fußstapfen eingedrückt haben. Was wir schon bei Zoroaster und Buddha gesagt, daß die Menschen die Persönlichkeit ihrer Bildner, Propheten und Heilande gern mit dem Wunderschmuck des Mythus behängen, findet auch auf Mose vollste Anwendung. Aber es bedarf des mythischen Aufputzes gar nicht, um vor der Person dieses großen Culturheros tiefste Ehrfurcht zu fühlen. Denn ein Culturheros, das war er und zwar war er der, welcher von allen den

unermeßlichsten Einfluß auf die Weltgeschichte geübt hat. Daß er aus einem verknechteten, demoralisirten, fast gesindelhaften Haufen ein Volk, eine Nation geschaffen, schon das ist groß. Schon hiezu bedurfte es eines Mannes, welcher das von der Natur ihm verliehene Genie durch eifriges Studium der Weisheit Aegyptens zeitigte und dann seine Intelligenz vermittelst eines im Feuer der Trübsal geläuterten und gestählten Charakters, vermittelst einer unbeugsamen Energie fruchtbar machte. Aber die ganze Größe des Mannes wird dem bewundernden Blicke erst recht klar, wenn wir betrachten, wie er nicht nur auf Israel, sondern durch dieses auf die Menschheit gewirkt. Mag man von dem religiösen Dogma des Mosaismus denken wie immer man will, das wird man anerkennen müssen, daß Mose eine soziale Politik geschaffen, auf welcher unsere gesellschaftlichen Einrichtungen nicht nur als auf einem granitenen Fundament ruhen, sondern welche auch, bei näherem Zusehen, treffliche Materialien zum sozialen Bau der Zukunft enthält. Denn, wohlverstanden, der Mosaismus in seiner Reinheit[1]) ist eine Religion des Lebens, wie gar keine andere, nicht eines vorgestellten Lebens, nein, des wirklichen, factischen, des Erdenlebens[2]).

Er ist aber auch eine Religion des Geistes, denn im Jahvethum ist zuerst der Gott völlig von der Natur emanzipirt. Er ist losgelöst vom Dasein der Natur, er steht ihr gegenüber, über ihr, er beherrscht sie als freie sittliche Macht. Das Jahvethum verwirft aber nicht nur den Pantheismus, sondern auch den Polytheismus und Dualismus; es ist strenger Monotheismus: Gott ist Einer und nur dieser Eine ist Gott.

Sei es nun, wie man will, daß dieser monotheistische Gottesbegriff schon von Uralters her unter den Ahnen der Hebräer heimisch gewesen und von Mose nur wieder aufgefrischt worden, sei es, wie ebenfalls behauptet wird, daß dieser geistige und monotheistische Begriff von Gott erst später,

---

1) Um Mißverständnisse nach links und rechts zu vermeiden, sage ich, daß ich hier unter reinem Mosaismus die im Pentateuch und in den Psalmen und Propheten dargelegte Lehre des Hebräerthums nach der gäng und gäben Auffassung verstehe. Es ist also das religiös-sozial-politische Dogma gemeint, welches man als das mosaische anzusehen gewohnt ist. Neuerdings will eine kritische Partei, fußend auf denselben Urkunden, unter „reinem Mosaismus“, wenigstens nach der religiösen Seite hin, etwas ganz Anderes verstanden wissen. Ich werde unten an passender Stelle davon handeln.

2) Wir kommen darauf zurück.

von der Reformpartei der Propheten, entwickelt und zur Anerkennung gebracht wurde, da ist er nun einmal und Eigenthum des hebräischen Volkes ist er auch. Denn was dasselbe auch sonst der ägyptischen und syrisch-phönikischen Cultur verdanken mag, die monotheistische Idee verdankt es ihr jedenfalls nicht.

Mit dem ideellen, monotheistischen Grundgedanken verband sich im Jahvethum ein praktischer, äußerst fruchtbarer: die Ineinsbildung des religiösen und des sozial-politischen Elements. Auf der einfachen, aber gediegenen Grundlage der 10 Gebote, welche Dogma und Sittengesetz zugleich enthalten, erhob sich der mosaische Staatsbau, welcher seinen Elementen gemäß eine Gottherrschaft (Theokratie) sein mußte. Jahve oder, wie die gewöhnliche Sprechweise lautet, Jehova sollte nicht nur der Gott, sondern zugleich auch der unsichtbare König der Kinder Israels sein. Daß sie dieses geistige Königthum nicht ertrugen und nach einem leiblichen verlangten, mag allerdings einerseits dem Umstand zugeschrieben werden, daß die Masse des Volkes zur Höhe des theokratischen Gedankens sich nicht zu erheben vermochte, andererseits aber gewiß auch der Erfahrung, daß die Priesterschaft mit ihrer vorragenden Stellung im theokratischen Staat argen Mißbrauch getrieben hat, so daß man die Uebel der Königsherrschaft, welche Jehova durch Samuel's Mund so eindringlich zeichnet [3]), den Uebeln der Priesterherrschaft vorzog.

6.

Die eigentlichen Träger der Idee des hebräischen Gottesbewußtseins und der jehovistischen Gottherrschaft nach Mose waren die Propheten [1]), die begeisterten Seher des israelitischen Volkes, welche von den Tagen der Richter und des Samuel an bis in die ersten Zeiten nach der Rückkehr aus dem

---

3) B. Sam. I, 8, 9—17.

1) Das Wort ist ein griechisches (προφήτης), von der Bibelübersetzung der Septuaginta für die hebräischen Bezeichnungen (nabi, chose, roë) der Träger des Prophetenamtes gebraucht. Ueber den Prophetismus vgl. insbesondere die speziell mit dem Gegenstand sich beschäftigenden Schriften von Knobel und Köster, ferner Ewald's Propheten d. a. B. Thl. I, Hitzig's Einleitung zu s. Jesaia und Winer a. a. O. II, 277 fg.

babylonischen Exil auftraten und eine in der hebräischen Geschichte außerordentlich bedeutsame Wirksamkeit entfalteten. Man hat wohl anzunehmen, daß die Mitglieder des Propheten-Ordens, wenn dieser Ausdruck statthaft ist, in eigens zu diesem Zweck gestifteten Schulen zu ihrem Berufe herangebildet wurden, und darf die Stiftung dieser Anstalten auf Samuel zurückführen, der ja selber ein Prophet war [2]). Der Beruf der Propheten aber war ein erhabener. Schwerlich, sagt ein berühmter Bibelforscher, gibt es im ganzen Alterthum eine merkwürdigere Erscheinung im Gebiet des sittlichen Lebens als das Prophetenthum, das man das höhere sittlich-religiöse Bewußtsein des Volks und, da das Gute und Wahre stets im Kampfe liegt, das öffentliche Gewissen oder die Selbstkritik des Volkes nennen könnte [3]). Man wird diese Werthung des Prophetenthums nicht zu hoch gegriffen finden, wenn man sich die Erscheinung eines Jesaia, eines Jeremia, eines Ezechiel vergegenwärtigt. Die Propheten waren die Demagogen, d. i. Volksführer, des israelitischen Gemeinwesens; sie waren die Träger der Opposition, die Vertreter der Volksinteressen, die Herolde des Rechts, die Sprachrohre der öffentlichen Meinung. Ihre demokratische Mission mit dem Willen Gottes identifizirend, wahrten sie, als dessen Dolmetscher, die nationalen Interessen, den nationalen Cult und das Heil des Volkes von innen und nach außen. Das eigenthümliche Pathos des hebräischen Geistes tritt in den Trost- und Strafreden, in den Klagen, Visionen und Orakeln dieser unbestechlichen Eiferer rein und groß hervor. Sie kannten nur e i n e n Leitstern, den Jehova, nur e i n e Liebe, ihr Volk, nur e i n e n Zweck, die Einheit und Tüchtigkeit ihrer Nation im Innern, und die Macht und Geltung derselben vor allen übrigen Völkern. Die prophetischen Auslassungen sind daher die höchsten Offenbarungen des hebräischen Nationalgeistes in seiner Selbstgenügsamkeit, Ausschließlichkeit und Begeisterung. Und nicht nur für das Hebräerthum sind die Propheten von der äußersten Wichtigkeit gewesen, sondern auch für das Christenthum, sofern sich die Messias-Idee, wie bekannt, an die Weissagungen der Propheten von einem Retter knüpft, welcher dem Volke Israel in der Zukunft erscheinen sollte. Als Volksredner waren die Propheten überall zu finden, wo sich Gelegenheit bot, mahnend, strafend,

---

2) Da sandte Saul Boten, daß sie David holeten. Und sie sahen zween Chöre Propheten weissagen, und Samuel war ihr Aufseher. B. Sam. I, 19, 20.

3) De Wette, Christl. Sittenlehre II, 1, 32.

tröstend und lehrend auf das Volk einzuwirken. Die Vorhöfe des Tempels, die öffentlichen Plätze, Märkte und Straßen waren daher die Bühnen ihrer Thätigkeit. Die Form ihrer Reden ist je nach Veranlassung eine einfachere oder eine poetisch gehobenere. Oft geht sie in den Rhythmus der hebräischen Liederform über; oft ergießen die Propheten, hingerissen vom Schwunge der Phantasie, in wilder Ausströmung die Fülle ihrer Gesichte; oft auch schlagen sie den Ton herzergreifender Klage an, um dann wieder in rauschenden Zornesflammen aufzulodern.

7.

Das hebräische Dogma von Jahve in der späteren Fixirung ist von äußerster Einfachheit. Wir haben hier keinen langwierigen Prozeß, in dessen Verlauf sich der Gott aus seinem Naturdasein zu einer geistigen Potenz heraufbildet; wenigstens will der orthodoxe Hebräismus von einem solchen Werdensprozeß seines Gottes Nichts wissen. Jahve war von Ewigkeit und wird sein in Ewigkeit. Im Buch Exodus (20) leitet er die Verkündigung der zehn Gebote mit den Worten ein, welche die eigentliche Lehre von Gott enthalten: — „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus der Dienstbarkeit Aegyptenlands geführt habe. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir! Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen, und der da thut Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten.“

Also: Es gibt nur einen Gott und dieser Eine bin ich, der Herr[1]. Mein ist alle Macht und Ehre. Ich bin es, der aus dem Nichts die Welt gemacht und Himmel und Erde und Meer und Sonne und Mond und Sterne gesetzet an's Firmament und der die Erde Früchte hervorbringen läßt und alle Geschöpfe in's Leben gerufen und zuletzt auch den Menschen geschaffen aus einem Erdkloß und ihm eingehaucht Geist von meinem Geist. Im Him-

1) Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr! Deuteron. 6, 4.

mel habe ich meinen Herrscherthron aufgerichtet [2]) und die Welt ist voll von meiner Herrlichkeit [3]).

---

2) Psalm 103, 19.

3) Nirgends, will mir scheinen, hat die Größe, Macht und Majestät Jehova's einen prächtigeren und zugleich erschöpfenderen Ausdruck gefunden als in dem berühmten 104. Psalm, welchen ich daher nach Meier's Uebersetzung (die poet. Bücher d. A. T. 131) hier folgen lasse.

Preise den Herrn,
Du meine Seele!
Herr mein Gott,
Du bist sehr groß,
Mit Hoheit und Herrlichkeit
Bist du bekleidet! —
Er hüllt sich in Licht
Wie in ein Gewand,
Er spannt den Himmel
Wie ein Zelttuch aus,
Und wölbet mit Wasser
Seine Söller.

Wolken macht er
Zu seinem Wagen,
Und fährt daher
Auf den Flügeln des Windes.
Er macht die Winde
Zu seinen Boten,
Und Feuerflammen
Zu seinen Dienern.
Er stellte die Erde
Auf ihren Grund,
Und nie und nimmer
Wird sie wanken.

Du bedecktest sie mit der Flut
Wie mit einem Kleide,
Auf den Bergen
Standen Gewässer;
Vor deinem Dräuen
Entflohen sie,
Vor dem Schall deines Donners
Bebten sie hinweg —
Indem Berge sich hoben
Und Thäler sich senkten —
Hin an den Ort,
Den du ihnen gegründet.

Du machtest Gränzen,
Die sie nicht überschreiten;
Sie kommen nicht wieder
Die Erde zu bedecken.
Du lässest Quellen
Zu Bächen fließen;
Zwischen den Bergen
Da ziehen sie hin;
Sie tränken alle
Thiere des Feldes,
Die Waldesel löschen
Ihren Durst.

Er tränket die Berge
Von seinem Söller herab,
Von der Frucht seiner Werke
Sättigt sich die Erde.
Es sättigen sich
Die Bäume des Herrn,
Die Cedern des Libanon,
Die er gepflanzet.
Auf ihnen wohnen
Die Vögel des Himmels,
Und erheben ihre Stimme
Aus den Zweigen hervor.

Gras läßt er sprossen
Für das Vieh,

Jahve ist ein **geistiger Gott** und er ist allmächtig, allweise, allwissend und allgegenwärtig[4]). Er ist eine **sittliche Macht**, welche die Ge-

Und Kraut, daß es
Dem Menschen diene,
Indem er hervorruft
Korn aus der Erde;
Und Wein, zu erfreuen
Des Menschen Herz,
Indem er glänzender macht
Als Oel das Antlitz;
Und Brod, um zu stärken
Des Menschen Herz.

Er schuf den Mond,
Die Zeit zu bestimmen;
Die Sonne kennt
Ihren Untergang.
Du machest Finsterniß
Und es wird Nacht:
Darin regen sich
Alle Thiere des Waldes.
Die jungen Löwen
Brüllen nach Raub,
Indem sie ihre Speise
Von Gott verlangen.

Geht die Sonne auf,
So ziehn sie sich zurück,
Und lagern sich
In ihren Höhlen.
Die hohen Berge
Dienen dem Steinbock
Und die Felsen zur Zuflucht
Dem Klippendachs. —
Der Mensch geht heraus
An sein Geschäft,
Und an seine Arbeit
Bis zum Abend.

Wie sind so groß,
Herr, deine Werke!
Du hast sie alle
Mit Weisheit geschaffen,
Und die Erde ist voll
Von deinen Geschöpfen.
Dies Meer, so groß
Und ausgedehnt,
Es wimmeln daselbst
Unzählbar
Kleine Thiere
So wie große!

Es gehen daselbst
Schiffe einher,
Und Ungeheuer, die du schufst,
Um zu spielen darin.
Sie harren auf dich
Allzumal,
Daß du ihnen Speise gebest
Zu rechter Zeit.
Du gibst sie ihnen,
Sie sammeln ein;
Du öffnest deine Hand
Und sie sättigen sich des Guten.

Verbirgst du dein Antlitz,
So erschrecken sie;
Nimmst du ihren Athem,
So vergehen sie;
Doch entlässest du deinen Athem,
So werden sie erschaffen. —
Du erneuerst
Das Antlitz der Erde;
Ewig dauert
Die Herrlichkeit des Herrn;
Es freut der Herr sich
Seiner Werke.

Er, der zur Erde blickt,
Daß sie erzittert,
Der die Berge anrühret,
Daß sie rauchen;

rechtigkeit will und schützt, dem Unrecht und der Unterdrückung wehrt, die Armuth satt macht, den Unglücklichen aufrichtet [5]). Er ist aber auch ein starker, eifriger, furchtbarer Gott, ein Gott des Zorns und der Rache, der die Frevler und die Abtrünnigen unerbittlich verfolgt und die Schuld der Eltern an den Kindern straft. In unzähligen Stellen der alttestamentlichen Urkunden tritt diese Furchtbarkeit, dieser verheerende und verzehrende Grimm Jehova's eindringlich hervor. Endlich ist er ein leib- und bildloser Gott. Zwar daraus, daß Jahve nach seinem eigenen Bilde den Menschen schuf (Gen. 1, 26—27), geht hervor, daß er in Menschengestalt gedacht wurde; aber die Ehrfurcht vor ihm hat seinen Verehrern verwehrt, sich ein deutliches Bild von ihm zu machen, auch nur in der Vorstellung. In Wolken und Rauch, Blitz und Feuer erscheint der Gott, sein Ansehen wird aber nirgends deutlich beschrieben; seine Erscheinung ist furchtbare Majestät, aber sie gewährt kein bestimmt umrissenes, faßliches Bild [6]). Das eben bezeugt die Geistigkeit seines Wesens.

Dem Herrn will ich singen,
So lang ich lebe,
Will spielen meinem Gott,
So lang ich da bin!

Möge mein Dichten
Ihm wohlgefallen,
Indem ich mich
Des Herrn erfreue!

4) Die Allwissenheit und Allgegenwart Jehova's ist wunderschön gefeiert in Psalm 139.

5) Den Unterdrückten schafft er Recht
Und schaffet Brod den Hungernden.
Jehova thut der Blinden Augen auf,
Jehova richtet den Gebeugten empor.
Jehova liebt den Rechtschaffenen,
Jehova schützt die Fremdlinge,
Wittwen und Waisen zählet er
Und macht zunichte der Unterdrücker Rath. Psalm 8, 7—9.

Damit ist zusammenzuhalten die bekannte Stelle Deuteron. 1, 17: Keine Person sollt ihr im Gericht ansehen, sondern sollt den Kleinen hören, wie den Großen und vor Niemandes Person euch scheuen.

6) Und Mose führete das Volk aus dem Lager Gott entgegen und sie traten unten an den Berg. Der ganze Berg Sinai aber rauchte, denn der Herr fuhr herab mit Feuer und sein Rauch ging auf wie ein Rauch vom Ofen, daß der ganze Berg sehr bebete. Exod. 19, 17—18. Im Todesjahre des Königs Usia sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron und seine Schleppen füllten den Tempel. Seraphe standen zur Seite ihm; sechs der Fittige hatte ein jeder, mit zweien bedeckte er

Die allgemeine Bezeichnung Gottes ist **Adonai** (Herr), gerade wie andere semitische Götter „Herr" genannt wurden (Bel, Baal, Moloch). Die spezielleren Benennungen sind **El Schaddai**, **Elohim**, **Jahve** oder **Jehova**[7]). Als El Schaddai war er vornehmlich der urväterliche Gott[8]). Elohim ist der allgemeine Ausdruck des Gottesbegriffes. Durch diesen Namen wird Gott bezeichnet als die Fülle und Quelle alles Lebens, als der Gott, welcher die Potenzen aller Entwickelung in sich trägt und durch schöpferische Thätigkeit außer sich hinstellt. Dagegen ist Jehova der Gott der Ent-

---

sein Antlitz, mit zweien bedeckte er seine Füße und mit zweien flog er. Und einer rief dem andern zu und sprach: Heilig, heilig, heilig ist Jehova der Heerschaaren; es erfüllet die ganze Erde seine Majestät. Und es erbebten die Gesimse der Schwellen von dem Rufen und das Haus füllte sich mit Rauch. Jesaia 6, 1—4. Solches sahe ich, bis daß Stühle gesetzt wurden, und der Alte der Tage setzte sich. Deß Kleid war schneeweiß und das Haar auf seinem Haupte wie reine Wolle; sein Stuhl war eitel Feuerflammen und desselbigen Räder brannten mit Feuer, und von demselbigen ging aus ein langer feuriger Stral. Daniel, 7, 9—10. Prachtvoll wird die Stimme des Herrn im Gewitter beschrieben Psalm 29, 3—9 (Meier's Uebers. S. 69):

Die Stimme des Herrn
Schallt über den Wassern;
Der Gott der Herrlichkeit,
Er donnert.
Der Herr erschallt
Ueber mächtigen Wassern,
Des Herrn Stimme voll Macht,
Des Herrn Stimme voll Pracht.

Die Stimme des Herrn
Zerschmettert Cedern,
Der Herr zerschmettert
Des Libanons Cedern.
Er läßt sie hüpfen
Wie Kälber,
Den Libanon und Sirjon
Wie junge Büffel.

Die Stimme des Herrn
Sprühet aus
Feurige
Flammen.
Die Stimme des Herrn
Macht zittern die Wüste,
Der Herr macht zittern
Die Wüste Kades.

Die Stimme des Herrn
Macht kreisen
Die Hindinnen
Und entblättert die Wälder,
Während Alles
In seinem Palaste
Ausruft:
Ehre!

7) Von der Etymologie des Wortes Schaddai weiter unten. El heißt der Starke. Elohim ist Abstractum und bedeutet Entscheidung, Macht, daher dann Gottheit, Gott. Jehova, vom Verbum haja (er war), hat die Bedeutung: er ist der er ist, nach unserem Sprachgebrauch der Wirklichseiende, also nicht der gemachte, vorgestellte, sondern der positive Gott. Statt Elohim kommt auch vor Eljon, d. i. der Erhabene.

8) Vgl. Lengerke, Kenaan I, 480.

wicklung, der selbst in diese eintritt, selbst an ihr mitarbeitet. Als Elohim ist er auch der Heiden Gott, sofern überhaupt alle Gottesbethätigung von ihm ausgeht, aber als Jehova ist er bloß der Gott Israel's, denn das aus der von ihm geleiteten Entwicklung herausgetretene Nichthebräerthum hat keinen Theil an ihm[9]). Mit anderen Worten: Jehova ist der Nationalgott Israel's. Er hat die Welt und die Menschen erschaffen, er ist der Herr der Natur, aber nur sein auserwähltes Volk, der Samen Abraham's, Isaak's und Jakob's, ist gewürdigt, ihn zu erkennen und zu verehren. Er führet Israel, er hat es unter seiner besonderen Obhut, ihm offenbaret er seine Herrlichkeit in der Schöpfung, deren Wunder und Schrecken den Anhängern anderer Götter, die nur Götzen und nichtig sind, „thierische Furcht oder ein dumpfes Starren" erregen[10]), während ihr Anblick den Jehovadiener zu jubelnder Lobpreisung emporflügelt.

8.

Die Einheit der Gottheit ist nirgends so unbedingt und streng festgehalten wie in der hebräischen (und in der dieser nachgebildeten mohammedanischen) Religion. Der Gott Israel's ist als Persönlichkeit vorgestellt, aber er bleibt stets der Eine, seine Wesenheit geht nicht in mehrere Wesen auseinander, wie die des indischen Brahm oder der christlichen Gottheit. Es ist, wenn man will, wohl eine Entwicklung in dem israelitischen Begriff von Gott, die Entwicklung von dem semitischen El Schaddai zu dem spezifisch hebräischen Jahve, aber von Entfaltung oder Zertheilung der göttlichen Ein-

---

9) Kurtz a. a. O. I, 17.

10) Hitzig, Jesaia XXIII, wo zum Beleg die schöne Stelle aus Jeremia (10, 12—14) angezogen wird:

Der die Erde schuf in seiner Kraft,
Der in seiner Einsicht gründete die Welt
Und in seiner Weisheit ausspannt die Himmel, —
Beim Brausen seines Windes Wasserfüll' am Himmel,
Wenn er Gewölk aufzieht von der Erde End',
Blitze zum Regen schafft
Und den Sturm hervorholt aus seinen Kammern:
Da verdummt der Mensch verstandlos,
Schämt der Bildner sich des Götzen,
Denn Trug ist sein Gußwerk und unbeseelt.

heit ist keine Rede. Aus diesem streng festgehaltenen Monotheismus erklärt sich die Abwesenheit mythologischer Gestaltungen.

Es sei denn, man wolle die hebräische Lehre von den Engeln[1]) für eine solche nehmen. Man kann den Ursprung dieser Lehre entweder auf den uralten Dämonencult zurückführen, welcher der Kindheit der Völker überall eigen zu sein scheint, oder aber glauben, das religiöse Bewußtsein der Hebräer habe das Bedürfniß gefühlt, zwischen die unnahbare Majestät Gottes und die Schwäche des Menschen ein Mittelglied zu stellen, eine zwischen diesen beiden Existenzen vermittelnde dritte, halbgöttliche. Als Gesammtheit heißen die Engel das Heer Gottes oder das Heer des Himmels. Sie sind, wie die Menschen, Geschöpfe Gottes, aber in weit höherem Grade mit physischen und moralischen Vorzügen begabt. Sie erscheinen in Gestalt schöner Jünglinge, auch mit kriegerischem Schmuck angethan, in der Hand das Schwert haltend, weißgekleidet, im Glanz der Edelsteine, auch in der Luft schwebend oder pfeilschnell durch diese hinfahrend. Sie sind Boten Jehova's, Herolde seines Willens, Verkündiger seiner Strafgerichte, Geleiter seiner Schützlinge[2]). In der ältern Zeit war die hebräische Angelologie einfach, später, in der Zeit nach dem Exil wird sie complicirt und erhält oft einen grotesken Anstrich. Die Einwirkung der persischen Lehre von den Amschaspands[3]) liegt da zu Tage, insbesondere in den Büchern Daniel und Tobia. Es tritt dann auch eine Rangordnung unter den Engeln ein und ist von sieben Erzengeln oder Engelfürsten (Sarim) die Rede, welche dem Throne Gottes zunächst stehen und unter denen Michael, Raphael, Uriel und Gabriel hervorglänzen. Eine seltsame Bildung sind die Cherubim und Seraphim. Sie fallen nicht mit den Erzengeln zusammen und bilden doch die nächste Umgebung Gottes. Der Seraphe wird nur einmal gedacht, durch Jesaia (s. v. 7, Anm. 5). Die Cherubim erscheinen zuerst als schwertbewaffnete Hüter des Paradieses (Gen. 3, 24), dann häufig in den Psalmen als Träger von Jehova's Wolkenwagenthron. In der Stiftshütte waren Cherubim abgebildet, zwei mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Deckel der Bundeslade, und im salomonischen

---

1) Ἄγγελοι, hebr. Maleake Jehova oder Bene Elohim, Diener oder Söhne Gottes.

2) Schon die erste Erscheinung eines Engels im Pentateuch (Genesis 16, 7 fg.) ist so eine hülfreiche.

3) Vgl. Buch II, S. 171.

Tempel waren im Allerheiligsten zwei von kolossalen Dimensionen angebracht. Ihre Gestalt war die thiermenschliche, mit dem Gesicht eines Menschen, eines Löwen, eines Stiers und eines Adlers. Sie hatten vier Flügel, zwei zum Fliegen, zwei zur Bedeckung des Körpers, welcher überall mit Augen versehen war. Ihr Auftreten wird als blitzschnell und glanzvoll geschildert. Unzweifelhaft waren es symbolische Wesen, die überall und schnell wirkende Kraft Gottes versinnlichend. Man wird kaum fehl gehen, wenn man in ihnen eine Reminiscenz an die ägyptischen Sphinxe und ähnliche Gestaltungen der religiösen Phantasie des Nillandes erblickt.

Bevor die Hebräer durch ihr babylonisches Exil mit der persischen Dämonenlehre bekannt wurden, kannten sie keine Dämonen, d. h. keine bösen Geister. Der Sündenfall des Menschen erscheint in der ältesten Auffassung rein nur als seine freie That. Die Genesis (3) sieht in der Schlange nur das listigste Thier des Feldes. In Babylon mögen die Juden von Ahriman, dem Vater des Bösen, erfahren haben, welcher in Schlangengestalt vom Himmel zur Erde sprang[4]). So erscheint denn im Buch der Weisheit (2, 24) der Sündenfall als auf Anreizung des Teufels in Gestalt der Schlange vollbracht und die persischen Dews mögen die Vorbilder zu solchen bösen Wesen geworden sein, wie der wollüstige Dämon Asmodi im Buch Tobia eines ist. Zweifelhaft ist freilich, ob die spätere hebräische Vorstellung von einem Satan, dem Widersacher Gottes, direct dem persischen Dogma vom Ahriman, dem Widersacher Ormuzd's, zugeschrieben werden soll. Die Wahrscheinlichkeit ist groß. Im Alten Testament erscheint übrigens Satan gegenüber von Gott noch in einer untergeordneten Rolle, die jedoch schon im Buch Hiob mehr Selbstständigkeit annimmt. Es ist daher eine naturgemäße Entwicklung des Begriffs vom Satan, wenn dieser zur Zeit der Hinüberbildung des Judenthums ins Christenthum zur Quelle des Bösen, zum Verursacher des Sündenfalls und folglich auch des Todes geworden ist und der Teufel mit seinen Engeln dem Lichtreich Gottes entgegen ein Reich der Finsterniß constituirt.

9.

Der alte Mosaismus kennt also keinen Teufel. Das Böse ist ein Willensact des Menschen, aber die Versuchung dazu geht oft geradezu von Jehova

---

4) Vgl. Buch II, S. 174.

selber aus. Gott verstockt das Herz des Pharao [1]), Gott reizt den Saul und den David zu ihm mißfälligen Dingen auf [2]). Er will sie also prüfen, wie ja auch das Verbot, vom Baum der Erkenntniß zu essen, für die Menscheneltern eine Prüfung war. Diese Prüfungen werden aber schlecht bestanden und der Sünde folgt die Strafe. Die Strafe des Sündenfalls ist der Tod. Er ist überhaupt die härteste Folge des bösen Thuns, des Abfalls von Jahve, des Ungehorsams gegen Jahve's Gebote.

Denn, wir wiederholen es, das reine Jahvethum war eine Religion des Lebens. Die Bestimmung des Jahvegläubigen ging im Diesseits auf. Der echte Mosaismus wußte weder noch lehrte er irgend etwas Festes und Bestimmtes von einer Unsterblichkeit des Menschen oder von einer Belohnung oder Bestrafung desselben nach dem Tod. Auf diesseitiges Glück wies Jahve seine Verehrer an, mit diesseitigem Unglück suchte er die heim, die an ihm frevelten. Die Vorstellungen von einem Zustand nach dem Tod, wo solche vorkommen, sind ganz vag und nebelhaft. Es dämmert in denselben kaum eine schwache Spur von dem Glauben an die Möglichkeit einer persönlichen Fortdauer des Menschen jenseits des Grabes. Das hebräische Todtenreich, Scheol, welches Wort Luther unrichtig mit Hölle in unserem Sinn übersetzt hat, ist eben nur die ungeheure unterirdische Grabkammer, der Todtenraum, nicht Elysium, nicht Tartaros. Zum Scheol fahren, heißt im echtmosaischen Sinne einfach weiter Nichts als sterben. Man hat aber für die Annahme, daß die Hebräer an eine Fortdauer des Menschen nach dem Tode geglaubt, insbesondere zwei Stellen geltend gemacht, die allerdings an und für sich bedeutsam genug sind. Die eine ist die Erzählung [3]), wie Saul den Samuel durch die Beschwörerin von Endor aus dem Grabe heraufbeschwören läßt, die andere ist die poetisch schöne Stelle bei Jeremia [4]), wo Rahel in ihrem Grabe bitterlich über das Unglück ihrer Nachkommen weint. Aber es ist vollwichtiger Grund vorhanden, weder diese noch jene

---

1) Exodus 4, 21; 7, 5. Bei Jesaia (6, 10) befiehlt Jahve dem Propheten:
Verstocke du das Herz dieses Volkes,
Erschwere sein Gehör und seine Augen blende!

2) B. Sam. I, 16, 14; II, 24, 1.

3) B. Sam. I, 28, 7 fg.

4) Jerem. 31, 15.

Stelle für altmosaisch gelten zu lassen. Beide erhalten ihre Berechtigung erst dann, wenn man sie als unter dem Einfluß späterer Vorstellungen entstanden ansieht. Denn wie im späteren Hebräerthum die durch das babylonische Exil vermittelten Einflüsse der persischen Dämonologie hervortreten, so auch die Einflüsse der zendavestischen Unsterblichkeitslehre. Das kann einem Zweifel schwerlich unterliegen. Das über Israel gekommene ungeheure Nationalunglück machte die Gemüther dafür empfänglich, in Zukunftsträumen das zu suchen, was die Wirklichkeit versagte. Daher auf der einen Seite die messianischen Hoffnungen auf ein tausendjähriges, glanz- und machtvolles Reich auf Erden, in welchen sich der durch kein Mißgeschick zu brechende Stolz der Nachkommen Abraham's gefiel; daher auf der andern Seite die Aufnahme zoroastrischer Vorstellungen von einer Fortdauer, einer Bestrafung oder Belohnung im Jenseits ins Jahvethum. Spuren davon finden sich schon in den Psalmen und Propheten nicht selten. So heißt es z. B. Psalm 49, 15 — 16, der Herr werde die Frommen retten aus des Scheols Gewalt, während die Thoren (Sünder) in derselben verbleiben müssen, und Hosea (13, 14) läßt, — was man für eine Hindeutung auf den Messias nimmt, — den Herrn sagen, er werde die Seinen vom Tode erretten und aus dem Scheol erlösen. Angelegentlicher beschäftigen sich die Apokryphen mit der Unsterblichkeitsfrage. Im Buch Jesus Sirach sind die bezüglichen Vorstellungen freilich sehr verschwommen. An einer Stelle daselbst scheint es, als wolle die Fortdauer nach dem Tode einzig in die Fortdauer eines guten Namens gelegt werden [5]). Viel bestimmter, ja geradezu positiv äußert sich das Buch der Weisheit. Das 2. Kapitel desselben polemisirt gegen die Prediger des Lebensgenusses, deren Grundsätze weitläufig ausgeführt werden, und setzt schließlich dem Satz dieser Materialisten den folgenden entgegen: Gott schuf den Menschen zum ewigen Leben und hat ihn gemacht zu seinem Bilde, daß er ihm gleich sei; aber durch des Teufels Neid ist der Tod in die Welt gekommen und die seines Theils sind, helfen auch dazu.

Schon die Einführung des Teufels in ganz ahriman'schem Sinne verräth den Neu-Mosaismus dieser Stelle. Die Genesis weiß von der Wirksamkeit Satans im Sündenfall der ersten Menschen Nichts. Die Folge des Sündenfalls ist dort die Vertauschung eines — naiven und mühelosen Lebens

---

5) B. Jesus Sirach, 41, 15 — 16.

der Menschen mit einem bewußten und mühevollen. Allerdings resultirt, wie schon oben bemerkt wurde, auch der Tod aus dem Genuß der Frucht der Erkenntniß, aber nur sofern Gott die sich ihrer selbst und ihrer Bestimmung bewußt gewordenen Menschen schleunigst aus dem Paradiese treibt, damit sie nicht, wie Adonai sich ausdrückt (Gen. 3, 22), die Hand nach dem Baume des Lebens ausstreckten und von der Frucht desselben genießend ewiglich lebten.

Ein langes, glückliches, durch Gesundheit und reichen Kindersegen blühendes, mit Gedeihen der Felder und Fruchtbarkeit der Heerden begabtes irdisches Dasein, das war das Heil, welches der reine Mosaismus seinem Volke verhieß. Der alttestamentlichen Beweisstellen hiefür sind so viele, daß wir nur auf einige besonders vorragende aufmerksam zu machen brauchen. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, welches der Herr, dein Gott dir gibt, — lautet das vierte Gebot. Exodus 23 wird an die Bedingung des Haltens der Gebote Gottes ausdrücklich das Versprechen geknüpft, daß Jahve die Felder werde gedeihen, die Heerden werde fruchtbar machen, die Kanaaniter werde in die Flucht schlagen. Leviticus 26 werden diese durchaus nur auf das irdische Leben gerichteten Verheißungen noch weiter ausgeführt und später (Deuteronomion 28) wird in genauester Detailmalerei dieser irdische Segen wiederholt, sammt dem irdischen Fluch. Denn wie die Verheißung, so ist auch die Drohung durchaus diesseitiger und geradezu materieller Natur. Vom Jenseits ist weder in verheißender noch in drohender Weise auch nur mit einer Sylbe die Rede. Das altmosaische Heil war ein positives, so zu sagen handgreifliches. Und diese Heilslehre ist in den Juden, wie sich auch später ihre Zukunftshoffnungen wandeln mochten, bis auf den heutigen Tag wirksam geblieben. Ungeachtet all der Kraft der Abstraction, welche dazu gehörte, den spirituellen, supranaturalistischen Gottesbegriff des Jahvethums zu schaffen, sind die Hebräer sehr positive, auf's Materielle gestellte Leute, die besten Rechner und Kaufleute der Welt.

10.

Und Elohim schuf den Menschen nach seinem Bilde [1]). Und du, Israel, sollst den Jahve, deinen Elohim, lieben mit ganzem Herzen, mit ganze

1) Genes. 1, 27.

Seele **und mit** all deiner Kraft[2]). Und ihr sollt mir sein ein Königreich von **Priestern** und ein heiliges Volk[3]). In diesen drei Sätzen ist das Verhältniß **Gottes** zum Menschen und umgekehrt ausgesprochen, wie das Jahvethum **es** faßte. Elohim hat, indem er den Adam schuf, alle Menschen nach seinem **Bilde** geschaffen, aber unter den Völkern hat er zu seinem eigentlichsten **Eigenthum** sich nur das Volk Israel auserwählt. Mit diesem hatte er in der **Person** des Stammvaters Abraham einen Bund geschlossen und zum **Zeichen** desselben die Beschneidung der männlichen Jugend eingesetzt (Gen. 17). Die Beziehung Israel's zu Jahve war also eine ganz spezielle. Um dieselbe zu erhalten, mußte Israel seinen Gott lieben und durch Heiligkeit sich seiner würdig erweisen. Es mußte ihm dienen und für diesen Dienst segnete er es, d. h. er gab ihm Leben und Land, Sieg und Gedeihen. Es war also, wenn das nicht zu profan klingt, das gegenseitige Verhältniß eine Solidarität der Interessen.

Auf Erreichung und Bewahrung der vom Jahvethum geforderten Heiligkeit des Volkes Israel war die ganze theokratische Gesetzgebung des Mosaismus gerichtet und die Verwirklichung dieser Idee der Heiligkeit hat dann, wie bekannt, in den letzten Jahren der Regierung David's und in der ersten Zeit Salomo's seine höchste Blüthe erreicht, welcher freilich ein rascher Verfall folgte. Der innigen Ineinsbildung der religiösen, der politischen und socialen Gesetzgebung haben wir schon erwähnt. Das ganze Leben der Hebräer, das war der Grundgedanke des Mosaismus, sollte ein fortwährender Gottesdienst sein, von welchem der eigentliche Cult nur die Spitze bildete. Indem aber der Hebräer Gott diente, diente er zugleich sich selbst. Denn das ist das bewunderungswürdig Großartige des Mosaismus, daß er auf der Grundlage des religiösen Glaubens und der gottesdienstlichen Bräuche ein bis ins Einzelnste sorgsamst ausgeführtes System der sozialen Wohlfahrt begründete und für die Bethätigung desselben eifrigst wachte[4]). Es ist ein

2) Deuteron. 6, 5.

3) Exod. 19, 6.

4) Abgesehen davon, daß ich bei den Lesern dieses Buches die Kenntniß der Bibel billig voraussetzen darf, bleibt mir auch, bei der ganzen Anlage meiner Schrift, lange nicht Raum genug, in die Einzelnheiten der mosaischen Gesetzgebung und Liturgie einzutreten, und muß ich mich begnügen, wenigstens das Wichtigste anzudeuten und im

merkwürdig feines und umfassendes Verständniß für die Bedürfnisse der Wirklichkeit in dieser Gesetzgebung, ein energischer Realismus, und bei aller häufig hervorbrechenden, altsemitischen Wildheit und Grausamkeit doch auch wieder eine heilige Scheu vor der Natur und ihren Geboten. Selbst dem Acker wird sinnig das Bedürfniß der Erholung zugeschrieben: je im siebenten Jahre soll er ausruhen von seinen Anstrengungen [5]). Ebenso zeugen die Verbote, Stier oder Lamm an einem Tag zugleich mit ihren Jungen zu schlachten oder die auf ihren Jungen ergriffene Vogelmutter zu fangen, von schonungsvoller Scheu und Milde [6]). Die gesundheitspolizeilichen Vorschriften über Rein und Unrein, von den Hebräern nach Art der Aegypter zu religiösen Satzungen erhoben, beweisen tiefe Einsicht in die menschliche Natur und die klimatischen Verhältnisse. Wie verständig ist die Regelung des geschlechtlichen Verkehrs, wie groß der Abscheu vor aller widernatürlichen Vermischung, die mit dem Tode bestraft wurde. Endlich hat die im Jahvethum gewollte und in seiner besten Zeit auch vollzogene Einheit von Religion und Leben in Beziehung auf richtiges Maaß zwischen Arbeit und Ruhe, sowie in Beziehung auf die Eigenthumsverhältnisse, Vortreffliches zuwege gebracht. Wie Elohim am siebenten Schöpfungstage ausruhte von seinen Werken, so war der siebente Wochentag, der Sabbath, der Ruhe des arbeitenden Menschen geheiligt. Die Regelung des Besitzes basirte auf dem Grundsatz der Einheit des hebräischen Volkes. Alles Land war also eigentlich Gemeingut, aber der Familiensinn der Hebräer verwehrte die Anwendung dieses Princips im starr communistischen Sinn. Der Stamm, die Familie konnten Eigenthum erwerben und besitzen, aber der Besitz war nur ein zeitweiliger. Das Eigenthumsrecht, wie es Jahve dem ganzen Volke gegeben, wurde periodisch immer wieder hergestellt. Dies geschah durch die Einsetzung des Jubel- oder Halljahres, welches alle 50 Jahre wiederkehrte und unter Posaunenschall durch das ganze Land ausgerufen wurde [7]). Während desselben

---

Uebrigen auf De Wette (Hebr. Archäologie), Ewald (Alterthümer des Volkes Israel) und Michaelis (Mosaisches Recht) zu verweisen.

5) Exod. 23, 10—11.

6) Levit. 22, 28. Deuteron. 22, 6—7.

7) Da sollst du die Posaune lassen blasen durch all euer Land — (daher der Name Jubel- oder, wie Luther übersetzt, Halljahr) — und ihr sollt das 50. Jahr heiligen und sollt es ein Erlaßjahr heißen im Lande, allen, die darin wohnen; denn es ist ein

mußte alle Feldarbeit ruhen — wieder eine ehrfurchtsvolle Rücksicht auf die unbelebte Natur, — alle Knechte und Mägde aus israelitischem Geschlecht wurden bedingungslos frei und alle veräußerten Grundstücke fielen ohne Ersatz des Kaufschillings an ihre ursprünglichen Besitzer oder deren rechtmäßige Erben zurück[8]). Es ist wahr, es wehte kein menschheitlicher, sondern nur ein exclusiv nationaler Geist im Mosaismus, es ist ferner wahr, daß seine Satzungen von der Priesterkaste vielfach arg mißbraucht wurden; aber ebenso wahr ist es auch, daß nie einer anderen Religion eine so energische Tendenz, für das Leben zu sorgen, innewohnte, wie dieser.

11.

Der jehovistischen Idee zufolge war das ganze Israel ein priesterliches Volk, allein in der Praxis des Lebens mußte aus dieser Gesammtheit ein eigener Stand zur Besorgung der gottesdienstlichen Dinge sich herausbilden, der dann im Verlauf der Zeit eine immer kastenartigere Abschließung fand. Inwieweit die Organisation dieser Kaste auf Mose zurückzuführen sei, ist nicht anzugeben, weil wir eben die Geschichte der mosaischen Zeit nur in späteren priesterlichen Um- und Ueberarbeitungen besitzen. Zur Zeit der Patriarchen war das Familienhaupt zugleich auch der Priester der Seinen. Als Israel zur Nation geworden und einen Staat bildete, erscheint der Stamm Levi als der, welchen sich Jahve zur Handhabung des Cultus auserwählt hatte. Jeder Angehörige dieses Stammes, jeder Levit, hatte sich vom 25. oder 30. bis zum 50. Jahr dem Tempeldienst zu widmen. Aber es gab verschiedene Abstufungen in dieser Hierarchie, welche auf der Abstammung von den verschiedenen Zweigen des Stammes beruhten. Zu den Functionen des eigentlichen Altardienstes waren nur die Nachkommen Aaron's in directer Linie zugelassen. Es fand eine feierliche Weihe zum Antritt des Priesteramts statt. Die Priester (hebr. Kohenim), ausgezeichnet durch eine besondere Tracht (Beinkleider oder vielmehr Hüftenkleider und Leibrock von weißem Byssus,

Halljahr, da soll ein Jeglicher bei euch wieder zu seiner Habe und zu seinem Geschlecht kommen. Levit. 25, 9—10. Vgl. auch V. 11—13, V. 23—28, V. 39—41.

8) Mit Ausnahme der dem Heiligthum verlobten Aecker und, ganz verständig, der Häuser in ummauerten Städten, welche ja nicht so unmittelbar zum Grund und Boden gehörten, wie die dörflichen Wohnungen.

blauweißrother Gürtel, blumenkelchgestaltiger Kopfbund), standen den höheren Cultbräuchen vor, den Opfern, Weihungen, Reinigungen, dem Anzünden des Rauchwerks im Tempel, der Unterhaltung des ewigen Feuers auf dem Brandopferaltar im Vorhof; nur sie durften sich, wie der rituale Ausdruck lautete, Jahve nahen. Auch hatten sie die Obliegenheit, das Volk im Gesetz zu unterrichten und in schweren Prozessen Recht zu sprechen. Den Leviten lagen die niedrigeren Tempeldienste ob; sie waren so zu sagen die Sacristane oder Küster des Hebräerthums. Für den Unterhalt der Priesterkaste im weitern Sinn, d. h. die Leviten inbegriffen, war reichlich gesorgt. Wo auch hätten die Priester nicht gut für sich zu sorgen verstanden? Den hebräischen fiel nicht nur der Zehent zu, der zehnte Theil vom Feldertrag, vom gewerblichen Gewinn und von der Kriegsbeute, sondern es fehlte auch nicht an Nebeneinkünften, was unsere katholischen Geistlichen Stolgebühren, unsere protestantischen Accedenzien nennen, als da waren Opferdeputate, Erstlinge des Viehs und der Feldfrüchte, das Lösegeld der Erstgeburt u. s. f. Ueberdies waren die Priester steuerfrei und nicht zum Kriegsdienst verpflichtet. Eine strengsittliche Lebensführung und Enthaltung von allem Unreinen war ihnen vorgeschrieben. Nur Jungfrauen oder ehrsame Wittwen israelitischer Herkunft durften sie heiraten. An der Spitze der hebräischen Hierarchie stand der Hohepriester oder Großpriester (hebr. Kohen hagadol), dessen Würde angeblich von Aaron her fortgeerbt haben soll, was aber erweislich falsch ist. Er trug ein langes Obergewand von blauem Byssus, welches mit Troddeln und Schellen besetzt war [1]). Darüber hatte er einen kurzen Ueberwurf, der mit Edelsteinagraffen auf den Schultern befestigt und auf dessen Bruststück eine ebenfalls mit Edelsteinen besetzte Tasche angebracht war, auf deren goldener Einfassung die Namen der zwölf Stämme eingegraben waren und welche den Urim und Thummim enthielt, d. h. die heiligen Loose, vermittelst welcher der Hohepriester den Jahve befragte, wenn Jemand Orakel einholen wollte. Nur der Kohen hagadol durfte das Allerheiligste der Stiftshütte und später des Tempels betreten, wo die Bundeslade stand und wo Elohim gegenwärtig

1) Und Aaron soll ihn (den mit Schellen besetzten Rock) anhaben, wenn er dienet, daß man seinen Klang höre, wenn er aus- und eingehet in das Heilige vor dem Herrn, auf daß er nicht sterbe. Exod. 28, 35. Der Schellenklang soll also dem Gott das Nahen des Hohenpriesters anzeigen, damit nicht die Majestät des unbenachrichtigten Adonai den Priester tödte.

gedacht wurde [2]). Das Verhältniß der Priesterschaft zur Prophetenschaft kann so bestimmt werden: die Priester waren das stehende Heer, die Propheten die Freiwilligen Jahve's. Die Priester waren die offiziellen Träger des dogmatischen, aber die Propheten die begeisterten Träger des sittlichen Gehalts des Jahvethums.

12.

Während der nomadischen Wanderung Israel's durch die Wüste hatte ein zeltartiger Bau, die sogenannte Stiftshütte [1]), den Mittelpunkt des Jahvecults abgegeben. In der Blüthezeit des Reiches wurde unternommen, einen der Majestät Elohims entsprechenden Nationaltempel in der heiligen Stadt Jerusalem auf dem Hügel Moriah zu erbauen. Schon David traf dazu die nöthigen Vorkehrungen und schloß mit dem König Hiram von Sidon Verträge ab Behufs der Lieferung von Bauholz (libanontische Cedern) und von phönikischen Künstlern, denn solche wirkten bei dem Bau mit. Unter Salomo wurde dann das Werk in Angriff genommen und binnen sieben Jahren zu Ende geführt. Die Grundform des Tempels trug offenbar das ägyptische Gepräge, aber im Holzbau desselben und in den Verzierungen machte sich der phönikische Einfluß geltend. War doch der Künstler, welcher die Arbeiten in Gold und Erz angab und wohl auch die Oberleitung des ganzen Unternehmens hatte, ein Phönikier, Hiram Abif geheißen. Die Vereinigung ägyptischer und phönikischer Kunst brachte dann auch einen Bau zuwege, welcher großartig in seinen Formen und prächtig ausgeschmückt, in der Anschauung aller Zeiten für eine der vortretenden Schöpfungen der Architektur galt und gilt.

Den Eingang zum salomonischen Tempel bildete eine Vorhalle, thurmähnlich, 120 Ellen hoch, 10 Ellen tief. Links und rechts am Eingang zu dieser Halle standen die zwei Säulen Boas und Jachin, die aus Erz gegossen waren, 12 Ellen Umfang und mit den Knäufen 23 Ellen Höhe hatten. Boas bedeutet „in ihm ist Stärke", Jachin „er stellt fest"; die Säulen

---

2) Ich erachte für überflüssig, die allbekannten Thatsachen in Betreff des hebr. Priesterthums durch die einschlägigen Stellen aus den Büchern Exodus, Leviticus, Numeri, Deuteronomion u. s. w. zu belegen.

1) Eine ausführliche Beschreibung derselben gibt Exod. Kap. 25—26.

können daher für Symbole der Macht und Schöpferkraft Jahve's angesehen werden [2]). Aus der Vorhalle trat man in das Heilige, welches 40 Ellen Länge hatte. Hier standen die Tische, auf welchen die Schaubrote lagen, von fünf goldenen Leuchtern rechts und links flankirt, und weiterhin der Altar für die Rauchopfer, aus Cedernholz gefertigt und mit Gold überzogen. Nach Osten zu stieß an das Heilige das Allerheiligste, 20 Ellen lang, 20 breit, 30 hoch. In diesem Raum, welchen nur der Kohen hagadol betreten durfte, befand sich die Bundeslade, welche die Gesetzestafeln enthielt und durch einen Vorhang den Blicken entzogen war. An jeder Seite der Bundeslade stand ein Cherub, aus Oelbaumholz, mit Goldblech überzogen, 1[illegible] Ellen hoch und die Flügel 10 Ellen weit ausbreitend. Zwei Höfe um[illegible] gaben den Tempel, in welche, wie in diesen selbst, eherne Flügelthore führten. Nur in den äußeren Hof hatte das Volk Zutritt. In dem inneren stand der große eherne Brandopferaltar und wurde das große und kleine Opfergeräthe aufbewahrt [3]). Nebukadnezar zerstörte den Prachtbau, nachdem er ungefähr 420 Jahre gestanden. Nach ihrer Rückkehr aus dem Exil versuchten die Juden einen Neubau, der aber nur ein Schatten des alten war. Zwanzig Jahre vor Christi Geburt unternahm Herodes der Große einen zweiten Neubau, im griechischen Styl. Aber schon nach 70 Jahren wurde dieser dritte Tempel bei der Eroberung Jerusalems durch Titus zerstört. Kaiser Julian wollte den Juden einen vierten Tempel erbauen, der aber nicht vollendet wurde. Jetzt steht an der Stelle des salomonischen Tempels die Moschee Omar's.

---

2) Wenn die beiden Säulen die göttliche Schöpferkraft symbolisirten, so rechtfertigt der Umstand, daß sie von einem phönikischen Künstler gegossen und mit Granatäpfeln — (der Granatapfel war der syrischen Lebensmutter Baaltis-Aschera heilig) — verziert wurden, die Vermuthung, Hiram Abif möge dabei an die phallische Bedeutung der im Baaltempel zu Baalbek und im Melkarthtempel zu Tyrus aufgerichteten Säulen gedacht haben.

3) Siehe B. d. Könige I, Kap. 6 — 7 und B. d. Chronik II, Kap. 3 — 4, wo der Tempelbau mit dem ganzen Behagen, welches der Gegenstand priesterlichen Chronikschreibern einflößen mußte, beschrieben wird. Im Uebrigen vgl. Hirt „Der Tempel Salomo's"; Keil „der Tempel Salomo's"; Meyer „der Tempel Salomo's"; Stieglitz „Gesch. d. Baukunst" S. 120 — 137; Stieglitz „Beiträge zur Gesch. d. Baukunst" I, Tafel 6, 7 und 8; Schnaase „Gesch. d. bild. Kunst" I, 264 fg.; Kugler „Handb. d. Kunstgesch." 2. Aufl. S. 81 — 86.

Der Tempel Jahve's zu Jerusalem und seine Umgebungen waren auch der Schauplatz des hochbewegten Festlebens bei den großen religiösen Festen des Hebräismus. Außer den Sabbathen und den Neumondtagen und dem großen Versöhnungstag am 10. des 7. Monats feierten die Israeliten alljährlich drei große Feste [4]). Dreimal sollt ihr mir Fest halten im Jahre! hatte Jahve befohlen: nämlich das Fest der ungesäuerten Brote und das Fest der ersten Ernte und das Fest der Einsammlung am Ausgang des Jahres (Exod. 23, 14 — 16). Das erste dieser Feste, das Pascha-Fest (Ostern), an welchem das Paschalamm verzehrt wurde, in der Mitte des ersten Monats (Abib) zur Vollmondszeit gefeiert, war zur Erinnerung an den Auszug aus Aegypten eingesetzt, zugleich eine Feier des Frühlings und der Befreiung. Das zweite, Pfingsten, unmittelbar nach der Getreideernte, und das dritte, das Laubhüttenfest, unmittelbar nach der Baumfruchternte und Weinlese gefeiert, diese Feste standen in schöner Beziehung zum Ackerbau und waren Dankfeste für die Erntegaben, daher auch, besonders das letztere, rechte Freudenfeste, wobei das sonst so ernst gestimmte Volk Israel's das Wort eines seiner Dichter, daß der Wein des Menschen Herz erfreue und sein Angesicht glänzen mache wie von Oel, in fröhliche Beherzigung zog [5]).

Den religiösen Hauptact bei diesen Festen gaben die Opfer ab, bei den Israeliten, wie bei allen alten Völkern, das wesentlichste Stück des Cultus. Es gab bei den Hebräern verschiedene Arten derselben, sowohl in Betreff der Bedeutung als in Betreff der Natur der dargebrachten Gaben. Als das ideellste Opfer der Hebräer erscheint uns, wenn es überhaupt unter diesen Begriff fällt, jene Art von Mönchthum, welches unter dem Namen des Nasiräats bekannt ist. Der Nasiräer oder die Nasiräerin waren Personen, welche sich auf eine bestimmte Zeit dem Jahve ganz speciell und persönlich weihten, dem Adonai ein sonderliches Gelübde thaten, wie der biblische Ausdruck lautet. Sie mußten sich während der gelobten Zeit des Weines und alles dessen, was vom Weinstock kam, oder aus dessen Früchten bereitet wurde, enthalten und sich das Hauptthaar lang wachsen lassen [6]). Man leistete das Nasiräatsgelübde zu bestimmten Zwecken, z. B. um von Jahve

4) Die Gesammtzahl der jährlichen Feiertage betrug 59.

5) In der Zeit nach dem Exil kamen zu den drei alten Nationalfesten noch drei weitere hinzu, das Purimfest, das Tempelweihefest und das Holztragefest.

6) Numeri, 6, 1—21.

Kindersegen zu erflehen; doch kam es auch vor, daß Eltern ihre Kinder schon vor deren Geburt dem Jahve auf Lebenszeit gelobten. Was die eigentlichen Opfer angeht, so unterschied man in Beziehung auf die Absicht Sünd- und Schuldopfer und Lob- und Dankopfer. In beiden Fällen liegt die Bedeutung schon im Namen. In Rücksicht auf das Object der Opferung unterschied man blutige und unblutige Opfer oder Speise- und Trankopfer und Schlacht- und Brandopfer. Man opferte also aus dem Pflanzenreich Getreidekörner, Mehl, Backwerk (mit Olivenöl, aber ohne Sauerteig oder Honig bereitet) und Wein, aus dem Thierreich zahme, eßbare, makellose Thiere, gewöhnlich männlichen Geschlechts, Rinder, Ziegen, Schafe, zuweilen auch Tauben. Eine Zugabe von Salz durfte weder beim unblutigen noch beim blutigen Opfer fehlen. Auf dem vor dem Eingang zum Allerheiligsten stehenden Rauchaltar wurde Weihrauch verbrannt. Zur Zeit der strengen Einheit des hebräischen Cultus war die Verordnung in Kraft, daß alle und jede Opferhandlung nur in dem inneren Vorhof des Nationaltempels in Jerusalem vorgenommen werden durfte. Hier stand, wie wir gesehen, der große Brandopferaltar und hier befand sich auch die von zwölf ehernen Rindern getragene, in Form einer aufgebrochenen Lilie gebildete eherne Schaale, genannt das eherne Meer, in welchem die Priester beim Opferdienst ihre Waschungen und Reinigungen zu vollziehen hatten.

13.

Hier nun ist aber der Ort, an welchem die Frage, ob der mosaische Cult in seiner Reinheit Menschenopfer gebracht, und die weitere, unzertrennlich mit der ersteren verknüpfte, ob zwischen dem Jahvethum und dem syrisch-phönikischen Baal- und Molochthum ein ursprünglicher Zusammenhang anzunehmen sei, — zu kurzer Erörterung kommen muß. Ich gehe an diese Erörterung mit derselben Unbefangenheit, welche, wie ich glaube, jeder selber Unbefangene meiner ganzen Arbeit wird zugestehen müssen. Mit Machtsprüchen theologischer Infallibilität [1]) wird da wenig ausgerichtet, aber auf der anderen Seite schießt eine Kritik, die zu viel beweisen will, auch leicht über das Ziel hinaus.

---

1) Wie z. B. Lengerke (Kenaan, I, 250 fg.) mit solchen um sich wirft.

Die zwei sich entgegenstehenden Ansichten von der Sache sind diese. Die eine, die bejahende, gäng und gäbe, geht dahin: Jahve war ein von den babylonisch-syrisch-phönikischen Götterbegriffen schon ursprünglich streng gesonderter Gott, der mit den Göttern der Heiden (Goijim) Nichts gemein hatte. Abraham brachte den Cult dieses Gottes nach Kanaan, überlieferte ihn seinen Nachkommen und dieser von Moses ausgebildete Cult verabscheute die Menschenopfer [2]). Die andere Ansicht will: Jahve's Wesenheit war ursprünglich Eins mit der Wesenheit des semitischen Hauptgottes Baal-Moloch. Sie hatte also eine affirmative und eine negative Seite und nach letzterer Richtung hin wurden dem El Schaddai oder Elohim oder Jahve allerdings Menschenopfer gebracht, denn diese Namen sind eben nur die hebräischen Bezeichnungen für den Baal-Moloch, Melkarth, Milkom, Kamos der übrigen Semiten. Weiterhin jedoch geht die Ansicht auseinander. Die einen ihrer Bekenner [3]) identificiren allerdings El Schaddai mit Moloch oder Molech, sagen aber, diese Dieselbigkeit habe sich in dem Maaße aufgehoben, in welchem im Vorschritt der Zeit die Verehrung des an Menschenopfern Gefallen findenden urväterlichen Gottes El Schaddai zum humaneren Jahvethum sich umgebildet, welches die Menschenopfer verwarf. Die anderen verneinen diese Umbildung überhaupt und wollen, El Schaddai sei auch als

---

2) Als Hauptbelegstellen hiefür werden angeführt folgende. Du sollst auch deines Samens nicht geben, daß er dem Moloch verbrannt werde, auf daß du nicht entheiligest den Namen deines Gottes; denn ich bin der Herr. Levit. 18, 21. (Die Stelle sagt freilich keineswegs, daß überhaupt keine Kinder geopfert werden sollen.) Welcher unter den Kindern Israels, oder ein Fremdling, der in Israel wohnt, seines Samens dem Moloch gibt, der soll des Todes sterben, das Volk im Lande soll ihn steinigen. Levit. 20, 2. (Auch hier, wie in den weiteren Versen der Stelle, wird das Kinderopfer nicht als solches, sondern nur als Molochopfer, d. h. als ein einem fremden Gott fallendes, verdammt.) Du sollst nicht also an dem Herrn, deinem Gott thun; denn sie (die Goijim) haben ihren Göttern gethan Alles, was dem Herrn ein Gräuel ist und was er hasset; denn sie haben auch ihre Söhne und Töchter mit Feuer verbrannt ihren Göttern. Deuteron. 12, 31. (Man sieht, der Deuteronomiker hält die Sache schon allgemeiner. Bei ihm erscheint schon das Menschenopfer überhaupt als etwas Verwerfliches, als ein Gräuel, Jahve verhaßt.) Man kann auch, abgesehen von dem Gebot des Dekalogs: Du sollst nicht tödten! die freilich nicht in ritualer Beziehung von Elohim zu Noah und seinen Söhnen gesprochenen Worte hieherziehen: Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden durch Menschen. Gen. 9, 6.

3) J. V. Vatke, Relig. d. A. T. I, 355 und anderwärts.

Jehova immer derselbe fürchterliche Gott geblieben und es sei demnach das Menschenopfer, den Reformbestrebungen der Propheten zum Trotz, bis zur nacherilischen Zeit orthodoxer und nationaler Cultact der Hebräer gewesen [4]). Die religionsgeschichtliche und dogmatische Wichtigkeit der Sache ist sehr groß. Da nach dem christlichen Dogma der Heiland der Sohn des Gottes Jahve ist, so muß natürlich auch den Christen Alles daran liegen, daß die Ursprünglichkeit Jahve's, Elohim's, El Schaddai's gewahrt und dessen Identification mit Baal-Moloch verworfen werde.

Zwei Umstände, scheint mir, sollten bei leidenschaftsloser Untersuchung der Frage zunächst in Betracht kommen, beide so thatsächlich, daß unter mit fünf gesunden Sinnen begabten Menschen ein Streit darüber unmöglich entstehen kann. Erstlich: die alttestamentlichen Urkunden sind zu sehr verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Verfassern, in verschiedenem Sinne verfaßt worden. Sie widerspiegeln also gleichermaßen den roheren Geist der früheren, wie den gebildeteren und milderen der späteren Zeit. Daraus folgt das Factum, daß sie, wie der gäng und gäben, so auch der abweichenden Ansicht vom Jehovismus gleichermaßen Beweisstücke an die Hand geben. Zweitens: die schroffe Trennung des Hebräismus vom übrigen Semitenthum und vom Aegyptertum war, wie wir schon früheren Ortes bemerkten, weit mehr nur eine von einzelnen Eiferern gewollte, als im Ganzen praktisch durchgeführte, und auch im günstigsten Falle war sie nie eine anhaltende. Die ganze hebräische Geschichte ist nur die eines Kampfes der strengen Nationalpartei gegen die Hinneigung des Volkes zu den Gewohnheiten und Anschauungen seiner stammverwandten Nachbarn, welche Hinneigung im

---

4) Die schärfste Zuspitzung dieser Ansicht rührt von Daumer her, welcher, wie bekannt, als Resultat seiner Untersuchungen über den hebräischen Molochdienst die Thesis gewann: „Der Moloch- und Kinderopferdienst der alten Hebräer war keineswegs etwas Fremdes, Ausländisches, von Alters her gesetzlich Verpöntes und Ausgeschiedenes in Israel, war kein Abfall vom patriarchalischen, altherkömmlichen, von Mose firirten, legalen Jehova-Cultus; er war von Anbeginn heilig und national, der Cultus eines Abraham, Mose, Samuel und David, der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der althebräischen Volks- und Religionsgeschichte, war wesentlich und ohne allen Unterschied und Gegensatz einer und derselbe mit jenem alten, echten und einheimischen Jehova-Cultus selbst." Daumer, der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer, S. 3. Außer Vatke's und Daumer's angezogenen Schriften ist als besonders wichtig über die fragliche Sache zu vergl. Ghillany, die Menschenopfer der Hebräer.

Grunde als eine ganz naturgemäße angesehen werden muß. In diesem Kampf waren die Erfolge nicht die Regel, sondern vielmehr nur die Ausnahme. Schon während der Wanderung in der Wüste überwog in der Masse des Volkes die Reminiscenz des ägyptischen Thierdienstes die ihm von der Energie Mose's aufgezwungenen Vorstellungen des Jahvethums. Aus der wilden Zeit der Richter bezeugt schon die eine furchtbare Thatsache der Opferung von Jephta's Tochter die Theilnahme der Hebräer am molochistischen Cult der Kanaaniter. Wie ferner sogar der große Salomo, der Erbauer des nationalen Heiligthums, um des Baal und der Baaltis willen von Jahve abfiel, ist bekannt. Als beim Hereinbrechen des durch die Trennung des Reiches in Israel und Juda veranlaßten nationalen Verderbens die Kämpfe der religiösen Parteien immer leidenschaftlicher sich gestalteten, da wurden die Abfälle zum semitisch-syrisch-phönikischen Götterdienst zahllos. Die Bücher der Könige, der Chronik und der Propheten sind von den Klagen der jehovistischen Partei voll, daß die Höhenaltäre des Baal-Moloch im Thale Ben-Hinnom bei Jerusalem von Kinderopfern rauchten. König Ahas von Juda, durch den König Rezin von Damaskus bedrängt, that, was wir im vorigen Kapitel einen Moabiterkönig in gleicher Lage thun sahen: er ließ seinen Sohn durch's Feuer gehen, ein euphemistischer Ausdruck für opfern[5]). Noch ärger trieb es der König Manasse von Juda, welcher den Jahvetempel zu Jerusalem förmlich dem Baal und der Baaltis weihte, Tempelhuren in die Priesterwohnungen beim Heiligthum setzte und im Thal Ben-Hinnom dem Moloch seine Söhne zum Brandopfer brachte[6]). Nach Aufführung dieser Thatsachen ist man gewiß berechtigt, zu fragen: Wie konnten solche stets wiederkehrende Abfälle stattfinden, wenn die Hebräer von dem semitischen Götterdienst jemals vollständig sich emanzipirt hatten? Wie konnte der molochistische Menschenopferdienst, falls der Jahve-Cult, welcher solche Opfer verabscheute, jemals dem hebräischen Volke zur Herzenssache und Ueberzeugung geworden war, immer wieder so schnell populär werden? Sollte, dies zu erklären, nicht anzunehmen sein, daß das ältere, ursprünglichere, rohmaterielle religiöse Bewußtsein der Hebräer über das spätere, geistigere, humanere immer wieder den Sieg davongetragen habe?

---

5) B. d. Könige II, 16, 3. Der jehovistisch-reformistisch gesinnte Erzähler fügt allerdings hinzu: „Nach den Gräueln der Goijim, die der Herr vertrieben hatte."

6) B. d. Könige II, 21, 36; 23, 4—14. B. d. Chronik II, 33, 3—7.

Die Antwort dem Leser überlassend, gehen wir weiter.

Der wohl unzweifelhaft älteste Name des hebräischen Gottes war, wie wir sahen, El Schaddai [7]). In diesem urväterlichen Gott läßt sich die Naturmacht nicht verkennen, während dieselbe in dem Begriff Jahve zur geistigen Potenz erhoben ist. Das hebräische Verbum schadad bedeutet: „er hat geschlagen, verwüstet, vernichtet". Das Substantiv sched bedeutet einen bösen Dämon. Es ändert auch wenig, wenn man den Namen Schaddai nicht auf das hebräische, sondern auf das arabische schadad (er ist mächtig) zurückführt. Immerhin bleibt der Begriff einer zerstörenden Naturmacht, die jedoch, wie das auch bei dem indischen Agni-Rudra-Siva der Fall ist, neben der zerstörenden auch eine schaffende Seite hat, als Zeugungsgott [8]). Auf letztere Eigenschaft Schaddai's deutet seine wiederholte Verheißung an Abraham hin, dessen Nachkommenschaft zahlreich zu machen, wie die Sterne des Himmels und der Staub der Erde. Auch Spuren von Beziehungen des hebräischen Gottes zur Sonne kommen vor (s. u.) und er ist, wie der babylonisch-syrische Sonnengott Baal, ein Gott der Höhen. Nach dem Berg Sinai richtet sich der Zug der Israeliten nach ihrer Befreiung aus Aegyptenland, um dort ihren Gott anzurufen. Auf einem Berge seinen Sohn zu opfern, wird dem Abraham von Elohim befohlen. Auf dem Berg Moriah wird der große Nationaltempel der Hebräer errichtet.

Die Erscheinung des Gottes ist furchtbar. Er ist ein fressendes Feuer, ganz wie Moloch; seine Nähe und sein Anblick tödten [9]). Als Schrecken

---

7) Und Elohim sprach zu Mose: Ich bin Jahve und ich erschien Abraham, Isaak und Jakob als El Schaddai, aber unter dem Namen Jahve war ich ihnen nicht bekannt. Exod. 6, 2.

8) Die Worte sched (Pl. schedim) und Schaddai erinnern auch an den ägyptischen Seth, den gewöhnlichen Namen des Typhon. Vgl. Meier, d. urspr. F. d. Dekal. S. 14.

9) Vgl. o. 7, Anm. 5. Ferner: Denn Jahve, dein Elohim, ist ein verzehrendes Feuer und ist ein eifriger Gott. Deuteron. 4, 24. Da Jahve zu euch redete auf dem Berg Horeb aus dem Feuer. Ebend. 4, 15. Warum sollen wir sterben, daß uns fresse dieses große Feuer? Ebend. 5, 5, 24, 25. Und das Ansehen der Herrlichkeit Jahve's war wie ein fressendes Feuer auf der Spitze des Berges vor den Kindern Israel's. Exod. 24, 17. Da fuhr Feuer aus von Jahve und fraß die 250 Männer, die das Rauchwerk opferten. Numeri 16, 35. Da ging Feuer aus von Jahve und fraß sie, daß sie starben vor Jahve. Levit. 10, 2. Ich will nicht in deiner Mitte ziehen, damit ich dich (Volk Israel's) nicht unterwegs vertilge; zöge ich einen Augen-

und Finsterniß fällt er auf Abraham, als rauchender Ofen und lohende Feuerflamme erscheint er dem Patriarchen[10]). Aus dem brennenden Dornbusch ertönt die Stimme El Schaddai's, welche den Mose beruft; als Wolkensäule bei Tage, als Flammensäule bei Nacht geht der Gott den Israeliten

blick in deiner Mitte, würde ich dich vertilgen. Exod. 33, 3. Du (Mose), kannst mich nicht sehen, denn nicht siehet mich der Mensch und lebet Exod. 33, 20. Sage deinem Bruder Aaron, daß er nicht eingehe ins innere Heiligthum, damit er nicht sterbe. Levit. 16, 2. Rede du (Mose), mit uns, wir wollen gehorchen; und laß' Jahve nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben. Exod. 20, 19. Und Manoah sprach zu seinem Weibe: Wir müssen des Todes sterben, denn wir haben Elohim gesehen. B. d. Richter 13, 22. Auch bei den Psalmisten noch waltet diese Auffassung Jahve's als eines in Wolkendunkel, Rauch und Feuer erscheinenden Gottes, als einer zorn- und grimmvollen, drohenden und zerstörerischen Macht. So sehr schön Psalm 18, V. 7—16 (Meier's Uebers.): —

In meiner Noth
Rief ich an den Herrn
Und zu meinem Gott
Schrie ich auf.
Er vernahm meine Stimme
Aus seinem Palast
Und mein Geschrei
Drang ihm zu Ohren.
Da wankte und wogte die Erde,
Und die Grundvesten der Berge
Sie bebten und wankten,
Weil er zornig ward.

In seiner Nase stieg Rauch auf,
Aus seinem Munde fraß Feuer,
Kohlen entsprühten
Von ihm aus.
Und er neigte den Himmel
Und fuhr herab,
Wolkendunkel
Unter seinen Füßen.
Auf dem Cherub reitend
Flog er daher,
Er stürmte daher
Auf den Flügeln des Windes.

Finsterniß machte er
Zu seiner Hülle um sich her,
Zu seiner Wohnung Wasserdunst,
Wolkendickicht.
Aus dem Glanz seiner Nähe,
Aus dem Gewölk
Entsprühten Hagel
Und Feuerkohlen.
Und es donnerte
Der Herr am Himmel
Und der Höchste ließ
Seine Stimme ertönen.

Er entsandte seine Pfeile
Und warf sie umher,
Schoß Blitze ab
Und trieb sie aus einander:
Da wurden sichtbar
Die Betten des Meers
Und es entblößten sich
Die Grundvesten der Erde
Vor deinem Dräuen,
O Herr,
Vor dem Sturmesschnauben
Deines Zornes.

10) Genesis 15, 12, 17.

durch die Wüste führend voran. Die unnahbare, tödtende, zerstörerische Art des Feuergottes ist aber auch bei den Hebräern keineswegs bloß eine physische, sondern vielmehr zugleich eine moralische. Die schrecklichen Wirkungen seines Wesens sind keineswegs bloß zufällige, sondern absichtliche, prämeditirte. Ausdrücklich bezeugen die biblischen Urkunden, daß Jahve selbst an Solchen, die ihm opferten, jede Verletzung der Ehrfurcht gegen ihn, selbst eine rein zufällige, mit Tod und Vernichtung straft. Die Zufälligkeit der Verfehlung und die Absichtlichkeit der Bestrafung kann z. B. an der Stelle, wo Jahve 50,070 Mann des Volkes von Beth-Semes tödtet, weil die Unglücklichen die Bundeslade gesehen, gar nicht zweifelhaft sein [11]). Ja, die lebensfeindliche, verneinende Seite des älteren Hebräerthums erscheint so ausgebildet, daß der Pentateuch dem Gott geradezu eine wilde, berserkerhafte Freude am Mord und Blutvergießen zugeschrieben hat [12]).

Der Ahnherr Abraham soll den Glauben an El Schaddai oder Elohim aus den chaldäischen Bergen mitgebracht haben nach Kanaan, als einen eigenen, besonderen, dem Hebräerthum ursprünglich angehörenden. Daraus würde folgen, daß dieser Gott ein von den Göttern der Kanaaniter verschiedener gewesen sei. Es wird auch berührt [13]), daß Abraham, bevor er seinen Wanderzug nach Aegypten unternahm, unter den Kanaanitern seinen Elohim verkündigt habe. Bald darauf begegnet uns ein gewisser Melchisedek, König von Salem, welcher „war ein Priester Gottes des Höchsten“ und welchem Abraham „den Zehnten von Allerlei“ gab [14]). Nun sind drei Fälle anzunehmen: entweder, und das ist der wahrscheinlichste, ist die ganze Episode vom Priesterkönig Melchisedek ein späteres Einschiebsel im hierarchischen Interesse, oder aber die Proselytenmacherei Abraham's hat unter den Kanaanitern wunderbarlich schnellen Erfolg gehabt, oder endlich erklärt sich die

---

11) B. Samuel. I, 6, 13—19. Es ändert Nichts an der Sache, wenn man die große Zahl für eine orientalische Hyperbel ansieht.

12) Wenn ich meines Schwertes Blitz gewetzt und meine Hand gegriffen zum Gericht, so bezahle ich Rache meinen Feinden und meinen Hassern vergelte ich. Meine Pfeile will ich trunken machen mit ihrem Blut, mit Blut der Erschlagenen und Gefangenen vom Haupt der Fürsten des Feindes, und mein Schwert soll Fleisch fressen. Deuteron. 32, 41—42.

13) Genesis 12, 8.

14) Gen. 14, 18. In der Urschrift heißt Melchisedek ein Priester El Eljons. Vgl. o. 7, Anm. 6.

Uebereinstimmung des kanaanitischen mit dem hebräischen Häuptling im Cult ganz einfach daraus, daß der Elohim Abraham's eben kein anderer war als der syrische Baal-Molech, welchen die vor den Hebräern in Kanaan niedergelassenen semitischen Stämme unter verschiedenen Namen verehrten, der Gott, welcher war „wie fressendes Feuer," der Gott, dessen Symbol die aufsteigende Feuerflamme, aber auch der zeugungskräftige Stier, weßhalb sein Idol stiergestaltig war. Diese Ansicht gewinnt gewichtige Stützen dadurch, daß an den Ecken des Altars Jahve's bekanntlich Stierhörner angebracht waren, daß die Verehrung des goldenen Kalbes durch die Israeliten in der Wüste, falls sie nicht eine Nachahmung des ägyptischen Apisdienstes, ohne Zwang als ein Ausfluß des semitischen Molech-Stier-Cults angesehen werden kann und daß endlich nach dem Abfall der zehn Stämme im Reich Israel Jahve im Bilde eines Stieres verehrt wurde. Auch ist hier gerade noch daran zu erinnern, daß neben den deutlichen Spuren des Baal-Moloch-Dienstes unter den Israeliten wenigstens wahrnehmbare vom Cult der syrischen Geburtsgöttin Aschera ebenfalls vorkommen. Der dieser Göttin geheiligte Granatapfel war als Verzierung an dem Diensthabit des Hohenpriesters angebracht, sowie an den beiden Säulen vor dem Eingang zur Vorhalle des salomonischen Tempels, und wenn wir die Geschichte von Juda und seiner Schwiegertochter Thamar [15]) nicht in jenes Gebiet roher Geilheit rechnen wollen, in welches die Geschichte von Lot's Töchtern fällt, so wird man kaum fehlgehen, wenn man in der Thamar eine Kadescha (Hierodule) erblickt, welche der syrischen Göttin ihr Gelübde löst. Darauf deutet auch sehr bestimmt der Bock, welchen ihr Juda als Lohn der Preisgebung zuschickt. Man müßte überhaupt eine Masse von Stellen aus dem Alten Testament ausmerzen, wollte man des gäng und gäben Glaubens leben, die Religion der Hebräer sei bis zur Zeit Mose's und auch unmittelbar nach derselben eine monotheistische gewesen. Schon die Pluralform des Wortes Elohim sollte die Gläubigen stutzig machen [16]).

15) Gen. Kap. 38.

16) Um nicht zu glauben, daß das ältere Hebräerthum der Vielgötterei huldigte, muß man geradezu blind sein oder sich wenigstens blind stellen. Wir wollen auf die Erwähnung des Asasel (Exod. 3, 16) kein Gewicht legen, weil die Bedeutung des Wortes als eines bösen Dämons eine bestrittene ist. Dagegen erinnern wir noch an die von Mose gefertigte eherne Schlange Nehustan, welcher Israel bis zur Zeit des Königs Hiskias, der dieses Idol zertrümmern ließ, „räucherte". B. d. Könige II,

Im Interesse Solcher, welche in den Hebräern reine Monotheisten und Verabscheuer des Menschenopfercults von Anfang an erblicken wollen, wäre es lebhaft zu wünschen, daß das Alte Testament eine vollständige Ausgabe letzter Hand erfahren hätte, eine Ausgabe, in welcher die zahllosen leidigen Angaben, die der kirchlichen Auffassung des Hebräismus widersprechen, getilgt oder wenigstens gemildert worden wären. Das Letztere ist in der berühmten Erzählung von der dem Abraham durch Elohim befohlenen Opferung seines Sohnes Isaak (Gen. 22) nicht ungeschickt geschehen, wenn anders man Frömmigkeit in der Verehrung eines Wesens finden will, welches, und wäre es auch nur prüfungsweise, den Menschen zur Verletzung der heiligsten Naturgesetze antreibt[17]). Wenn hier in späterer Zeit, als das Jahvethum geistiger sich gestaltet hatte, eine Autorhand den Kannibalismus der alten Sage milderte, so ist eine solche Umarbeitung und Milderung anderen Stellen des A. T. keineswegs widerfahren. Im Buch Exodus (22, 29) wird ohne alle weitere Erläuterung dem Jahve der Befehl an das Volk Israel in den Mund gelegt: Die Erstgeburt deiner Söhne sollst du mir geben! — d. h. opfern, mir „durch's Feuer gehen lassen"; denn wir wissen, daß auch der syrisch-phönikische Moloch alle männliche Erstgeburt als sein rechtmäßiges Eigenthum in Anspruch nahm. Im nämlichen Buch (13, 12) findet sich diese Verordnung in der Form: Du sollst aussondern dem Herrn Alles, was die Mutter bricht (zuerst gebiert, denn gleich darauf wird auch der Erstgeburt des Viehs erwähnt). An dieser Stelle nun, wie an zwei weiteren (30, 12 fg. 34, 20), wird schon der mildere Geist des späteren Jahvethums sichtbar, indem hier die Lösung der männlichen Erstgeburt vermittelst des sogenannten Hebeopfers vorgeschrieben ist. Daß auch die Beschneidung der männlichen Vorhaut in ihrer ursprünglichen Auffassung ein stellvertretender

---

18, 4. Sodann an die hebräischen Hausgötzen (Teraphim), welche so häufig erwähnt werden (Gen. 31, 91, 34. B. Sam. I, 19, 13, 16. B. d. Richter 18, 14 fg)

17) Fast komisch anzusehen ist es, wie sich Lengerke (Kenaan I, 249 fg.) bei Betrachtung dieser Sache dreht und windet. Er meint, das Molechsopfer, welches Abraham seinem Gotte darbringen wollte, scheine in vorliegender Gestalt freilich nur eine Fiction (?), der Nation zum Vorbilde (!) aufgestellt, aber die Möglichkeit desselben werde doch von der späteren Welt für die Patriarchenzeit vorausgesetzt und es könne wohl gedacht werden, daß Abraham einen Rest des Heidenthums aus seinen chaldäischen Bergen mitgebracht habe. In demselben Athem setzt er aber hinzu, man dürfe den abrahamitischen El Schaddai nicht mit Molech verwechseln.

Act der Opferung des Kindes war, geht aus einer furchtbaren Stelle im Buch Exodus (4, 24—26) klar hervor. Dort will Jahve den Sohn des Mose und der Zipora tödten, d. h. zum Opfer haben, und läßt sich von der entsetzten Mutter nur durch Darbringung der Vorhaut des Knaben beschwichtigen.

Jephta thut dem Jahve das Gelübde, ihm, falls er den Sieg über die Ammoniter davontrüge, das Wesen zum Brandopfer zu bringen, welches bei seiner Rückkehr ihm zuerst aus der Thüre seines Hauses entgegentreten würde. Es ist seine Tochter, sein einziges Kind. Und nicht etwa im Affect opfert der Vater sein Kind, nein, er hat Zeit genug, sich zu besinnen, denn er gibt vor Vollziehung des Opfers der Tochter noch zwei Monate Frist, um „auf den Bergen ihre Jungfrauschaft mit ihren Gespielen zu beweinen“ [18]). Stünde dieser Greuel allein, so könnte man, wie versucht wurde, denselben mit der Verwilderung der Zeit Jephta's entschuldigen. Aber er steht keineswegs allein. Menschenblut wurde stromweise vergossen zur Sühnung von Jahve's Zorn. Im Buch Numeri (32, 27 — 29) läßt Jahve, um den Abfall der Israeliten zum goldenen Kalb zu bestrafen, durch Mose befehlen, daß ihm der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder zum Opfer bringe, und in dem schrecklichen Gewürge „fielen des Tages vom Volk 3000 Mann.“ Im Buch Numeri (14, 11 fg.) liest man, wie Mose den Herrn nur durch eine feine diplomatische Wendung davon abbringt, das ganze Volk zu tödten wie einen Mann. Eben daselbst (25, 4) befiehlt Jahve dem Mose: Nimm alle Häuptlinge des Volkes und hänge sie auf, dem Jahve vor die Sonne, damit sich Jahve's Zornglut wende. Diese Opferung durch Hängung wiederholt sich in dem Fall des Königs von Ai, welchen Josua an einen Baum hängen ließ bis zum Untergang der Sonne (B. Jos. 8, 29). Hier und dort schimmert die Beziehung Jahve's zum Sonnencult durch. Ein drittes in dieser Form dem Jahve dargebrachtes Menschenopfer erzählt das 2. Buch Samuel's (21, 6 — 9). Samuel selbst erscheint durch eine nur sehr dünne spätere Verhüllung hindurch als eifriger Menschenopferer. Er befiehlt dem Saul, gegen die Amalekiter zu kriegen und sie mit Allem, was sie sind und haben, dem Jahve zum Cherem [19]) zu weihen. Schone ihrer nicht, sagt der

---

18) B. d. Richter 11, 30—40.

19) Cherem, Bann, war ein Gelübde, vermöge dessen Personen oder Sachen dem Jahve als unwiderrufliches und unlösbares Eigenthum geweiht wurden. So ge-

Prophet zu dem König; sondern tödte Beides, Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kameele und Esel! Saul thut so, d. h. er schlägt die Amalekiter und weiht alle Gefangenen dem Jahve zum Cherem, aber, wie es scheint, von einer menschlichen Regung beschlichen, unterläßt er dies in Beziehung auf den ebenfalls gefangenen Amalekiterkönig Agag. Das ist in den Augen Samuel's eine große Sünde. Er selbst holt daher nach, was Saul versäumte, und „zerhieb den Agag zu Stücken vor dem Angesicht Jahve's zu Gilgal", d. h. er opferte den Agag in dem damaligen Heiligthum Jahve's zu Gilgal[20]. Das Buch Josua (besonders von Kapitel 6 — 11) strotzt von massenhaften Niedermetzelungen zu Ehren Jahve's. Die Bewohnerschaften vieler Städte wurden dem israelitischen Gott „zum Cherem geweiht", wie „Mose, der Knecht Jahve's, geboten hatte", und mit der Schärfe des Schwertes niedergehauen. Nach Besiegung der Feinde an den Sitzen derselben Alles zu erwürgen, was Odem hatte, das ist ein stehender Ausdruck in diesem entsetzlichen Buch. Und, wohlverstanden, diese „Feinde" waren keine Angreifer, sondern Angegriffene, in ihren angestammten und rechtmäßigen Sitzen von den Israeliten Angegriffene. Wenn man das von wahrhaft mongolischer Mordlust zeugende, von Blut triefende, mit der ganzen Naivetät der Ueberzeugung geschriebene Buch Josua aufmerksam liest, muß man fast mit Nothwendigkeit zu der Ansicht kommen, die Hebräer hätten, nach Art der Azteken[21]), Kriege geführt eigens in der Absicht, Material zu Menschenopfern im kolossalen Maaßstab zu erhalten.

Der helle Eifer, womit die späteren Propheten, d. h. die Träger der Prophetie in der eigentlichen Blüthezeit derselben, gegen die „Hurerei" des Aschera-Dienstes und gegen den „Greuel" des Menschenopfercults unter den Hebräern sich ausließen, bezeugt die Thätigkeit einer reformistischen, von geistigeren und humaneren religiösen Grundsätzen ausgehenden Partei im

---

weihte (verbannte, übersetzt Luther) Personen mußten sterben, d. h. sie wurden geopfert. Leviticus 27, 21—29. Auch Deuteron. 13, 12—17, wird das unerbittliche Halten des Cherem eingeschärft.

20) B. Sam. I, Kap. 13. An diesem Ort ist die spätere umarbeitende Hand sehr ungeschickt verfahren. Sie läßt den Samuel sagen, Jahve habe mehr Lust am Gehorsam als am Opfer und Brandopfer, — und trotzdem läßt sie ihn sogleich darauf den Agag eigenhändig hinschlachten. Der Umarbeiter vergaß also, die alte Barbarei zu tilgen, und hebt so die eingeschobene Milderung wieder auf.

21) Vgl. o. Buch I, S. 68.

Jahvethum; er bezeugt aber zugleich auch unwidersprechlich, daß die alten Hebräer Polytheisten, Molechdiener und Menschenopferer waren. Man kann einwenden, die Stellen, wo Jeremia gegen den wollüstigen Dienst der Aschera und gegen den grausamen des Baal-Molech eifert [22]), bezögen sich auf den Abfall der Israeliten vom reinen Jahvethum nach den Zeiten David's; aber dieser Einwand zerfällt in Nichts, wenn man, wie wir gethan, den Menschenopfercult, wie er zur Zeit Mose's, Josua's, der Richter und Samuel's blühte, ins Auge faßt [23]). Sodann geben die Propheten Ezechiel und Amos vollwichtiges Zeugniß, wie es mit den religiösen Zuständen der Hebräer in alten Zeiten eigentlich beschaffen war. Bei Ezechiel redet Jahve: Ich sprach zu ihnen in der Wüste: Ihr sollt nach eurer Väter Gesetzen nicht leben und ihre Rechte nicht halten und mit ihren Götzen euch nicht verunreinigen [24]). Wo bleibt da die Fiction von einem urväterlichen, geistigen Monotheismus der Hebräer? Noch bedeutungsvoller ist die Stelle bei Amos, wo Jahve spricht: Habt ihr, vom Hause Israel, in der Wüste die vierzig Jahre lang etwa mir (dem Jahve) Schlacht- und Speise-Opfer gebracht? Ihr truget die Hütte eures Königs und den Kijjun [25]), euer Götzenbild, den Stern eures Gottes, den ihr euch gemacht hattet [26]). Hier wird also ganz bestimmt bezeugt, daß die Israeliten nicht dem Jahve, sondern anderen Göttern gedient haben. Endlich wird bei den Propheten selbst der Vorschritt von einem rohsinnlichen zu einem geistigeren Glauben deutlich sichtbar. Wenn noch bei Jesaia und Jeremia die Würgewuth des althe-

---

22) Jeremia 3, 6. 7, 31. 11, 13. 19, 5. 32, 35.

23) Ich hole nach, daß die räthselhaften Umstände, unter welchen der Tod Aaron's auf dem Berge Hor (Numeri 20, 28. 33, 38) und der Tod Mose's auf dem Berge Nebo (Deuteron. Kap. 34) erfolgte, zu der Vermuthung geführt haben, es könnten hier mit dem semitischen Höhencult verbundene Selbstopferungen stattgefunden haben, wie ja solche bei den Semiten auch anderwärts vorkamen.

24) Ezechiel 20, 18. Vgl. V. 24—26.

25) Ein aus dem Persischen ins Arabische übergegangenes Wort, welches den unheilbringenden Planeten Saturn (bei den Römern sidus triste) bedeutet. Der Sinn der Stelle erleidet übrigens keine wesentliche Aenderung, wenn man mit Hitzig und Ewald übersetzt: „Das Gestell eurer Bilder.“ Die Hauptsache bleibt, daß die Hebräer in der Wüste einen Cult hatten, der von dem Jahvethum in seiner späteren Gestalt durchaus verschieden war. Die Stelle wirft auch ein eigenthümliches Licht auf die sogenannte Stiftshütte. Ueber Kijjun vgl. Winer II, 386 fg.

26) Amos 5, 25—26.

bräischen Cultus in ganz barbarisch blutdürstigen Ausdrücken wiederkehrt[27]), so läßt dagegen Micha den Jahve im Namen des Volkes Israel sprechen: Womit soll ich Jahve versöhnen? Soll ich mich bücken vor meinem Elohim? Soll ich mit Brandopfern und jährigen Kälbern ihn versöhnen? Wird Jahve Gefallen haben an Tausenden von Widdern oder an tausend Strömen Oels? Soll ich meinen Erstgeborenen geben zu meinem Schuldopfer, meine Leibesfrucht zum Opfer für die Sünde meiner Seele? Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was Jahve von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demüthig sein vor deinem Elohim[28]). Diese Stelle bildet ohne Frage den entschiedensten Gegensatz zum älteren hebräischen Gottesbewußtsein. Hier ist die reformistisch-geistige Auffassung Jahve's zu vollständigem Durchbruch gekommen.

Fassen wir nun unsere Erörterung der am Eingang des Abschnitts gestellten Frage zusammen, so wird sich folgende Antwort ergeben: der urväterliche Gott der Hebräer fiel, nicht dem Namen, aber dem Wesen nach, mit der semitischen Hauptgottheit zusammen, welche eine affirmative und eine negative Seite hatte und von den verschiedenen Stämmen der Semiten unter verschiedenen Namen verehrt wurde. Auch bei den Hebräern fand eine polytheistische Zertheilung des göttlichen Wesens statt; sie waren in älterer Zeit keine Monotheisten. Der Menschenopfercult der Hebräer war keineswegs eine Folge ihres nationalen Verfalls, sondern er war altherkömmlich und lange geübt, bevor die Nation den Höhepunkt ihrer Geschichte erreichte. Aber schon frühe muß es unter den Hebräern eine Partei gegeben haben, welche einen reineren, geistigeren, humaneren Gottesbegriff pflegte, ausbildete, verfocht, bald glücklich, bald erfolglos, bis sie endlich in späterer Zeit mit ihrer religiösen Anschauung und der Forderung eines durch dieselbe bedingten milderen Cultus, welchem das Menschenopfer ein Greuel war, durchgedrungen ist. Die Schöpfung dieser Reformpartei ist das, was wir heutzutage unter reinem Jahvethum oder reinem Mosaismus verstehen.

14.

Die Poesie eines Volkes ist die Blüthe seiner Cultur in ihrer höchsten Entfaltung. Sie ist die ideale Abspiegelung seiner Art und Natur, seines

27) Jesaia 34, 5—6. Jeremia 46, 10.
28) Micha 6, 6—8.

Gefühls und seines Gedankens. Die sociale Blüthe der Bildung der Völker offenbart sich dagegen vornehmlich in der Stellung, welche sie der Frau anweisen. Je barbarischer ein Volk, desto mißachteter und unterdrückter das Weib. Auch auf der hebräischen Frau lastete der Fluch der Vielweiberei, welcher es im alten und neuen Orient zu einer höheren Entwickelung des weiblichen Geschlechtes nicht hat kommen lassen. Das mosaische Gesetz setzt die Polygamie als rechtmäßig voraus und bemüht sich nur, durch detaillirte Bestimmung der heiratsfähigen Verwandtschaftsgrade den blutschänderischen Folgen vorzubeugen. Im Uebrigen wird die Frau als dem Manne durchaus unebenbürtig und untergeordnet betrachtet. Sie ist nur dann erbfähig, wenn keine Söhne oder Söhne von Söhnen vorhanden sind; sie wird so ziemlich wie eine Sache vom Vater, der sie schlechthin als sein Eigenthum betrachtet, eingehandelt, eingetauscht, gekauft; sie hat nur ausnahmsweise gottesdienstliche Berechtigung und ausdrücklich werden nur die Männer zu den Festen Jahve's geladen [1]). In den Beziehungen der beiden Geschlechter kommt zwar da und dort ein zarter und schöner Zug vor [2]); im Ganzen aber war das geschlechtliche Verhältniß doch sehr roh aufgefaßt und durchgeführt. Zur Patriarchenzeit ist die Frau kaum etwas Anderes als ein Kinderzeugungsinstrument. Ihr Ansehen richtet sich nach der Zahl der von ihr geborenen Kinder, besonders der männlichen, denn auf Vermehrung der Familie beruhte ja auch die Macht der Nomadenstämme. Abraham gibt in Aegypten seine Frau Sara für seine Schwester aus, weil es ihm Vortheil bringt, und streicht den von Pharao der Sara ausbezahlten Ehebruchssold dankbar ein [3]). Später machte er das gleiche einträgliche Geschäft noch einmal mit Abimelech, König von Gerar [4]). Man muß denn doch die orientalischen Begriffe sehr streng festhalten, wenn man in dieser Sara, welche sich zweimal der Art mißbrauchen läßt, hierauf ihren Mann antreibt, mit ihrer Magd Hagar ein Kind zu zeugen, und ihn dann nöthigt, die Unglückliche sammt seinem Sohn bru-

---

1) Exodus 23, 17.

2) So besonders die erste Begegnung zwischen Rebekka und Isaak (Gen. 24, 61—64). Wie da das Mädchen beim Anblick des Jünglings, in welchem es seinen Bräutigam nicht kennt, aber ahnt, in süßem Schrecken vom Kameel fällt und in jungfräulicher Scheu züchtig ihr Antlitz mit dem Oberkleid verhüllt, — das ist hold und schön.

3) Genesis 12, 11—16.

4) Gen. 20, 1—14.

taler Weise in die Wüste auszustoßen, — das Musterbild einer Hausmutter erblicken will, wie Ewald thut[5]). Patriarchalisch naiv, aber auch patriarchalisch roh ist es, wenn unter den Schwestern Lea und Rahel ein förmlicher Schacher mit dem Recht des Beischlafs vorkommt[6]). Selbst in der höchsten Blüthezeit Israel's, in den Tagen David's, herrschte eine freche Zügellosigkeit in dem Umgang der Geschlechter, vorab im Davidischen Königshau selber. David's Sohn Amnon nothzüchtigt blutschänderisch seine Schwester Thamar und Absalom ersteigt den Gipfel der Schamlosigkeit, indem er auf dem Dach des Palastes die Kebsweiber seines Vaters beschläft, „vor den Augen von ganz Israel"[7]). Wenn trotz der niedrigen Stellung der Frauen, die schon aus diesen geschlechtlichen Beziehungen sattsam erhellt, in früherer und späterer Zeit da und dort eine Hebräerin weit über die gewöhnliche Sphäre der hebräischen Frauenwelt vorragte, so zeugt das von der unbesieglichen Zähigkeit des Geschlechtes. Mirjam, die Schwester Aaron's und Mose's, wird uns als begeisterte Dichterin und Sängerin vorgeführt[8]) und zur Zeit der Richter machte sich Debora nicht nur als Dichterin und Prophetin, sondern auch als siegreiche Heldin einen großen Namen. Sie ist zugleich die Veleda und die Jeanne d' Arc des Hebräerthums[9]). Eine weitere hebräische Heldin ist Judith, deren Geschichte das zu den Apokryphen gezählte gleichnamige Buch, eine Art historischen Romans, erzählt. Aber eine derartige Heldenschaft entspricht unserem Ideal von Weiblichkeit sehr wenig. Ein wirklich weibliches Weib darf dem Mann, dem sie sich aus freien Stücken hingegeben, nicht im Schlafe den Kopf abhauen. Das ist nicht heroisch, wohl aber schamlos, brutal und heimtückisch zumal. In der späteren Zeit bildeten sich, wie die religiösen, so auch die geschlechtlichen Verhältnisse unter den Hebräern mehr zum Humaneren empor. Aber wie das Jahvethum zum extremen Spiritualismus vorschritt, so kam auch in das Verhältniß der beiden Geschlechter allmälig jenes asketische Element, welches dann im Christenthum gipfeln sollte. Mose hatte dem Mann geboten, seines Weibes sich zu freuen, im Buch Tobia dagegen predigt der Engel dem Bräu-

5) Gesch. d. Volkes Israel I, 342.
6) Gen. 30, 14—16.
7) B. Sam. II, 13, 1—14. 16, 15—22.
8) Exodus 15, 20—26.
9) B. d. Richter 4, 4 fg. Kap. 5 enthält das berühmte Siegeslied der Debora.

tigam vor, derselbe solle sich nicht aus „böser Lust“, sondern nur um des Kindersegens willen zu seiner Braut „zuthun“ und erst dann, nachdem er und sie sich durch dreinächtige Enthaltung kasteiet. Das Buch der Weisheit ergeht sich gar schon in breitspuriger Anpreisung gänzlicher Abstinenz und nennt „selig die Unfruchtbare, die unbefleckt ist“[10]). So war der Hebräismus aus rohem Naturalismus zur Unnatur gelangt.

15.

Reiner, reicher, großartiger als im hebräischen Frauenthum hat sich der Jehovismus in der hebräischen Poesie ausgeprägt, deren äußere Form in dem Ebenmaaß der Satzglieder (Parallelismus membrorum) besteht, also nicht so fast einen materiellen als vielmehr einen ideellen Rhythmus formirt („Gedankenrhythmus“[1]). Ihrem Wesen nach ist die hebräische Poesie vorwiegend Lyrik und Didaktik. Anfänge der Epik und des Drama's waren zwar vorhanden, — jene in den alten Heldenliedern, von denen uns in dem der Debora eine Probe geblieben, und in den Heldensagen von Simson, diese in den Wechselreden — des Buches Hiob und in den Wechselgesängen des Hohenliedes — aber sie haben eine weitere Entwicklung nicht gefunden. Die hebräische Lyrik war unzertrennlich mit der Musik verbunden, die nach der vocalen und instrumentalen Seite hin besonders zur Zeit David's eifrige Pflege fand. Es werden uns zwar außer dem Davidischen Lieblingsinstrument, der mehr lauten- als harfenartigen Kinnor, noch verschiedene andere Saiten-, Schlag- und Blasinstrumente namhaft gemacht, indessen hat man

---

10) B. d. Weisheit 3, 13.

1) S. dagegen Meier's Vorrede zu seiner Uebers. d. poetischen Bücher d. A. T. VIII fg. Ein nach Quantitäten bestimmtes Sylbenmetrum, sagt daselbst M. unter Anderem, wie ein solches das Griechische und Arabische besitzt, läßt sich im Hebräischen ganz entschieden nicht nachweisen. Dennoch vindizirt M. der hebr. Poesie, namentlich der Lyrik, eine, sie von der Prosa unterscheidende rhythmisch gegliederte und gebundene Form. Dieses rhythmische Zeitmaß, dieser musikalische Takt, der keinem Liede fehlen darf, werde im Hebräischen, wie im Deutschen, durch den Accent bezeichnet. Jede Verszeile enthalte zwei betonte Sylben, denen immer zwei und mehre unbetonte Sylben vorhergehen oder nachfolgen können. Der Takt und das qualitative Maß einer solchen Verszeile entspreche im Allgemeinen einem Doppeljambus und dessen Umkehrungen.

sich die Musik der Hebräer trotzdem als sehr einfach und mehr grell und schreiend als melodisch und harmonisch zu denken, wie ja die Musik der Orientalen noch heutzutage sich darstellt.

Grundton der hebräischen Poesie in ihren höchsten Aufschwüngen ist das Jahvethum. Aber in unseren Tagen, wo man gelernt hat, mit Beseitigung der Nebeldecken einer Theologie, welche sich darin gefiel, symbolisirend und allegorisirend Alles zu verballhornen, die Dinge anzusehen, wie sie sind, weiß Jedermann, daß es ein grober Irrthum, zu meinen, die hebräische Dichtung sei durchaus nur eine religiöse und als solche zu nehmen oder wenigstens zu deuten. Sie ist im Gegentheil oft sehr weltlicher Art. Findet sich doch sogar unter den Psalmen ein rein weltliches Hochzeitslied und unter den Orakeln eines Propheten ein recht gemeiner Gassenhauer [2]).

Echter Poesie Quell ist überall das Volksherz und wir stoßen daher in der Zeit von Mose bis David auf verschiedenartige Ausströmungen dieses Quells, auf heilige und profane Volkslieder, in welchen die Grundformen der späteren Nationalpoesie der Hebräer schon gegeben waren, denn meist ist diese alte Volkslyrik, deren zerstreute Ueberbleibsel die Kritik nachgewiesen [3]), didaktisch angehaucht. Die poetischen Bücher des A. T., wie sie jetzt vorliegen, haben in verschiedenen Perioden der israelitischen Geschichte, von den Zeiten David's bis zu denen der Makkabäer herab, ihre Entstehung und Ausbildung gefunden. Die 150 Psalmen, zu verschiedenen Zeiten von Verschiedenen gedichtet, vom 6. Jahrhundert v. Chr. an bis zum Ende des 4. gesammelt, enthalten die eigentliche religiöse Lyrik. In ihnen klingt der affectvolle, wie „glühende Kohlen aus der Nacht" aus dem schmerzumnachteten, nur vorübergehend vom Stral der Glücksonne erleuchteten Gemüth hervorquellende Ton des Jahvethums, welcher das Herz des Hörers unwiderstehlich mit sich fortreißt, eine Lyrik, die, bald elegisch klagend, bald in die erhabenste Leidenschaft ausbrechend, nachmals aus dem Judenthum in's Christenthum herübergepflanzt wurde und das Vorbild aller kirchlichen Dichtung geworden ist. Einen lieblichen Gegensatz zu dieser leidenschaftlichen Spannung des Gemüthes bildet das in Prosa verfaßte, aber dennoch durch

2) Psalm 45. Jesaia 23, 16.

3) Gen. 4, 23—24. Deuteron. 21, 17—18. Deut. 6, 24—26. Deut. 21, 17—18. Deut. 21, 27—30. Josua 10, 12. B. d. Richter 5. B. d. R. 9, 8—15. Psalm 19, 2—7.

und durch poetische Idyll Rut, welches in's 7. Jahrhundert v. Chr. zu setzen sein mag. Dagegen fand die leidenschaftliche Psalmenstimmung nach der elegischen Seite hin eine Fortsetzung in den sogenannten Klageliedern des Jeremia, veranlaßt durch die Zerstörung Jerusalem's i. J. 588. Das köstlichste Erzeugniß der reinweltlichen Lyrik der Hebräer ist das Hohelied (Schir Haschirim, Lied der Lieder). Es mag am Ende des 9. Jahrhunderts gedichtet worden sein und sein Name zeigt den hohen Werth an, welchen man ihm beilegte. Das Gedicht, mit Unrecht dem Salomo zugeschrieben, strömt alle Süßigkeit und allen Wohllaut eines liebetrunkenen, genußfreudigen Herzens über die balsamischen Gewürzgärten und grünenden Weinberge einer sonnigen Landschaft aus. Es handelt in Form eines Liedercyklus von der treuen Liebe der Sulamit zu einem Hirten. Salomo lernt auf einem Ausflug nach dem Libanon die Jungfrau kennen und läßt sie, von ihren Reizen entflammt, in sein Harem bringen. Sulamit jedoch, weder durch Schmeicheleien, noch durch Versprechungen kirre gemacht, bewahrt ihrem ländlichen Geliebten die Treue und so entläßt sie der König zur Wiedervereinigung mit dem Bräutigam. Das Hohelied ist die Gitagovinda[4]) der Hebräer, aber ganz eigenthümlich, echt hebräisch-national ist es, wenn durch die Klänge der idyllisch-zärtlichen Schalmei häufig der Posaunenton durchtönt, wenn der Dichter das Mädchen, welches er noch so eben „eine Turteltaube in den Felsritzen" genannt, hervorbrechen läßt „wie die Morgenröthe, schön wie der Mond, herrlich wie die Sonne, schrecklich wie Heeresspitzen," oder wenn er, eben noch mit erotischen Bildern kindlich spielend, plötzlich mit dem glühenden Affect der Psalmen von der Liebe redet[5]). Das lyrisch-

---

4) Vgl. o. Buch II, S. 123 fg.

5) Stark wie der Tod die Liebe,
Fest wie Scheol ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Jede Gewalt der Erde
Höhnend ihre Glut!
Nicht erlischt die Liebe
Durch gewaltiger Wogen
Brausende Wasserfülle;
Nicht hinweggeflutet
Wird sie durch empörter
Ströme wilde Wuth. (Daumer's Uebers.)

didaktische Buch Hiob hat zum Fundament wahrscheinlich eine alte Sage, aber so, wie es vorliegt, muß es mit Bestimmtheit der nachexilischen Periode zugewiesen werden. Schon die Einführung des Satan ist hiefür Beweis. Der Geist dieser großartigen Dichtung zeigt auf eine Zeit, wie sie eben nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil für die Juden eintrat. Trotz der Wiederherstellung des Tempels wollte sich kein rechtes nationales Gedeihen mehr entwickeln und die messianischen Hoffnungen erwiesen sich als Traum und Schaum. Da nun ging, wie wir schon früheren Ortes angedeutet, mit dem hebräischen Bewußtsein eine große Veränderung vor. Die festgefugte Lebenseinheit des Jahvethums war zerspalten und zerrissen, und während die Einen, die Phantasiereicheren, sich über die Täuschungen des diesseitigen Lebens durch Annahme der persischen Unsterblichkeitstheorie zu trösten suchten, fanden die Anderen, die Verständigeren, in einer stoischen Resignation die Kraft, die Zerfahrenheit und Zerrissenheit ihrer Zeit zu ertragen. Aber nur die Kämpfe des Zweifels führen zu einer solchen Resignation und so sehen wir denn im Buch Hiob alle diese Gegensätze zu poetischer Anschauung gebracht. Die trostlose Moral des Gedichtes ist: Gottes Strafgerichte treffen den Rechten wie den Schlechten, — eine Anschauung, die dem alten Hebräerthum durchaus fremd war. Trotzdem hat es der hebräische Geist gerade im Buch Hiob, freilich, wie augenscheinlich ist nur mit gewaltsamster Selbstüberwindung, noch einmal zur grandiosesten Verherrlichung des Jahvethums gebracht. Ich meine, wie Jeder erräth, das 38. bis 41. Kapitel, wo Jahve aus dem Wetter zu Hiob redet. Diesem Stück hat an Macht und Pracht die Poesie der alten und neuen Zeit und aller Völker nur sehr Weniges an die Seite zu setzen. Den Fortgang vom Zersetzungsprozeß des Hebräismus veranschaulicht das didaktisch-lyrische Buch, welches betitelt ist der Prediger Salomo's (Koheleth), aber keineswegs vom König Salomo herrührt, sondern, zu den spätesten Büchern des A. T. gehörend, wohl erst um 300 v. Chr. gedichtet wurde. Es ist ein gramschweres Werk, wenn schon der Dichter da und dort zu heiterem Lebensgenuß auffordert. Das Gedicht dreht sich um den Gedanken, eine vernünftige Zweckmäßigkeit sei weder in der physischen noch in der moralischen Welt zu erkennen, und der Mensch thue am besten, hierüber gar nicht zu grübeln, sondern mit dem Nothbehelf des Glaubens sich zu begnügen. Die althebräische Freude am Leben bricht zwar hie und da durch und wirft (Kap. 9, V. 4) das Wort hin: Besser ein lebendiger Hund als ein todter Löwe! aber der Anblick des

gesellschaftlichen Elends vermag den Dichter sogleich zum Widerruf[6]) und man glaubt oft einen byron'schen Weltschmerzler des 19. Jahrhunderts zu hören, wenn der Prediger das eitle Ringen des Menschen charakterisirt[7]), die Weisheit der Thorheit gleichwerthet[8]) und in gränzenlosem Weltekel seinen Refrain wiederholt: Alles ist eitel! Weit mehr affirmativ ist das poetische Spruchbuch, welches wir unter dem Titel der Sprüche Salomo's besitzen. Es ist eine umfassende Sammlung von Sentenzen, in welcher sich die hebräische Spruchweisheit ein schönes Denkmal gesetzt. Alte Bestandtheile sind darin, wahrscheinlich auch Sprüche, die wirklich von Salomo herrühren, aber das Ganze hat seinen Abschluß erst in der Zeit nach dem Exil erhalten. Hier ist reines Jahvethum; die Emancipation vom Naturdienst ist vollzogen, der Monotheismus, die Religion des Geistes, wie Hegel den Hebräismus nannte, feiert einen unvergällten Triumph.

Doch an dieser Stelle verlassen wir das „heilige Land." Schon winken uns die Küsten von Hellas, aus Asien hinüberzutreten nach Europa.

---

6) Und wiederum sah ich
All' die Bedrückungen,
Die da geschehen
Unter der Sonne.
Sieh, da weinten die Bedrückten
Und hatten keinen Tröster.
Da pries ich glücklicher die Todten,
Die längst gestorben,
Als die Lebendigen,
Die bis dahin noch lebten.

7) Denn was wird dem Menschen
Für all' seine Mühe,
Für das Ringen
Seines Herzens,
Womit er sich abmüht
Unter der Sonne?
All' seine Tage
Sind ja voll Schmerzen
Und Verdruß ist sein Theil.
Sogar in der Nacht
Ruhet sein Herz nicht;
Auch das ist eitel!

8) Und als ich lenkte mein Herz,
Um Weisheit zu erkennen,
Um zu erkennen
Den Unsinn
Und die Thorheit:
Da erkannte ich,
Daß auch dieses sei
Ein thörichtes Trachten;
Denn mehrt sich die Weisheit,
So mehrt sich der Unmuth,
Und wer Wissen häuft,
Der häufet Schmerz.
(Meier's Uebers.)

Wir thun es mit der Bemerkung, daß wir von den späteren Gestaltungen des Hebräerthums, von dem jüdischen Sektenwesen, von der Mischna und dem Talmud, von der Halacha und Hagada, beim Christenthum werden zu handeln haben.

Fünftes Kapitel.

Die sogenannten pelasgischen Völker: Griechen und Römer[1]).

I.

Die Hellenen oder Griechen.

1.

Unser Erdtheil Europa läuft nach Süden zu in drei große Halbinseln aus, in die der Pyrenäen, die der Apenninen und die des Hämus oder Bal-

---

1) Ich gestatte mir eine kleine Abweichung von der in der Einleitung zu meinem Buch dargelegten Eintheilung des Stoffes, indem ich die Betrachtung der griechischen und römischen Religion noch ins dritte Buch herüberziehe. Dies zu thun, schien mir passend, nicht allein darum, weil die religiösen Prinzipien der pelasgischen Völker mit den bis jetzt im dritten Buch behandelten Glaubenskreisen, d. h. mit dem ägyptischen und syrisch-phönikischen, in vielfachem Zusammenhang stehen, sondern auch deßhalb, weil ich meinem Buch auch äußerlich eine gewisse Symmetrie und architektonische Rundung geben möchte. Griechenland und Rom sollten nach dem ursprünglichen Plan ein eigenes Buch der sechs Bücher meiner Arbeit füllen, das vierte. Allein gewichtige Gründe bestimmen mich, davon Umgang zu nehmen und die Betrachtung der Religion der Griechen und Römer auf den Raum von zwei Kapiteln einzuschränken, ein Volumen, das zu schmal ist, ein „Buch" zu formiren. Von vorneherein war es nicht meine Absicht, ein weitschweifiges oder gar bändereiches Werk zu liefern, sondern vielmehr war es die, in möglichst eng gespanntem Rahmen ein möglichst treues und anschauliches Bild von der Entfaltungsgeschichte der religiösen Idee zu geben. Gerade bei Griechenland und Rom läßt sich nun aber die Darstellung bedeutend abkürzen, weil wenigstens die mythologische Seite dieser Glaubenskreise jedem halbwegs Gebildeten vollkommen ge-

kan. Die Küsten der ersteren werden zur Hälfte, die der beiden letzteren an drei Seiten von dem Mittelmeer bespült. Ringsher an den Uferrändern dieses größten ozeanischen Busens hat sich das weltgeschichtliche Leben entwickelt, welches wir vorzugsweise die Geschichte des Alterthums nennen. Ungenau freilich, insofern die alte Geschichte auch Völker begreifen muß, deren Wohnsitze weitab vom Becken des Mittelmeeres gen Osten zu lagen; aber verzeihlich, weil ja auf diesem Schauplatz die Geschicke sich erfüllten, welche das Loos Europa's zunächst bestimmten.

Drei Nationen vornehmlich waren es, welche die geschichtliche Bühne der alten Mittelmeerstaaten beschritten und erfüllten: die Aegypter, die Hellenen und die Italer oder nach einem uns geläufigeren Ausdruck die Römer. Jedes dieser Völker, wie sie in der welthistorischen Action sich ablösten, hatte einen Aufgang, einen Höhepunkt und einen Niedergang, dem Verlauf der antiken Tragödie gleich. Und auch in ihrem Verhältniß zu einander bilden ihre Geschicke ein kolossales, dreiaktiges Trauerspiel, eine tragische Trilogie, an deren Schluß, wie bei allen großen geschichtlichen Katastrophen, das dämonische Wort erschallt, daß Alles, was entstehe, werth sei, zu Grunde zu gehen. Uraltester Cultur Wohnsitz, eröffnet das Pharaonenland den Reigen, dann nimmt Hellas aus der Hand der Bewohner Chemi's die erlöschende Fackel der Bildung, bläst sie zur hellsten Flamme an, durchleuchtet mit ihren Stralen die alte Welt und tritt endlich, altersschwach geworden, seine Mission

---

läufig ist. In wie zahllosen Büchern schon ist die griechische und römische Mythologie vorgetragen worden! Und haben nicht außerdem die Werke unserer deutschen Classiker dieselbe allen Gebildeten vertraut gemacht? Der griechisch-römische Glaubenskreis war von je her ein Lieblingsgegenstand der religionsgeschichtlichen Forschung und Darstellung in Deutschland. Erst neuerdings wieder haben Rinck und Preller zur gleichen Zeit die Religion der Hellenen einer umfassenden wissenschaftlichen Behandlung unterzogen, nachdem die Wissenschaft der Mythologie durch eine lange Reihe von Philologen und Archäologen in Deutschland begründet worden (Heyne, Creuzer, Voß, Lobeck, Böttiger, Hermann, Buttmann, Müller, Welcker, Hefter, Bauer, Nitzsch, Göttling, Schwenck, Forchhammer, Gerhard, Panofka, Braun, Jahn). Ich darf mich also hier, ohne mich am Stoff zu versündigen, möglichster Kürze befleißigen, um den gesparten Raum anderwärts zweckdienlich zu verwenden, besonders beim Germanenthum im 4., beim Christenthum im 5., beim Islam im 6. Buch. Ausdrücklich sei noch bemerkt, daß ich mich in diesem und dem folgenden Kapitel auf das spezifisch Mythologische gar nicht oder doch nur ganz beiläufig einlassen werde.

an die Römer ab, welche das ganze Material antiker Cultur und Kraft zur Errichtung eines ungeheuren Staatsgebäudes verwenden, dessen scheinbar für die Ewigkeit gefugte Kyklopenmauern dann vor den Schlägen des germanischen Streithammers in Trümmer fallen, die alte Welt unter Ruinen begrabend, den Boden der Geschichte für neue Cultursaaten düngend.

Aber wir dürfen nicht vergessen, hier eines vierten Volkes des Alterthums zu erwähnen, welches wir, wenn wir in dem oben gebrauchten Bild bleiben wollten, vielleicht passend als den Chor der antiken Welttragödie bezeichnen könnten. Wir meinen, wie Jeder erräth, das Volk der Phöniker, welches in dem Grade, in welchem neuere Forschung das Dunkel der alten Zeiten mehr und mehr lichtet, als das eigentliche Volk der Vermittlung zwischen den drei anderen Nationen der Mittelmeerstaaten erscheint. Wie in neuerer Zeit vorzüglich die Engländer und ihre transatlantischen Abkömmlinge es sind, welche als Handelsvölker die Keime europäischer Civilisation über den Erdball hintragen, so waren es im Alterthum die Phöniker, die Engländer und Yankees von damals, welche als wanderndes, seefahrendes und schacherndes Volk durch das Medium der materiellen Cultur auch die geistige den Bewohnern der Mittelmeerländer vermittelten. Allerdings haben namentlich die Griechen die von auswärtsher empfangenen Culturkeime eigenthümlich entwickelt, wie es sich von einem Volk so hoher und reicher Begabung nicht anders erwarten ließ. Aber wie sollte sich, wenn man die angedeutete Vermittlung zwischen ägyptischer und griechischer Cultur durch die Phöniker leugnen will, — hartnäckige, auf ihren vorgefaßten Meinungen bestehende Hellenisten thun es — die ganz unzweifelhafte Uebereinstimmung der religiösen Grundlehren der Aegypter, Phöniker und Griechen erklären lassen? Liegt es doch in der Natur der Verhältnisse, daß auch im Alterthum, so gut wie in der Neuzeit, ein Volk auf das andere einwirkte, wenn schon die Hindernisse des Verkehrs damals unverhältnißmäßig bedeutender waren als sie jetzt sind; und daß der Einfluß eines Volkes von älterer und reicherer Cultur auf ein Volk jüngerer Bildung größer ist als umgekehrt, ist doch wohl unbestreitbar.

2.

Von dem Pelasgos, einem völlig mythischen Völkerahn wird die Bezeichnung der älteren Bewohner der griechischen und italischen Halbinsel

gewöhnlich hergeleitet. Von der nördlichen Küste Kleinasiens und dem Bosporus an bis hinüber nach Italien seien Pelasger gesessen und in ihnen hat man die Autochthonen, die Aborigines, die Urbewohner Griechenlands und Italiens sehen wollen oder wenigstens den weitverbreitetsten und mächtigsten Stamm derselben. Später dann seien diese Urbewohner in der griechischen Halbinsel von den ostwärtsher einwandernden Hellenen verdrängt und unterworfen worden, von den Hellenen, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit den Pelasgern in ursprünglicher Stammverwandtschaft gestanden und nur später, denn die letzteren, den Wanderzug aus Asien nach Europa angetreten hätten. Mit der Bewältigung der Pelasger durch die Hellenen waren aber die Wirrsale der Völkerzüge auf der griechischen Halbinsel, auf den Inseln des Archipelagus und auf den Küsten Kleinasiens noch lange nicht vorüber. Die Pelasger zwar verschwanden vor der Masse der hellenischen Eindringlinge und erhielten sich nur an zerstreuten Punkten, namentlich auf der Hochebene Arkadiens, noch lange unvermischt. Allein unter den Hellenen selbst, unter welchen die vier Hauptstämme der Achäer, Dorier, Jonier und Aeoler vortraten, gab es noch ein jahrhundertlanges Hin- und Herziehen, Hinüber- und Herüberrücken, ein Zurückweichen und Wiedervordringen, gab es eine beständige Wechselwirkung zwischen den im eigentlichen Griechenland, im Peloponnes, auf den Inseln und in Kleinasien seßhaften Stämmen, in Freundschaft und noch öfter in Feindschaft, bis sich endlich die wilde Völkergährung, von welcher uns die griechische Sage in ihrer Art erzählt, beim Eintritt der geschichtlichen Helle zwar nicht zur compacten Masse einer einheitlichen Nation, doch aber zu einer vielfach gegliederten Nationalität geklärt hatte und aus der rastlosen Zerfahrenheit der Sagenzeit die verhältnißmäßige Ruhe bestimmter Staatenbildungen hervorgegangen war.

Was Abstammung und Raçe der Hellenen angeht, so steht ganz unzweifelhaft fest, daß sie ein indogermanisch-arischer Stamm. Als der große westarische Völkerzug über Iran hin bis zum Euphrat und Tigris flutete und von da in das armenische Hochland sich ergoß, mag nach und nach der ganze Norden der kleinasiatischen Halbinsel mit arischen Stämmen angefüllt worden sein. Wenn man, wie Viele wollen, in den Phrygern ein arisches Volk zu erkennen hat, so ist anzunehmen, daß sich von diesem die Hellenen als ein besonderes Glied ausgezweigt. Und weiter theilte sich dieser Volkszweig in zwei große Familien. Die eine derselben blieb in Kleinasien, in-

dem sie, aus dem Inneren der Halbinsel allmälig an die Küsten vordringend, an den Flußmündungen und Meeresbuchten sich niederließ; die andere zog über Hellespont und Bosporus nach Europa hinüber, an der thrakischen Küste hinab und machte sich in Griechenland seßhaft, welcher Niederlassung alle die Stammwanderungen, Kämpfe, Verdrängungen folgten, welche die dunkeln Anfänge der griechischen Geschichte ausmachen [1]).

Auf den Verhältnissen der einzelnen Stämme an sich und zu einander liegt übrigens, selbst den Forschungsmühen von Männern wie Ottfried Müller zum Trotz, noch immer große Wirrniß. Die Angaben der griechi-

1) Bestimmter formulirt diese Vorstellung E. Curtius („Die Ionier vor der ionischen Wanderung," S. 44) folgendermaßen: — „In Asien seßhaft, bilden die Griechen aus, was an Sprache und Sitte als der gemeinsame Typus des Hellenischen anerkannt werden muß. Sie gliedern sich in zwei Hauptstämme; aus dieser Gliederung wird eine Spaltung; der eine der Stämme bleibt in Asien und besetzt die ganze Westküste, der andere wandert aus durch Thrakien und Makedonien. Die griechische Nation ist in zwei Hälften auseinandergefallen. Wie nun diese Hälften einander suchen, finden, von Neuem durchdringen, das ist der Inhalt dessen, was wir die Anfänge der griechischen Geschichte nennen. Die Ionier kommen nach Westen, umschiffen das Westland, besetzen seine Gestade, seine Thäler, erwecken die Westgriechen, begründen, da sie als schwärmendes Seevolk auch in Syrien wie in Aegypten zu Hause sind, bei ihren westlichen Stammgenossen alle Künste des Morgenlandes, namentlich Seefahrt und Schriftgebrauch, führen eine Reihe von Gottesdiensten ein und geben den Anstoß zu politisch-religiösen Amphyktionieen, mit denen die hellenische Staatengeschichte anfängt. Mit der fortschreitenden Cultur beginnt eine Gegenwirkung. Die Ionier, von den Binnenvölkern gedrängt, verlieren mehr und mehr Boden, geben einen Platz nach dem andern auf und ziehen sich auf die Inseln und Küsten ihrer östlichen Heimat zurück. Nur Attika bleibt jonisch. Auch bleiben die Ionier drüben nicht allein, sondern Achäer und Dorier ziehen nach und so findet nun auf beiden Seiten des Archipelagus jene Reibung der Stämme statt, welcher die Funken der Kunst und Wissenschaft entsprühen. Darum war Neu-Jonien die Stätte, wo zuerst der griechische Geist sich allseitig entfaltet hat, und jonische Kunst ist es gewesen, welche den herübergetragenen Stoff achäischer Heldensage zum Epos gestaltet hat. Bei der nahen Verwandtschaft der (phrygischen) Dardaner und Ionier kann es nicht befremden, wenn wir (im homerischen Epos) die Priamiden mit besonderem Antheil und unverkennbarer Liebe dargestellt sehen. Es war auch damals noch die Ostküste in jedem Zweige höherer Cultur dem Westen überlegen. Aber die Ionier erlagen den Gefahren ihrer langgestreckten Wohnsitze und ihrer allem Fremden zu offenen Gemüthsart. Darum verkam ihr Staatsleben; sie entarteten in barbarischem Wohlleben; bald schämten sich die Athener, Ionier zu heißen, und der Genius der griechischen Geschichte wandte sich nach Westen."

schen Quellen über die alte und älteste Geschichte von Hellas sind unklar und widersprechen sich häufig. Herodot, dem doch immerhin eine große Autorität innewohnt, sagt, daß in der alten Zeit die Dorier und die Ionier die beiden Hauptstämme gewesen, und daß aus jenen die Lakedämonier, aus diesen die Athener hervorgegangen. Soweit wäre das schon recht, denn Lakedämonier und Athener repräsentirten in späterer Zeit die beiden Gegensätze der griechischen Art ohne Frage am reinsten und schärfsten. Wenn aber Herodot beifügt [2]), die Dorier seien hellenischen, die Ionier dagegen pelasgischen Stammes gewesen, so wird dadurch wieder Alles verwirrt, namentlich durch den weiteren Beisatz [3]), die pelasgische Sprache sei eine barbarische, d. h. nichtgriechische, gewesen. Zwar leicht ist eine Ausgleichung dann, wenn man sich bei der oben berührten Annahme beruhigt, daß Pelasger und Hellenen in ursprünglicher Verwandtschaft gestanden. Demnach wären auch die Pelasger ein indogermanisches Volk und der Unterschied ihrer Sprache von der griechischen könnte als ein bloß mundartlicher angeschlagen werden. Allein die indogermanische Abstammung der Pelasger hat neuerdings die gewichtigsten Bedenken aufgestört und zu Forschungen angeregt, welche das Resultat ergaben, die Pelasger seien nicht arischen, sondern vielmehr semitisch-phönikischen Stammes gewesen [4]).

Die höchst bedeutenden Einflüsse des Orients auf Griechenland können nur Solchen zweifelhaft sein, welche, den klarsten Zeugnissen entgegen, in den Griechen um jeden Preis ein in Allem und Jedem ureigenthümliches Volk sehen wollen. Es datiren auch diese Einflüsse keineswegs erst von den Seezügen der Ionier an den Küsten des europäischen Griechenlands, denn bei diesen handelt es sich bloß um die Vermittelung einer späteren Cultur [5]); sondern jene orientalischen Einwirkungen sind viel älteren Datums. Auf ein solches deuten die althellenischen Sagen von Danaos, dem ägyptischen, und von Kadmos, dem phönikischen Einwanderer und Culturbringer — die spätere von Kekrops geben wir preis — ferner die von Herodot erwähnte

---

2) I, 56.

3) I, 57.

4) Vgl. Movers, die Phönikier, I, Kap. 1. Röth, a. a. O. I, 88 fg.

5) Curtius in der angezogenen Aeußerung (Anm. 1) rückt zwar die civilisirende Einwirkung der Ionier auf die europäischen Griechen offenbar weit ins Alterthum zurück, allein gegen seine Annahme fällt der Umstand schwer in die Wagschale, daß die griechische Heldensage von einer solchen alten Culturmission der Ionier Nichts weiß.

Ueberlieferung, daß die ältesten Fürsten der Dorier Aegypter von Abstammung gewesen seien [6]), und endlich die ganz bestimmte Angabe des nämlichen Autors über die von den Hellenen in Aegypten gemachten religiösen Anleihen [7]). Will man jedoch Alledem nur die Bedeutung von Sagendämmerungen zugestehen, so wird man hinwieder kaum leugnen wollen, daß in diese Dämmerungen ein überraschend klares historisches Licht geworfen wurde durch die neueren Forschungen über ägyptische und phönikische Dinge. So gelangte die Vermuthung, die Pelasger seien identisch mit den Phöniker-Philistern, — eine Vermuthung, auf welche schon der ins Ohr fallende Gleichklang der Land- und Volksnamen Peleschet, Pelischtim, Pelasgis, Pelasgoi führen mußte — allmälig zum Ansehen einer geschichtlichen Thatsache.

Es hängt nämlich diese Frage mit der Geschichte der Hyksos zusammen, welche wir früheren Ortes zu berühren hatten [8]). Unter den Hyksos, d. h. den semitischen Stämmen, welche in der Zeit zwischen 2300 und 1600 v. Chr. in Unterägypten erobernd sich niedergelassen und endlich wieder, auf Anregung der einheimischen Dynastie von Oberägypten, nach langen und heftigen Kämpfen aus dem Nilland vertrieben wurden, hatten die Philistäer eine vortretende Rolle gespielt. Nach ihrer Verdrängung aus Aegypten kehrte ein Theil dieses Volkes zu den syrischen Sitzen ihrer Stammgenossen heim, der andere aber setzte das kriegerisch-nomadische Leben im großartigsten Style fort und verbreitete sich über den Nordrand von Afrika und über die Inseln des Mittelmeeres hin nach Griechenland und Italien. Daher das Auftreten von Pelasgern an vielen Punkten der griechischen Halbinsel, daher jene Spuren ägyptisch-phönikischen Wesens in der etruskischen Cultur. Daher die Bezeichnung der Pelasger als Barbaren von Seite der Hellenen, welche die pelasgische Sprache, d. h. einen semitisch-phönikischen Dialekt, begreiflicherweise nicht verstanden und daher nach ihrer Weise eine barbarische nannten. Wie wir aus Thukydides wissen [9]), wurden die phönikischen Stämme durch den kretensischen König Minos von den griechischen Inseln vertrieben und kehrten sie darauf, wie das Alte Testament bezeugt [10]), an die palästinische

---

6) VI, 53.
7) II, 50.
8) Kap. I, 2.
9) I, 8.
10) Deuteron. 2, 23. Amos 9, 7.

Küste zurück, um sich da bleibend niederzulassen. Die Pelasger dagegen, welche auf dem griechischen Festland zurückblieben, gingen, indem sie griechische Sprache und Sitten annahmen, allmälig in den Hellenen auf, nicht aber, ohne dauernde Spuren ihrer Einwirkung auf das Griechenthum zu hinterlassen.

Aus allem bis dahin Gesagten gewinnen wir das Resultat: — die Hellenen waren Indogermanen. Ihre älteste Gottesverehrung zehrte von den Erinnerungen an die religiösen Anschauungen der arischen Urheimat. Durch die Ansiedlungen der Pelasger kamen in Griechenland phönikisch-ägyptische religiöse Vorstellungen auf, die, Anfangs nur in localen Culten gepflegt, im Verlauf der Zeit weitere Kreise zogen und so dem arischen Religionselement semitische und ägyptische Elemente zugesellten. Weil aber — fügen wir diesem Ergebniß hinzu — der griechische Genius seiner Natur gemäß nach einer künstlerisch-humanistischen Durchbildung und Vollendung des ganzen Glaubenskreises strebte, schuf die Arbeit der Hellenen am religiösen Gedanken, — eine Arbeit, die namentlich durch die beiden alten Dichterschulen des Homeros und des Hesiodos gethan wurde — aus speculativen Begriffen religiöse Kunstgebilde, verkörperte die Ideen zu Personen und erbaute auf der speculativen Basis pantheistischer Weltanschauung einen Olymp voll menschlich-schöner Göttergestalten, von deren Dasein und Wirken eine unendlich reich entfaltete Mythologie Buntestes zu erzählen weiß und deren ewige Jugend die griechische Kunst in Wort und Marmor plastisch fixirt hat.

3.

Wie eigens für Um- und Fortbildung der asiatischen Cultur zur europäischen von der Natur geschaffen, streckt sich die griechische Halbinsel von der Gebirgskette des Hämus herab ins Mittelmeer. Von Osten her konnten die Hellenen vermittelst der hellespontischen und propontischen Meerenge, so wie vermittelst der Inselbrücke des Archipelagus, die Ueberlieferungen der Bildung Asiens von einem Gestade her empfangen, auf welchem ihre Stammgenossen angesiedelt waren; nach Westen hin schlug ebenfalls eine Inselreihe die Brücke zur Weiterbeförderung des empfangenen und verarbeiteten Culturstoffes nach den nahen Küsten von Unteritalien und Sizilien. Die vielgestaltige Uferbildung des griechischen Festlandes, von zahllosen größeren und

kleineren Einbuchtungen durchschnitten, lud die Bewohner zur Vertrautheit mit dem „Alles bewegenden und verbindenden" Meer, beförderte den Verkehr, ermunterte zu Handel und kriegerischen Seezügen. Und nicht nur der Meerhauch schwellte und weitete die Seele der Hellenen, sondern auch der kräftigende Odem der Bergluft. Die See bewahrte sie vor ägyptisch-starrer Absonderung, das Gebirge vor Verflachung. Die Bodenbeschaffenheit des Landes war von reichster Mannigfaltigkeit. Mit Meeresbuchten und schön oder bizarr geformten Bergen wechselten fruchtbare Ebenen und üppige Thäler, weiterhin kühne Felshöhen und schattendunkle Wälder. Ueberall war in der Natur ein Hinderniß der Verschmelzung des Volkes zu einer Masse gegeben. Die zahlreichen Gebirgszüge, welche die einzelnen Landschaften vielfach von einander abgränzten, unterstützten den im griechischen nicht minder als im deutschen Charakter mächtigen Hang, innerhalb der verschiedenen Gebiete die individuellen Eigenthümlichkeiten der Volksstämme möglichst auszubilden, und förderten in naturgemäßester Weise die Gründung von zahlreichen kleinen Staaten, welche dann in Entwicklung eines freien Gemeinwesens wetteiferten. Wenn aber die Berge die hellenischen Stämme von einander abschlossen, so gewährte ihnen hinwieder das Meer, welches überall mit schmeichelnder Hand in das Land hereingriff, das bequemste Mittel der Vereinigung und knüpfte, in Verbindung mit der Sprache und den aus gemeinsamen religiösen Anschauungen entspringenden großen Götter- und Heroenfesten, ein Band der Nationalität, welches selbst die erbittertsten Fehden der hellenischen Stämme unter einander nie ganz zu zerreißen vermochten. Wie auch der Athener dem Spartaner, der Thebaner Beiden gegenüber denken mochte, den Fremden gegenüber fühlten sich doch alle drei als Hellenen. Von einer die Gegensätze vermittelnden und ausgleichenden Beschaffenheit war endlich auch das Klima Griechenlands, unter welchem der Oel- und Feigenbaum gedieh und die Traube zur lieblichsten Süße schwoll, unter welchem eine glänzende Sonne, vom blauen Himmel durch die wunderbar klare Luft niederlachend, fast zu jeder Jahreszeit den Aufenthalt im Freien angenehm machte und doch zugleich die an drei Seiten flutende See und die vielfältigen, auf ihren höchsten Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Temperatur jene Mäßigung verschafften, welche Geist und Körper des Menschen vor Erschlaffung bewahrt.

So war, in flüchtigstem Umriß gezeichnet, Hellas, im Kranze seiner Inseln daliegend in der blauen Flut des jonischen und ägäischen Meeres.

So, von Contrasten voll, aber vor den Extremen der tropischen und der nordischen Zone gleichermaßen bewahrt, fruchtbar, aber die Mühe des Anbaues heischend, prangend in vielfältigem landschaftlichem Wechsel, sonnig, von der Natur mit edlen Formen und Vorbildern für die Kunst reich ausgestattet, Bergland zugleich und Meerland, — so war Griechenland die geeignetste Heimat für ein Volk, welches gegenüber der Ueberwucherung und Ausschweifung orientalischer Phantastik und Leidenschaft zuerst ein Gleichgewicht der drei menschlichen Grundkräfte, Phantasie, Gefühl, Verstand, angestrebt und in seinen glücklichsten Schöpfungen auch erreicht hat. Im Hellenismus kam die Menschheit erst zu klarem Bewußtsein, erfaßte sich selbst, ihr Wesen, ihre Würde. Hier kam Maaß und Ziel in ihr Wollen und in Folge dessen Schönheit in ihr Vollbringen. Ein Künstlervolk hat man die Griechen mit Recht genannt. Die Natur war ihnen ein Heiliges, Göttliches: im rollenden Donner verkündigte sich ihnen die Majestät ihres Zeus Kronion, aus dem wolkenlosen Himmel lachte sie das Blauaug' ihrer Pallas Athene an, jeder Baum rauschte, jede Quelle murmelte ihnen das ewige Lied von der unendlichen Entfaltungsfähigkeit der göttlichen Substanz in die offene Seele. Aber trotz dieser Vergöttlichung der Natur, die in dem orphischen Hymnus so feierlich verkündigt wird [1]), kannten die Hellenen nur

---

1) Göttin Natur, o Mutter des All's, der Erfindungen Mutter,
Himmelsmacht, urhehr, in der Schöpfungen Füll', o du Fürstin!
Alles bezwingst, unbezwungene, du, glanzvolle Pilotin,
Alles Beherrschende, stets glorreich, alloberstes Wesen!
Ewige, erster Geburt, urpreisliche, Männer verherrlichend;
Nächtliche, sternumblinkt, ausstralende, mächtig umfassend,
Sonder Geräusch beflügelnd den Schritt auf der Spitze der Fersen;
Heilige, Götterbeseligerin, du unendliches Ende;
Jeglichem Wesen gemein, und unmittheilbar alleine;
Vater dir selbst, ohn' Vater, in freudiger Fülle der Urkraft;
Holdumblümet, der Liebe Verband, vielartig, verständig;
Führerin bist du zum Ziel, o belebende Nährerin Jungfrau,
Dike, die selbst sich genügt; der Chariten herrliche Peitho;
Herrschend im Aether zugleich, auf der Erd', und in salziger Meerflut;
Unhold bist du den Bösen, Gehorchenden süß und erlabend;
Allweis', Alles gewährend, o Pflegerin, Königin allwärts;
Fruchtbare Zeitigerin, Auflöserin deß, was gereifet;
Vater bist du und Mutter von Jeglichem, Wärterin, Amme;

in ihrer älteren und ältesten rohen Zeit jene Wegwerfung des Menschen an die Naturmacht, welche in dem semitischen Menschenopfer und dem semitischen Keuschheitsopfer der Jungfrauen lag. Andererseits überhoben sie sich auch nicht der Natur, um zu dem einseitigen Spiritualismus des späteren Jahvethums zu gelangen. Denn das eben ist das Charakteristische des Hellenismus, daß ihm eine künstlerische, nicht künstliche, Harmonie zwischen Geist und Natur herzustellen gelang. Nicht als ob wir in der Weise befangener Enthusiasten die zahlreichen Auswüchse der hellenischen Art übersehen oder gar leugnen wollten. Die Sonne des Griechenthums hatte viele Flecken und darunter sehr häßliche. Die sozialen Einrichtungen der Hellenen krankten an zwei Hauptübeln, an der Sklaverei und an der unwürdigen Stellung der Frauen, welche letztere unter anderen Schäden auch die widernatürliche Wollust nach sich zog. In der Politik erwuchsen aus der rastlosen Beweglichkeit des Volkscharakters die unsinnigsten Parteileidenschaften mit allen ihren schmachvollen Consequenzen. Aber im Ganzen und Großen muß bewundernd festgehalten werden, daß die Griechen jene Einheit von Sinnlichkeit und Geistigkeit, Wirklichkeit und Ideal, jene künstlerische Fassung und Führung des Lebens gefunden, wie sie nachmals die Menschheit nie wieder zu erringen vermochte. Den Hellenen glückte die Aufhebung des Dualismus von Geist und Materie in der Idee des Reinmenschlichen, welche ihre Religion, ihre Kunst und Wissenschaft, ihr Staatswesen, ihr ganzes Dasein bestimmte und durchdrang und ihrem großen Tragiker jenes herrliche Triumphlied des Menschenthums auf die geweihten Lippen gelegt hat [2]).

Selige, schneller Geburt, vielsamige, Strudel der Zeiten;
Bildender Kunst Allmacht, in der Schöpfungen Füll', o du Herrin,
Ewigen Seins, der Bewegungen voll und weiser Erfahrung;
Die du in ewigem Wirbel, in flüchtiger Strömung dahinrollst;
Rund, durchströmend das All, in wechselgestaltigem Leben;
Prangenden Throns, ehrvoll, die allein den Willen vollendet,
Ob der Bezepterten Haupt schwerdonnernde, waltend mit Obmacht!
Nimmer verzagt, Allbändigerin, glutathmendes Schicksal;
Ewigwährendes Leben, und unvergängliche Weisheit!
Alles bist du; denn Alles umher erschaffest allein du.
Göttin, wohlan, dir fleh' ich, zugleich in gesegneten Zeiten
Friede, Gesundheit bring', und jeglichem Dinge Wachsthum!

(Uebers. v. Dietsch.)

4.

Der alte Herodot hatte sich über Entstehung und Alter der hellenischen Glaubenslehre eine eigene Ansicht gebildet und er stellte die Meinung auf, daß Hesiod und Homer den Griechen ihre ganze Götterwelt gedichtet hätten [1]). Diese beiden Poeten, von deren Lebensumständen man bekanntlich so wenig

---

2) Vieles Gewaltige lebt, doch Nichts
Ist gewaltiger als der Mensch.
Denn selbst über die grauliche
Meerflut zieht er, vom Süd umstürmt,
Hinwandelnd zwischen den Wogen
Den rings umtosten Pfad.
Die höchste Göttin auch, die Erde,
Zwingt er, die ewige, nie sich erschöpfende,
Während die Pflüge sich wenden von Jahr zu Jahr,
Wühlt sie durch der Rosse Kraft um.

Flüchtiger Vögel leichten Schwarm
Und wildschweifender Thiere Volk,
Auch die Wassergeschöpf' im Meer
Fängt er, listig umstellend, ein
Mit netzgeflochtenen Garnen,
Der vielerfahrene Mensch;
Bezähmt mit seiner Kunst des Landes
Bergedurchwandelndes Wild, und den mähnigen
Nacken umschirrt er dem Roß mit dem Joche rings,
Wie dem freien Stier der Berghöh'n.

Und das Wort und den luftigen Flug
Des Gedankens erlernt' er, ersann
Staatordnende Satzungen, weiß dem ungastlichen
Froste des Reifes und
Zeus' Regenpfeilen zu entflieh'n;
Ueberall weiß er Rath;
Rathlos trifft ihn nichts
Zukünft'ges; vor dem Tode nur
Späht er kein Entrinnen aus;
Doch für die schwersten Seuchen wohl
Fand er Heilung.

Sophokles' Antigone (V. 332—362), übers. v. Donner.

1) Herodot II, 53.

Bestimmtes weiß, daß man ihre persönliche Existenz überhaupt bezweifelt und ihre Namen nur für Collectivbezeichnungen der beiden alten Sängerschulen, der jonischen und böotischen, gehalten hat 2), — wären Herodot zufolge nur 400 Jahre älter gewesen als er selber und vor ihnen hätte es gar keine Dichter gegeben, sondern alle, die man für älter ausgäbe, als Homer und Hesiod, seien eigentlich jünger. Vor diesen Beiden aber wären die religiösen Vorstellungen der Hellenen auf die Adoption ägyptischer und pelasgischer beschränkt gewesen. Herodot mag einerseits Recht haben, insofern die nationale Entwicklung und Geltung des griechischen Glaubenskreises erst von der Ausbildung des religiös-didaktischen hesiodischen und des mythologisch-heroischen homerischen Epos datirt, aber andererseits ist sein religionsgeschichtlicher Horizont offenbar zu beschränkt. Die religiöse Idee als solche war den Hellenen gewiß nicht erst von Aegypten und Phönikien her angeflogen: vielmehr hatten sie dieselbe schon aus den Ursitzen der Arier mitgebracht. Es gab unter ihnen ohne Zweifel eine uralte religiöse Tradition, uralte Symbole, Opferformeln, Weihelieder, Hymnen. Dieser Schatz ältester hieratischer Poesie vermehrte sich im Laufe der Zeit und es mögen dabei die vorhomerischen mythischen Sänger thätig gewesen sein, deren Namen die Tradition erhalten hat, ein Linos, Eumolpos, Melampos, Musäos, Orpheus und andere. Homer und Hesiod faßten dann, bei vorgeschrittener Cultur, die heiligen Ueberlieferungen in ihren Gesängen zusammen, fügten später entstandene Götter- und Heldensagen hinzu und haben so, jener in seiner Ilias und Odyssee, dieser in seinen didaktischen („Werke und Tage"), theologischen („Theogonie") und heroischen Gesängen („Schild des Herakles"), den Griechen die umfassendsten Urkunden ihrer Schöpfungslehre, Göttergenealogie, Mythologie und Heroologie gegeben. Zu diesen Quellen kommen dann mancherlei andere als Ergänzungen. So die Fragmente der kyklischen Dichter, d. h. der nachhomerischen Epiker, welche die Kreise der Götter- und

2) Sicherlich ging hier die skeptische Kritik zu weit. Wenn ihr auch aus sachlichen Gründen zugestanden werden muß, daß die homerischen und hesiodischen Dichtungen in der Form und dem Umfang, wie sie auf uns gekommen sind, nicht vollständig und direct von Homer und Hesiod herrühren können, so ist doch nicht abzusehen, warum diesen beiden Dichtern, der Ueberzeugung des ganzen Alterthums entgegen, die Existenz abgesprochen werden soll. Das ist nur eine gelehrte Schrulle. Wie Allen bekannt, wird die Zeit von 1000—800 v. Chr. als das Zeitalter Homer's und Hesiod's bestimmt.

Heldensage vervollständigten; so die sogenannten homerischen und die sogenannten orphischen Hymnen, jene aus dem homerischen Sängerkreis hervorgegangen, kleine mythologische Epen, diese dem mythischen Orpheus zugeschrieben, aber wohl viel später [3]) entstanden, mystisch-symbolischen Inhalts, weit mehr lyrisch-ritualer als epischer Art. Ferner sind mythologische Fundgruben die Werke der griechischen Lyriker, besonders die Gesänge des Pindaros, und der drei großen Tragiker Aeschylos, Sophokles und Euripides. Die Schriften Herodot's, Thukydides' und Xenophon's, sowie die Dialoge Platon's, liefern ebenfalls religionsgeschichtliche Beiträge und endlich spannt sich die Kette mythologischer Dichtung von Homer und Hesiod bis herab zu den Poeten des alexandrinischen Zeitalters, Theokritos, Apollonios Rhodios, Bion, Moschos, bis zu den römischen Dichtern, Virgil Ovid u. A., ja sogar bis zu den griechischen Poeten der byzantinischen Zeit, Nonnos, Musäos der Jüngere, Kointos, Koluthos [4]).

5.

Indem wir zur Darstellung der hellenischen, nachmals von den Römern adoptirten, Schöpfungs- und Götterlehre vorschreiten, weisen wir den Leser zugleich auf die Betrachtung der arischen, der ägyptischen und der syrisch-phönikischen Glaubenskreise zurück oder vielmehr wir berufen uns auf seine Erinnerung an das dort Gesagte. Denn wir haben nicht Raum, auf die Analogieen der genannten Religionssysteme und des griechisch-römischen einläßlich aufmerksam zu machen, sondern es wird dies mehr nur beiläufig geschehen können.

Der theo-kosmogonischen Lehre Hesiod's zufolge war im Anfang das Chaos, der Urraum, die Urfinsterniß, die Ureinheit, der Weltkeim, ein Begriff, welcher so ziemlich dem des indischen Tad oder Brahm entspricht. Hierauf entstand die breitbrüstige Gäa, d. i. Erde, und in der Tiefe der

---

3) Zur Zeit des Pisistratos oder gar erst zur Zeit der Neuplatoniker?

4) Man wird vielleicht im Folgenden die fortlaufende strenge Angabe der Quellen, wie ich sie in den vorhergehenden Kapiteln für nöthig hielt, vermissen. Aber ich erachte sie für überflüssig; denn da die ganze Anlage meines Buches mir verbietet, auf gelehrte Controverse mich einzulassen, so gebe ich hier nur allgemein Bekanntes und Anerkanntes oder wenigstens nicht mit Grund Bestrittenes.

Tartaros, letzterer gleichsam ein Niederschlag der chaotischen Urfinsterniß, später bestimmter gefaßt als Unterwelt, als Aufenthaltsort der unterirdischen Götter und der Todten. Die Erde bringt aus sich selbst den Uranos, die Himmelswölbung, ferner den Pontos (das Meer) und die ragenden Berge hervor. Dies sind ureigene Erdgeburten, Auslassungen der Urmaterie. Nun aber beginnt sich in der Schöpfung der Zeugungstrieb zu regen, jenes Naturgesetz, welches vermittelst der Trennung und Wiedervereinigung des Männlichen und Weiblichen seine schöpferischen Wunder thut. Dieser Liebestrieb heißt Eros, der schönste Gott und der älteste zugleich und jüngste, wie ihn die Hellenen nannten, um sein Walten von Ewigkeit zu Ewigkeit zu charakterisiren. Dieser Eros, welchen die orphische Tradition als mannweiblich gebildet vorstellte, ist die den Kosmos (die Welt) organisirende Schöpferkraft, der Leben zeugende Trieb, die Zeugungslust in höchster Bedeutung. Man kann sich kaum des Gedankens entschlagen, daß hier eine Erinnerung an die arisch-indische Vorstellung von Kama und Maja [1]) zu Grunde liege; aber auch die Analogie des Kneph-Menth oder Har-Seph, des innenweltlichen Schöpfergeistes der Aegypter, liegt nahe [2]).

Diese Ansicht vom Werden der Welt war übrigens keine so positive, daß sie nicht Variationen unterlegen wäre. Eine solche nennt, mit ganz unverkennbarer Zurückweisung auf Aegyptisches [3]), den Okeanos, das Urflüssige, den Anfang aller Dinge und läßt von ihm und seiner Gattin Tethys Alles herkommen, zunächst alles Flüssige, Quellen, Bäche, Ströme, Meere, sowie die Styx, das heilige Wasser, bei dem die Götter schwuren, wohl ein Bild des uranfänglichen Dunkels und Grauens. Doch wurde dieser Vorstellung keine consequent mythologische Fortbildung zu Theil, wenn auch bei Dichtern und Philosophen bald hellere bald dunklere Erinnerungen an die urgöttliche Bedeutung des Wassers vorkommen [4]). Eine weitere Modifikation der hellenischen Kosmogonie besteht in der Vorstellung vom

---

1) Vgl. Buch II, S. 114—115.

2) Vgl. o. Kap. I, 6.

3) Ebendas. 7.

4) Here nennt bei Homer (Ilias 14, 201, 302) den Okeanos θεῶν γένεσις, der Götter Ursprung, und ebenda (246) bezeichnet Hypnos (der Schlaf) den Okeanos als den Strom, der „Allem Geburt verlieh". Hieher gehört auch das bekannte Pindarische Ἄριστον μὲν ὕδωρ (das Beste ist Wasser) und endlich der Grundgedanke der Philosophie des Thales: „Aus dem Wasser ist Alles entstanden."

Ursprung aller Dinge aus dem urweltlichen Dunkel, wie es ja uraltester, in so vielen Schöpfungslehren wiederkehrender Gedanke ist, daß die Finsterniß das Licht, die Nacht den Tag geboren. Im Griechischen ist das so gefaßt, daß Erebos (Dunkel) und Styx (Nacht), die ältesten Kinder des Chaos, den Aether (die helle Luft) und die Hemera (den Tag) geboren. Eine dritte Variation endlich, die sogenannte orphische Theogonie, setzt zwar auch zuerst Chaos und Nacht, läßt aber aus der Nacht das Weltei hervorgehen und aus diesem den Eros, welcher demnach der hüpfende Punkt in diesem Weltei war, der athmende, schöpferische Hauch [5]). Hier sind die Anklänge an die ägyptische Kosmogonie um so deutlicher, als die Orphiker den Eros geradezu Phanes nennen [6]).

Erst mit dem Eintritt des Eros in die Kosmogonie beginnt eigentlich die Gränze des Vorstellbaren. Das Frühere waren mehr nur dunkle Ahnungen urweltlicher Vorgänge im Wechselspiel der Naturkräfte. Die Annahme des rastlosen Zeugungstriebes dagegen, welchen wir in so vielen Religionen schon in verschiedenen Gestalten vergöttert sahen, ermöglicht die Vorstellung organischer Zeugungen, Früchte der Umarmungen männlich und weiblich gedachter Naturmächte oder Götter. Zunächst sind es die kosmischen Begriffe von Himmel und Erde, in welchen sich die begattende Liebeslust regt. Gerade deßhalb trat aber hier schon der Anthropomorphismus ein, d. h. jene Begriffe wurden persönlich gedacht, als Mann und Weib. Allnächtlich gesellt sich Uranos in liebender Umarmung zur Gäa [7]). Schön wird

---

5) Dieses mütterliche Verhältniß der Nacht zum Liebestrieb erklärt auch die Identifizirung der Nacht mit der Liebesgöttin Kypris in dem Vers des orphischen Hymnus:

Nacht ist des All's Urquell, sie, die wir auch Kypris benamen.

6) Vgl. o. Kap. I, 5, 6. Aristophanes, der „Grazienschlingel" des Alterthums, macht aus dem Weltei ein Windei, wo er in seiner Komödie „die Vögel" die orphische Theogonie so allerliebst parodirt: —

In der Zeiten Beginn war Tartaros, Nacht und des Erebos Dunkel und Chaos,
Luft, Himmel und Erde war nicht; da gebar und brütet' in Erebos' Schooße,
Dem weiten, die schattenbeflügelte Nacht das uranfängliche Windei,
Und diesem entkroch in der Zeit Umlauf der verlangenentzündende Eros.

(Uebers. v. Seeger.)

7) Treffend gibt Preller (Griech. Mythologie I, 37) den Gedanken wieder, welcher der Vorstellung von der urweltlichen Zeugungskraft und Zeugungslust der Natur zu Grunde liegt, indem er sagt: In jener ersten Weltperiode, wo alle Kräfte der Natur noch mit der frischen Gewalt der Jugend wirkten, wo der neue Trieb des Eros sie alle

daher diese im orphischen Hymnus als Allmutter gepriesen [8]). Die ersten Früchte des Liebesbundes von Himmel und Erde waren die Titanen [9]), nach Hesiod sechs Söhne: Okeanos, Hyperion, Köos, Japetos, Krios und Kronos, und sechs Töchter: Tethys, Theia, Phöbe, Themis, Mnemosyne und Rhea. Diese Titanen und Titaniden paarten sich größtentheils mit einander und setzten die Reihe der titanischen Zeugungen fort. Von Japetos kommen die Söhne Atlas, Menötios, Prometheus und Epimetheus, von Köos die Töchter Leto und Asteria, von Krios die Söhne Asträos, Pallas und Perses, von Hyperion der Sohn Helios (Sonne) und die Töchter Eos (Morgenröthe)

---

ergriffen hatte und vor allen Himmel und Erde, da war auch dieser Frühling der Liebe und diese Lust des Frühlings eine ewige und unersättliche. — Uebrigens hat die Vorstellung von der Gottheit, als der zeugenden Weltkraft, nicht nur manchen Dichter des Alterthums, sondern noch einen der bedeutendsten modernen begeistert. In Lenau's Don Juan findet sich das prachtvolle Bild: —

Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
Der Born, worein sie sterbend alle münden,
Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt,
Die er, nie satt, in seinen Armen hält.
Nie wird in langer Brautnacht: Weltgeschichte,
Des Gottes Kraft, des Weibes Reiz zunichte.
Des Lebens Jubeln ist sein Wonnestöhnen,
Wenn seine Küsse brennen auf der Schönen
Und ihre Blicke heiß die Nacht durchschimmern;
Des Todes Schmerz — der Braut jungfräulich Wimmern.

8) Gäa, o Mutter der Seligen du und der sterblichen Menschen,
Allernährend und gebend, Vollenderin, Alles verrichtend;
Fruchtbare, wuchernder Blüth', aufschwellend in wonnigen Zeiten;
Veste der unvergänglichen Welt, buntspielende Jungfrau,
Die du in Weh'n der Geburt ausringst vielartige Früchte;
Ewige, vielverehrt, weitbrüstige, glücklichen Looses,
Die du dich freust süßduftenden Grüns, umblümetes Wesen;
Regenerquickt, um welche der künstliche Kreis der Gestirne
Rollt im steten Geleis' der Natur und in reißender Strömung!

9) Man leitet das Wort her von Titäa, einem Beinamen der Gäa; es würde also Erdkinder bedeuten. Aber der Name Titäa wurde der Erde wahrscheinlich erst als der Mutter der Titanen gegeben. Daher ist die Ableitung des Wortes von τιτήνη und τίταξ vorzuziehen, wonach Titan bedeuten würde: ein Gewaltiger, Mächtiger, Hochgeehrter.

und Selene (Mond), von Okeanos alle Quellen, Bäche und Ströme. Es ist augenscheinlich, daß in dieser Genealogie die Vorstellung von allmälig werdenden elementaren Kräften und physikalischen Zuständen sich birgt; insbesondere die Vorstellung von himmlischen Licht- und Feuerwesen. Der uralte arische Licht- und Feuercult mag hier zu Grunde gelegen haben, wie ja auch das griechische Wort Gott (ϑεός) auf die indogermanische Wurzel div (leuchten) zurückzuführen ist.

Die Befruchtung der Gäa durch Uranos und ihre Hervorbringungen waren aber noch nicht zu Ende. Denn außer den Titanen waren noch fernere Sprößlinge dieser Ehe die drei Kyklopen mit dem einen großen runden Feuerauge auf der Stirn: Brontes, Steropes und Arges[10]), und die drei Hunderthändigen: Kottos, Gyges und Briareos. Die Deutung dieser ungeheuerlichen Ausgeburten der Erde hat den Mythologen viel zu schaffen gemacht. Die natürlichste Erklärung dürfte sein, daß in den Kyklopen die Erscheinungen des Gewitters (Blitz, Donner und Einschlagen) und in den Hekatoncheiren die Erscheinungen des Erdbebens und der wüthenden Meeresbrandung zu persönlicher Gestaltung gebracht seien. Uebrigens knüpft sich an diese Erdsöhne eine theogonische Katastrophe. Denn es graute dem Vater Uranos vor diesen übergewaltigen Söhnen und er stieß sie daher in den Schooß ihrer Mutter zurück. Diese, dadurch hart gepeinigt, sinnt auf den Untergang des Gatten. Sie übergibt ihren Söhnen, den Titanen, eine Sichel und fordert dieselben auf, den Vater zu entmannen. Nur der jüngste, Kronos, ist pietätslos genug, das Werk zu thun. Indem er das abgeschnittene Zeugungsglied des Uranos hinter sich schleudert, wird die Erde von den fallenden Blutstropfen befruchtet und gebiert die Erinnyen, die Giganten und die Melischen Nymphen, lauter Wesen, in welchen der Rachefluch des Uranos auf seine Söhne sich gleichsam seine Vollzieher schaffen will. Das Zeugungsglied des mißhandelten Gottes selbst schwimmt lange im Meer umher, bis aus dem weißen Schaum die Göttin der Liebe entsteht, Aphrodite, auf deren ursprüngliche Vorstellung das syrisch-phönikische Dogma von der Aschera-Derketo-Kybele unstreitig bestimmend eingewirkt hat. War doch, wie wir früheren

10) Die spätere Mythologie vervielfältigte die Kyklopen und machte sie zu Dienern des Feuergottes Hephästos.

Ortes sahen, der Cult der Aphrodite an dessen Hauptsitz, auf Kypros, ganz so wie in den syrischen Städten.

Kronos, welcher, mit seiner Schwester Rhea sich vermählend, die zweite Götterdynastie gründet, bedeutet der Vollender, Zeitiger [11]). In ihm sind zwei Seiten dargestellt, eine positive und eine negative. Denn er ist der gütige, die Saaten reifende Sonnengott, daher auch Erntegott und Herrscher des goldenen Zeitalters, wo den Menschen die Vegetation in stets müheloser Reife ihre Früchte darbot; er ist aber auch die dörrende, verödende Sonnenglut, welche der Zeugungskraft des regentriefenden Frühlingshimmels gewaltsam ein Ziel setzt. Wir haben also in seiner Person eine zugleich lebensfreundliche und lebensfeindliche Macht, die zwei Seiten des semitischen Baal-Moloch, dessen Cult die Griechen über Kreta her überkommen haben mögen, um ihn dann allmälig zu humanisiren [12]). Kronos zeugt mit der Rhea drei Töchter: Hestia, Demeter, Hera, und drei Söhne: Aïdes (Aïs, Hades), Poseidon, Zeus [13]). Der Letztere rächt seinen Großvater an dem Vater: es hebt der große Götterkampf zwischen den Uraniden und den Kroniden an, die Titanomachie.

Zeus will dem Kronos die Herrschaft entreißen. Die göttlichen Mächte theilen sich in zwei Parteien. Aber unter den Uraniden selbst ist Zwiespalt. Okeanos mit seinen Töchtern Styx, Metis und Eurynome hält zu den Kroniden, ebenso nehmen die Titaniden Themis und Mnemosyne für Zeus Partei, die alte Gäa gibt ihm guten Rath, in Folge dessen er die hunderthändigen Riesen für sich gewinnt. Die Kyklopen schmieden dem Zeus den Blitz und auch Prometheus, durch seine Mutter Themis vom Ausgang des Kampfes zum Voraus unterrichtet, stellt sich für jetzt zum Zeus. Auf Seite des Kronos aber steht besonders Japetos und sein titanisches Geschlecht. Thessalien ist der Schauplatz des ungeheuren Kampfes, von welchem uns die Hesiodische Theogonie eine so prächtige Schilderung gibt [14]). Wie

---

11) Kronos, abgel. von κραίνω (ich zeitige, reife, vollende). Rinck (die Religion der Hellenen I, 40) verweist zur Erklärung des Namens Kronos auf das hebräische karan (stralen) und das arabische karnon (Sonnenstral).

12) Wir kommen darauf zurück.

13) So ist bei Hesiod (theogon. 453 fg.) die Reihenfolge der Geburten Rhea's. Bei Homer dagegen ist ihr ältester Sohn Zeus, ihre älteste Tochter Hera.

14) . . . . . Sie huben unendlichen Kampf an,
Alle des Tags, was weiblich gebildet war oder was männlich:

mir scheint, ist der Kern dieser mythologischen Dichtung die Erinnerung an urweltliche Erdrevolutionen, verknüpft mit den localen Naturanschauungen,

---

Dort die titanischen Götter, und hier die Erzeugten des Kronos,
Und die Zeus an das Licht aus des Erebos Tiefen hervorließ,
Schreckliche, groß an Kraft, und voll unermeßlicher Stärke.
Hundert Riesenarm' entstrebeten ihren Schultern,
Aller zugleich; und funfzig entsetzliche Häupter auf jedem
Wuchsen daher von der Schulter, bei ungeheueren Gliedern.
Jetzt den Titanen entgegen gestellt zu grauser Befehdung,
Trugen sie steiles Geklipp mit nervichten Fäusten umklammert.
Drüben auch die Titanen befestigten ihre Geschwader,
Freudigen Muths. Da erschien, was Händ' und Kräfte vermochten,
Hier und dort. Laut rauschte die Flut des unendlichen Meeres,
Laut auch krachte die Erd', und es dröhnte der wölbende Himmel,
Mächtig bewegt, ja von unten erbebten die Höh'n des Olympos,
Durch der Unsterblichen Schwung; selbst drang die Erschütterung grau'nvoll
Bis in des Tartaros Nacht vom Gestampf, und der gellende Ausruf
Vom endlosen Getös', und der Würf' anprallendes Schmettern.
Denn hin flogen und wieder geschnellete Jammergeschosse;
Und ein Geschrei ringsher, das zum sternichten Himmel emporscholl,
Reizte den Kampf; und sie rannten mit wüthendem Hall an einander.
Auch nicht hemmte Kronion den Muth noch; sondern erfüllt ward
Ihm von dem heftigen Muthe das Herz, und er zeigete völlig
Seine Gewalt; und sogleich vom Himmel einher und Olympos
Wandelte rastlos blitzend der Donnerer. Siehe, die Wetter,
Schlag auf Schlag, mit Geroll und zuckenden Leuchtungen flogen
Rasch aus der nervichten Hand, und schlängelten heilige Flamme,
Häufigen Flugs; weit krachte das nahrungssprossende Erdreich
Brennend empor, und in Glut rings knatterte mächtige Waldung.
Auf nun braus'te die Erd', und der Strom des Okeanos ringsum,
Auch das verödete Meer; und die erdgebornen Titanen
Aengstete heißes Gedünst; denn es flammt' in die heiligen Lüfte
Endlos, daß auch die Augen der Stärkeren selber geblendet
Starrten dem schimmernden Glanze des Donnerstrals und des Blitzes.
Fürchterlich drang bis zum Chaos die Schwül' ein. Gleich war der Anblick
Jetzt den Augen zu schau'n, und der Hall zu vernehmen den Ohren,
Wie wenn gegen die Erd' hochher der gewölbete Himmel
Nahete; denn so möchte der lauteste Schall sich erheben,
Wo die zermalmte zugleich, und der oben zermalmende krachte;
Also scholl das Getön, da zum Kampf anrannten die Götter.
Wild auch tobten die Wind', und wirbelten Staub und Zerrüttung,

welche die thessalische Gebirgswelt bot. Vielleicht auch spielt bei dem Umstand, daß die Kroniden beim Kampf auf dem majestätischen Olympos Stellung nahmen, die arische Reminiscenz an die Götterberge Meru und Albordsc mit. Der Sieg bleibt den jüngeren Göttern, die Titanen werden in de Tartaros hinabgestoßen und in dessen unterster Tiefe für alle Ewigkeit gefesselt. Die siegreichen Kronidenbrüder aber theilen die Welt unter sich Zeus erhält den Löwentheil der Beute, das Regiment des Himmels und de Erde, Poseidon das Meer und Ades die Unterwelt, welche, als Tartaro im weitesten Sinne gefaßt, gerade so tief unter der Erde gedacht wurde, al der Himmel über ihr erhaben ist. Der Olympos blieb die Burg der Himmlischen, der ideale Götterberg. Auf dem obersten Gipfel hat Zeus seine Palast, wo die Götterversammlungen gehalten wurden. Auf den Abhänge und Schluchten des Berges richteten sich die übrigen Götter der dritten Götterdynastie ihre Wohnungen ein. Später, bei ausgebildeterem Cult, wurd

---

Wirbelten Donner und Blitz, und lodernde Keile des Wetters,
Zeus' des erhabnen Geschoß, und stürmten Geschrei und Tumult her
Zwischen die streitenden Mächt'; und es stieg grau'nvolles Getös' auf,
Jenes entsetzlichen Kampfs, und tapfere Thaten erschienen:
Bis sich neigte die Schlacht. Doch zuvor auf einander gerichtet,
Kämpften sie eiferig fort durch tobendes Waffengetümmel.
Jen' im Vordergewühl erregten die Schlacht des Entsetzens,
Kottos, Briáreos auch, und der rastlos kämpfende Gyges,
Die dreihundert Felsen zugleich mit gewaltigen Armen
Schleuderten, Wurf an Wurf; daß weit ihr Geschoß den Titanen
Schattete. Jetzt in die Kluft des weitumwanderten Erdreichs
Scheuchten sie jene hinab, und legeten schmerzende Band' an,
Mit obsiegender Hand, wie sehr unbändig sie trotzten,
So weit unter der Erd', als über der Erd' ist der Himmel:
Denn gleich fern von der Erd' ist des Tartaros finsterer Abgrund.
Wenn neun Tag' und Nächte dereinst ein eherner Amboß
Fiele hinab von der Erd', am zehenten käm' er zum Abgrund.
Eh'rnes Geheg' umläuft den Tartaros; aber umher ruht
Dreifach gelagerte Nacht an dem Eingang; oben herab dann
Wachsen die Wurzeln der Erd' und des ungebändigten Meeres.
Allda sind die Titanen im nachtenden Schlunde des Dunkels
Eingehemmt, nach dem Rathe des schwarzumwölkten Kronion,
Tief in der dumpfigen Kluft, am Rand der unendlichen Erde.
Keiner vermag zu entfliehn; denn es schloß Poseidon den Ausgang
Fest mit eherner Pfort', und rings umschränkt sie die Mauer. (Uebers. v. Voß.)

die Gegenwart der Götter mehr localisirt gedacht, so daß jedem Gott und jeder Göttin eine Lieblingsstadt oder eine Lieblingslandschaft zugetheilt wurde.

Spätere Dichtungen wissen noch von anderen Kämpfen zu erzählen, welche die Kroniden nach der Titanomachie zu führen hatten, um ihre neue Herrschaft zu befestigen. So muß Zeus das erdgeborene Ungethüm Typhon oder Typhoeus besiegen, zu welchem wohl der verderbenbringende Typhon der Aegypter das Vorbild geliefert; so ferner mit seinem Geschlecht noch eine Gigantomachie bestehen, bis es ihm gelingt, auch diese erdgeborenen Ungeheuer, die Giganten, in den Tartaros hinabzubannen. Auch diesen mythologischen Anschauungen liegen ohne Zweifel einerseits gewaltige Naturereignisse, z. B. vulkanische Ausbrüche, zu Grunde, andererseits der ethisch-geschichtliche Gedanke, daß im Verlaufe der Zeit die rohe Naturmacht dem Culturgeist überall weichen muß oder wenigstens von diesem in ihren verderblichen Wirkungen beschränkt wird[15]).

6.

Nachdem wir das Werden der Götter in und mit der Welt in Kürze betrachtet, müssen wir vom Werden der Menschen reden. Es gab darüber verschiedene Mythen, die je nach dem Naturcharakter der verschiedenen Gegenden anders gefärbt waren. Die überwiegende Uebereinstimmung darin ist, daß den Menschen der gleiche Ursprung mit den Göttern zugeschrieben wird. Wie hätte es auch anders sein mögen, da die Hellenen das Göttliche durchweg unter dem Gesichtspunkt des Menschlichen betrachteten? Von einem Stamm kommen Menschen und Götter, singt der Dichter, eine Mutter gab Beiden das Leben[1]). Die Erde war diese Mutter und so konnte sich an den Mythus die nationalstolze Sage schließen von der Erdentsprossenheit (Autochthonie) griechischer Stämme, im Gegensatz zu der Einwanderung,

---

15) Daß die griechische Titanomachie und Gigantomachie Spuren des Einflusses des ägyptischen Götterkrieges zwischen Nil-Agathodämon und Sevech-Seb mit seinen Apophi aufzeigt, ist wohl unleugbar. Vgl. o. Kap. I, 8.

1) Ἓν ἀνδρῶν ἓν θεῶν γένος. ἐκ
μιᾶς δὲ πνέομεν
ματρὸς ἀμφότεροι. Pindar, Nem. VI, 1—3.

auf welche Autochthonie sich bekanntlich die Athener viel zu gute thaten. Die große Rolle, welche der Titan Prometheus bei dem Werden der Menschheit spielt, zeigt auch, daß man sich die Menschen nicht jünger dachte, als die Götterdynastie der Kroniden.

Der Grundgedanke des Prometheus-Mythus, wie sich dieser schon bei Hesiod findet und wie er dann von der späteren Dichtung weiter ausgebildet wurde, — ist offenbar jener geheimnißvolle und ewige Drang des Menschen, für welchen uns Deutschen Goethe das Wort „faustisch" gegeben hat, jener Trieb und Drang des Menschen, aus den Schranken der Endlichkeit, in welche er gebannt ist, in die Unendlichkeit hinüberzutreten, deren Gefühl er hat. Dieses sich Hinübersehnen in die Tiefen und Weiten des Universums, dieses sich Gleichstellenwollen mit dem Unendlichen, diese Empörung des Menschen gegen Gott, welche der hebräische Dichter im Hiob, der deutsche im Faust, der englische (Byron) im Kain dargestellt hat, hat der griechische Genius in der Gestalt des Prometheus, namentlich wie sie Aeschylos in seiner grandiosen Tragödie vorführt, zur Anschauung gebracht. Sodann ist aber in den Prometheus-Mythus unzweifelhaft auch die Erinnerung an den urväterlich arischen Feuercult eingegangen, dem die Hellenen einerseits in der Verehrung des Culturgottes Hephästos, andererseits in der Verehrung des Culturheros Prometheus ein dankbares Andenken bewahrten.

In der weitesten Fassung des Mythus ist der Feuerbringer (πυρφόρος) Prometheus der Schöpfer der Menschen. Er bildet sie, den Göttern ähnlich, aus Erde und haucht ihnen die von der Sonne herabgeholten Feuerfunken ein, d. h. Seele und Leben. Es kann dabei ein Gefühl der Empörung thätig gewesen sein, welches den Titanen anwandelte, wenn er sich, den älteren Erdensohn und Gott, durch eine jüngere Dynastie in eine bedeutungslose Stellung zurückgedrängt sah[2]). Zeus selbst nimmt die Sache so,

2) Gut hat diesen Gedanken Goethe getroffen, wenn er seinen Prometheus zu Zeus sagen läßt:

Hier sitz' ich, forme Menschen,
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freu'n sich
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

d. h. die Schöpfung des Menschen als einen Act der Feindseligkeit, und entreißt den Menschen das himmlische Feuer wieder. Aber zum zweiten Mal holt es Prometheus von der Sonne herab und wird dadurch der Begründer aller Cultur auf Erden [3]. Zeus rächt sich, indem er den menschenfreundlichen Titanen fern in der Oede des kaukasischen Gestades an einen Felsen schmieden läßt, bis ihn Herakles aus seiner Qual erlöst und eine Versöhnung mit den Göttern anbahnt. Die Menschen aber beschloß Zeus, an welchem in diesem ganzen Mythus noch von seinem Vater Kronos her ein lebens- und culturfeindlicher, molochistischer Zug haftet, durch das Weib zu verderben. Wie die hebräische Genesis, läßt auch die hellenische Theogonie durch das Weib das Uebel in die Welt kommen. Es hatte unter den Menschen bislang keine Weiber gegeben. Auf Zeus' Rath nun bildet Hephästos „aus Erde ein edles Gebild, jungfraungleich" [4]. Dieses Weib, die Pan-

---

3) Im gefesselten Prometheus des Aeschylos rühmt sich der Titan dieser seiner Mission, indem er zu dem Chor der Okeaniden in Betreff der Menschen äußert: —

. . . Sonst mit offnen Augen sehend sah'n sie nicht;
Es hörte Nichts ihr Hören: ähnlich eines Traums
Gestalten, mischten und verwirrten fort und fort
Sie Alles blindlings, kannten nicht das sonnige
Dachüberdeckte Haus und nicht des Zimm'rers Kunst;
Sie wohnten tief vergraben gleich den winzigen
Ameisen in der Höhlen sonnelosem Raum;
Von keinem Merkmal wußten sie für Winters Nah'n,
Noch für den blumenduft'gen Frühling, für den Herbst,
Den erntereichen; sonder Einsicht griffen sie
Alljedes Ding an, bis ich ihnen deutete
Der Sterne Aufgang und verhüllt'ren Niedergang;
Die Zahlen, aller Wissenschaften trefflichste,
Der Schrift Gebrauch erfand ich und die Erinnerung,
Die sagenkund'ge Amme aller Musenkunst.
Dann spannt' ins Zugjoch ich zum ersten Mal den Ur,
Des Pfluges Sklaven; und damit dem Menschenleib
Die allzugroße Bürde abgenommen sei,
Schirrt' ich das zügelstolze Roß dem Wagen vor;
Und auch das meerdurchfliegend leingeflügelte
Fahrzeug des Schiffers ward von Niemand eh'r erbaut.

(Uebers. v. Droysen.)

4) Hesiod. theogon. 569—616, wo die, übrigens nicht sehr schmeichelhafte, Charakteristik der griechischen Eva nachzulesen ist.

dora, so genannt, weil sie von allen Göttern mit allerlei Geschenken an Leibesreiz und Schmuck begabt worden, brachte der listige Hermes zu Epimetheus, dem Bruder des Menschenbildners, welcher jenen vergeblich gewarnt hatte, kein Geschenk von Zeus anzunehmen. Epimetheus ließ sich von der Anmuthigen bethören und vermählte sich mit ihr, worauf sie die mitgebrachte Büchse öffnete, in welcher alle Uebel, die seither die Menschheit heimgesucht haben, verschlossen waren. Der geschlechtliche Sinn dieser Mythe kann so wenig einem Zweifel unterliegen wie der des biblischen Apfelbisses. Beide Mythen wären sonst geradezu läppisch. Die Gaben der Pandora wirkten aber, d. h. mit der Vermehrung der Menschen auf natürlichem Wege kamen alle die Uebel und Schäden, welche der Gesellschaft anhaften. Zeus beschloß also, das elende Menschengeschlecht durch eine große Flut zu vertilgen. Diese Sündflut hieß bei den Griechen, wie bekannt, die deukalionische, von Deukalion, einem Sohne des Prometheus, welcher mit seiner Gattin Pyrrha, einer Tochter des Epimetheus, vor der Flut auf den Parnassos sich rettet und so der Vernichtung entgeht. Nachdem die Flut sich verlaufen, befiehlt Zeus, dessen Gesinnung gegen das Menschengeschlecht jetzt gemildert erscheint, dem Deukalion und der Pyrrha, die Gebeine ihrer Ahnmutter, d. h. das Gestein der Erde, hinter sich zu werfen, und aus den von Deukalion geworfenen Steinen werden Männer, aus den von Pyrrha geworfenen Weiber, ein neues Menschengeschlecht. Deukalion ist aber in der Sage auch der Vater des Hellen, von dessen Söhnen und Enkeln die Stämme der Hellenen kommen.

In den hesiodischen Gesängen kommt als Einleitung zu dem Lehrgedicht „Werke und Tage“ noch ein anderer Mythus von dem Werden des Menschengeschlechtes vor, der allgemein bekannte von den fünf Weltaltern, dem goldenen, silbernen, erzenen, heroischen, eisernen: — eine allegorische Dichtung, welche die unter allen Völkern zu allen Zeiten einheimischen Vorstellungen von paradiesischen Urzuständen und vom allmäligen Sinken der Menschheit aus idealer Höhe zu gemeiner Prosa darlegt.

7.

In seinen Göttern malt sich der Mensch! hat ein größter unserer deutschen Seher schön gesagt. Die griechische Götterwelt ist ein Kunstwerk des künstlerischen Genius von Hellas. Wir wiederholen schon Angedeutetes:

auf der Basis pantheistischer Weltanschauung erhob sich der griechische Olymp voll menschlich-schöner Göttergestalten. Darin liegt das charakteristische Merkmal der hellenischen Religion, der Anthropomorphismus, die Vermenschlichung der ungeheuerlichen Personificationen der Naturkräfte, wie sie dem religiösen Bewußtsein des Orients eigenthümlich sind. Das orientalisch Phantastische, Ungethümliche und Unschöne dem Vorstellbaren, menschlich Maaßvollen und Schönen zu nähern, alle die aus den morgenländischen Culten überkommenen Vorstellungen und Gestalten der griechischen Künstlernatur anzupassen, das Göttliche zu vermenschlichen, das Menschliche zu vergöttlichen, das war die Arbeit, welche der religiöse Gedanke von Hellas in rastlosem Wirken der Poesie und der bildenden Kunst vollbrachte. Der griechische Gott ist der idealisirte Mensch. Und zwar ist diese Idealisirung keine falsche, naturlose: der griechische Gott ist der menschlichen Gefühle, Schwächen, Leidenschaften nicht bar und ledig; in seinem ätherischen Leibe pulsirt das Menschenherz, geschwellt von Lust und Weh, von Liebe und Haß, Mitleid und Zorn. Endlich ist der hellenische Gott überall durch das All ausgegossen, so, daß nicht nur die physische, sondern auch die moralische Welt durchgöttert ist, so, daß die bildende Phantasie dem Menschen selbst die Zustände seines körperlichen Organismus, wie seine sittlichen Begriffe, seine Fertigkeiten und Beschäftigungen zu göttlicher Gegenständlichkeit gebracht hat. Der Hellene lebte seine Religion: er versuchte nicht, die Erde zum Himmel emporzuheben, er zog den Himmel zur Erde herab.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik des religiösen Bewußtseins von Hellas gehen wir seinen einzelnen Bildungen nach, wobei wir die Dreitheilung der Welt unter die Hauptpersonen der dritten Götterdynastie zur leichteren Orientirung benützen. Wir haben also zu betrachten 1) die Götter des Himmels (*οὐράνιοι* oder *Ὀλύμπιοι* im engeren Sinne), 2) die Götter des Wassers (*θαλάσσιοι*), 3) die Götter der Erde (*χθόνιοι*), welche letztere in oberweltliche und unterweltliche Mächte zerfallen.

8.

Sowohl in der Theorie als in der Praxis, im Dogma wie im Cult, glaubte und verehrte der Hellene die himmlischen Götter von allen am

lebhaftesten. Unter den Himmlischen aber wieder den Zeus, den König der Götter und Menschen. Wenn Uranos vorgestellt wurde als der Himmel in der Bedeutung der absoluten Zeugungskraft, weil von ihm das die Erde befruchtende Frühlingsnaß kam, wenn in Kronos der Himmel die Bedeutung des Reifenden, durch feurige Wärme Zeitigenden hatte, so ist dagegen Zeus endlich der wahre, vollendete Himmelsgott, in welchem sich die wohlthätigste Himmelsmacht, der befruchtende Regen, und die furchtbarste, der Blitz, mit Maaß und fester Ordnung und weisem Rath vereinigen [1]). Zu dieser physikalischen Bedeutung des Gottes kommt seine ethische und soziale als Regierer der Götter- und Menschengeschicke, als der Herrschenden Allerhöchster, wie Homer ihn nennt [2]). Der Mittelpunkt und das Haupt der ganzen physischen und moralischen Welt, thront er in heiterer Majestät, das Antlitz voll milden Ernstes, den Adler zu seinen Füßen, den flammenden Blitz in der Rechten, mit der Linken sich auf das Szepter stützend. Weisheit und Macht und höchste Majestät sind sein. Schon sein Name zeigt,

---

1) Preller a. a. O. I, 36.

2) Die heilige Obmacht des Zeus ist bei Homer (Ilias 8, 4 fg.) eindrucksvoll geschildert an der bekannten Stelle, wo der Himmelskönig den Göttern befiehlt, in dem Kampf der Troer und Achäer völlige Neutralität zu beobachten. Wer diesem Gebot nicht Folge leisten würde, den, sagt er: —

. . . Faß' ich und schwing' ihn hinab in des Tartaros Dunkel,
Ferne, wo tief sich öffnet der Abgrund unter dem Erdreich,
Den die eiserne Pforte verschleußt und die eherne Schwelle,
So weit unter dem Aïs, wie über der Erd' ist der Himmel.
Dann vernimmt er, wie weit ich der Mächtigste sei von den Göttern!
Auf, wohlan, ihr Götter, versucht's, daß ihr all' es erkennet,
Eine goldene Kette befestigend oben am Himmel;
Hängt dann all' ihr Götter euch an und ihr Göttinnen alle:
Dennoch zögt ihr nie vom Himmel herab auf den Boden
Zeus, den Ordner der Welt, wie sehr ihr rängt in der Arbeit!
Wenn nun aber auch mir im Ernst es gefiele zu ziehen,
Selbst mit der Erd' euch zög' ich empor und selbst mit dem Meere;
Ja, die Kette darauf um das Felsenhaupt des Olympos
Bänd' ich fest, daß schwebend das Weltall hing' in der Höhe.
So weit rag' ich vor Göttern an Macht, so weit vor den Menschen! —
Also Zeus; doch Alle verstummten umher und schwiegen. (Uebers. v. Voß.)

daß er die Wesenheit des höchsten indogermanischen Gottheitsbegriffes[3]), und an ihn knüpfte sich, wie wir später sehen werden, die monotheistische Speculation der Alten. Neben dem Zeus steht als Himmelskönigin seine Schwester und Gemahlin Hera, zu seinem männlichen Wesen die weibliche Ergänzung bildend, ganz wie jedem der Götter der indischen Dreifaltigkeit eine Sakti zur Seite steht[4]). Hera ist im physikalischen Sinne die weibliche Seite des Himmels, die stürmische Wandelbarkeit, aber auch die befruchtende Feuchtigkeit der Atmosphäre; im ethischen vertritt sie die Heiligkeit und Würde des häuslichen und ehelichen Lebens. Daher ist sie die stolze, fast finstere, herrische Göttin, aber auch wieder die freundliche Segnerin des Ehebundes und die Schützerin der Gebärenden. Sie ist, wie Zeus das männliche, so ihrerseits das weibliche Ideal in seiner höchsten Majestät, großaugig, vollgliedrig, weißarmig, mehr prächtig als reizend schön. Sie ist, wie Zeus der absolute Herr, die absolute Herrin, wie schon ihr Name verkündigt[5]). An der Stelle übrigens, wo Homer die anmuthigste Episode aus dem ehelichen Leben des Himmelsherren und der Himmelsherrin erzählt, die Umarmung der Hera durch Zeus auf dem Ida, wird ein deutlicher Anklang an das Dogma von der Aschera-Kybele hörbar, die ja auch, wie wir sahen, die idäische Mutter hieß[6]).

Ein Kreis herrlicher Söhne und Töchter umgibt das erhabne Paar. Da ist der kunstreiche Feuergott Hephästos, als Personification der segensreichen Elementarkraft des Feuers sicherlich eine älteste Gottheit der Hellenen, als vom Himmel gezeugt und von der Atmosphäre geboren (der Blitz), sowie in seiner Eigenschaft als Culturgott, gleichsam der legitimste Sohn des Donnerers und seiner Gemahlin. Da ist der stralende Phöbos Apollon, den die mythologische Dichtung den Zeus mit der Leto (Latona),

---

3) *Ζεύς, Ζήν, Ζάν, Ζής.* Am deutlichsten stimmt mit dem indischen deva, dem persischen daëva, dem gothischen tius, dem eddischen tivar, dem slavischen diewas, dews, deiws das äolisch-griechische *Δεύς*, wovon das lateinische deus.

4) Vgl. Buch II, Kap. 1, 6.

5) *Ἥρα*, d. i. Herrin, Frau, ganz in dem Sinne, in welchem ja auch die mittelalterlichen Dichter die Frau Donna, Dame, Herrin, d. i. Gebieterin, nannten. Man will jedoch den Namen Hera auch ableiten von *ἔρα* (Erde) oder von *ἀήρ* (Luft).

6) Ilias 14, 153—361. Höchst naiv kommt es uns vor, wenn Zeus in dieser Situation seiner Gemahlin, die ihn doch sonst gewaltig mit Eifersucht plagte, alle die verschiedenen Mädchen und Frauen aufzählt, deren Liebe er genossen.

d. i. der Verborgenen, Dunkeln, zeugen läßt, weil das Licht von der Nacht geboren wird. Apollon ist Naturgott, Lichtgott schlechthin, speziell das Sonnenlicht, und nach Art der Naturmächte segensreich zugleich und furchtbar. Während er daher von seinem Bogen die Pfeile plötzlichen Todes und der Seuchen sendet, der strafende Fernhintreffer, ist er andererseits wieder der Allesklärer, alles Nächtige, Unholde, Ungeheuerliche (Riese Tityos, Drache Python) mit seinen Lichtpfeilen Vernichtende. Und recht eigentlicher Culturgott ist er in seiner Eigenschaft als Führer der Musen (Musagetes), als Begeisterer des Dichters und Sängers, als zukunftklärender Seher, welcher durch den Mund seiner Priesterin Pythia seine Orakel verkündigt. Seine Bildung als vollendet schöner Jüngling weist auf die ewige Jugendfrische und Reinheit seiner Lichtnatur. Mehr ins Praktische gewandt, nicht ganz von der Gemeinheit der Prosa des Lebens unberührt, erscheint die culturgöttliche Mission in Hermes, welcher, ein Sohn des Zeus von der Nymphe Maja, als Mittelpunkt eines reichen Mythenkreises dasteht[7]. Er ist, als geflügelter Götterbote, gleichsam das lebendige Band, welches die Götter unter einander und die Götterwelt mit der Menschenwelt verknüpft. Er hat so zu sagen in Allem seine Hand, und als böte das Leben seiner vielgewandten Thätigkeit nicht Spielraum genug, macht er sich auch noch mit den Todten zu schaffen, indem er die Seelen der Verstorbenen in den Hades geleitet (Hermes Psychopompos). Als Erfinder der Leier, der Meß-, Wäge- und Fechtkunst, der Buchstaben, der Würfel, ist er recht eigentlich die Vergöttlichung des Erfindungstriebes[8]). Als Gott der Rede, der Reisenden, der Kaufleute, ja auch der Schelme und Diebe, ist er aller Gewandtheit, List, Verschlagenheit, welche das Geschäftsleben ohne sonderliche Rücksicht auf die Moral gebietet, Verkörperung. Einem schroffen Gegensatz zu diesem aalglatten, aber liebenswürdigen Wesen begegnen wir in dem Ares, dem Sohn des Zeus und der Hera. Ich möchte sagen, er komme Einem vor wie der rauhe Niederschlag der durch manchen Sturm getrübten ehelichen Atmosphäre des himmlischen Paares. Es ist in diesem Gott etwas nordisch Ungeschlachtes, orientalisch ausschweifend Phantastisches. Er brüllt bei Homer

---

7) Außerordentlich anmuthig ist der Hermes-Mythus dargestellt in dem homerischen Hymnus an den Gott.

8) Das Vorbild zum griechischen Hermes, wenigstens in der späteren Entwicklung dieses Gottesbegriffes, mag der ägyptische Thoth gewesen sein.

wie zehntausend Männer und bedeckt fallend sieben Morgen Landes. Das Zarte in der späteren Dichtung, welche die Hera den Ares gebären läßt, nachdem sie durch die Berührung einer Blume befruchtet worden[9]), paßt schlecht zu dem Wesen des Gottes. In seiner allgemeinen und ältesten Bedeutung ist er das Bild des Sturm- und Gewitterhimmels; später wurde er speziell als der Kriegsgott gefaßt und verehrt, als Versinnlichung der wilden Kriegswuth oder, um einen skandinavischen Ausdruck zu gebrauchen, des Berserkerthums, welches die Waffenfreude bis zur wahnsinnigen Mordlust potenzirt. Dieser unbändigen Leidenschaftlichkeit steht wieder als schöner Contrast entgegen die Pallas Athene, welche Zeus aus seinem Haupte geboren, die edle Jungfrau, Strenge und Milde paarend, weise und maaßvoll in Jeglichem. Auch sie ist kriegerisch, aber im cultivirenden Sinne, denn einestheils geht von ihr alle Kriegskunst aus, anderntheils tritt sie allen den Heroen, deren Abenteuer den Sieg des Geistes über die rohe Naturkraft anstreben, mächtig schirmend zur Seite. Sie ist des Zeus Lieblingstochter, so zu sagen seine rechte Hand. Ihre ursprüngliche Bedeutung als das reine Aetherblau trat bald und weit zurück vor ihrer Verehrung als Culturgöttin. Sie ist Städtegründerin, Förderin aller geistigen und mechanischen Bildung. Darum war auch das nach ihr genannte Athen, im Alterthum die Stadt der Bildung par excellence, ihr Lieblingssitz. Die schönste Verherrlichung dieser Göttin ist die homerische Odyssee. Den jungfräulichen Sinn theilt mit der Pallas die Artemis, in der gewöhnlichen Auffassung dieser Göttin nämlich, wo sie als Tochter des Zeus von der Leto und Schwester Apollons erscheint. Da ist sie die wilde Jägerin, im Gebiete ihrer Nymphen die Bergwälder durchstreifend und jedes Attentat auf ihre Keuschheit mit bis zur Grausamkeit gehender Strenge ahndend. Dieser Seite ihres Charakters entspricht auch ihre Stellung als Todesgöttin, als welche sie im Verein mit ihrem Bruder tödtliche Pfeile auf die Menschen sendet. Im Grunde ist das Alles eben nur die eine Seite ihrer ursprünglichen Wesenheit als Mondgöttin. Die wechselnden, wohlthätigen sowohl als schädlichen Wirkungen des Gestirnes der Nacht treten in dem vielfach verknoteten Artemis-Mythus hervor. So konnte die Göttin einerseits mit der keuschen Selene verschmolzen werden, andererseits mit der furchtbaren Hekate und in diesen Modificationen brachte ihr der älteste Cult Menschenopfer dar, dritterseits aber auch mit der phry-

---

9) Ovid. fasti V, 251 seq.

gischen Lebensmutter Rhea-Kybele, wo sie dann in ihrem berühmten Heiligthum zu Ephesos mit einer ganzen Menge von Brüsten ausgestattet dargestellt wurde. Die Schönste der Olympierinnen, Aphrodite, d. i. die Schaumgeborene, ist, wie wir sahen, dem älteren Mythus zufolge eine Tochter des Uranos, bei Homer eine Tochter des Zeus und der Dione. Sie heißt auch Anadyomene, d. i. die aus dem Meer Auftauchende, und von Hauptsitzen ihres Cults (Paphos und Amathus auf Kypros und der Insel Kythere) Paphia, Amathusia, Kypris und Kythereia. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Dienst dieser Göttin babylonisch-syrisch-phönikischen Ursprungs war. Sie ist die gräcisirte Mylitta-Aschera. Ihr Symbol im Tempel zu Paphos war ein ungeheuerer Phallus und ihre Hierodulen dienten ihr mit Prostitution. Auch den phönikischen Adonisdienst adoptirten die Hellenen mit dem der Göttin. In ältester Bedeutung ist die griechische Aphrodite nur eine Metamorphose des theogonischen Eros, d. h. der schöpferische Liebestrieb, welcher die chaotischen Urnaturkräfte zum Zeugen und Empfangen angeregt. Die mythenbildende Phantasie schuf diesen Begriff allmälig zu einer Göttin um, zur Göttin der Schönheit und Huld, zur Göttin der Liebe, die schon bei ihrem Eintritt in den Kreis der Olympier aller Götter Herzen bezaubert [10]). Sie ist, zum Lieblingsgegenstand der dichtenden

---

10) Höchst reizend malt der homerische Hymnus an Aphrodite die Aufnahme der Göttin im Palaste ihres göttlichen Vaters:

Aphrodite, die schöne, die züchtige, will ich besingen,
Sie mit dem goldenen Kranz, die der meerumflossenen Kypros
Zinnen beherrscht, wohin sie des Zephyros schwellender Windhauch
Sanft hintrug auf der Woge des vielaufrauschenden Meeres,
Im weichflockigen Schaum; und die Horen mit Golddiademen
Nahmen mit Freuden sie auf und thaten ihr göttliche Kleider
An und setzten ihr ferner den schön aus Golde gemachten
Kranz auf's heilige Haupt und hängten ihr dann in die Ohren
Blumengeschmeid', aus Erz und gepriesenem Golde gefertigt.
Aber den zierlichen Hals und den schneeweiß stralenden Busen
Schmückten mit goldener Ketten Geschmeide sie, welche die Horen
Selber geschmückt, die mit Golde umkränzeten, wann zu der Götter
Anmuthseligem Reih'n und dem Vaterpalaste sie gingen.
Doch nachdem sie den Schmuck an dem Leib ihr fertig geordnet,
Führten sie drauf zu den Göttern sie hin, die sie freudig empfingen,
Reichend zum Gruße die Hand, und ein Jeglicher fühlte Verlangen,

und bildenden Kunst geworden, bei ihrem Erscheinen gewöhnlich von den Chariten und Horen umgeben; auch die Peitho, Personifikation der süßschmeichelnden Liebesüberredung, ist in ihrem Gefolge und vor allen Eros, der lose Knabe, der den Liebespfeil auf die Herzen der Menschen schnellt, auf Befehl seiner Mutter, denn in der mythologischen Dichtung erscheint Eros, der „älteste" Gott, als der jüngste, als ein Sohn der Aphrodite, man weiß nicht recht ob vom Zeus oder vom Ares[11]). Die vulgäre Auffassung nahm die Aphrodite und den Eros eben jene als den physischen Liebestrieb im All-

---

Sie zur Gemahlin zu haben und heim als Braut sie zu führen,
Höchlich bewundernd die schöne Gestalt der bekränzten Kythere.

(Uebers. v. Schwenck.)

11) Der mythologische Skandal der griechischen Religion erreicht seinen Gipfel in der Liebschaft der Aphrodite mit dem Ares, wie sie bei Homer (Odyssee 8, 266—366) der Sänger Demodokos anmuthig vorträgt. Der Gemahl der Göttin, der hinkende Hephästos, hat die treulose Gattin und ihren Buhlen vermittelst eines künstlichen Netzes auf dem Lager gefesselt und alle Götter herbeigerufen, Zeugen seines ehelichen Mißgeschickes zu sein. Da ist es denn höchst komisch anzuhören, wie der arme Hahnrei den Göttern sein Unglück vordemonstrirt und wie der Landumstürmer Poseidon in den Feuergott dringt, das gefesselte Paar freizugeben, und wie Apollon den Hermes fragt, ob dieser auch in solcher Situation bei der goldenen Aphrodite ruhen möchte, und Hermes eifrigst erwidert: Ja freilich, und wie gerne! und wie dann die Götter darob in endloses Gelächter ausbrechen. — Die Alles besiegende Macht der Liebe, welche Aphrodite im Verein mit ihrem Sohn Eros ausübte, war ein Lieblingsthema der griechischen Dichter. Sehr schön ist das Chorlied im Hippolytos des Euripides (V. 447 fg.): —

Du lenkst der Götter und Menschen unbiegsam Herz,
O Kypris, mit ihm,
Dem buntgefiederten Knaben im schnell
Kreisenden Flügelpaar.
Er fliegt über das Land, er fliegt auf Meergrunds
Helltönender Salzflut.
Es lockt Eros den, dessen begeisterte Brust
Er mit des Fittigs gold-
Glänzendem Kiel bestreift,
Und wilde Brut des Gebirgs
Und auch was schwimmt und was die Erde nährt,
Die Helios flammende Glut überstralt,
Und Menschen. Du nur waltest
Mit gebietender Macht, Königin Kypris,
Ob allen diesen!

(Uebers. v. Ludwig.)

gemeinen, wo sie dann Aphrodite Pandemos heißt, diesen als den vergöttlichten Geschlechtstrieb im Besonderen. Eine geläutertere Anschauung dagegen durch die Dichter und Philosophen der Blüthezeit Athens ausgebildet, sah in der Aphrodite die reine, himmlische Liebesgöttin, die züchtige, ernste Aphrodite Urania, der keuschen Liebe und ehelichen Treue Beschützerin. Endlich gehört noch in den Kreis der Uranionen die jungfräuliche Hestia, Tochter des Kronos und der Rhea. Da ihr Name das Ruhende, Feste bedeutet, so fiel in ältester Zeit ihr Begriff mit dem der Erde zusammen. Später wurde in ihr das reine ätherische Feuer verehrt, was der Göttin einen arischen Ursprung zuweist. Ihr Symbol war der Herd, der Opferherd sowohl als der Familienherd. Weil dieser der Zufluchtsort der Bedrängten war, wurde Hestia die Schutzgöttin aller Verfolgten, dann als Herdgöttin überhaupt die Gottheit des Familienlebens, der Gemeinde, des Staates.

Um diese himmlischen Hauptgötter ziehen nun eine Anzahl von Neben- und Untergöttern einen begleitenden und dienenden Kreis. Hier hebt eine polytheistische Zersplitterung der göttlichen Substanz an, welche dann ins Unendliche fortgeht. Und der vielgöttliche Wirrwar wird um so größer, als die ältere Fassung der Götterbegriffe mit der jüngeren häufig collidirt. So ist z. B. die Themis als Mutter des Prometheus nur dem Namen nach von der Gäa verschieden, bei Homer aber ist sie die Bewahrerin aller gesetzlichen Ordnung bei Göttern und Menschen und sie gebiert dem Zeus die Horen: Eunomia (die Regelmäßige), Dike (die Gerechte) und Eirene (die Friedfertige), welche Göttinnen dem Kreislauf der Jahreszeiten vorstehen und zugleich, als echte Töchter ihrer Mutter, Recht und Sitte unter den Menschen fördern. Mit der Tochter des Okeanos, Eurynome, zeugt Zeus die drei Chariten oder Grazien: Aglaja, Euphrosyne und Thalia, von denen nach Pindar's hyperbolischem Ausdruck den Menschen alles Frohmachende kommt. Sie sind die eigentlichen Huldgöttinnen, des schönsinnlichen Reizes und der Heiterkeit in Natur und Leben Bringerinnen. Mit der Titanide Mnemosyne zeugte Zeus die neun Musen, welche, des Gesanges und des Tanzes froh, dem Dichter, dem Künstler, dem Denker den göttlichen Funken der Begeisterung in die Seele hauchen: Klio, Melpomene, Thalia, Kalliope, Terpsichore, Euterpe, Erato, Urania, Polyhymnia. Anmuthige Gestaltungen der religiösen Phantasie sind ferner Hebe, die Personification der weiblichen, Ganymedes, die Personification der männlichen Jugendblüthe, Iris, die Götterbotin,

in welcher das schöne Symbol der Verbindung zwischen Himmel und Erde durch den Regenbogen, und Nike, in welcher das Siegesgefühl anthropomorphosirt ist. Es begreift sich leicht, daß ein so phantasievolles Volk, wie die Hellenen, welche überall im Universum das Göttliche suchten und die gewonnenen Anschauungen und Begriffe zu Göttergestalten verdichteten, diese Verdichtung auch auf die Erscheinungen am Himmel ausdehnten. So wurde ihnen die Sonne zum Gott Helios, auch Phaëthon genannt, welcher gleichsam als Stellvertreter Apollon's den Sonnenwagen lenkt; so der Mond zur Göttin Selene, so die Morgenröthe zur „rosenfingrigen" Eos; so wurden ihnen der Morgenstern und der Abendstern, die verschiedenen Sternbilder, die Wolken und Winde sogar, zu göttlichen Genien, wie sich ihr frommer Sinn nach einer andern Seite hin auch die Heil- und Hülfebereitschaft der Natur und Wissenschaft in den Personen des Arzneigottes Asklepios und der Entbindungsgöttin Eileithyia zur Anschauung brachte.

9.

Das Wasser mußte in einem meerumflossenen, in seinem Inneren so quellen- und flüssereichen Lande, wie Alt-Hellas war, den religiösen Vorstellungen reichsten Stoff bieten, und so hat denn die Mythologie das Wassergötterthum zu einem sehr weiten Sagenkreis ausgesponnen. Das Geschlecht der Wassergötter ist unendlich zahlreich. Es stuft sich von dem alten Okeanos und der Tethys zunächst zum Pontos und seinen Sprößlingen ab, in welchen sowohl die zweckdienlichen und freundlichen als die widerwärtigen und gefährlichen Eigenschaften des Meeres veranschaulicht sind. Jene Seite vertritt der freundliche Meergreis Nereus mit seinen Töchtern, den Nereiden, eine Art Grazien der See, unter welchen Amphitrite, die Gemahlin Poseidon's, und Thetis, die Mutter des göttlichen Renners Achilleus, vorragen; die trügerische Seite des Meeres repräsentirt Thaumas mit seinen Töchtern, den Harpyien, die schreckliche endlich das Ungeheuerpaar Phorkys und Keto, von welchem nach der Hesiod'schen Theogonie alle die Scheusale stammen, durch deren Vernichtung die griechischen Heroen die Unsterblichkeit erlangten. Mit der Throngelangung der Kroniden-Dynastie erhielt Poseidon, Zeus' Bruder, die Herrschaft über das Meer und alles Gewässer. Schon sein Name bezeichnet ihn als den Gott des

flüssigen Elements[1]). Es ist in ihm zuvörderst das Gewaltige, Wilde, Trotzige des Meeres verbildlicht und da heißt er der Erderschütterer. Er hatte aber auch und mußte haben, als Personification des Meeres, eine culturgöttliche Seite. Da gilt er als Schöpfer und Bändiger des Pferdes zum Dienst des Menschen, sowie als eigentlicher Meister der Schifffahrt. Auf den vom Sturm empörten Meereswogen fährt er einher, gewaltiger Kraft. Das sind seine Rosse, die er in's Joch schirrt, wenn er, das dreigezackte Szepter in der Hand, von den Ungeheuern der Tiefe huldigend umtanzt, dahinstürmt über die unendliche Salzflut[2]). Seinen Hof bilden die Meergötter, die neckischen, muschelblasenden, mit den Nereiden buhlenden Tritonen, der ewigwandelbare Proteus, die hülfreiche Leukothea, die süßlockenden Sirenen, tückisch, wie der glatte Spiegel der See, unter welchem das Korallenriff lauert.

10.

Wie in den Culten der Wassergötter, so bleiben auch in denen der Erdgötter die älteren Begriffe neben den jüngeren stehen. Die alte Gäa

---

1) *Ποσειδῶν* oder *Ποσειδάων* stammt von derselben Wurzel wie *ποτίζειν* (tränken, bewässern), *πότος* (Trunk) und *ποταμός* (Fluß).

2) Die Stelle bei Homer (Il. 13, 17—31), wo die Erscheinung des Gottes geschildert wird, gibt zugleich ein Bild, wie man sich die Bewegungen der Götter von einem Ort zum andern dachte. Poseidon steht auf dem Gipfel der thrakischen Samos und schaut von dort dem Kampf der Achäer und Troer zu: —

Plötzlich stieg er herab von dem zackigen Felsengebirge,
Wandelnd mit hurtigem Schritt, und es bebten die Höh'n und die Wälder
Weit den unsterblichen Füßen des wandelnden Poseidaon.
Dreimal schwang er sich fort und das vierte Mal stand er am Ziele,
Aegä, wo ein geprief'ner Palast in der Tiefe des Sundes
Golden und schimmerreich ihm erbaut war, stets unvergänglich.
Schnell, wie er ankam, schirrt' er ins Joch erzhufige Rosse,
Stürmenden Flugs, umwallt von goldener Mähne die Schultern.
Selber in Gold nun hüllt' er den Leib und faßte die Geißel,
Schön aus Golde gewirkt, und trat in den Sessel des Wagens,
Lenkte dann über die Flut: die Ungeheuer des Abgrunds
Hüpften umher aus den Klüften, den mächtigen Herrscher erkennend;
Freudig trennt' aus einander die Woge sich; und wie geflügelt
Eilten sie, ohne daß unten die eherne Axe genetzt ward,
Und ihn trugen im Sprung zu der Danaer Schiffen die Rosse.

machte das Recht ihrer Erdmutterschaft immer wieder geltend, indem sie in verschiedenen Metamorphosen die Menschen an die Verehrung mahnte, welche diese der Muttererde schulden. Wir sind ihrer Wesenheit schon in der Hestia und Themis begegnet und finden sie wieder in der Rhea Kybele, der phrygischen Naturgöttin, in welcher die tellurische Productionskraft personifizirt ist, aber auch der Culturdrang des Menschen, sowie sein zwischen Extremen schwankender Sinn. Der letztere fand in dem Kybele-Cult, welcher den europäischen Hellenen durch die kleinasiatischen vermittelt wurde, vollsten, um nicht zu sagen tollsten Ausdruck [1]). Nahe verwandt mit dem Begriff der Kybele sind die des Dionysos und der Demeter. Beide sind Culturgottheiten. Dionysos, oder Bakchos, in der mythologischen Dichtung der Sohn des Zeus von der Semele, ist in der engeren Vorstellung von seinem Wesen der Geber des Weinstocks und all der fröhlichen Werke des Weins, der große Freudebringer, der bis nach Indien hinein seine triumphirenden Züge unternimmt, ein schöner, üppiger, weinseliger Jüngling, das Haupt mit Epheu und Rebenlaub umkränzt, auf einem von Panthern gezogenen Wagen stehend, den Thyrsosstab in der Hand, von seinem bakchantischen Gefolge umjubelt [2]). Im weiteren Sinne ist Dionysos die Vergöttlichung der Vegetationskraft überhaupt, des treibenden, schwellenden Saftes der Erde. Daher der Mythus von ihm und der Ariadne, einer Symbolisirung des im Winterschlaf erstarrten vegetativen Lebens, welches der Gott mit neuem Lebenshauch durchdringt. Starke Anklänge des ägyptischen Osiris-

---

1) Vgl. o. Kap. III, 11.

2) Eine der anmuthigsten Dionysos-Mythen ist, wie der Gott in Gestalt eines blühenden Jünglings von tyrrhenischen Seeräubern geraubt wird. Der homerische Hymnus gibt eine reizende Schilderung von der Art, wie der Geraubte den Piraten seine Göttlichkeit kundgibt: —

. . . . . Da erschienen mit einmal Dinge zum Staunen,
Denn Wein strömte zuerst durch das dunkele, hurtige Schiff hin,
Sprudelnd, ein köstlicher Trank, ein duftender; und es erhob sich
Rings der ambrosische Duft, und das Schiffsvolk sah es mit Staunen.
Aber es breitete schnell bis zum äußersten Segel ein Weinstock
Hier und dort sein Gerank: es hingen in drängender Fülle
Trauben herab und es schlang um den Mast sich ein dunkeler Epheu
Mit aufbrechenden Blüthen und lieblichen Dolden der Früchte.

(Uebers. v. Eschen.)

cultus und des syrischen Adoniscultus, welches ja im Grunde derselbe war, lassen sich im Dionysosdienst nicht verkennen. Mit diesem Dienst hängen die mythologischen Bildungen zusammen, welche die untergeordneteren Elementarkräfte des Berg-, Wald- und Feldlebens in den derben, halbthierischen Gestalten der Satyrn, der Silene und des Priapos versinnlichten. Zarterer Gestaltung sind die Nymphen, deren Familie in Najaden (Quellnymphen), Oreaden (Bergnymphen) und Dryaden oder Hamadryaden (Baumnymphen) zerfällt, liebliche Veranschaulichungen des allgöttlichen Naturlebens [3]). Auch Pan, der ziegenfüßige, gehörnte, langbärtige, gehört hieher. Aber wenn gleich er in der griechischen Mythologie nur als ein untergeordneter, menschenscheuer Gott der Berge und Wälder, so zu sagen als ein Waldteufel erscheint, so liegt ihm doch ein tieferer Begriff zu Grunde, der des ägyptischen Kneph-Phan, des großen Naturgeistes. Schon der Umstand, daß er häufig in der Gesellschaft der großen Mutter Kybele erscheint, sowie die Ableitung des panischen Schreckens (d. h. der das menschliche Gemüth gegenüber dem geheimnißvollen Walten der Naturmacht erfüllenden Furcht) von ihm, endlich sein Name weisen darauf hin. Die spätere mystische Speculation der Griechen nennt ihn auch geradezu den großen Pan (das große All). Der alten Sage tiefsinnig schmerzlicher Ruf: Der große Pan ist todt! erscholl, als der hellenische Sensualismus dem jüdisch-christlichen Spiritualismus erlag. — Die Demeter, im mythologischen System Schwester des Zeus, welchem sie die Persephone oder Persephoneia gebar, leitet von den oberweltlichen Erdgöttern zu den unterweltlichen hinab, denn die Göttin ist Personification der Triebkraft des Erdinnern. In ältester Auffassung ist sie zweifellos mit der Mutterde identisch, wie auch ihr Name ausweist (*Δημήτηρ* = *Γῆ μήτηρ*). Anthropomorphisirt, wird sie zunächst zur Ackergöttin und ferner consequent zur Schutzgöttin aller Gesittung, weil ja der Ackerbau aller Cultur Fundament ist. Auf ihre ursprüngliche kosmische Natur deutet auch die Sage von dem Verhältniß der Göttin zu dem kretensischen Helden Jasion, dem sie sich in

3) Alle Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum. Schiller.

Liebe ergibt und den Plutos, den Gott des Reichthums, gebiert[4]); denn dieser Jasion, in der Sage der erste Ackerer, ist nur ein Bild des den Erdboden befruchtenden Regens. Der Demetercult stand mit dem Dienst der unterirdischen Götter in enger Beziehung, denn der Beherrscher der Unterwelt, Aïs (Aïdes, Aïdoneus), raubt die Tochter der Demeter, die Persephone, und macht sie zur Königin seines unterirdischen Reiches. An diesen unterweltlichen Zeus und die unterweltliche Hera hat die dichtende Phantasie Alles geknüpft, was von finsteren, trübseligen, lebensfeindlichen Vorstellungen im religiösen Bewußtsein der Hellenen in späterer Zeit noch sich vorfand. In düsterem Schweigen thronend, beherrschen diese Todesgötter das Reich der Schatten. Der ganze Mythus erinnert so deutlich an Osiris und Isis in ihrer Eigenschaft als Todesgötter, daß man auf Aegypten als seine ursprüngliche Heimat verweisen muß[5]). Zum Gefolge des unterirdischen Herrscherpaares gehören die Erinnyen (d. i. die Zürnenden, von ἔρις), grause Straf- und Rachegeister, die aber eben als Rächerinnen der Verletzung von Recht, Pflicht und Eid nicht nur unerbittliche Dämonen, sondern auch zugleich sittliche Mächte sind. Sie werden bald Töchter der Nacht, bald der Erde (*Εὐωνύμη*, daher Eumeniden) genannt. Freundlicher sind die Vorstellungen von dem Brüderpaar Schlaf und Tod (Hypnos und Thanatos) und von den Träumen (Morpheus, Ikelos, Phantasos) als unterweltlichen Genien.

11.

Zwischen Gottheit und Menschheit gibt das Heroenthum das vermittelnde Band ab, welches in den indogermanischen Religionen überall breit und schön gewoben ist. Aber von außerordentlichem Glanze stralt die hellenische Heroologie, in ihrer künstlerischen Gestaltung eine wesentliche Er-

---

4) Jasion's Nebenbuhler, Zeus, ließ den Helden die Liebesgunst der Göttin theuer bezahlen: —

Als mit Jasion einst die schön gelockte Demeter,
Eigenem Muth willfahrend, auf dreimal geackertem Brachfeld,
Ruht' in Liebe gesellt; nicht lang unkundig der That war
Zeus, der jenen erschlug mit geschleuderter Flamme des Donners.

(Odyssee, 5, 125—28).

5) Vgl. o. Kap. I, 10.

gänzung der Mythologie bildend. Die Götter steigen nieder, sterbliche Frauen zu umarmen, und die Frucht dieser Umarmungen sind herrliche Geschlechter von Heroen und Heroinen, die zum Theil, sich überhebend, in furchtbaren Geschicken tragisch untergehen, zum Theil aber auch im Thun oder Dulden der olympischen Abkunft sich würdig erweisen und deßhalb, in die Kreise der Himmlischen erhoben, unter den Menschen ein Andenken zurücklassen, welches ihnen die bleibende Verehrung als Halbgötter sichert. Es hat sich die hellenische Heroologie theils zu localen und landschaftlichen Sagen ausgeprägt, welche dann den einzelnen Gegenden, Inseln, Städten neben dem Dienst der Götter auch den Cult eines Heros zuwiesen, andernteils zu großen epischen oder dramatischen Sagenkreisen. Zu den heroischen Localsagen gehören die von Kekrops, Erechtheus, Pandion und Theseus in Attika, von Danaos, Perseus und der Io in Argos, von Kadmos, Amphion und der Niobe in Theben, von Bellerophon in Korinth, von den Dioskuren und ihrer Schwester Helena in Lakonien, von den Lapithen und Kentauren in Thessalien, von der Europa und dem Minos auf Kreta. Von den epischen und dramatischen Heldencyklen sind weltbekannt der argonautische, der thebanische und der trojanische. Schön ist es, wenngleich bei einem Künstlervolk nur naturgemäß, daß die Hellenen auch ihre alten Helden des Geistes, ihre Seher, Dichter und Künstler, einen Teiresias, Orpheus, Homeros [1]), Dädalos und Andere, als Heroen ehrten. Den Mittelpunkt der griechischen Heroologie bildet jedoch Herakles, der Sohn des Zeus und einer Sterblichen, der Alkmene. Sein Mythus ist in verschiedenen alten Localsagen verschieden gefaßt, doch überwiegt überall seine Bedeutung als Culturheros, der die Erde von Ungeheuern und Tyrannen reinigt (die zwölf Arbeiten d. H.). Als Kind von der zürnenden Hera vom Olymp geschleudert, hat er eine lange Heldenbahn voll Mühsal zu durchmessen, um endlich durch den Feuertod geläutert, zu den Himmlischen emporzusteigen und mit Hebe, der ewigen Jugendblüthe, vermählt zu werden. Schält man den Kern der Heraklessage aus ihrer mythischen Umhüllung, so steht er Einen

1) Die religiöse Ehrfurcht vor diesem Universaldichter des Alterthums machte ihn zu einem Sohn des Flußgottes Meles (daher sein Beiname Μελησιγενής) und der Nymphe Kritheis. Es lief in Hellas über ihn der Vers um:

Ist Homeros ein Gott, mit Göttern dann werd' er verehret!
Und wenn keiner er ist, so werd' er ein Gott doch erachtet!

an wie eine Ahnung der Erlöser-Idee. Freilich nicht im christlichen Sinne, denn die christliche Zerspaltenheit von Gottheit und Menschheit, von Jenseits und Diesseits war den Griechen fremd; wohl aber in dem Sinn, daß in Herakles das Vorbild der Läuterung des Menschen von den Schlacken des Erdenlebens gegeben war und der mit Bewußtsein vollzogenen Ineinsbildung des Menschlichen und des Göttlichen[2]).

12.

Aber über Göttern, Heroen und Menschen gleichermaßen steht gebietend ein dunkles Etwas, eine geheimnißvolle Macht: das Schicksal, bei welchem in allen Dingen die höchste und letzte Entscheidung ist. Es ist, wenn man will, diese Schicksalsidee ein Versuch, über die mythologische Vielerleiheit der hellenischen Religion eine Art monotheistischen Begriffs zu erhöhen. Pflegen ja doch auch die Christen, nicht im Gegensatz zu ihrem dreifältigen Gott, doch neben demselben, von einer „Vorsehung" zu sprechen, gleichsam als von einer Quintessenz der göttlichen Substanz. Im Schicksalsbegriff fand der Grieche eine letzte und höchste Einheit. Das Schicksal war ihm das ewige Natur- und Sittengesetz, die in der physischen und sittlichen Welt ewig und unbeugsam waltende Nothwendigkeit (*Ἀνάγκη*), welche ein Deutsch-Hellene in unsterblichen Strophen gefeiert hat[1]). Das anthropomorphistische

---

2) Herrlich ist diese Idee des Heraklesmythus dichterisch entfaltet in Schiller's Gedicht: Das Ideal und das Leben.

1) Die Klagen lehrt die Noth verachten;
Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht
Die Kraft der Jünglinge verschmachten,
Gibt Muth der Brust, dem Geiste Licht.
Der Greise Faust verjüngt sie wieder;
Sie kommt wie Gottes Blitz heran
Und trümmert Felsenberge nieder
Und wallt auf Riesen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrtausenden gelingt.
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht

Bedürfniß der Griechen hatte übrigens an dem abstracten Schicksalsbegriff kein Genüge. Sie wollten auch hier eine concrete Anschauung haben und personifizirten daher die Schicksalsmacht unter den Namen Pepromene oder Heimarmene oder Möra[2]). Aber damit noch nicht genug; der Polytheismus kann es nicht lassen, an der eben erstrebten Einheit sogleich wieder zu rütteln. Mit der Zeit wurde also der Schicksalsbegriff zu den drei mythologischen Gestalten der Mören oder Parzen Klotho, Lachesis und Atropos, Töchtern der Nacht[3]), deren geheimnißvolle Thätigkeit durch das Bild vom Spinnen und Abschneiden des Lebensfadens versinnlicht wird. Daß aber ihre Macht nicht nur als über das Loos der Menschen entscheidend, sondern auch als über dem Willen der Götter stehend vorgestellt wurde, ist zweifellos[4]). Ferner wurde die Schicksalsidee auch in der Gestalt der Nemesis personifizirt, die, oft mit der gleichbedeutenden Adrasteia identifizirt, bei Homer und Hesiod nur als Personification des ethischen Begriffs der Schicklichkeit erscheint, später aber als eigentliche Schicksalsgöttin, als untrügliche Entscheiderin des Lebens und Rächerin jedes Frevels[5]). Alt ist endlich im Grie-

---

Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht. Hölderlin.

2) Abgeleitet von den Verben πορεῖν und μείρομαι.

3) Trauteste Kinder der Nacht, unendliche Mören! redet sie der orphische Hymnus an.

4) Im Prometheus des Aeschylos singt zwar der Chor:

Ach, in willkürlicher Satzung herrschet Zeus,
Uebergewaltig zeigt er sein Szepter . . . .

allein gleich darauf entspinnt sich zwischen der Chorführerin und dem gefesselten Titanen dieser Dialog: —

Chorf. Wer lenkt des Schicksals Ruder denn in seiner Hand?
Prom. Die Mören und die alldenkenden Erinnyen.
Chorf. Und Zeus ist selbst ohnmächtig gegen ihre Macht?
Prom. Dem verhängten Loose kann er nimmermehr entflieh'n.

5) So in dem schönen Lied des griechischen Lyrikers Mesomedes, welcher zur Zeit Hadrian's in Rom lebte: —

Geflügelte Nemesis, du, des Lebens Entscheiderin,
Göttin mit ernstem Blick, Tochter der Gerechtigkeit,
Du, die der Sterblichen stolzschnaubenden Lauf
Mit ehernem Zügel lenkt
Und hasset ihren verderblichen Uebermuth
Und bannt hinweg den schwarzen Neid.

chenthum die Vorstellung von der Tyche, der Göttin der Glücksfülle, wogegen die Annahme eines guten Dämon, Agathodämon, welcher dem Menschen als ein leitender Schutzengel beigegeben ist, erst später durch die philosophisch-mystische Speculation bestimmter ausgebildet wurde.

13.

Die Lehre des Griechenthums von den letzten Dingen angehend, hat diese durch die späteren Dichter eine umfassende mythologische Gestaltung erhalten, in welcher Entlehnungen aus dem ägyptischen Glaubenskreis ganz augenscheinlich sind. Wir haben seines Orts aus einem Zeugniß Herodot's ersehen[1]), daß die Hellenen den Aegyptern die Urheberschaft der Unsterblichkeitstheorie zuwiesen. Wenn sie aber von diesen die Vorstellung von einem Fortleben nach dem Tode und einer jenseitigen Vergeltung adoptirten, so ließen sie doch die im ägyptischen Dogma von den letzten Dingen enthaltene Seelenwanderungslehre fallen und legten überhaupt auf die ganze Eschatologie wenig Gewicht. Der blühende Realismus der Griechen, welcher seine Ideale hienieden suchte, verwehrte ihnen, des Jenseits Blässe dem Diesseits anzukränkeln, wenngleich — Homer's wehmüthiges Wort bezeugt es[2]) — der Gedanke der Vergänglichkeit manchmal mit der ganzen Wucht seiner Schwere in ihr voll und ganz gelebtes Leben fiel. Daß sie eine Fortdauer nach dem Tode glaubten, ist Thatsache. Aber daß sie den Vorstellungen von dem Hades, von dem jenseitigen Schattenreich, welches Hades (Aïs) und Persephone beherrschen, den Vorstellungen von den Flüssen des Erebos,

---

Ringsum dein Rad; das immer bewegliche,
Spurlose, wendet sich um der Menschen lachendes Glück.
Verborgen gehst du ihrem Fuße nach
Und beugst der Stolzen Nacken.
Sei gnädig, o Selige, du, des Rechts Vertheilerin,
Geflügelte Nemesis, du, des Lebens Entscheiderin! (Uebers. v. Herder.)

1) Vgl. o. Kap. I, 12, Anm. 1.

2) Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.
(Il. 6, 146—49.)

Acheron, Styx, Lethe, von dem Seelenfährmann Charon, von dem dreiköpfigen Unterweltshund Kerberos, von den drei Todtenrichtern Minos, Rhadamanthos und Aeakos, vom **Elysion**, auf dessen Asphodeloswiesen die Seligen sich ergehen, vom **Tartaros**, wo die Verdammten im Feuerstrom (Pyriphlegethon) und Heulstrom (Kokytos) von den Erynnien gepeinigt werden, — daß sie diesen Vorstellungen weit mehr nur eine dichterische als eine ethische Bedeutung beilegten, ersehen wir deutlich aus der berühmten Stelle im 11. Gesang der Odyssee, wo Odysseus die Seelen der Verstorbenen beschwört. Da sehen wir, daß der griechische Unsterblichkeitsglaube, wenigstens der ältere, im Grunde auf den Schauder vor dem Tod sich reduzirte. Da wird (V. 475) der Hades, ganz analog dem hebräischen Scheol, einfach charakterisirt als der Ort, wo die Todten bewußtlos (*ἀφραδέες*) wohnen, und als (V. 486) Odysseus zu dem Schatten des Achilleus tröstend sagt, er möge sich den Tod nicht reuen lassen, gibt der Pelid eine Antwort, welche zeigt, daß alle Herrlichkeit Elysions in den Augen der Hellenen nicht den geringsten Werth hatte [3]).

14.

Des Cultus eigentliches Organ war auch in Hellas, wie überall, der Priester (*ἱερεύς*, *ἀρητήρ*); aber bei den Griechen von einer **Kirche** im indischen, ägyptischen, hebräischen oder christlichen Sinn zu sprechen, ist völlig unzulässig. So freilich, wie Rinck die Kirche faßt [1]), als die in Priesterthum, Gottesdienst, Festen und Orakeln äußerlich gewordene Religion nämlich, mag auch von einer hellenischen Kirche geredet werden. Es fehlte dem griechischen Priesterthum durchaus der clerikalische Charakter, es fehlte ihm die Einheit, die Gemeinsamkeit und das Kastenmäßige. Die Priester der Hellenen waren keineswegs die ausschließlichen Vermittler des Menschen mit der Gottheit, denn Gebet, Opfer und übrige Cultbräuche konnten auch ohne priesterliche Dazwischenkunft von jedem Einzelnen für sich selbst, von

3) Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.

1) Rel. d. Hell. II, 1.

dem Familienvater für die Familie, von dem Fürsten oder dem sonstigen ersten Beamten für den Staat verrichtet werden. Zwar gab es erbliche Priesterämter in der alten Zeit, aber in dem Verhältniß, in welchem sich die Staatsidee entwickelte, wurde das Priesteramt immer mehr durch die Wahl oder auch durch das Loos verliehen, in der Regel auf Lebensdauer. Körperliche Makellosigkeit und sittliche Unbescholtenheit wurden von den Candidaten des Priesterthums gefordert. Als den Göttern geweiht, galten die Priester für unverletzlich. Zu ihren Vorrechten gehörte ein Ehrensitz im Theater. Sie trugen ein weißes, oft auch safrangelbes oder purpurrothes Gewand und die priesterliche Binde um das bekränzte Haupt. Ihren Unterhalt bestritten sie vom Ertrag der Tempelgüter und von ihrem Antheil an den Opfern. Sie zerfielen in die Classen der eigentlichen Priester, der Seher und der Traumdeuter; eine untergeordnetere Classe bildeten die Neokoren (Tempeldiener), Herolde, Musiker und Sänger. Eine hierarchische Gliederung des Priesterthums gab es aber nicht, sein Charakter war und blieb wesentlich ein localer. Das weibliche Geschlecht hatte Zutritt zur Priesterwürde, wie das männliche. Schon bei Homer hat die Pallas Athene eine Priesterin Namens Theano (Il. 6, 298 fg.), und in späterer Zeit hat eine Namensschwester derselben das schönste Wort gesprochen, welches jemals aus priesterlichem Munde kam[2]). Im Allgemeinen kann man annehmen, daß dem Dienst der Götter Priester, dem der Göttinnen Priesterinnen vorstanden.

Die einzelnen Vorgänge des Gottesdienstes, welcher sich von dem orientalischen durch seinen vorwiegend auf volksthümliche Oeffentlichkeit gerichteten demokratischen Charakter scharf unterschied, — die einzelnen ritualen Acte waren Gebete[3]), Gelübde, Sühnungen, Darbringungen von Weihgeschenken, Opfer, Feste, Prozessionen, Orakeleinholungen, Theilnahme an den Mysterien.

---

2) Nachdem Alkibiades abwesend verurtheilt und sein Vermögen eingezogen war, ließ ihn das Volk noch mit Fluch und Bann von sämmtlichen Priestern und Priesterinnen belegen: darunter allein Theano, des Menon Tochter von Agraulos, sich dem Befehle nicht fügen wollte, mit der Erklärung: Ich bin Priesterin zum Segnen, nicht zum Fluchen. Plutarch, Alkib. 22.

3) Mit erhobenen Händen dargebracht: —

Laut dann fleht' Agamemnon empor mit erhobenen Händen:
Vater Zeus, u. s. f. (Ilias, 3, 276.)

Die Opferidee hatte, wie allenthalben, zwei sich ergänzende Seiten, wie Otfried Müller sie prägnant faßt: einmal lag dem Opfer zu Grunde das anerkennende Gefühl des Menschen, „daß es der Gott ist, der uns speist und tränkt", anderntheils die Vorstellung der Sühnung: „wir sind zu sterben schuldig, wir geben das Blut des Thieres statt unseres eigenen"[4]). Indessen ist die letztere Wendung erst ein Product der späteren humaneren Zeit, denn wir wissen durch eine ganze Reihe von unverwerflichen Zeugnissen des Alterthums, daß der alte hellenische Cult Menschenopfer brachte. Solche erhielt in alten Tagen Dionysos auf Lesbos, Chios und Tenedos, Kronos auf Rhodos, Zeus in Arkadien, zu Athen wurden noch ziemlich spät in großen Bedrängnissen der Stadt durch Pest, Hunger und ähnliche zwei Jünglinge oder Männer geopfert, der eine dem Apollon, der andere der Artemis, als den dadurch zu sühnenden Todesgöttern. Hauptsächlich scheint der Menschenopferdienst da geblüht zu haben, wo der Cult des semitischen Moloch mit dem des hellenischen Kronos zusammenfiel. So auf Kreta; denn die Fabel vom Stier Minotaurus, welchem die Athener alle neun Jahre eine Opfergabe von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen darbringen mußten, bis der Culturheros Theseus den Greuel abschaffte, ist wohl mit Entschiedenheit auf den Menschenopfercult des stiergestaltigen Moloch=Kronos zu deuten. Auch der freiwillige Tod des athenischen Königs Kodros sieht auf ein Haar einer semitischen Selbstopferung ähnlich. Am berühmtesten von allen griechischen Menschenopfern ist das geworden, welches Agamemnon in der Person seiner Tochter Iphigenia vor der Abfahrt der achäischen Flotte nach Troja in Aulis brachte. Die spätere mildere Ansicht, wie sie in der bekannten Tragödie von Euripides vorliegt, läßt die Göttin statt der von ihr nach Tauris entrückten Jungfrau mit einer Hirschkuh sich zufriedenstellen, gerade wie die spätere Bearbeitung der hebräischen Sage von der Opferung Isaak's an die Stelle des Knaben einen Widder setzt. Im Allgemeinen mag der menschenopfernde

---

4) O. Müller, Proleg. z. e. wissenschaftl. Mythologie S. 289. Dort wird auch auf Homer verwiesen, bei welchem die Ansicht ausgesprochen ist, daß der Sinn der Götter vermittelst der Opfer umzustimmen und ihr Zorn zu sühnen sei: —

. . . . Lenksam sind selber die Götter;
Diese vermag durch Räuchern und demuthsvolle Gelübde,
Durch Weinguß und Gedüft, ein Sterblicher umzulenken,
Bittend mit Fleh'n, wann sich Einer versündiget oder gefehlet.

(Il. 9, 497 fg.)

Kannibalismus unter den Hellenen frühe erloschen sein, doch findet er sich in Form des Todtenopfers noch bei Homer [5]) und hatte sich in örtlichen Culten da und dort noch erhalten, als er anderwärts schon mit Abscheu verworfen war oder wenigstens in abgeschwächter Form vorkam. Eine solche Abschwächung des Menschenopferdienstes war die Geißelung der spartanischen Knaben zu Ehren der Artemis. Das Thieropfer, welches das Menschenopfer ersetzte, war sehr vielseitig ausgebildet. Dem Opferthier, je nach dem Charakter des Gottes oder der Göttin, welchem oder welcher es dargebracht wurde, Stier, Roß, Widder, Eber, Lamm, Bock, Ziege, — dem Opferthier wurden häufig die Hörner vergoldet und zwischen diese streute man zerriebene Gerste, während man ihm das Stirnhaar abschnitt und ins Feuer warf. Galt das Opfer den olympischen Göttern, so wurde dem Thier am himmelwärts gezogenen, galt es den unterirdischen Göttern oder Heroen oder Verstorbenen, am zur Erde gebeugten Kopf die Kehle mit dem Opfermesser durchschnitten. Meist wurden übrigens auf dem Altar, mit zugeschüttetem Weihrauch und Wein, nur die Schenkel und ein Theil der Eingeweide des Opferthieres verbrannt, die übrigen Theile verzehrten die Opfernden in Gemeinschaft mit den Priestern. Dieser Genuß des Opferfleisches war eine Art Communion, d. h. eine symbolische Vereinigung des Opfernden mit dem betreffenden Gott. Bei besonders feierlichen Anlässen wurden Hekatomben gebracht, Opfer von hundert Thieren nach dem stricten Wortsinn, der aber keineswegs immer eingehalten ward. Neben dem blutigen Opfer bestanden auch unblutige: Darbringung von Erstlingen des Feldes, Blumen, Honigkuchen; ferner Rauchopfer von wohlriechendem Holz und Trankopfer, letztere besonders in der Form von Weinlibationen bei Gastmahlen. Endlich ist noch zu gedenken des Keuschheitsopfers der Hierodulen der Aphrodite, welches als ein so legitimes angesehen war, daß selbst ein so ernst denkender, erhaben gestimmter Mann wie Pindar den korinthischen Tempelmädchen eine Huldigung seines Genius darbringen konnte [6]). Ihrer Veranlassung nach zerfielen sämmtliche Opferhan-

5) Ilias 23, 175 fg.

6) In dem Skolion:

O gastlich heitere Mägdlein, die ihr pfleget
Den Dienst der Aphrodite im überreichen Korinthos,
Die ihr darbringt des ewig grünenden Weihrauchs
Köstlich duftende Perlen.

lungen in Bittopfer, Reinigungsopfer, Sühnopfer, Bundesopfer und Todtenopfer. Das letztere besonders war ein schöner Act der Pietät, vollzogen von der Familie am Scheiterhaufen oder am Grab ihrer Todten. Ueberhaupt waren alle wichtigen Vorgänge des Familienlebens, insbesondere auch die Geburt der Kinder und die Schließung der Ehebündnisse, von Opfern und anderen religiösen Ceremonien begleitet.

Mit dem Opferdienst stand die Mantik[7]), die priesterliche Weissagekunst und Zeichendeutung, in naher Verbindung, denn aller Wahrscheinlichkeit nach ging sie ursprünglich von der Beobachtung der Eingeweide der Opferthiere aus. Das religiöse Gewerbe der Manteis, der Seher und Deuter, in welchen man die göttliche Inspiration thätig glaubte, gestaltete sich im Verlaufe der Zeit zu einem vielverzweigten System der Wahrsagerei und Zeichendeutung (Auslegung der Träume, Deutung von Naturphänomenen, Vögelflug, des Nießens u. s. f.) und hing mit all dem frommen Aberglauben der Deisidämonie zusammen, welcher das ganze Leben der Alten durchflocht und sich über Worte von böser Bedeutung, über Ohrensausen, über die Begegnung mit gewissen Thieren oder mit Epileptischen ängstigte, über den Anblick von Thränen oder Schielaugen erschrack und so weit ging, daß die Volksversammlung der Athener sich beunruhigte, wenn ein harmloses Wiesel über den Platz lief. Anstalten der Zukunftsverkündung höchsten Styls waren die O r a k e l, welche zur Zeit ihrer Blüthe auf das griechische Staats- und Privatleben von bedeutendem Einfluß waren. Inwieweit bei diesen Instituten der Zukunftserforschung Magie (Somnambulismus, Magnetismus) mit der Priesterklugheit sich verband, möchte schwer zu bestimmen sein[8]). Als das älteste Orakel war das des Zeus im heiligen Eichenhain von Dodona angesehen, das berühmteste aber war das des Apollon zu Delphi, welcher Ort den Hellenen so hochheilig war, daß sie ihn den „Nabel der Erde"

Aufwärts strebt auch euer Gemüth zur ewig lebenden
Mutter der Liebe, auf zur holden Aphrodite.
S i e schenkt vom Olymp herab die Freiheit euch,
In dem ersehnt fröhlichen Gemach stets, o Mädchen,
Euch den Fruchtkranz blühender Lust
Froh zu brechen. (Vorberg's Hellas I, 341.)

7) Von *μαίνομαι*, ich rase, rede in prophetischer Verzückung.

8) Ueber das Orakelwesen vgl. Ennemoser, Geschichte der Magie, 2. Auflage S. 484—574.

nannten. Hier ertheilte die Priesterin des pythonischen Gottes, die Pythia, den Fragenden ihre prophetischen Antworten [9]). Der Umstand, daß sie dabei auf einem Dreifuß saß, welcher über einer Erdkluft stand, aus welcher betäubende Dünste aufstiegen, läßt vermuthen, daß man die Sibylle, wenn sie im Namen des Gottes sprechen sollte, in den Zustand somnambulistischer Ekstase versetzte.

Nicht nach Art des gothischen Tempels in schwindelnder Andacht himmelan strebend, sondern in behaglicher Breite lagerte sich der hellenische auf die geliebte Mutter Erde hin. Wie das Griechenthum überhaupt durchaus keine Neigung fühlte, das Diesseits ins Jenseits zu verflüchtigen, so auch die griechische Architektur. Es athmet in ihr, im Ganzen und Einzelnen, ein klarer, maßvoller, menschlicher Geist. Sie hat nicht die geringste Lust, in riesenhaften Aufthürmungen mit dem Orient zu wetteifern: sie will nicht Ungeheures schaffen, sondern Schönes. Mit weiser Selbstbeschränkung führte sie daher das Maaß ihrer Götterhäuser auf Dimensionen zurück, welche eine allseitig harmonische Entfaltung der architektonischen Idee gestatteten. Da kam dann so Vollendetes zu Stande, wie das Parthenon und Theseion zu Athen oder die Tempel zu Agrigent und Päsium. Die Anlage des griechischen Gotteshauses ist sehr einfach: die Grundform ein längliches Viereck, die Haupttheile eine Vorhalle (πρόναος) und das eigentliche Heiligthum (ἱερὸν) oder die Celle (ναὸς, cella), wo das Götterbild stand und welchem Raum sich häufig noch eine hintere Halle (ὀπισθόδομος) anschloß, zur Aufbewahrung des Tempelschatzes bestimmt. Jedoch fand beim Vorschritt der Kunst dieser einfache Grundplan vielfältige Bereicherung, insbe-

9) Herodot hat uns einige delphische Orakel aufbewahrt. Nachstehendes ist das berühmte den Athenern ertheilte, als sie sich bei Bedrohung ihrer Stadt durch Xerxes um Rath an die Pythia wandten: —

Wenn dem Feinde erliegt, so viel die Gränze des Kekrops
In sich schließt und die Schlucht des heiligen Berges Kithäron,
Gönnt weitschauenden Blicks Zeus Mauern von Holz der Athene,
Daß sie, unzerstörbar allein, mit den Kindern dich retten.
Doch erwarte in Ruhe du nicht die Schaaren des Fußvolks
Und der Reisigen Heer auf dem Festland, sondern entweiche;
Kehre den Rücken dem Feind; einst wirst du die Stirne ihm bieten.
Göttliche Salamis, du vertilgst die Söhne der Weiber,
Wenn der Demeter Frucht zerstreut liegt oder gesammelt.

sondere durch die Beigabe der herrlichen Säulengruppirungen verschiedener Ordnung. Die bildenden Künste ihrerseits beeiferten sich, die Schöpfungen der Architektur würdig zu schmücken, mit Statuen, Reliefs und Malereien. Welchen Weg emsigster Entwicklung mußte die religiöse Kunst der Griechen durchlaufen haben, bis sie von den rohen Darstellungsversuchen des Göttlichen in Stein und Holz, wie sie der ältesten Zeit eignen, bis zu jener Vollendung vorgeschritten war, die der Ausdruck classisch bezeichnet. Welche Entfernung zwischen den pelasgischen Götterklötzen und dem Zeus des Phidias [10]) oder dem Ideal weiblicher Schönheit, welches Skopas in seiner Venus von Milo und Praxiteles in seiner Venus von Knidos aus dem Marmorblock hervorzauberte, — das Weib in seiner ganzen Göttlichkeit, bekleidet nur mit seiner keuschen Schönheit [11]). Wie ungemein belehrend ist es, den Spuren des griechischen Genius nachzugehen, bis er von den noch orientalisch ungeheuerlichen Phantasiebildern, wie sie Hesiod z. B. in der Gestalt seines Typhoeus dichterisch fixirte [12]), zur Vorstellung einer

---

10) Zu Olympia. Dieses aus Elfenbein und Gold gearbeitete Meisterstück des Phidias galt den Griechen so sehr als Verkörperung der Idee höchster Göttlichkeit, daß für unglücklich galt, wer starb, ohne es gesehen zu haben. Zeus, sagt ein Epigramm der griechischen Anthologie: —

Zeus kam selbst vom Olympos herab, dir zu zeigen sein Antlitz,
Phidias, oder du stiegst, ihn zu beschauen, hinauf.

11) Praxiteles (364—340 v. Chr. blühend) vollendete das Ideal der Aphrodite und wußte in der Gestalt der Liebesgöttin den unmittelbaren Ausdruck der Liebe und schmachtenden Verlangens darzustellen; er wagte es zuerst, die ganze Fülle ihrer Reize unverhüllt — in gesunder, reiner und edler Sinnlichkeit — den Augen der Menschen zu entfalten. Kugler, Kunstgesch. 2. A. S. 217.

12) Aber nachdem die Titanen hinab vom Himmel gedrängt Zeus,
Brachte den jüngsten Sohn, den Typhoeus, Gäa, die Riesin,
Durch des Tartaros Lieb' und die Huld der goldenen Kypris.
Ihm sind Hände verlieh'n, die ein Werk vornehmen mit Nachdruck,
Rüstige Füße zugleich, dem gewaltigen, und von den Schultern
Wanden sich hundert Häupter des grau'nvoll schlängelnden Drachen
Leckend mit finsteren Zungen umher, und der gräßlichen Häupter
Jeglichem zuckt aus den Augen ein Glutstral unter den Wimpern.
(Theogonie, V. 820—27.)

Aphrodite gelangte, wie Apelles sie gemalt [13]) und Kleomenes sie gemeißelt hat [14]).

In und bei solchen Tempeln, unter solchen Götterbildern, bewegte sich der daseinsfrohe Cult und das künstlerisch organisirte Festleben der hellenischen Religion. Der jährliche Festcyklus war sehr reich. Es gab nationale und locale Feste, Götterfeste, Heroenfeste, Jugendfeste, politische Feste. Der frohsinnige Künstlergeist der Hellenen verlieh diesen Festen einen vorwiegend heiteren, durch die Kunst geschmückten Charakter. Mit Musik, Tanz und Maskenaufzügen wurde den Göttern bei diesen Festfeiern gedient, heiter wie sie selber, und der Vortrag der Dichter, Hymnen und Chorlieder zum Preise des gefeierten Gottes oder der Göttin oder des Heros anstimmend, goß Entzücken in die Brust eines Volkes, bei welchem die Poesie ein allgemeiner und hochgeliebter Besitz war, nicht aber, was sie heutzutage ist, ein in Bücher verschlossenes Monopol einer sogenannten gebildeten Kaste. Einen rein künstlerischen Charakter trugen vor allen die Delia, d. i. die auf der Insel Delos dem Phöbos Apollon gefeierten Feste, zu welchen aus dem europäischen und kleinasiatischen Griechenland, wie aus dem Archipelagus, zahlreiche Schaaren von Wallfahrern herbeiströmten [15]). Mehr einen orgiastischen

---

13) Sieh, wie so eben ihrer Mutter Schooß entfloh'n,
Der Liebe Herrin, Kypria, von weichem Schaum
Noch rieselnd, hold und reizend hier, Apelles Hand
Gemalt nicht, nein, beseelt und lebend abgedrückt.
Mit zarten Händen preßt sie hier das feuchte Haar,
Des Sehnens milder Glanz entstralet ihrem Aug',
Die runde Brust schwillt, süßer Blüthe Botin, auf.
(Griech. Anthologie.)

14) Appear'dst thou not to Paris in this guise?
Or to more deeply blest Anchises? or,
In all thy perfect goddess-ship, when lies
Before thee thy own vanquish'd Lord of war?
And gazing in thy face as toward a star,
Laid on thy lap, his eyes to thee upturn,
Feeding on thy sweet cheek? while thy lips are
With lava kisses melting while they burn,
Shower'd on his eyelids, brow, and mouth, as from an urn!
(Childe Harold 4, 51.)

15) Denn — erzählt Thukydides III, 104 — sie unternahmen mit Weibern und Kindern Wallfahrten dahin und es wurden dort Wettspiele in der Turnkunst und den

Charakter hatten die Aphrodisia, wobei, ganz im Geist der vorderasiatischen Culte der Liebesgöttin, die Männer in Frauenkleidern, die Frauen in Männerkleidern opferten. Das rauschende Adonisfest, von den Phönikern entlehnt und zur Zeit der Sommersonnenwende gefeiert, gehörte wesentlich mit zu den Aphrodisien [16]). Noch wilder tobte die Festlust bei den Dionysien, in deren Ritual der orgiastische Taumel der phrygischen Kybele eingegangen war [17]). Aber aus den mänadenhaften Tänzen und den wildjubelnden Chorliedern der Bakchantinnen bei den Dionysosfesten ging ein Köstlichstes hervor, das hellenische Drama, dessen Anfänge, wie Jedermann weiß, nach Seite der Tragik und Komik hin, in den Maskenaufzügen der dionysialischen Festprozessionen zu suchen sind. Das antike Theater hatte also einen religiösen Ursprung, wie wir einen solchen späteren Ortes auch dem modernen nachweisen werden, und aus den ungeschlachten Mummereien der Dionysien bildete das Genie des großen Triumvirats, Aeschylos, Sophokles, Euripides, das Kunstwerk der griechischen Tragödie, bildete der Genius des Aristo-

---

Musenkünsten gefeiert. Auch ließen die Städte Reigentänze aufführen. Daß dieses sich so verhielt — fügt der große Geschichtschreiber hinzu — beweist vornehmlich Homer in folgenden Versen aus dem Hymnus auf Apollon:

Doch wann Delos vor allen dein Herz, o Phöbos, erfreuet,
Sammeln sich jonische Männer daselbst in langem Gewande,
Dich zu ehren mit Kindern und Frau'n in deinem Bezirke.
Dort mit Kämpfen der Faust, mit Gesang und tanzendem Reigen
Dein gedenkend, ergötzen sie dich, in geordnetem Wettspiel.«

16) Vgl. o. Kap. III, 8.

17) Vgl. o. Kap. III, 11. Euripides hat in seiner Tragödie „die Bakchantinnen" den wilden Rausch der Dionysien dichterisch gestaltet. Die religiöse Ekstase hat sich besonders in den Chorgesängen schön ausgeprägt. O wie beglückt, singt der Chor der Bakchantinnen: —

O wie beglückt, wer frommen Gemüths,
Der Gebot' Unsterblicher kund, die verlieh'nen Tage ihm weiht;
Wer, unstät im Gebirg,
Heiligt die Seele, lautaufjubelnd dem göttlichen Sühnfest,
Und den Tag feiert Kybebe's, der erhabenen Allmutter,
Und emporschwinget den Thyrsos und mit Epheu sich die Stirn kränzt
In dem Festtanz Dionysos'!
Drum hinauf, Frauen, hinauf, ihr, die des Gotts göttlichen Sprößling,
Dionysos, von den Waldbergen der Phrygier ihr geführt,
Her in die volkwimmelnden Städt' Achaia's Bakchos geführt.

(Uebers. v. Bothe.)

phanes das Kunstwerk der griechischen Komödie heraus. Hochfeierlicher Art war das große athenische Staatsfest, die Panathenäen; die sogenannten kleinen alljährlich, die großen alle vier Jahre zu Ehren der Staatsgottheit der Athener, der Pallas Athene, begangen. Bei den großen Panathenäen wurde ein prächtiges, eigens zu diesem Zwecke von den Priesterinnen gefertigtes Staatskleid, in welches die Thaten der Pallas eingewoben waren, in glänzender Prozession nach dem herrlichen Tempel der Göttin auf der Akropolis gebracht. Die Blüthe der athenischen Jungfrauen trug in Körben die verschiedenen für die Göttin bestimmten Opfergaben, bekränzte Jünglinge sangen das Lob derselben, mit Schild und Lanze bewaffnet gingen die Männer im Zug. Abends fand ein Fackelwettlauf zu Pferde statt und an den folgenden Tagen wurden gymnische und musische Spiele gehalten, bei welchen letztern aber die Rhapsoden nur homerische Gesänge vortragen durften, weil der Pallas nur das Heiligste gezieme. Von großer politisch-religiöser Bedeutung waren endlich für Hellas die pythischen Festspiele (zu Delphi), die nemeischen (im nemeischen Hain zu Klernä), die isthmischen (auf der Landenge bei Korinth) und die olympischen (im Hain Altis zu Olympia) dem Apollo, Poseidon und Zeus zu Ehren gefeiert. Die olympischen waren das große Nationalfest der Hellenen, welche von der Einsetzung desselben ihre Zeitrechnung datirten und diese nach der alle vier Jahre stattfindenden Wiederkehr der Feier regelten (Olympiaden). Bei den gymnischen und musischen Wettkämpfen zu Olympia fand die Künstlernatur des Hellenenvolks ihren erhöhtesten Ausdruck. Da aus der Hand der Preisrichter den Siegespreis, einen einfachen Olivenkranz, zu empfangen, galt für das höchste Glück, welches ein Mensch überhaupt zu erreichen vermöge, und dieser einfache Kranz sicherte lebenslängliche Ehren und Auszeichnungen. Auch knüpfte sich an die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele die höchste Vollendung der lyrischen Kunst der Griechen. Denn die Sieger in diesen Spielen feierten zunächst die Oden und Hymnen Pindar's, welcher mit der Anmuth Anakreon's, der Glut Sappho's, dem Heldensinn des Tyrtäos die Hoheit und den Gedankenschwung der eigenen Seele zu unsterblichen Gesängen verband.

15.

Wir hoffen, aus unserer bisherigen Betrachtung erhelle einigermaßen, daß die Griechen ein religiöses, ein frommes Volk waren. In ihrer Art

freilich nur. Denn wenngleich, auch abgesehen von den häufigen und mannigfaltigen Culthandlungen, der ganze Hellenismus aus religiöser Wurzel entsprang, wenngleich die einzelnen Stralen der hellenischen Bildung ganz augenscheinlich vom Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins ausliefen, so ist bei Alledem doch nicht zu leugnen, daß die hellenische Religion eben nur die Bedeutung eines Kunstwerkes hatte. Die speculativen Ideen, welche ihr ursprünglich zu Grunde gelegen, verflüchtigten sich in der künstlerischen Gestaltung mehr und mehr. Daher der außerordentlich große ästhetische Einfluß, welchen diese Religion geübt; daher ihre geringe sittliche Wirkung. Die religiöse Stimmung der Griechen ging auf in dem Cultus der schönen Form. Darum war es ihnen ein religiöser Act, wenn bei einem Götterfest zu Eleusis die berühmte Hetäre Phryne in der Nacktheit ihrer tadellosen Schönheit aus dem Meere auftauchte, um dem versammelten Volke den Anblick der schaumgeborenen Aphrodite zu verschaffen. Diese Aeußerlichkeit der hellenischen Religion hatte ernster gestimmte Gemüther schon frühe dazu gebracht, in Geheimdiensten (Mysterien) eine religiöse Befriedigung zu suchen, welche der öffentliche Gottesdienst ihnen nicht gewährte. Daher die Einführung der orphischen, samothrakischen, dionysischen und eleusinischen Mysterien, von denen die letzteren die berühmtesten blieben, während die dionysischen als Förderungsmittel brutaler Ausschweifung in verdienten Mißcredit geriethen. Der Geheimdienst zu Eleusis, in der Nachbarschaft von Athen, war der Demeter und ihrer Tochter Persephone geweiht, mag also, soviel wir davon wissen, in Darlegung der speculativen und sittlichen Begriffe dieser Gottheiten bestanden haben. Wenn aber überhaupt eine geistigere Erfassung der Religionsidee in den Mysterien vorausgesetzt werden darf, so wurde dieser Kern doch bald von einem mystischen Ceremoniel überwuchert, welches unter der Leitung einer eigenen Priesterschaft verschiedener Grade stand (Hierophant oder Mystagog, Daduchos, Hierokeryx, Epibomios) und zur Zeit, wo es in Athen zum guten Ton gehörte, in die eleusinischen Mysterien eingeweiht zu sein, für die antike Welt so ziemlich die Bedeutung hatte, welche in der modernen der „erhabenen Kinderei“ der Freimaurerei zukommt [1]).

1) Den Frauen war es nicht gestattet, an der Fahrt zu der mystischen Feier Eleusis theilzunehmen. Aber sie hatten ihrerseits ebenfalls ein mystisches Fest am nannten Orte, die Thesmophorien.

Der peloponnesische Krieg bildet, wie bekannt, den Wendepunkt zum Verfall von Hellas in Staat und Sitte, Religion und Gesellschaft. Die gedankenlose Menge mochte in dem bunten Götterwesen noch immer ihr religiöses Schönheitsgefühl befriedigen, aber der Cultus der schönen Form konnte bei der trüber und immer trüber werdenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse denkenden Männern nicht mehr genügen. Der immer selbstständiger auftretende philosophische Gedanke untergrub die Grundvesten des Olympos und selbst solche Männer, welche das Heil des Vaterlandes von dem alten Götterglauben abhängig wähnten, mußten dem Zeitgeist unwillkürlich ihren Tribut entrichten. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Stellung des Komöden Aristophanes, der mit allen Waffen der Ironie und Satire die sokratische Philosophenschule bekämpfte und die Altgläubigkeit verfocht, doch aber dabei nicht dem Kitzel widerstehen konnte, von der Bühne herab die Volksreligion dem Gelächter preiszugeben. Wie verhöhnt er z. B. in der Komödie die Wolken den physikalischen Begriff vom Zeus [2]), wie parodirt er — wir haben es früher schon berührt, — in den Vögeln die hesiodische Theogonie, wie blasphemisch läßt er in demselben Stück den Peisthetäros über die Liebschaften der Götter reden [3]). Später wurde der Inhalt der Mythologie unter den Griechen geradezu der Lieblingsgegenstand des genialen Spottes und ich werde später, im 5. Buch, wo ich die Zustände des Heidenthums beim Uebergang ins Christenthum zu schildern habe, erwähnen müssen, wie Lukianos mit den nationalen Göttern umsprang, jener Schalk, dem Göttin und Hetäre auf derselben Linie stand und dessen Schriften die Zerfressenheit der antiken Welt so einleuchtend aufzeigen.

An jenem Orte wird auch die passendste Gelegenheit sich ergeben, von den religionsgeschichtlichen Resultaten der griechischen Philosophie zu handeln; daher ich hier nur noch kurz anführe, daß allerdings schon zur Blüthezeit der plastischen Göttergestalten des polytheistischen Olympos hinter denselben die helle Ahnung des Monotheismus heraufdämmerte. Wenn man hat finden wollen, daß schon bei Homer, namentlich in der Odyssee, da und

---

2) Sonst freilich da glaubt' ich: wenn Zeus durch ein Sieb sein Wasser abschlage, dann regn' es.

3) Wie sie früher so oft ehbrecherischgeil zu Alkmene sich niederließen,
Zu Alope, Leda und Semele; und kommen sie dennoch, dann müßt ihr
Sie kurzweg infibuliren, damit sie die Weiberchen lassen in Ruhe.

dort der monotheistische Begriff von Gott vorkomme, so dürfte das freilich zu gewagt sein, denn in den homerischen Gesängen steht der Polytheismus offenbar in reichster und gesundester, noch von keinem Frost des Skepticismus angehauchter Blüthe, und wenn Homer von einem „Dämon" schlechthin spricht, so ist es ungerechtfertigt, daraus zu schließen, er habe damit die Gottheit, d. h. das Absolute, gemeint. Später aber knüpften Dichter und Philosophen an die Vorstellung von Zeus, dem Himmelskönig, dem Ordner der Welt, den Gedanken der Einheit Gottes. Der alte Jambograph Simonides (670 v. Chr.) sagt bei Gelegenheit: Gott schuf die Weiber — gerade so, wie die Genesis sagt: Gott schuf Himmel und Erde. Der alte Lehrdichter Xenophanes (530 v. Chr.) äußert sich ebenfalls im monotheistischen Sinn [4]), polemisirt gegen den Anthropomorphismus [5]) und schleudert einen harten Tadel auf Homer und Hesiod [6]). Höchst bedeutsam ist ferner — seine Authenticität vorausgesetzt — das durch Athenagoras überlieferte Wort des Sophokles, daß der Gott, welcher Himmel und Erde geschaffen, Einer sei, einig in Wahrheit [7]). Der alten Zeit wird auch der Ausspruch bei Plutarch vindizirt: Zeus der Anfang, Zeus die Mitte, durch Zeus Alles. Nach Cicero's Zeugniß unterschied der Philosoph Antisthenes die mythologischen Volksgötter von dem natürlichen Gott; jener seien viele, dieser aber sei nur Einer [8]). Bei Platon endlich ist die Zurückführung oder, wenn man will, die Vorwärtsführung des Polytheismus zum Monotheismus vollendet.

---

4) Es ist Ein Gott, der größte aller Götter
Und Menschen; ähnlich weder an Gestalt
Noch an Verstand den Sterblichen ....
Er sieht und denkt und höret überall ...
Durch Weisheit lenkt er Alles, ohne Mühe.

5) Die Menschen wähnen, daß die Götter so wie sie
Geboren werden und wie sie Gewand
Und Form und Stimmen haben.

6) Alles ja häufet Homer und Hesiodos frech auf die Götter,
Was in dem Menschengeschlecht Beschimpfungen bringet und Vorwurf,
Diebstahl, sammt Ehbruch und schelmische Wechselberückung.

7) *Εἷς ταῖς ἀληθείαισιν, εἷς ἐστὶν θεός,*
Ὃς οὐρανόν τ' ἔτευξε καὶ γαῖαν μακράν.

8) Etiam Antisthenes in eo libro, qui physicus inscribitur, populareis deos multos, naturalem unum esse dicens .... De nat. deor. I, 32.

Denn, wie Jedermann weiß, faßt dieser große Denker die Gottheit als die Gesammtheit der Ideen, als den unbedingten, vollkommenen und unvergleichlichen Urheber und Beherrscher des Weltalls.

Sechstes Kapitel.

Die sogenannten pelasgischen Völker.

II.

Die Römer.

1.

Die italische Halbinsel ist später in die Geschichte eingetreten, als die griechische. Dem Hauptvolk Italiens aber, den Römern, fiel die Bestimmung zu, das Bild der alten Welt zu vollenden, indem sie, von unscheinbaren, ja sogar, wenn der Sage zu trauen ist, von ziemlich anrüchigen Anfängen ausgehend, nach und nach die Völker ihres Heimatlandes sich unterwarfen, dann, die Kreise einer ungeheuren Thatkraft immer weiter und weiter ausdehnend, sämmtliche Mittelmeerländer unter ihre Herrschaft brachten und endlich ihre erobernden Adler weit hinein in die Euphratländer Asiens und in die Saharawüste Afrika's trugen, im östlichen Europa ihre Vorposten bis zu den Karpathen vorschoben, im mittleren ihre Flotten im Rhein und in der Weser ankern ließen und im nordwestlichen die Barbaren der schottischen Hochlande vermittelst eines kolossalen Wallwerkes von ihrer Provinz Britannia zurückdrängten. So ging die Geschichte des Alterthums allmälig in die von Rom auf. Und nicht nur die staatliche Macht der alten Völker wurde nach und nach vom römischen Staat absorbirt, sondern auch ihre Culturkraft. Rom machte sich, wie die natürlichen Hülfsquellen, so auch die geistigen der unterworfenen Völker zu eigen und unterordnete beide seiner großen Staatsidee. Wie die Naturproducte, das Geld und die Kunstschätze der besiegten Nationen, wie die Könige derselben, so führte es auch ihre

Götter im kriegerischen Triumph nach den Ufern des Tiber [1]). Die intellectuellen und künstlerischen Errungenschaften der Unterworfenen bildeten nur einen Theil des unermeßlichen Materials, welches die Römer zu ihrem Reichsbau verwendeten, zu jenem Werk der römischen Kriegs-, Staats- und Rechtskunst, dessen Sturz die ganze alte Welt in Trümmer warf. Vor allen übrigen Völkern waren es jedoch die Griechen, bei welchen Rom die umfassendsten geistigen Anlehen machte. Die ganze höhere Bildung der Römer war, wie bekannt, griechisch. Die römische Kunst vermochte ihren griechischen Vorbildern nur eine Nachahmung nach ungeheuren Maaßstäben zu gesellen, wie ja auch der griechische Frohsinn, auf das römische Leben übertragen, zu kolossaler Ausschweifung ausschlug. Die römische Poesie und Philosophie verhält sich zur hellenischen genau so, wie des Regenbogens Schatten zu diesem selbst. Die griechische Religion, wie ein anderes Beutestück nach Rom gebracht, erhielt zwar nach ihrer mythologischen Seite hin durch die römischen Dichter, insbesondere durch Virgil und Ovid, manche reiche Zierrath mehr, gewann aber hinsichtlich ihres geistigen Gehaltes nicht nur Nichts, sondern büßte von demselben in den Händen der Römer noch ein gut Theil ein. Für ein Künstlervolk, wie das griechische, war diese Religion der schönen Form die entsprechende gewesen; von den Römern adoptirt, wurde sie ganz und gar nur ein Aeußerliches. Nicht als ob die Römer in ihrer früheren Zeit eines tiefreligiösen Sinnes baar gewesen wären. Damals, als die Einfachheit ihrer bäuerlichen Sitten ihnen gestattete, den angestammten ländlichen Gottheiten ihrer Altvorderen mit naivem Glauben anzuhängen, damals hatte das religiöse Wesen, von welchem ihnen später in einem vielartigen und prunkhaften Ceremoniel nur noch der Schein blieb, wirklich ihr ganzes Leben durchdrungen. Die Adoption des hellenischen Olymps vermochte die Einbuße jener naiven Frömmigkeit in keiner Weise zu ersetzen. Im Gegentheil verhinderte diese Beute, welche ein fertiges mythologisches System zur Verfügung der Römer stellte, die Eroberer, sich mit der selbstständigen Ausbildung ihrer einheimischen Götterbegriffe weitere Mühe zu geben. Und doch war den Römern hinwieder die griechische Göt-

---

1) Unter eurer Adler Flügeln
Kommen auf den sieben Hügeln,
Strömen gleich im Ozean,
Aller Lande Götter an. Lingg.

terwelt im Grunde etwas so Heterogenes, wie die griechische Bildung überhaupt. Sie war ihnen etwas bloß Angelerntes, höchstens Anempfundenes. Wie hätte auch den Römern das Hellenenthum in Fleisch und Blut übergehen können? Die Verschiedenheit der beiden Nationen war zu groß. Das Griechenthum war ebenso wesentlich Mannigfaltigkeit und Freiheit, wie das Römerthum Einheit und Zweckmäßigkeit. Die Griechen waren Künstler, die Römer Utilitarier; jene suchten das Leben künstlerisch zu gestalten, diese gestalteten es zweckmäßig: daher brachten es jene in den idealen Künsten, in Poesie, Mythologie, Drama, Architektur, Skulptur, zur Vollkommenheit, diese in den realen, in der Kriegs-, Staats- und Rechtskunst. Ihr Reichs- und Rechtsbau war die welthistorische That der Römer. Wie aber in Rom Alles auf Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit gestellt war, wie die Theorie nur wegen der Praxis, Wissenschaft und Kunst nur wegen ihrer Verwendbarkeit zu den Geschäften da waren, so war auch die Religion gepflegt um praktischer Zwecke willen. Sie war Staatsreligion, d. h. sie war ein Hülfsmittel der römischen Politik, welche überall deutlich genug zu verstehen gab, daß die Menschen nicht um der Götter willen, sondern umgekehrt die Götter um der Menschen willen da seien. Die Seele der römischen Religion, wie des ganzen römischen Lebens, war die Idee der ewigen Roma, d. i. der Weltherrschaft. Diesen Grundgedanken des Römerthums sprach Horaz aus, wenn er in seinem secularischen Festlied an den Sonnengott Phöbus wünschte, derselbe möge nie Größeres schauen denn Rom [2]), und diesen Grundgedanken gestaltete Virgil zu unsterblichen Versen, in jener erhabensten Stelle seines Gedichts, wo Anchises in der Unterwelt dem Aeneas die weltgeschichtliche Bestimmung Roms enthüllt [3]).

---

2) Sonnengott, Allnährer, deß heller Wagen
Tag erschafft und birgt, der du gleich und anders
Stets erscheinst, o könntest du Größ'res niemals
Schauen, als Roma!

3) Andere mögen das athmende Erz in weicherem Guſſe
Bilden, ich glaub's, und lebend'ge Geberden dem Marmor enthauen,
Besser mit Reden verfechten das Recht und die Bahnen des Himmels
Zeichnen mit messendem Stab und der Stern' Aufgänge verkünden;
Du, Romaner, gedenke mit Macht der Völker zu walten, —
Da sei du der Künstler! — des Friedens Gesetze zu ordnen,
Unterworf'ner zu schonen und niederzukämpfen die Trotzer!
(Aeneis VI, 849 fg.)

2.

Wie man im römischen Staatsbürgerthum Altbürger und Neubürger unterschied, so in der römischen Religion einheimische (indigetes) und ansässig gemachte (novensides) Gottheiten. Man würde aber irren, wenn man glaubte, es ließe sich in dem alteinheimischen Glauben der Römer viel Ursprüngliches, viel eigenthümlich geistiger Gehalt entdecken, auch vorausgesetzt, daß man im Stande wäre, die altlatinische Gottesverehrung allseitig von Vermischungen mit den Culten anderer Italiker, wie der Sabiner, Sabeller, Umbrer, Etrusker, scharf zu sondern. Sind doch schon die ältesten römischen Götter, bei Licht betrachtet, eingeführte, mit den verschiedenen Stämmen und Familien, die sich zur römischen Stadt- und Staatsgemeinde zusammenschlossen, nach Rom gekommene Stammgötter.

Will man mit Mommsen [1]) ein Gemeinsames im römischen Götterdienst darin suchen und finden, daß derselbe aus dem freudigen Behagen am Irdischen und nur in untergeordneter Weise aus der Furcht vor den Naturkräften hervorgegangen sei, so mag das angehen, obgleich hiebei eine weitere Gemeinsamkeit stattfände, nämlich des religiösen Bewußtseins der sogenannten pelasgischen Völker überhaupt. Sonst aber zerbröckelt die römische Religion, auch die älteste schon, von der wir wissen, überall in familien- und stammhafte Vorstellungen. Wohl schwoll sie im Verlauf der Zeit zu einem ungeheuern Strom an, aber zu einem Strom, dessen einzelne Zuflüsse den bleibenden Unterschied ihrer Farbe behielten. Ueber diesem bunten kosmopolitischen Gewirre gab es zuletzt nur ein unwandelbar Gemeinsames, den vergöttlichten Begriff Roma.

3.

Als Gegenstand ältester Gottesverehrung der Römer treten uns vier Gottheiten entgegen. Jovis (Diovis, Jupiter, etrusk. Tina oder Tinia), der „römische Vater“, unzweifelhaft indogermanischen Ursprungs, auf der allgemeinen physikalischen Basis des Gottesbewußtseins der Indogermanen, auf dem Licht, beruhend. Dann der von den Sabinern überkommene Mars (Mavors, Marmar), in ursprünglicher Bedeutung nicht Kriegsgott,

1) Römische Gesch. I, 116.

sondern Ackergott [1]). Ferner **Quirinus** (Janus?), von der Curie der römischen Speermänner (quirites) den Namen tragend. Endlich die **Vesta**, das Erdfeuer [2]), die Gottheit des römischen Herdes, recht eigentlich der heiligste Mittelpunkt des ganzen römischen Religionswesens, bis zur spätesten Zeit noch, denn ihr Dienst unterlag von allen zuletzt dem Christenthum. Am palatinischen Hügel war ihr Heiligthum und sechs Jungfrauen, aus den edelsten Geschlechtern gewählt, waren ihrem Dienste geweiht und mußten das ewige Feuer auf dem Altar der Göttin unterhalten, dessen Geloder man als das Symbol des Bestehens von Roms Macht und Glück ansah. Das Heiligthum des Jovis befand sich auf der Burg (Capitol), das des Mars zwischen dieser und dem Tiber, das des Quirinus auf dem quirinalischen Hügel. Jedem dieser drei Götter war schon in ältester Zeit Roms von Seiten des Staats ein ständiger Priester (flamen [3])) bestellt. Uebrigens beschränkte sich der altrömische Polytheismus keineswegs auf die genannten vier Hauptgötter, sondern verehrte neben diesen noch eine ganze Reihe von Genien, in welchen häusliche und ländliche Begriffe zu religiöser Gegenständlichkeit gelangten. So stufte sich die Wesenheit der Herdgöttin Vesta in den **Laren** und **Penaten** zu Untergottheiten ab, Schutzgeistern des Hauses, von welchen die ersteren auch auf die Ahnen der Familie bezogen wurden, während die letz-

---

1) In einem uralten Liede der Arvalen (Ackerpriester) heißt es:

Laß nicht die Seuche, Marmar, unsere Saat befallen!
Hör' auf zu wüthen, Mars, halt' ab der Sonne Gluten!

Noch deutlicher tritt die ursprüngliche Bedeutung des Mars als Ackergott in der alten Gebetsformel hervor, welche uns in Cato's Schrift „vom Landbau" aufbehalten blieb. Da betet ein Hausvater: Vater Mars, ich bitte dich und flehe dich an, daß du wohlwollend und gnädig sein mögest mir, unserem Hause und unserer Hausgenossenschaft; darum habe ich um mein Feld, Land- und Grundstück das Opfer herumtragen lassen, auf daß du alle gesehenen und ungesehenen Krankheiten, Noth, Verwüstung, Unglück und Unwetter verhinderst, abhaltest und abwendest; und auf daß du die Früchte, Getreide, Reben und Gesträuche groß werden und gedeihen lassest, Hirten und Heerden gesund erhaltest und Gesundheit und Wohlergehen verleihest mir, unserem Hause und unserer Hausgenossenschaft. Dieserwegen, um mein Grundstück, Land und Feld auszusegnen, laß dir, Vater Mars, dieses dargebrachte Opfer wohlgefällig sein. (Uebers. in Vorberg's Rom I, 8.)

2) Vesta ist Eins mit der Erd', ein ewiges Feuer in beiden — sagt Ovid. (Fasti VI, 267.)

3) Eigentlich Zünder, Anzünder, nämlich der Brandopfer.

teren den häuslichen Segen bedeuteten [4]). Die Wesenheit des Ackergottes Mars, der erst mit dem Ueberhandnehmen griechischer Vorstellungen die Bedeutung des hellenischen Kriegsgottes Ares erhielt, breitete sich zu einer Anzahl ländlicher Gottheiten auseinander. Da ist Faunus, der günstige Gott, welcher die Heerden vor den Wölfen beschirmt, weßwegen seine Priester Wolfswehrer (luperci) hießen und ihm zu Ehren im Monat Februar eine lustige Hirtenfastnacht (Lupercalien) gefeiert wurde. Ferner der Waldgott Silvanus und Terminus, der Gott der Feldmarken [5]). Später erweiterte sich der Kreis der ländlichen Gottheiten noch durch den Herbstgott Vertumnus, die Blumengöttin Flora, die Obstgöttin Pomona u. a. m. Auch der griechische Priap wurde hieher gezogen, wahrscheinlich als etwelche Verfeinerung des altitalischen, derb obscönen Feldhüters Mutunus Tutunus. Ueberhaupt, so sehr in dem römischen Religionswesen eine nüchterne Auffassung vorwaltete und so unerklecklich die selbstständige mythologische Production der Römer war, das kann man ihnen nicht vorwerfen, daß sie irgend welche Gelegenheit verabsäumt hätten, ihr Pantheon zu bereichern. Es wurden alle möglichen physischen, moralischen und sozialen Begriffe vergöttert und so stoßen wir nicht nur auf eine Göttin der Jugend, Juventus, sondern auch auf eine Göttin des Fiebers, Febris, welcher wieder eine Salus, Göttin des körperlichen Wohlbefindens, gegenübersteht. Die Intelligenz wurde als Göttin Mens verehrt, eine ganze Reihe moralischer Affecte und Eigenschaften ebenso: Spes (Hoffnung), Pudicitia (Schamhaftigkeit), Pietas (kindliche Ehrfurcht), Fides (Treue und Redlichkeit), Concordia (Eintracht), Virtus (Tapferkeit). Soziale Begriffe waren personifizirt in den Gottheiten Bellona (von bellum, Krieg, die eigentliche Kriegsgöttin), Victoria (Sieg), Libertas (Freiheit), Honor (Ehre), Pax (Friede). Eigenthümlich war die römische Vorstellung von den Manen [6]). So hießen die Seelen der Verstorbenen und man hielt dafür, daß dieselben schützende Genien wären, die über das Wohl ihrer Hinter-

---

4) Die Bilder der Laren befanden sich im römischen Haus gewöhnlich in einer Nische dem Herd gegenüber; die der Penaten in der Vorrathskammer.

5) In des Horaz berühmter Epode Beatus ille qui procul negotiis — wird dieser ländlichen Gottheit mit schöner Pietät gedacht. Es ist das Gedicht nach meinem Gefühle nicht nur das schönste horazische, sondern überhaupt eines der schönsten lateinischer Zunge, voll altrömischen, religiös-ländlichen Geistes.

6) Vgl. übrigens Buch II, S. 207.

bliebenen wachten. Sie hießen daher auch Manengötter (dii manes), wurden oft mit den Laren zusammengeworfen und nahmen im religiösen Glauben der Römer etwa die Stelle der Heiligen im Christenthum ein. Ueberhaupt gewann das Genien- und Dämonenwesen im Vorschritt der Zeit im römischen Religionswesen breitesten Raum. Der griechische Agathodämon wurde zum römischen Genius, ursprünglich wohl, weil von gignere (zeugen) herzuleiten, eine Vergöttlichung der Lebenskraft, dann zum wohlwollenden Führer und Schutzgeist der Menschen geworden. Die Kehrseite der Vorstellung vom Genius, von den Laren und Manen, bildete die von den Larven oder Lemuren, unheimlichen Ausgeburten des Nachtgrauens.

4.

Man kann die Existenz der römischen Religion in drei Perioden eintheilen, deren erste von der Gründung Roms (754) bis etwa zum Jahr 616 v. Chr. sich erstreckt. In diesem Zeitraum bildete sich das altlatinische Götterwesen aus, verbunden mit sabellischem und umbrischem, wozu dann noch allmälig von den Etruskern her mystische Zahlen- und Zeichendeuterei gekommen sein mag und wohl auch „jene feierliche Inthronisirung des reinen Aberwitzes, die zu allen Zeiten ihr Publicum findet“[1]). In der zweiten Periode (von 616 — 291 v. Chr.) bemächtigte sich, zunächst durch die Ausdehnung der römischen Herrschaft über die großgriechischen Städte Unteritaliens vermittelt, das hellenische Religionssystem des religiösen Bewußtseins der Römer und erlangte über den altitalischen Glaubenskreis jenen Triumph, welcher dem Gebildeteren über das Rohere naturgemäß zukommt. Mit dem Mächtigwerden der griechischen Literatur in Rom überwucherte die griechische Mythologie die einheimische um so mehr, als dieselbe von den römischen Poeten mit Eifer in die Landessprache übertragen wurde, und wenn auch einzelne Dichter, z. B. Virgil, sich bemühten, die vaterländischen Götter und Göttersagen neben den fremden in Ehren zu erhalten, so wandten sich doch die Gebildeten mit Vorliebe dem als fertiges Kunstwerk dastehenden hellenischen Olymp zu.

Zuvörderst nun sagen wir in Betreff der Latinisirung dieses Olymps, daß die Römer die theogonischen und kosmogonischen Vorstellungen der

---

1) Mommsen I, 119.

Griechen adoptirten, ferner die griechischen Lehren von dem Leben nach dem Tode, von der Unterwelt, vom Elysium und Tartarus, endlich die Vorstellungen von den Schicksalsmächten. Die Anagke wurde ihnen zum Fatum, die Mören wurden ihnen zu Parzen, die Tyche zur Fortuna und mit der Nemesis und Adrastäa gaben sie sich nicht einmal die Mühe der Latinisirung.

Es wäre aber Raumverschwendung, wollten wir hier bei den einzelnen Götternamen im vorigen Kapitel schon Gesagtes wiederholen. Wenn irgendwo, liegt uns hier Kürze ob, denn wir haben, indem wir bei Uebersetzung der griechischen Götterwelt ins Römische die oben befolgte Eintheilung beibehalten, nur Weniges als eigenthümlich römisch anzumerken.

I. Die Götter des Himmels. Jupiter (Zeus), auch bei den Römern als „Vater Jovis" zunächst als Naturgott verehrt, als der leuchtende Aether [2]); dann aber als der „beste und größte Jupiter" (J. Optimus Maximus) zum Schutzherrn des römischen Staats erhoben, in dessen Majestät die Majestät des römischen Volkes vergöttert war. Von seinem Tempel auf dem Capitol hieß er auch der capitolinische Jupiter. Juno (Hera) ist im römischen Sinn vornehmlich die Göttin des Ehewesens und speziell Geburtsgöttin (Juno Lucina). Vulcanus (Hephästos). Phöbus Apollo, auch Sol genannt, denn es fiel den Römern der Begriff des Sonnengottes mit dem des Sonnenlenkers Helios zusammen. Mercurius (Hermes). Mars (Ares, s. o. 3, Anm. 1). Minerva (Pallas Athene). Diana (Artemis), aus der griechischen Naturgottheit in Rom zu einer politischen geworden, zur Bundesgöttin der Römer und Latiner. Venus (Aphrodite) mit ihrem Sohn Amor (Eros) erhielt erst dann eine höhere Bedeutung in Rom, als die Fabel von der Abstammung des Julisch-cäsarischen Hauses von Aeneas, dem Sohn der Venus, der höfisch-wohldienerischen Dichtung reiche Nahrung gab. Die ältere römische Vorstellung von der Göttin war mehr nur eine gemein vegetabile und animale gewesen und ihre erotische Bedeutung stand

---

2) So erscheint er bei Ennius (geb. 239 v. Chr.), welchen man den Vater der römischen Dichtung zu nennen pflegt, in dem Vers:

Adspice hoc sublime candens, quem vocant omnes Jovem.

Cicero, welcher diese Stelle beibringt (De nat. deor. II, 4) fügt übrigens schon ganz im griechisch anthropomorphistischen Sinn hinzu: Illum vero et Jovem (scil. vocant) et dominatorem rerum et omnia nutu regentem et, ut idem Ennius, patrem divûmque hominumque et praesentem ac praepotentem deum.

so ziemlich auf gleicher Stufe mit derjenigen der derbehnischen Beischlafsgenien, des Subigus, der Pertunda, Persica und Prema, in deren Kreis wohl auch der Genius der Vermählung, Hymenäus, und die Entbindungsgenien Cunina, Rumina, Levana, Vagitanus u. a. m. gezogen werden können. Später freilich sind die griechischen Vorstellungen von der Venus als der alles Beseelte und Unbeseelte mit dem schöpferischen Liebestrieb durchdringenden Frühlingsgöttin in die römische Mythologie eingegangen und als diese Göttin hat sie Lucretius am Eingang seines berühmten Lehrgedichts „Von der Natur der Dinge" herrlich gefeiert 3). Vesta (Hestia, s. o. 3). Mit den uranischen Gottheiten wurden zugleich die himmlischen Nebengötter von den Römern adoptirt, die Horen, die Grazien, die Musen, die Hebe, Iris, Luna (Selene), Aurora (Eos), der Heilgott Aeskulapius (Asklepios). II. Die Wassergötter, voran Neptunus (Poseidon), wurden mit ihrem ganzen Gefolge von Tritonen, Sirenen u. s. w. ohne besondere Modification von Griechenland nach Rom herübergenommen und höchstens noch mit einigen weiteren vermehrt, z. B. mit dem Gott Tiberis. III. So auch die Erd-

---

3) Mutter der Aeneaden und Wonne der Menschen und Götter,
Holde Venus! die, unter den gleitenden Lichtern des Himmels,
Du das beschiffete Meer und die Früchte gebärende Erde
Froh mit Leben erfüllst: — denn alle lebendigen Wesen
Werden erzeuget durch dich und schauen die Stralen der Sonne.
Wann du, Göttin, erscheinst, entfliehen die Winde, die Wolken
Weichen vor dir; dir treibt die bunt geschmückete Erde
Liebliche Blumen empor, dir lachen die Wellen des Meeres
Und es entfließet im Glanz vor dir der beruhigte Himmel.
Denn sobald sich die Frühlingsgestalt des Tages enthüllt hat
Und entfesselt der zeugende Hauch des Favonius (Föhns) auflebt,
Künden die Vögel der Luft dich zuerst an, Göttin, und deinen
Eintritt; deine Gewalt durchschüttert ihnen die Herzen.
Rüstige Heerden durchhüpfen alsdann die fröhlichen Matten,
Setzen durch reißende Ströme. So mächtig fesselt dein Liebreiz
Und dein lockender Ruf die Natur der Lebenden alle,
Daß mit Begier dir Jegliches folgt, wohin du es lenkest.
Und so erregst du im Meer, auf Bergen, in reißenden Flüssen
Und in der Vögel belaubetem Nest, auf grünenden Auen,
Allen tief in der Brust die schmeichelnde Liebe, wodurch sie
Sich fortpflanzen mit brünstiger Lust in Art und Geschlechtern.
(Uebers. v. Knebel.)

götter. Die alte Gäa wurde zur Tellus, ihre Kinder Kronos und Rhea wurden zum Saturnus und zur Ops. Kronos, lautete eine latinische Sage, sei nach seiner Entthronung durch Zeus nach Latium geflohen und habe über die Bewohner des Landes das goldene Zeitalter heraufgeführt. Der lateinische Name der Rhea, Ops (Fülle), deutet schon an, daß sie mit der phrygischen Allmutter Kybele identifizirt wurde. In der That waren die Römer kaum mit den asiatischen Culten bekannt geworden, als sie sich beeilten, die idäische Mutter nach Rom zu verpflanzen[4]). Ceres (Demeter), als Acker- und Culturgöttin hochangesehen und im Frühling mit ländlichen Festen geehrt[5]). Bacchus (Dionysos), mit dessen Dienst die

---

4) Livius (XXIX, 14) erzählt die feierliche Einholung der Göttin. Es ist nicht uninteressant, zu sehen, wie sich die Römer bei derartigen Ceremonien anstellten. — Publius Cornelius Scipio erhielt Befehl, mit allen Edelfrauen der Göttin nach Ostia entgegenzugehen, sie aus dem Schiffe zu empfangen, an's Land zu bringen und den Frauen zum Weitertragen zu übergeben. Als das Schiff der Mündung des Tiberflusses sich nahte, fuhr er hinaus in die See, empfing die Göttin von ihren Priestern und brachte sie an's Land. Hier ward sie empfangen von den vornehmsten Frauen der Stadt. Diese trugen auf ihren Händen, eine die andere ablösend, die Göttin in den Tempel der Victoria auf dem Palatium. Die ganze Stadt strömte entgegen, vor allen Thüren, wo der Zug vorüberkam, standen Rauchfässer mit brennendem Weihrauch, überall erschollen Gebete, die Göttin möchte willfährig und gnädig einziehen in die Römerstadt. Festlich wurde dieser Tag; eine Menge Volkes brachte der Göttin Geschenke, ein Götterschmaus und Spiele wurden gehalten.

5) Wenn nun der Winter dem Ende sich naht und der Frühling erwachet,
Dann bring' Ceres nach Pflicht das Opfer auf blühendem Rasen.
Da ist das Wollvieh fett, da sind am besten die Weine
Und da behaget der Schlaf im dichteren Schatten der Berge.
Laß die ländliche Schaar im Verein anrufen die Göttin,
Spend' ihr Honig und Milch, gemischt mit lieblichem Bacchus.
Dreimal auch umwandle die Saat das segnende Opfer
Und frohlockend folge der Chor mit den frohen Genossen,
Rufend Ceres herab ins Haus mit Geschrei, und nicht eher
Setz' an die schwellende Saat ein Landmann jemals die Sichel,
Als nachdem er zuvor die Schläfe bekränzet mit Eichlaub,
Ceres mit ländlichem Tanze geehrt und mit frohen Gesängen.
(Virgil, „Vom Landbau" I, 340 fg., übers. v. Voß.)

Mit dem Dienst der Ceres hatte große Aehnlichkeit der Cult der guten Göttin (bona dea). Dem Wesen nach mögen überhaupt die Culte der Demeter, Ops, Kybele und Bona Dea zusammengefallen sein. Der Dienst der letzteren war ein Geheimdienst,

Dionysien nach Rom kamen und zu jenen mit Schändung, Nothzucht, Mord und Freveln verbundenen Bacchanalien ausarteten, bis der ganze Greuel, unter dem Consulat des Postumius und des Quintus Marcius durch einen flagranten Fall an's Licht gebracht, vom Senat mit drakonischer Strenge unterdrückt wurde[6]). Pluto (Ais) und Proserpina (Persephone)

---

an welchem nur Frauen theilnehmen sollten. Juvenal (46—120 n. Chr.) sagt in jenem schrecklichsten aller Sittengemälde, welche je entworfen wurden, in seiner 6. Satire, scherzend, selbst die männliche Maus habe sich aus den Mysterien der Bona Dea weggemacht, und wenn sich Gemälde von Männern an dem Ort der Feier befunden, so habe man sie verhüllt. Aber am nämlichen Ort (V. 336) spielt er auf den Umstand an, daß bei einer solchen Feier der Bona Dea der Tribun Clodius, als Harfenmädchen verkleidet, die Gemahlin des Julius Cäsar entehrte, und V. 313—333 gibt er eine Schilderung von dem wüsten Treiben der römischen Frauen bei den Mysterien der guten Göttin, wie es zu des Dichters Zeit war. Diese Stelle ist für die Entartung des römischen Religionswesens höchst charakteristisch, allein trotz Düntzer's vortrefflicher Uebersetzung wage ich nur im Original sie anzuführen: —

Nota Bonae secreta Deae, cum tibia lumbos
Incitat, et cornu pariter vinoque feruntur
Attonitae crinemque rotant ululantque Priapi
Maenades: o quantus tunc illis mentibus ardor
Concubitus! quae vox saltante libidine! quantus
Ille meri veteris per crura madentia torrens!
Lenonum ancillas posita Saufeia corona
Provocat et tollit pendentis praemia coxae,
Ipsa Medullinae frictum crissantis adorat;
Palmam inter dominas virtus natalibus aequat.
Nil ibi per ludum simulabitur, omnia fiunt
Ad verum, quibus incendi jam frigidus aevo
Laomedontiades et Nestoris hernia possit.
Tunc prurigo morae impatiens, tunc foemina simplex
Et toto pariter repetitus clamor ab antro:
Jam fas est! admitte viros! Jam dormit adulter?
Illa jubet sumto juvenem properare cucullo.
Si nihil est, servis incurritur. Abstuleris spem
Servorum, veniet conductus aquarius. Hic si
Quaeritur et desunt homines, mora nulla per ipsam
Quominus imposito clunem summittat asello.

6) Die Erzählung des Livius von den Bacchanalien in Rom (XXXIX, 9—19) ist eines der furchtbarsten Bilder religiöser Verirrungen. Es waren, sagt er, die Bacchanalien ein Geheimcult, Anfangs nur Wenigen mitgetheilt, darauf unter Männern und

mit ihrem unheimlich unterirdischen Geleite, den **Furien** (Erinnyen), u. s. w. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß mit den oberirdischen Erdgöttern der Griechen auch alle die mythologischen Gestaltungen untergeordneter Elementarkräfte in Rom ihren Einzug hielten, die Satyrn und Silene, Najaden, Dryaden, Oreaden. Einen anmuthigen römischen Zusatz erhielt die griechische Nymphologie durch die Dichtung von der Nymphe Egeria,

Weibern mehr und mehr gemein gemacht. Mit dem Gottesdienste wurden die Genüsse des Mahles und des Weins verbunden, um recht Viele anzulocken. Da durch den Wein die Besinnung und durch die Nacht und das Gemisch von Männern und Frauen, von Aelteren und zarter Jugend, jedes Gefühl fernhaltender Scham erstickt wurde, so kam es erst zu Unzucht jeder Art, dann zu Fälschungen, Morden, Vergiftungen. — Das abscheuliche Treiben wurde durch eine Freigelassene, Hispala Fecenia, welche mit ihrer früheren Herrin in die Bacchanalien eingeweiht worden war, geoffenbart, weil sie kein anderes Mittel sah, um ihren Geliebten, den jungen Publius Aebutius, zu retten, welchem seine Mutter und sein Stiefvater durch Einweihung in den bacchischen Dienst das Leben kürzen wollten. Die Aussage des Mädchens vor dem Consul Postumius lautet bei Livius so: — Anfangs sei es ein Frauenheiligthum gewesen, wozu gewöhnlich kein Mann zugelassen worden. Drei Tage im Jahre seien zur Aufnahme unter die Bacchantinnen festgesetzt gewesen, und die Einweihung sei bei Tage geschehen. Zu Priesterinnen habe man edle Frauen abwechselnd gewählt. Die Campanerin Paculla Annia habe als Priesterin, wie auf Befehl der Götter, Alles umgeändert. Sie habe zuerst Männer eingeweiht, ihre eigenen Söhne Minius Cerrinius und Herennius Cerrinius; sie habe die Tagesfeier zu einer Nachtfeier, und aus den drei jährlichen Weihetagen deren fünf in jedem Monate gemacht. Seitdem beide Geschlechter Theil nehmen, Männer und Frauen vermischt seien und die Ungebundenheit der Nacht dazu gekommen, habe dort jedes Verbrechen, jede Schandthat Platz gefunden. Männer treiben mit Männern noch häufiger Unzucht, als mit Weibern. Wer minder willfährig zur Schande oder minder emsig zur Unthat sei, werde als Opfer geschlachtet; Nichts für Unrecht zu halten, sei ihr höchstes Religionsgesetz. Männer weissagten, wie besessen, mit schwärmerischen Verzückungen des Leibes; edle Frauen liefen in Bacchantinnentracht, mit fliegenden Haaren und brennenden Fackeln an die Tiber, tauchten ihre Fackeln in's Wasser und zögen diese, weil sie Jungfernschwefel mit Kalk enthalten, hellbrennend wieder heraus. Die Götter hätten sie entrückt, heiße es von Menschen, die man verschwinden lasse, indem man sie auf eine Maschine binde und in verborgene Höhlen fortreiße; das seien solche, welche sich geweigert hätten, den Eid zu leisten, oder an den Unthaten Theil zu nehmen, oder sich entehren zu lassen. Die Menge sei sehr groß, beinahe schon ein zweites Volk, darunter etliche Männer und Frauen von Stand. Seit den letzten zwei Jahren gelte der Grundsatz, Niemand einzuweihen, der über zwanzig Jahre alt sei, man mache Jagd auf dasjenige Alter, welches am willigsten zu Bethörung und Entehrung sei. (Uebers. v. Klaiber.)

welche den römischen König Numa Pompilius durch ihre Lehren zum Culturheros machte. Aus dem hellenischen Heroencult wählten die Römer insbesondere den Hercules (Herakles) zum Gegenstand ihrer Verehrung, während der ehrwürdigste Gegenstand einheimischen Heroendienstes Romulus war. Uebrigens war der Heroendienst in Rom von spätem Datum und überhaupt nur so recht etwas Angelerntes.

5.

Das Priesterthum ist in Rom angeblich durch Numa Pompilius eingesetzt worden, aber dieser König selbst gehört weit mehr der Sage an als der Geschichte. Sicher ist nur, daß das römische Priesterthum schon in ältester Zeit eine Staatsanstalt war. Es bildete keine Kirche, es fungirte nicht kraft göttlicher Vollmacht, sondern im Auftrag des Senats und Volkes von Rom. Priestercollegien gab es allerdings, auch eine gewisse Rangordnung unter denselben, aber von Ausbildung einer Hierarchie, die sich dem Staat selbstständig gegenüber gestellt hätte, konnte in Rom nie die Rede sein. Die Staatsidee beherrschte, wie das Dogma, so auch den Cult und die Organe desselben.

Die eigentlichen Priester waren die Flamines, die Zünder. Sie nannten sich nach dem Gott, welchem sie dienten. Die drei ältesten, von uns schon erwähnten, der Flamen Dialis, der Flamen Martialis und der Flamen Quirinalis, bildeten das Collegium der Altpriester (flamines majores). Ihnen hatten sich zunächst zwei priesterliche Genossenschaften von hohem Alter angeschlossen: die der zwölf palatinischen und der zwölf quirinalischen Springer (Salii), so genannt, weil sie alljährlich im März die heiligen Schilde des Mars in Prozession durch die Stadt trugen und dabei den Waffentanz aufführten nach den Melodieen uralter Lieder[1]); dann die Genossenschaft der Ackerbrüder (fratres arvales), welche im Mai festliche Flurbittgänge hielten zu Ehren der „schaffenden Göttin“ (Ceres? Juno? Tellus?). Den drei genannten Priestercollegien, deren Mitglieder bis zur spätesten Zeit nur aus altbürgerlichen Familien genommen wurden, stand der Vorrang vor allen

---

1) Diese wurden schon zur Zeit des Horaz nicht mehr verstanden (Episteln II, 1, 87). Uns sind drei unbedeutende Bruchstücke aufbewahrt, wovon das dritte unenträthselbar.

übrigen zu. Auch die Luperci, Priester des Faunus, machten ein altangesehenes Collegium aus und hochverehrt bis zum letzten Athemzuge der alten Roma war die nonnenhafte Genossenschaft der Flaminicä der Vesta [2]). Mit der Erweiterung des Götterkreises stand die Erweiterung der Priesterschaft in entsprechendem Verhältniß. Je nach der Anzahl der Mitglieder einer priesterlichen Genossenschaft hießen die Personen derselben Zweimänner, Dreimänner, Zehnmänner u. s. f. Uebrigens unterschied man in Betreff des Ansehens stets die nationalen Priesterschaften von den mit den fremden Göttern eingeführten. Einheimische priesterliche Collegien waren außer den schon angeführten die zwanzig Staatsboten (feliales), welche die Aufsicht über das Staatsarchiv hatten und bei Staatsgeschäften verwendet wurden (Kriegsansagung, Schließung von Verträgen, Unterhandlungen, staatsrechtliche Begutachtungen); ferner die Pontifices [3]), zuerst fünf, zuletzt sechszehn, ursprünglich Ingenieure, welche mit Maaßen und Zahlen umzugehen wußten und den Kalender zu besorgen hatten. Sie standen unter einem Aeltesten, dem Pontifex maximus, und allmälig kam die Oberaufsicht über das ganze Religionswesen in ihre Hände. Sie arrangirten die religiösen Feste, schlichteten Rechtshändel, die mit der Religion in Verbindung standen, und

---

2) Der Vestalinnen waren im Ganzen sechs. Ihre Vorsteherin hieß die Vestalis maxima. Sie durften beim Eintritt in den Orden nicht unter sechs und nicht über sechszehn Jahre alt sein. Die Novize legte das Gelübde der Keuschheit ab und verpflichtete sich der Göttin zu dreißigjährigem Dienst. Nach Verlauf dieser Zeit konnte sie austreten und heiraten, was aber selten geschah. Der Dienst der Vestalinnen bestand in der Aufbewahrung der heiligen Schilde des Mars und in der Erhaltung des heiligen Feuers der Vesta. Das Erlöschen desselben sah man als eine Staatscalamität an. Die Vestalin, durch deren Nachlässigkeit es geschehen, wurde gegeißelt, die Göttin durch feierliche Opfer und Gebete versöhnt und das erloschene Feuer an den Stralen der Sonne wieder angezündet. Für ein noch größeres öffentliches Unglück galt es, wenn eine Vestalin das Gelübde der Keuschheit brach. Die Unglückliche wurde lebendig begraben und ganz Rom beging einen solchen Tag in Trauer. Die Vestalinnen trugen ein langes weißes Gewand mit rothen Streifen und eine Stirnbinde. Sie hatten als Ersatz für ihre Entsagungen viele Vorrechte: sie waren der väterlichen Gewalt ledig, hatten Ehrenplätze im Theater, ein Lictor bahnte ihnen auf der Straße den Weg, und begegnete ihnen ein zur Hinrichtung geführter Verbrecher, so konnten sie ihm durch ihre Fürsprache Begnadigung erwirken.

3) Eigentlich Brückenbauer (von pons und facere), weil in Roms ältester Zeit das Aufschlagen und Abbrechen der Tiberbrücke von großer religiös-politischer Wichtigkeit war.

lehrten, wie die Götter zu verehren seien. Als Auszeichnung trugen sie eine verbrämte Toga und eine kegelförmige Mütze von Fellen. Indessen mußte auch dieses römische Oberconsistorium streng innerhalb der Schranken des römischen Staatsrechts sich halten. Auch die Pontifices waren Staatsdiener, weiter Nichts. Dann waren echtrömische Priester die Orakelbewahrer (duoviri sacris faciundis), welche die Orakel der kumäischen Sibylle (sibyllinische Bücher[4]), die im römischen Staatsleben bekanntlich eine große Rolle spielten, auszulegen hatten. Auch dieses Collegium wurde im Verlauf der Zeit von zwei Mitgliedern auf fünfzehn vermehrt. Endlich die Genossenschaft der Vögelschauer (augures), welche dem ganzen Augural- und Auspicienwesen vorstanden. Es war das eine Sache von größter Bedeutung, denn die Divination, d. h. die Befragung des göttlichen Willens bei Vornahme irgend eines Geschäfts von irgend einer Bedeutung, war eigentlich der wichtigste Punkt der römischen Religion. Bezeichnet doch selbst ein Mann wie Cicero als die Grundsäulen des Staats auspicia et senatus. Keine Staatshandlung durfte „inauspicato" geschehen. Zur Erkundung des göttlichen Willens hatten die Auguren theils auf jede außerordentliche Himmelserscheinung (Blitz, Donner, Sternschnuppen u. s. w.), theils und hauptsächlich auf den Flug und das Geschrei gewisser Vögel (Adler, Geier, Raben, Krähen, Hühner) zu achten. Nicht zu verwechseln mit den Auguren sind die Zeichendeuter und Wahrsager untergeordneteren Ranges, die Haruspices, welche aus der Lage und Beschaffenheit der Eingeweide der Opferthiere den Opfernden Glück oder Unglück verkündeten. Diese Classe von Leuten war vornehmlich die Trägerin jenes unendlich bunten Aberglaubens, der insbesondere von den Etruskern zu den Römern herübergekommen war und unter diesen eine superstitiose Leichtgläubigkeit beförderte, welche wir belachen müßten, wenn eine ähnliche nicht auch noch heutzutage überall unter dem Volke wucherte. Es kann uns natürlich nicht anstehen, in das Unwesen der römischen Magie und Zauberei einzugehen, welches namentlich in späterer Zeit häufig zu den abscheulichsten Freveln (Liebestränke, Vergiftungen, Lug und Trug aller Art) ausschlug, aber wir versagen uns nicht, der Curiosität wegen aus Cato's Schrift vom Landbau ein römisches Zaubermittel anzuführen[5]).

---

4) Angeblich durch den König Tarquinius Superbus nach Rom gebracht.

5) Wenn man sich verrenkt hat, so wird es durch folgenden Gesang wieder gut. Nimm ein frisches, vier oder fünf Schuh langes Rohr, spalte es in der Mitte und

Zur Glanzzeit Roms war die Stadt sehr reich an religiösen Bauten. Es gab da nicht weniger als 424 größere und kleinere Tempel, nebst 32 heiligen Hainen. Die stehende Einrichtung der bedeutenderen Tempel war so. Ueber einen ummauerten, mit unterirdischen Gängen versehenen Vorhof gelangte man zu einem bedeckten Säulengang (porticus), welcher um das eigentliche Gotteshaus herlief und zu Spaziergängen, Zusammenkünften und Berathschlagungen diente. Das Tempelhaus (cella) selbst enthielt die Bildsäule der Gottheit, welcher es geweiht war. Das Götterbild war mit dem Angesichte meist nach Westen gerichtet, so daß sich die Betenden nach Osten kehren mußten. Die Cella erhielt ihr Licht durch eine Oeffnung im Plafond, sie war mit Weihgeschenken verziert und enthielt noch ein abgesondertes Gemach (adytum oder penetrale), welches nur die Priester betreten durften und woselbst die Orakel ertheilt wurden. Vor der Bildsäule der Gottheit stand ein Altar, welcher zu Rauchopfern und Libationen diente; ein anderer, worauf Brandopfer dargebracht wurden, befand sich außerhalb der Cella, zunächst am Eingang.

Daß zu einer Zeit, wo der Raub der Welt in der Siebenhügelstadt zusammenströmte, die Pracht der Tempel eine außerordentliche war und daß dieser Pracht der Pomp des Gottesdienstes entsprach, ist selbstverständlich. Gebete, Gelübde, Weihungen, Reinigungen, Opfer, Pompe, Feste, Spiele machten den Kreis des Sacrallebens aus. Der Betende näherte sich mit verhülltem Haupte der Bildsäule der Gottheit, umfaßte knieend die Hände derselben und küßte sie. Bei feierlichen Veranlassungen wurden die Gebetformeln durch den Priester vorgesagt. Gelübde that man den Göttern vor Beginn wichtiger Unternehmungen oder Geschäfte, in Seegefahr, Krankheiten oder sonstigen Nöthen. Die Weihungen bezogen sich theils auf Tempel, Altäre, Opfergeräthe, Priester, überhaupt auf Alles, was zum Dienst einer Gottheit gehörte, theils auf einzelne Personen, die sich zum Wohl des

laß es zwei Personen an deine Hüften halten. Dann fange an zu singen: In alio S. F. motas vaeta daries dardaries astataries dissunapiter; — bis die getrennten Stücke des Rohres wieder zusammengegangen sind. Dann wirf ein Stück Eisen darauf. Wenn die zwei Stücke wieder zusammengegangen sind und einander berühren, nimm das Rohr und schneide es rechts und links ab; binde es auf das verrenkte oder gebrochene Glied, und es wird heilen; doch singe täglich das Obige oder auch so: Huat hanat huat ista pista sista domiabo daumnastra; — oder so: Huat huat ista sis tar sis ardanabon dunnaustra. (Diese Formel ist natürlich der purste Unsinn.)

Staates einem freiwilligen Sühnungsopfer unterwarfen. Reinigungen wurden veranstaltet zu Entsündigung einzelner Personen oder ganzer Gemeinden. Die Opfer angehend, haben sich die Römer von dem Greuel der Menschenopfer, welcher bei den Etruskern noch lange statt hatte, im Allgemeinen frühzeitig abgewandt[6]). Daß auch sie vormals den schrecklichen Brauch geübt haben, geht aus dem Umstand hervor, daß in Zeiten höchster Noth dennoch der verzweifelnde Wahnglaube immer wieder zu der alten Barbarei zurückgriff. So kommen bis zur Kaiserzeit einzelne Menschenopfer vor[7]). Auch war das Sühnungsopfer in höchster Potenz, die Todesweihe, im Grunde auch nur ein Menschenopfer, ganz die semitische Selbstopferung[8]). Beim Thieropfer erschien der opfernde Römer, wie der Grieche,

---

6) Der Senatsbeschluß vom Jahre 657 n. E. R., welcher die Menschenopfer verbot, bezog sich freilich nur auf die in Geheimculten (s. o.) geübten Frevel.

7) Livius XXII, 57. Dio Cassius XLIII, 24; XLVIII, 48.

8) Ein vorragendstes Beispiel von einer römischen Todesweihe und Selbstopferung ist das von dem Consul Decius Mus, welcher sich i. J. 340 v. Chr. in einer Schlacht gegen die verbündeten Latiner und Campaner dem Tode weihte. Livius erzählt (VIII, 9) nach einer alten Urkunde den Vorgang so. Der Consul Manlius befehligte (in dieser berühmten Schlacht am Vesuv) den rechten, der Consul Decius den linken Flügel der Römer. Anfangs fochten beide Theile mit gleicher Kraft, mit gleicher Hitze; dann wichen die römischen Hastaten auf dem linken Flügel, den Andrang der Latiner nicht aushaltend, auf die Principer zurück. In diesem bedenklichen Augenblicke rief der Consul Decius dem Marcus Valerius mit lauter Stimme: „Der Götter Hülfe ist hier nöthig, Valerius! Wohlan, Staats-Oberpriester des römischen Volkes, sprich mir die Worte vor, durch welche ich mich für die Legionen dem Tode weihen soll.“ Der Oberpriester hieß ihn die verbrämte Toga anlegen, und mit verhülltem Haupte die mit der Toga bedeckte Hand am Kinn hervorstreckend und mit den Füßen auf einem hingelegten Pfeile stehend, also sprechen: „Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, Laren; — ihr neun Götter, ihr Ahnengötter; Götter, die ihr über uns waltet und über die Feinde, und ihr Todtengötter: zu euch bete ich, zu euch flehe ich, daß ihr wollet dem römischen Volke der Quiriten Gewalt und Sieg segnen und gedeihen lassen, Furcht, Grausen, Tod auf die Feinde senden. Also weihe ich für die Republik der Quiriten, für das Heer, die Legionen, die Bundesgenossen des römischen Volkes der Quiriten; — ich weihe der Feinde Legionen und Verbündete mit mir den Todtengöttern und der Mutter Erde.“ — Nach diesem Gebete hieß er seine Lictoren zu Titus Manlius gehen und seinem Amtsgenossen schleunig melden, daß er sich für das Heer dem Tode geweiht habe, schwang sich in gabinischer Verhüllung bewaffnet auf sein Pferd und sprengte mitten unter die Feinde. Auf ihn sahen beide Schlachtheere, als auf eine übermenschliche Erscheinung, wie vom Himmel

mit bekränztem Haupt und gewöhnlich in einem weißen Gewande. Das Opferthier mußte ohne Fehl und noch nie in's Joch gespannt worden sein; es war ebenfalls bekränzt und wurde von dem Opferschlächter zum Altar geführt. Nachdem der Flamen Stille geboten („Favete linguis!"), wurde das Opfer feierlich geweiht, indem man demselben Haare aus der Stirne riß und in's Feuer warf, worauf man des Thieres Stirne, den Altar und das Opfermesser mit Dinkelschrot bestreute. Hierauf wurde das Thier mit dem Beil getödtet, zerlegt und vom Haruspex besichtigt. Dann sprengte man das Blut um den Altar her, goß Weinlibationen und verbrannte unter Anstimmung von Gebeten auf dem Altar die Fleischstücke, welche den Göttern vorbehalten waren, damit sich diese — so war der griechische und römische Volksglaube — an dem Fettdampf labten. Eine Opfermahlzeit beschloß die ganze Handlung.

Wir stoßen im römischen Cult, wie im griechischen, auch auf Asketisches, nämlich auf zeitweise angeordnete Fasten, so eine Art Buß- und Bettage in großen Calamitäten. Doch war das eine immerhin nur sehr schwache Abschattung der orientalischen Askese und auch der römische Gottesdienst trug, dem griechischen gleich, vorwiegend einen lebensfrohen Charakter. Nur mußten seine Aeußerungen anders lauten bei den idealisch gestimmten Hellenen, anders bei den realistischen Römern. Ein echter Römer hätte z. B. nie begriffen, wie der Olivenkranz, womit die Sieger beim religiös-politischen Fest des olympischen Zeus bekrönt wurden, für den Griechen die höchste Ehre sein könne. Dagegen hätte auch ein echter Grieche kaum das Hochgefühl religiös-politischen Stolzes verstanden, von welchem die Brust des Römers schwoll, wenn die Triumphalpompe siegreicher Feldherren nach dem Capitol zogen, um dort dem Jupiter Optimus Maximus die Trophäen einer besiegten Welt zu Füßen zu legen. Die den Göttern zu Ehren veranstalteten Auf-

gesandt zur Sühne für jeglichen Zorn der Götter, das Verderben, von den Seinen weg, unter die Feinde zu tragen. So zog Schrecken und Angst in jeder Gestalt mit ihm, verwirrte zuerst die Reihen der Latiner und durchdrang sodann durch und durch ihr ganzes Heer. Das Auffallendste war, daß, wo er immer hineinsprengte, Alles wie von einem pestbringenden Gestirn angeblitzt bebte. Als er aber von Geschossen überschüttet niederstürzte, da ergriffen die Schaaren der Latiner in augenscheinlicher Bestürzung die Flucht und ließen weithin eine Leere. Zugleich brachen auch die Römer, von der Furcht, daß die Götter zürnen, befreit, als würde jetzt erst das Zeichen gegeben, los und begannen einen frischen Kampf. —

züge, Festprozessionen und Mummereien führten in Griechenland und Rom ebenfalls zu charakteristisch verschiedenen Resultaten. Dort bildete sich die Krone der poetischen Kunst, das Drama, daraus hervor, hier die blutigen Schlächtereien des Circus, die brutalen Thierhetzen und die noch brutaleren Gladiatorenkämpfe. Der Festcyclus mußte natürlich in Rom, wo Alles und Jedes seinen Gott oder Genius hatte, sehr reich sein. Ovid hat ihn (theilweise) in seinem episch-didaktischen „Festkalender" gar artig beschrieben, aber am meisten Seele athmet sein Gedicht da, wo es die altrömisch-ländlichen Feste schildert [9]).

6.

Der strenge Tacitus nennt an einer berühmten Stelle seiner Jahrbücher Rom den Ort, wo allwärtsher alles Scheußliche und Schamlose zusammenströme [1]). In Wahrheit kann dieses Wort seine Anwendung auf die fremden Culte finden, welche in der dritten Periode der römischen Religion, etwa vom Jahre 200 v. Ch. an bis zur Regierung des namenlos verworfenen Heliogabal, in die Weltstadt verpflanzt wurden, die ihre Bewohnerschaft nach Millionen zählte und zuletzt einen fremden Götterdienst um so begieriger aufnahm, je mehr derselbe mit sinnlosem Aberglauben frechste Sittenlosigkeit verband. Vom Nil her kam der Isiscult, aus Persien der Mithrasdienst, welchem zu Liebe Commodus den Greuel des Menschenopfers erneuerte, aus Syrien wurde die phallische Verehrung des Baal und der Aschera herübergebracht. So war zuletzt die römische Religion nur noch ein wüstes Bacchanal, unter dessen wirrem Getobe der Zersetzungsprozeß der alten Welt unaufhaltsam vorschritt. Wir werden im 5. Buch darauf zurückkommen müssen.

Andererseits hatte lange vor dem Aufkommen des Christenthums, lange, bevor die Weltfastencur der neuen Religion dem wilden Carneval römischer Verderbniß ein Ende machte, unter den edleren Geistern Roms eine reinere Auffassung der religiösen Dinge Platz gegriffen. Großen weltgeschichtlichen Umwälzungen geht eine allgemeine Ahnung voran, daß das

---

9) So in der Beschreibung der Paganalien (Fasti I, 669 fg.), der Terminalien (II, 639 fg.), der Robigalien (IV, 905 fg.).

1) Annal. XV, 44.

Bestehende dem Untergang verfallen und eine neue Weltordnung im Anzug sei. Diese Ahnung wird bei den Denkenden und Redlichen zu sehnsüchtigem Hoffen und verleiht auserwählten Geistern einen prophetischen Zukunftsblick. So kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir in den Schriften von Männern wie Cicero, Virgil, Livius und Tacitus auf Winke stoßen, die mit mehr oder weniger Bestimmtheit auf das Bevorstehen einer religiösen Katastrophe hindeuten. Die Seele des classischen Heidenthums war entflohen, der verwesende Leib aber hauchte einen Mißduft, von welchem sich die Besseren mit Widerwillen abwandten. Sie suchten für die Einbuße des naiven Glaubens an die olympische Götterwelt Ersatz in der griechischen Philosophie, welche mit der übrigen griechischen Literatur nach Rom gekommen. Wie diese Philosophie die religiösen Begriffe zu klären unternahm, haben wir am Schluß des vorigen Kapitels wenigstens andeutungsweise berührt. Cicero vornehmlich unterzog sich der Arbeit, die Ansichten der griechischen Philosophen unter seinen Landsleuten zu verbreiten, und seine religionsphilosophischen Schriften, insbesondre die „vom Wesen der Götter", zeigen uns, welche Anschauungen schon zur Zeit des Uebergangs der Republik in's Cäsarenthum unter den gebildetsten Römern in religiösen Dingen maßgebend waren. Sehr wichtig ist auch Cicero's Zeitgenosse, der Dichterphilosoph Lucretius Carus. In seinem schon berührten Lehrgedicht findet sich (Buch 5, V. 1160—1239) die berühmte Stelle von der Entstehung der Religionen, wo er den Ursprung der Götter auf die Bewunderung und die Furcht der Menschen zurückführt[2]). Da trifft auch der Römer in seiner Werthung der

---

2) Von der staunenden Bewunderung, womit der Mensch die Größe und Pracht der Natur betrachte und welcher die Annahme göttlicher Wesen entspringe, spricht Lucrez fast wörtlich so, wie Aristoteles bei Cicero (vgl. Buch I, S. 4—5). Das religiöse Motiv der Furcht legt der Dichter dar in den schönen Versen: —

. . . . Wem ergreift die Furcht vor den Göttern das Herz nicht,
Wenn die entzündete Erd' aufbebt vom schrecklichen Blitzschlag
Und hinrasseln die Donner durch räumige Weiten des Himmels?
Länder und Völker erzagen alsdann; die erschütterten Glieder
Stolzer Könige faßt Entsetzen und Furcht vor den Göttern,
Daß durch ein übermüthiges Wort, ein schändlich Vergehen,
Endlich herangereift die rächende Stunde der Schuld sei.
Wirft den Gebieter der Flotte die Macht empöreter Winde
Weithin über die Fluten des Meers und seine gewalt'gen
Legionen mit ihm und die mächtigen Elephanten,

religiösen Aeußerlichkeiten [3]) in höchst merkwürdiger Weise mit dem hebräischen Propheten Micha zusammen [4]).

So sind wir denn bei einem Punkt angelangt, wo wir die Römer füglich einstweilen verlassen können. Wir werden sie wiederfinden, verächtlicher Tyrannen verachtete Sklaven, und werden dort dem ungeheuren Schauspiel des Einsturzes einer Welt anwohnen. Jetzt aber schreiten wir der Betrachtung des Religionswesens neuer Völker zu, von denen vorab das eine, das germanische, die antike Welt zertrümmerte, um auf den Ruinen derselben, die angestammten Götter um des Christengottes willen verlassend, das Panier einer neuen Weltanschauung, der germanisch-christlichen, zu entfalten.

Geht er die Götter dann nicht mit Gelübden an und erflehet
Angstvoll Ruhe des Sturms und der Winde gelinderen Anhauch?
Endlich, wann selbst aufschwanket der Erdkreis unter den Füßen,
Hier die erschütterten Städt' einsinken .....
Ist es zu wundern, woferne der Mensch sich dann für gering hält?
Eine erhabene Macht und Wundervermögen den Göttern
Einräumt, welches die Welt und sämmtliche Dinge beherrschet?

3) Frömmigkeit ist das nicht, mit verhülltem Haupte sich oftmals
Rund um den Stein zu dreh'n und jeden Altar zu bestürmen,
Hin sich zur Erde zu werfen, mit ausgebreiteten Händen,
Vor den Bildern der Götter, mit Opferblute der Thiere
Ihren Altar zu besprengen, Gelübd' an Gelübde zu reihen; —
Sondern: beruhigt im Geist hinschauen zu können auf Alles.

4) Vgl. Kap. IV, 13 und Anm. 28.

Viertes Buch.

I.

Kelten.

II.

Slaven (und Finnen).

III.

Germanen.

Erstes Kapitel.

Die Kelten.

1.

Die alten Völker, welche ringsher um das Mittelmeer saßen, haben, wie wir im vorigen Buch gesehen, eine Menge von Denkmälern ihres geschichtlichen Daseins hinterlassen. Von den mit Hieroglyphen bedeckten Obelisken und Grabkammern Aegyptens spannt sich eine Kette von authentischen Documenten bis zu den Annalisten der römischen Kaiserzeit herab. Eine unermeßliche Literatur hat sich um diese Documente her angehäuft, und wer von unseren Zeitgenossen einige Mühe nicht scheut und dabei der Phantasie nicht ganz bar und ledig ist, der kann sich eine bis ins Einzelnste gehende Anschauung des religiösen und politischen, des häuslichen und öffentlichen Lebens der äthiopisch-ägyptischen, semitischen und pelasgischen Nationen zu eigen machen. Dennoch aber gibt es auch in der Geschichte der alten Mittelmeerstaaten eine Region, wo das Zwielicht des Mythus und der Heldensage in, wie es scheinen will, undurchdringliches Dunkel übergeht. Die eigentlichen Anfänge der Völker- und Staatenbildungen sind uns auch dort verhüllt und über die älteste Besiedelung des Nilthals und der Euphratebene, wie über die ältesten Wanderungen der phönikischen und pelasgischen Stämme haben wir nur Vermuthungen, die weit davon entfernt sind, übereinstimmend zu sein.

Wenn also die ganze reiche Cultur, welche das ägyptisch-semitisch-pelasgische Alterthum uns hinterlassen, nicht ausreicht, uns ihre eigenen Quellen aufzudecken, wie sollte es uns Wunder nehmen, daß die Finsterniß, welche auf den Ursprüngen der nördlichen und nordwestlichen Völker Europa's liegt, noch so wenig aufgehellt ist? Die architektonischen und literarischen

Denkmäler, welche uns diese Völker aus ihrer Vorzeit hinterließen, sind im Vergleich mit denen der antiken Welt unbedeutend, und wie scharfsinnig sie auch, zusammengehalten mit den zerstreuten Nachweisungen griechischer und römischer Autoren, von der modernen Forschung ausgedeutet wurden, immerhin bewegen sich unsere Vorstellungen von den vorzeitlichen Zuständen des europäischen Nordwestens, Nordens und Nordostens in einer Dämmerung, welche erst da der geschichtlichen Helle zu weichen beginnt, wo die Bewohner jener Gegenden mit der römischen Welt in Berührung kommen. Sind doch auch die Germanen, deren Alterthum, was die Menge der Ueberlieferungen und deren allseitige Durchforschung angeht, als das aufgehellteste dieser nördlichen Nationen sich darstellt, erst durch ihren Zusammenstoß mit den Römern ein historisches Volk geworden.

Drei große Völkerstämme nahmen in vorchristlicher Zeit den Länderraum nordwärts von den Alpen zwischen dem Schwarzen Meer, dem Ural und dem atlantischen Ozean ein: die Kelten, die Germanen und die Slaven. Ihnen allen durfte die vergleichende Sprachwissenschaft indogermanisch-kaukasische Abkunft zuweisen, so zwar, daß ihre ursprüngliche Gemeinsamkeit mit den ost- und westarischen, wie mit den pelasgischen Völkern, als eine feststehende Thatsache angesehen werden muß. Wie und wann aber jene drei Völkerströme von der gemeinsamen indogermanischen Quelle ausgeflossen, wie viele Jahrhunderte oder Jahrtausende ihre Einwanderungen nach Europa in das Dunkel der Urzeit zurückreichen, welche physischen und moralischen Ursachen die immer weitergehende Sonderung der Völkermassen herbeigeführt, was für ungeheure Schicksale sie schon durchgemacht, bevor sie am Horizont der Geschichte auftauchten, — das Alles dürfte vielleicht für immer unserer Kenntniß entzogen bleiben. Sicher scheint nur, daß zuerst die Kelten von Asien nach Europa herübergingen, daß sie von den nachrückenden Germanen immer weiter westwärts gedrängt wurden und daß hinwiederum den letzteren bis weit in den jetzigen Umfang Deutschlands herein slavische Stämme sich nachschoben. Als dann endlich die Wanderungen dieser Völker einstweilen aufhörten, hatten die Kelten den Westen Europa's inne, die Slaven den Osten und zwischen beiden saßen in Deutschland und Skandinavien die Germanen.

Wir werden im folgenden Kapitel zu berühren haben, daß zwar die alten Preußen, Kuren, Letten, Lieven und Litthauer Stammverwandte der Slaven, nicht aber eigentliche Slaven waren, und müssen schon hier bemerken,

daß neben den slavischen Stämmen noch ein anderer Volksstamm im östlichen Europa sich niedergelassen hatte, die **Finnen**. Noch jetzt in Finnland seßhaft, hatten die Finnen, zu deren Stamm unzweifelhaft die Lappen gehören und zu deren Stammverwandtschaft mit mehr oder weniger Bestimmtheit auch die Magyaren in Ungarn gezählt werden, weithin im östlichen Europa die Gegenden inne, welche nachmals von den Slaven besetzt wurden. Sie gingen aber nach der slavischen Invasion, mit wenigen Ausnahmen, so sehr im Slaventhum auf, daß es unmöglich sein dürfte, mit Sicherheit zu entscheiden, was an den Esthen, Lieven, Kuren, Letten und Litthauern, die von Einigen dem finnischen Stamm zugerechnet werden, ursprünglich Finnisches, was hinzugekommenes Slavisches sei.

Wenn aber in Betreff des Slaventhums noch Vieles unaufgehellt und streitig ist, so ist das Keltenthum noch in viel höherem Grade ein Lieblingsstreitgegenstand unter Historikern und Sprachkundigen. Die Alten gebrauchten die Bezeichnung Kelten allerdings in einem so vagen Sinne, daß Veranlassung zu Controversen in Fülle gegeben war. Sie begriffen unter den Kelten alle Völker Europa's, welche westlich vom Rhein und südlich von der Donau bis an die Gränzen Mittelitaliens im Süden und Illyriens im Osten saßen. Diese Annahme unterliegt jedenfalls sehr bedeutenden Einschränkungen. Zuvörderst sind von den Kelten zu trennen die **Iberer** und **Kantabrer** in Spanien, welche in diesem Lande saßen, bevor die Kelten von Gallien aus über die Pyrenäen vordrangen. Als dieses geschehen, fand eine Mischung zwischen den Einwanderern und den Iberern statt und so entstand der keltiberische Stamm. Schroffer verhielten sich gegenüber den eingewanderten Kelten die Kantabrer. Wenigstens im westlichen Theil des Pyrenäengebietes hielten sich die Kantabrer in einer so hartnäckigen Sonderung, daß ihre Volkseigenthümlichkeit der keltischen, der römischen, der westgothischen und arabischen Invasion trotzte und noch heute nicht untergegangen ist[1]). Als die große keltische Völkerflut über Europa sich ergoß, be-

1) Das kleine Volk der **Basken** nämlich, zum kleinern Theil am Nordwestabhang der Pyrenäen in Frankreich, zum größeren am Südwestabhang dieses Gebirges in Spanien (Biscaya, Guipuzcoa) lebend, stammt von den alten Kantabrern und hat darum wohl das Recht, sich für das älteste aller jetzigen europäischen Völker, seine unvermischte Sprache für die älteste des Erdtheils zu halten. Die Basken nennen sich selbst Escualdunac. Indessen findet sich schon bei Plinius (hist. nat. IV, 34) der Name Vascones für die Nachkommen der Kantabrer.

setzten die Kelten den größten Theil von Frankreich, von wo sie nach Spanien gelangten, ferner Helvetien und beide Rheinufer, welche lange Zeit der Schauplatz wirren Durcheinandertummelns keltischer und germanischer Völkerstämme gewesen sein müssen. Auch im östlichen Deutschland, in Böhmen und Ungarn waren keltische Stämme auf ihrer Wanderung von Osten nach Westen sitzen geblieben, die Bojer, Skordisker, Taurisker, Karner, welche später wieder ostwärts, nach Griechenland und Kleinasien gezogen zu sein scheinen. Daß die britischen Inseln, England, Schottland und Irland, von Nordgallien aus durch keltische Einwanderer in Besitz genommen wurden, kann nicht bezweifelt werden, aber über das Wann und Wie dieser Besitznahme herrscht noch viele Unklarheit. Man hat, um das Successive in den Ansiedlungen der Kelten zu erklären, die Masse des Volkes in zwei Wanderschaaren geordnet, in eine ältere, die Gaelen oder Gadhelen, und in eine jüngere, die Kymren, welche auch, als aus der Mischung keltischer und germanischer Nationalität, jedoch mit Vorwiegen der ersteren hervorgegangen, Keltogermanen genannt werden. Zu den altkeltischen Gadhelen gehörten die früheren keltischen Ansiedler in Irland und Nordbritannien, die letzteren den Römern unter dem Namen der Kaledonier bekannt, welche dann durch die späteren keltischen Einwanderer, die Briten und Kymren, nach Hochschottland zurückgedrängt wurden.

Den Spuren alt- und neukeltischer Wanderungen weiter nachzugehen, ist unsere Aufgabe nicht, indem es für unsern Zweck ausreicht, zu sagen, daß, nachdem die keltische Wanderflut sich gesetzt, Gallien und Britannien mit Irland die Hauptsitze der Kelten waren. Hier wohnten sie in compacten Massen, während sie in Oberitalien und Spanien durch Vermischung mit anderen Völkern ihrer Nationalität ganz oder theilweise verlustig gingen und aus ihren Sitzen am Oberrhein, in der Schweiz und auf dem rechten Donauufer durch die Germanen verdrängt wurden [2]).

---

2) Die gäng und gäbe Auffassung des Keltenthums müßte freilich zusammenfallen, wenn die Ansicht, welche Holtzmann in seiner Schrift „Kelten und Germanen" (1855) darüber aufgestellt hat, durchgriffe. Dieser Gelehrte hat es nämlich unternommen, eine, wie er sie selbst bezeichnet (S. 1), ganz paradoxe Lehre aufzustellen. Er setzt der herrschenden Ansicht, welche lehrt: 1) die Germanen sind keine Kelten: 2) die Kymren und Gaelen sind Kelten, — die entgegen: 1) die Germanen sind Kelten; 2) die Kymren und Gaelen sind keine Kelten. Neu ist zwar die Meinung von der Einheit der Kelten und Germanen nicht. Abgesehen davon, daß Radlof in seinen Untersuchungen

2.

Als körperliche Merkmale werden den Kelten von den Alten im Allgemeinen ein hoher schlanker Wuchs und röthlich=blonde Haare zugeschrieben, ein Zeugniß, welches diejenigen, denen Kelten und Germanen eine Nation sind, für sich anführen mögen, das aber doch wohl nur die von Niemand bestrittene indogermanische Urverwandtschaft der beiden Stämme, nicht aber ihre spätere Einheit beweist. Im Uebrigen galt den Griechen und Römern das Keltenthum für einen Inbegriff des Wilden und Wüsten. Leichtentzündliche, aber nicht nachhaltige Tapferkeit, barbarischer Mißbrauch des Sieges, Trägheit und Unflätheit, Unmäßigkeit im Trunke, Leichtsinn, Putzsucht, Prahlhanserei, Wankelmuth, blutdürstiger Aberglaube, endlich wüste geschlechtliche Ausschweifung, das waren nach den Alten keltische Eigenschaften. Am übelsten waren die Iren beleumdet. Denn wenn Cäsar schon die Briten als nur halbbekleidete, sich tätowirende und blau bemalende Barbaren hinstellt, welche in bis zum Monströsen getriebener Weibergemeinschaft lebten, wenn Dio Cassius diese Schilderung bestätigt, so werden uns vollends die Iren als ganz greuliche Kannibalen vorgeführt. Sie hatten nicht nur die Lascivität der Päderastie mit den übrigen Kelten gemein, sondern hielten es

---

über das Keltenthum (1822) sie verficht, weist Holtzmann nach, daß bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts diese Meinung die herrschende war (S. 2—3). Er meint auch, zur Ausbildung der Annahme des Gegensatzes von Germanen und Galliern in unserem Jahrhundert habe die gegenseitige Erbitterung zwischen Deutschen und Franzosen in Folge der Revolutionskriege wesentlich beigetragen. Der ganzen von ihm angestellten Untersuchung läßt sich gelehrter Scharfsinn sicher nicht absprechen; allein dennoch stehen seiner Beweisführung Thatsachen entgegen, welche Holtzmann nicht entkräftet hat. Wollte man auch der ganz bestimmten Unterscheidung, welche Julius Cäsar zwischen Germanen und Galliern macht (VI, 21), nicht das Gewicht beilegen, welches sie ohne Zweifel verdient, so ist doch sicherlich entscheidend, daß das, was von der keltischen Sprache in der Bretagne, in Hochschottland, Irland und Wales noch übrig, zwischen ihr und der germanischen einen wahrhaft nationalen Unterschied im Sprachbau begründet, einen Unterschied, welcher durch das Zutreffen einzelner Wort- und Namenvergleichungen nicht aufgehoben wird. Sodann lassen sich die sehr wesentlichen Unterschiede in den Verfassungen und mithin auch im Volksleben und den Sitten der Germanen und der Kelten nicht so ohne Weiteres verwischen. Die Kelten wußten Nichts von Ausbildung einer germanischen Gemeinfreiheit. Endlich, und das ist doch gewiß sehr wichtig, hatten die Germanen nicht, wie die Kelten, eine Priesterkaste, d. h. eine Priesterschaft als geschlossenen Stand.

auch, wie Strabo und Diodor melden, nicht für anstößig, den leiblichen Müttern und Schwestern ganz öffentlich beizuwohnen. Auch seien sie, denselben Autoren zufolge, nicht nur Menschenfresser gewesen, unter denen die Brüste der Weiber für den größten Leckerbissen galten, sondern sie hätten es auch für etwas besonders Löbliches gehalten, die Leichname ihrer Eltern zu verzehren [1]).

Sei es nun, daß wir in diesen Nachrichten Zeugnisse altkeltischer Wildheit und Wüstheit vor uns haben, welche durch die schon mehr civilisirten keltischen Einwanderer, die später aus Gallien nach den britischen Inseln kamen, überwunden wurde, sei es, daß die alte Barbarei in so entlegenen Gegenden, wie Schottland und Irland, länger sich halten konnte als anderwärts, sei es endlich, daß die weite Entfernung manchen antiken Schriftsteller zu Uebertreibungen veranlaßte: — gewiß ist, daß zur Zeit Cäsar's, dessen Commentarien über den gallischen Krieg bekanntlich eine Hauptquelle unseres Wissens von Keltischem bilden, die keltischen Stämme, nicht allein in Gallien, sondern auch in Britannien, bedeutende Vorschritte in der Cultur gemacht hatten. Noch war zwar, wie wir im Verlaufe des Kapitels sehen werden, auch damals im Keltenthum genug von waldursprünglicher Barbarei vorhanden, aber der Bericht des großen Römers, welcher Gallien aus jahrelanger Anschauung kannte, über das dortige Staats- und Kirchenwesen setzt denn doch einen Bildungsgrad voraus, welcher über die berührte Bestialität der Iren thurmhoch erhaben ist. In Gallien hat sich auch das Keltenthum, wenigstens örtlich, mit am längsten erhalten, nachdem es anderwärts einerseits durch das Römerthum, anderseits durch das Germanenthum gebrochen worden. Jene Provinz Frankreichs, die unter dem Namen der Bretagne bekannter ist als unter dem echteren Armorika, ist auch nach der Romanisirung Galliens noch ein vorzugsweise keltisches Land geblieben. Einen weltgeschichtlichen Kampf kämpfte das Keltenthum gegen Sachsenthum und Normannenthum Jahrhunderte lang in Wales, Irland und Hochschottland, einen Kampf, wo die letzten Niederlagen des keltischen Stammes erst in das

---

1) Strabo 4, 201. Diodor 5, 32. Holtzmann (S. 61) benützt diese Nachrichten, um aus dem bestialischen Leben der Iren den Schluß zu ziehen, daß dieselben keine Kelten gewesen sein könnten, denn bei diesen sei die Reinheit der Familie die Grundlage aller Verhältnisse gewesen. Diese Behauptung steht mit dem, was die Alten von den geschlechtlichen Unsitten der Kelten erzählen, freilich in grellem Widerspruch.

vorige, ja noch in das jetzige Jahrhundert fielen. Die Pietät keltischer Epigonen in Irland, Wales und Schottland hat dann auch in unserer Zeit durch Sammlung und Wiederbekanntmachung der altkeltischen Ueberlieferungen in Liedern, Sagen, Mythen, Märchen und Gebräuchen, verbunden mit der archäologischen Bemühung um die architektonischen Ueberbleibsel des Keltenthums, eine reiche Fundgrube für Kenntniß desselben aufgethan [2]).

3.

Die Religion der Kelten war Naturreligion, denn sie fußte, wie das religiöse Bewußtsein der Indogermanen überhaupt, auf der Verpersönlichung und Vergötterung des Naturlebens. Sie war aber auch Priesterreligion, sofern sie von einem besonderen Stand ergriffen und zum Gegenstand priesterlicher Speculation gemacht wurde. Was also Anfangs vages Eigenthum des ganzen Volkes gewesen, ist nachmals von den keltischen Priestern, den Druiden, zu einem theologischen System erhoben worden, welches eine esoterische und exoterische Seite hatte. Jene wurde als Geheimlehre von Generation zu Generation corporativ fortgepflanzt, diese machte als Cult den populären Anschauungen von religiösen Dingen sehr bedeutende Einräumungen. Daher die Fülle von metaphysischen Ideen in der druidischen Dogmatik, daher die blutige Rohheit und der wunderliche Zauberglaube im keltischen Gottesdienst. Da aber die reinere Erkenntniß unter den Kelten nur als priesterlich-aristo-

---

2) Ich führe nur das Wichtigste an. The Myvyrian Archaiology of Wales, collected by O. Jones, E. Williams and W. Owen. Lond. 1801—7. Diese drei starken Bände bezeichnet Mone mit Fug als die keltische Edda. Sie enthalten alte Bardenlieder, urgeschichtliche Traditionen, Sagen, Sprüche u. s. f. Specimens of ancient Welsh poetry by E. Evans. Reliques of Jrish poetry by Miss Brooke. Historical memoirs of the Jrish bards by E. Walker. Mabinogion and Hên Chwedlau by Lady Guest. Von englischen Büchern über das keltische Religionswesen sind insbesondere zu nennen E. Davies' Celtic researches (1804) und desselben Forschers Mythology and rites of the British Druids (1809), sowie Toland's, durch Huddleston erneuerte, History of the Druids (1814). Von deutschen: Mone's Geschichte des Heidenthums im nördl. Europa Bd. 2, S. 331—537. Diefenbach: Celtica. Eckermann: Lehrb. d. Religionsgesch. und Mythologie. Bd. 3. Ellissen: Polyglotte der europ. Poesie. Bd. 1, Kap. 2—3. Mone's Abhandlung über die Tristansage. San Marte's (Schulz's) höchst fleißige Untersuchungen über die Arthursage und über die Sagen von Merlin.

kratisches Privilegium gepflegt wurde, konnte von einer umfassenden civilisirenden und sittigenden Wirkung des Druidenthums keine Rede sein und so vermochte denn auch diese monopolisirte Weisheit den Untergang des Keltenthums wohl da und dort zu verzögern, nicht aber zu verhindern.

Wir beschäftigen uns zunächst mit den Druiden und geben zuvörderst den Bericht Cäsar's über diese Priesterschaft, wie er sie in Gallien vorfand. Er lautet so. In Gallien gibt es überhaupt nur zwei Klassen von Menschen, die Ansehen und Einfluß haben; denn die ganze übrige Volksmasse betrachtet man fast als eine Sklavenschaft. Das Volk kann auf eigene Faust Nichts unternehmen und wird zu keiner Berathung gezogen. Unter den zwei herrschenden Klassen bilden aber die erste die Druiden, die zweite die Edelleute (equites). Den Druiden gehört die Aufsicht über das Religionswesen; sie besorgen öffentliche und privatliche Opfer, sie sind die Lehrer und Berather in Sachen des Glaubens. Zu ihnen begibt sich des Unterrichts wegen eine Menge von jungen Leuten. In größtem Ansehen stehend, geben sie in allen Staats- und Privathändeln die Entscheidung; sie sind Richter, wenn ein Mord verübt oder sonst ein Verbrechen begangen worden. Nicht weniger bei Erbschaftsprozessen oder Gränzstreitigkeiten. Sie bestimmen Belohnungen und Strafen, und falls ein Privatmann oder ein Magistrat ihrem Spruche sich nicht fügt, so wird ihm der Zutritt zum Gottesdienst untersagt. Eine schwerere Strafe aber gibt es bei den Galliern nicht, denn die Excommunicirten werden als Gottlose und Verbrecher behandelt; Alle gehen ihnen aus dem Wege und meiden ihren Umgang und ihre Ansprache, um ja keinen Schaden durch Ansteckung zu erleiden. Auch wird den Excommunicirten, und wenn sie sich auch noch so sehr darum bemühen, kein Recht gesprochen und keine Ehrenstelle zugetheilt. An der Spitze der Druiden steht ein Oberdruide. Stirbt dieser, so folgt ihm in seiner Würde der vor allen übrigen Angesehenste. Sind solcher mehrere vorhanden, so wird aus ihnen der Oberdruide vermittelst Abstimmung der Druiden gewählt; zuweilen entscheiden selbst die Waffen über den Vorzug. In dem Lande der Karnuten, das man für den Mittelpunkt von ganz Gallien hält, halten die Druiden zu einer bestimmten Jahreszeit an heiliger Stätte eine Versammlung. Wer einen Streit hat, findet sich dort ein und unterwirft sich ihrer Entscheidung. Das ganze Institut der Druiden soll zuerst in Britannien aufgekommen und von da nach Gallien verpflanzt worden sein. Auch jetzt noch — (zu Cäsar's Zeit) — gehen Solche, denen an einer genaueren Kenntniß der Sache liegt,

um sich zu unterrichten, nach Britannien. Die Druiden nehmen gewöhnlich keinen Antheil am Kriege; sie zahlen keine Steuern und genießen Freiheit vom Kriegsdienst und allen andern öffentlichen Lasten. Durch solche Vortheile angereizt, treten Viele aus freien Stücken in diesen Stand, Andere werden von ihren Eltern und Verwandten dazu veranlaßt. Sie müssen dann eine Menge Verse und Formeln auswendig lernen, weßwegen Manche an zwanzig Jahre in dieser Schule zubringen. Sie halten es nämlich nicht für erlaubt, die religiösen Lehren schriftlich zu verzeichnen, und zwar, wie ich glaube, aus zwei Ursachen. Einmal, um zu verhindern, daß ihre Lehre unter das Volk komme, und dann, damit nicht ihre Jünger, wenn sie sich auf das Geschriebene verlassen können, weniger Sorgfalt auf die Uebung des Gedächtnisses verwenden. Eine Hauptlehre der Druiden ist, daß die menschliche Seele unsterblich sei und nach dem Tode von einem Körper in den andern wandere. Ueberdies behaupten sie noch Vieles über die Gestirne und ihren Lauf, über die Größe des Weltalls und der Erde, über das Wesen der Dinge und über die Gewalt und Macht der unsterblichen Götter.

Soweit Cäsar [1]). Wir ersehen aus seinem Bericht, daß die Druiden ein geschlossener Priesterstand waren, aber keine erbliche Priesterkaste, ein Stand, welcher sich durch Schüler ergänzte, ganz in der Weise der katholischen Hierarchie. Ferner, daß die Druiden nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen die Oberleitung hatten, daß ihnen im gallischen Staatsleben die Stellung zukam, welche im indischen die Brahmanen, im ägyptischen die Priester einnahmen. Dann, daß die druidische Lehre ein priesterliches Monopol war, und daß an der Spitze der Druidenschaft eine Art Papst stand. Endlich, daß die druidische Lehre von der Seelenwanderung auf einen ältesten Zusammenhang mit indischen Vorstellungen hindeutet. Die Schilderung Cäsar's betrifft nun allerdings nur die gallischen Druiden, aber seine Hinweisung auf den Zusammenhang derselben mit den britischen gibt schon den Fingerzeig, daß das Druidenthum im Wesentlichen diesseits und jenseits des Canals dasselbe war. Unsere britischen Quellen bestätigen das, doch scheint das Druidenthum seine genauere hierarchische Gliederung vorzugsweise in Gallien erlangt zu haben, weil wir auf britischem Boden die drei Klassen des Instituts nicht selten in einer Person vereinigt

1) De bello gall. VI, 13, 14.

finden [2]), wogegen diesseits des Canals eine strengere Sonderung festgehalten wurde.

4.

Wenn nämlich der Name Druiden [1]) die allgemeine Bezeichnung der keltischen Priesterschaft war, so theilte sich dieselbe wiederum in drei Klassen: in die der Senani, der Eubutes oder Eubages und der Barden, zu welchen drei männlichen Reihen des druidischen Ordens noch eine weibliche kam, die Druidinnen. Die Senani [2]) waren die eigentlichen Priester, d. h. die Bewahrer des Dogma's, die Pfleger der traditionellen metaphysischen und ethischen Weisheit, auch die Leiter der Rechts- und Staatsgeschäfte in letzter Instanz, also die Druiden im engeren Sinne. Sie waren, so viel wir wissen, verheiratet, führten aber, wo nicht Religion oder Politik ihr Erscheinen in der Gesellschaft nöthig machten, ein zurückgezogenes und beschauliches Leben im Dunkel der heiligen Eichenwälder. Die Eubuten oder Eubagen [3]) beschäftigten sich speziell mit astronomischen Beobachtungen und kalendarischen Berechnungen und waren im Allgemeinen die Vermittler zwischen der druidischen Lehre und der Praxis des Lebens. Sie standen demnach den

---

2) Myvyrian archaiology I, 26, 30.

1) Das Wort ist verschiedenen Ableitungen unterzogen worden. Auf die keltische Wurzel rhy zurückgeführt, welche den Begriff der Fülle, des Ueberschwanges enthält, würde es bedeuten die Erleuchteten, Begeisterten. Noch jetzt heißt im Wälschen derwydd ein Weiser, Inspirirter. Derwydd soll aber Compositum sein aus de oder di (Gott) und rhwydd (redend), also bedeutete Druide einen von Gott oder göttlichen Dingen Redenden. Eine andere Ableitung ist die von derw oder dair (Eiche). Dann gäbe das wälsche derwydd oder im Plural dryod, derwyddon den Sinn: Eichenmänner, Eichenherren, und wenn man bedenkt, daß die Druiden unter Eichen opferten und bei jeder gottesdienstlichen Handlung einen Kranz von Eichenblättern trugen, möchte diese Deutung ihres Namens wohl die richtige sein.

2) Senani bedeutet die Aeltesten, die Ehrwürdigen, die Väter. Vielleicht steht das Wort im Zusammenhang mit den Senones, welche Livius da, wo er von dem Einbruch keltischer Völker in Italien zur Zeit des Tarquinius Priscus erzählt (lib. V, 34) unter den ältesten gallischen Stämmen mitaufführt. An einen Zusammenhang mit den indischen *Σεμνοί* (die Ehrwürdigen, Heiligen), deren Klemens von Alexandrien erwähnt (Strom. III, 7), ist wohl nicht zu denken.

3) Eubages bei Ammian (XV, 9), *Οὐάγαι* oder *Οὐάτεις* bei Strabo (IV, 197). Sie heißen auch Mantes, zweifelsohne vom griechischen *Μάντεις*.

Culthandlungen vor, unterrichteten die Druidenschüler in der praktischen Theologie, übten die Arzneikunst und handhabten das ganze weitläufige Ceremoniel des Weissagungs-, Beschwörungs- und Zauberwesens. Sie waren demnach, wenn dieser Ausdruck statthaft ist, die praktischen Seelsorger oder, wenn man will, die Kapuziner der Druidenreligion. Die Barden[4]) nahmen im Keltenthum eine ähnliche Stellung ein, wie im Hebräerthum die Propheten. Sie waren die Stimmführer der öffentlichen Meinung. Sie begleiteten die Krieger in die Schlacht, feuerten die Kämpfenden durch Streitlieder an, priesen bei religiösen Feierlichkeiten die Götter und sangen bei festlichen Gelagen die Thaten der Altvorderen. Ihre Gesänge begleiteten sie mit Saiteninstrumenten, der geigenartigen Chrotta (wälsch crwth) und der harfenartigen Telyn. Ein nicht kleiner Theil des Muthes und der Beharrlichkeit, womit die keltischen Stämme in Irland, wie im Westen und Norden Englands, so lange den Sachsen und Normannen widerstanden, muß den Aneiferungen der Barden zugeschrieben werden. Die ältesten bis jetzt entdeckten Handschriften der britischen Bardenlieder gehen auf das 10. Jahrhundert zurück, trotzdem aber darf gesagt werden, daß die ältesten dieser Gesänge bis ins 6. Jahrhundert hinaufreichen. Sofern dieselben aus Irland stammen, haben sie, wenigstens die älteren, vornehmlich die Verherrlichung des Helden Finn zum Gegenstand, welcher als Mittelpunkt der altirischen Heldensage erscheint. Viele der Lieder, welche ihn feiern, schreibt die Sage seinem Sohn Ossian (Oisin) zu, unter welchem Namen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein genialer Dichter und Gelehrter gaelischer Abkunft, Macpherson, für die keltische Dichtung die lebhafteste Theilnahme der gesammten gebildeten Welt erregt hat. Viele der echtirischen Bardenlieder sind ohne Zweifel uralt. Schon das stark in denselben hervortretende mythische Element spricht dafür. Sie entwerfen romanzenartige Bilder von einer eigenthümlichen Welt, in welcher Zauberei und Zauberinnen eine große Rolle spielen[5]). Unter den Kymren in Wales behielt das Institut der Barden allen Verfolgungen von Seiten der Plantagenets zum Trotz bis auf die Tage der Königin Elisabeth herab seine politische und soziale Geltung.

---

4) Von bar, Schall, Laut, Wort, Lied. Altgallisch bardd, der Dichter; bretonisch barz, Femin. barzez, irisch bardd, Mehrz. bairds.

5) S. die schöne Ballade von Finn's Jagd (Laoi na Seilge) in trefflicher Uebersetzung in Ellissen's Polyglotte d. europ. P. I, 18 fg.

Arthur und Cadwallon waren hier die Haupthelden der poetischen Thätigkeit der Barden. Ihrer gibt es von Aneurin und Taliesin im 6. Jahrhundert an bis herab auf Dafydd ab Gwilym, welcher nach der Einbuße der nationalen Unabhängigkeit seines Stammes lebte, eine lange Reihe. In ihrem Streben, die britische Nationalität gegenüber der sächsischen und normannischen mit einem schimmernden Nimbus zu umgeben, mischten diese Sänger und Geschichtenerzähler Gestalten und Ereignisse der Geschichte und der Phantasie so willkürlich, daß eine scharfe Sonderung nicht mehr möglich ist. Solch ein Mischwerk sind die „Triaden von Britannien" (Trioedd ynys Prydain), so genannt von der Eigenthümlichkeit der druidisch-bardischen Ueberlieferung, Vorfälle, Begriffe, Maximen und Personen in Dreizahlgruppen zusammenzustellen [6]). Das mochte dem keltischen Geschmack und der bardischen Poetik (bardoniaith) entsprechen, hat aber eine höchst bedauerliche Verworrenheit der Quellen unseres Wissens von Keltischem zur Folge gehabt, eine Verworrenheit, welche namentlich in Betreff der druidischen Speculation bis jetzt so ziemlich nur ein unsicheres Tasten ermöglicht hat. — Was die Druidinnen angeht, so ist ihr Verhältniß zu den Druiden unklar. Wenn Strabo von Frauen der Senani (Σαμνιτῶν γυναῖκες) spricht, so ist dabei sicherlich nicht an ein eheliches Verhältniß zu denken, eher daran, daß die Druidinnen an Ansehen den Mitgliedern der ersten Classe des Druidenordens gleichgestanden seien. Uebrigens kommen diese Priesterinnen unter verschiedenen Benennungen vor (Senae, Gallicenae, Druiades, Druidae mulie-

6) Mone (II, 430) führt aus Davies' Celtic researches die zwei folgenden Triaden an, eine theologische und eine sagengeschichtliche, welchen ich aus der nämlichen Quelle (C. r. p. 182) noch eine ethische geselle. I. Drei Meisterwerke hat die Insel Britannien: 1) das Schiff des Nevydd Nav Neivion, das ein Männchen und Weibchen von allem Lebendigen in sich trug, als der See der Gewässer ausbrach (keltische Flutsage); 2) das Herausziehen des Bibers aus dem See auf das Land durch die Ochsen des Hu Gadarn, so daß der See nicht mehr ausbrach; 3) die Steine des Gwyddon Ganhebon, auf welchen man alle Wissenschaften und Künste der Welt lesen konnte. II. Drei Völker kamen unter Schutz in das Eiland von Britannien, mit Einstimmung und Erlaubniß des Volkes von Wales, ohne Waffen, ohne Eroberung. 1) Die ersten waren die Kaledonier im Norden; 2) die zweiten die Gwyddel, welche noch in Alban sind; 3) die dritten die Männer von Galedin, die in nackten Schiffen auf die Insel Wight kamen. III. Die drei obersten Sätze der Weisheit sind: 1) Gehorsam gegen die Gesetze Gottes, 2) Sorge für das Wohl der Menschen und 3) Stärke in den Wechselfällen des Lebens.

res, Gallicanae Druidae) und heißen auch geradezu Matres (Mütter), matronae, bonae dominae (gute Herrinnen). Sie waren wohl zunächst Priesterinnen weiblicher Gottheiten und standen solchen Opfern vor, die nur von Frauen gebracht werden durften. Als ihre eigentlichste Beschäftigung muß jedoch Wahrsagung, Segen- und Fluchspendung und allerhand Zauberwesen betrachtet werden, denn wie andere nordische Völker schrieben auch die Kelten dem Weibe in erhöhtem Grade etwas Vorahnendes zu, einen aus der weiblichen Sensibilität resultirenden prophetischen Blick. Es ist anzunehmen, daß einige der Druidinnen als Hausmütter in druidischen Familien lebten; andere lebten in nonnenhafter Abgeschlossenheit 7). Im späteren Volksglauben stiegen und sanken die Druidinnen. Sie stiegen, indem sie in der Volksphantasie aus Dienerinnen der Gottheiten selber zu göttlichen Wesen wurden und zwar von vorwiegend guter Natur (Feen); sie sanken, indem die spätere Vorstellung sie zu Unholdinnen und bösen Wetterhexen degradirte, wie sie uns als solche Shakspeare im Macbeth vorgeführt hat.

---

7) Die Alten haben uns verschiedene Erzählungen von den Druidinnen hinterlassen. Strabo (IV, 198) weiß von einer Genossenschaft solcher Priesterinnen auf einer in der Loiremündung gelegenen Insel. Sie waren verheiratet, aber ihre Männer durften die Insel nicht betreten, sondern wohnten derselben gegenüber auf dem Festland. Einige Male im Jahre fuhren die Frauen zu ihnen hinüber, rissen sich aber noch vor Tagesanbruch aus den Armen der Gatten. Eine nonnenhafte Genossenschaft von Druidinnen lebte auf der Insel Sena (Ile de Sain). Von ihnen erzählt Pomponius Mela (De situ orbis III, 6): Diese Insel war wegen eines Orakels eines gallischen Gottes sehr berühmt. Die Vorsteherinnen desselben, welche eine ewige Keuschheit geloben, werden Gallicenen genannt und sind neun an der Zahl. Man hält sie mit besonderen Eigenschaften begabt, nämlich daß sie durch ihren Gesang das Meer und die Winde aufregen und sich in beliebige Thiere verwandeln können, daß sie Krankheiten heilen, die Zukunft wissen und dieselbe vorhersagen. Davies (Mythol. of the B. D. 168) sieht in diesen neun Nonnen Priesterinnen der Göttin Ceridwen; er übersetzt des Pomponius Bezeichnung Gallicenae durch Gwyllion, unter welchem Namen auch der alte Barde Taliesin eine vestalische Genossenschaft auf der Insel Seon kennt. Gwyllion ist aber nur die Pluralform von Gwyll, Hexe. In den Annalen des Tacitus (XIV, 30), wo er den Angriff des römischen Generals Paulinus Suetonius auf die heilige Insel Mona (Anglesea) erzählt, ist von den druidischen Frauen ebenfalls die Rede: — Am Ufer stand die feindliche Schlachtordnung, dicht von Waffen und Männern. Dazwischen rannten Weiber, gleich Furien, umher, im Trauergewand, fliegenden Haares, Fackeln schwingend. Rings die Druiden, die Hände gegen Himmel erhoben, gräßliche Verwünschungen ausstoßend.

5.

Die druidische Lehre beschäftigte sich 1) mit den Gottheiten, 2) mit dem Werden und dem Schicksal der Welt, 3) mit der Zukunft der Menschenseele. In Beziehung auf letzteres Dogma ist uns Ausführliches überliefert worden, aber auch hier, wie überhaupt, fließt der Strom der keltischen Ueberlieferung trübe. Was wir aus den Alten über die religiösen Vorstellungen der Kelten erfahren, ist durch Einmischung griechisch-römischer Begriffe entstellt, oft bis zur Unkennbarkeit, und wenn in der britisch-bardischen Literatur und im bretonischen Volkslied das Keltenthum seine Eigenthümlichkeit bewahrt hat, so läßt sich dies in Betreff seiner Reinheit keineswegs behaupten. Denn wie die Hinterlassenschaft des bretonischen Volksgesangs aus ältester und neuerer Zeit[1]), so ist auch die britische Bardenpoesie, soweit wir sie besitzen, vom Christenthum sehr stark influenzirt. Manches in den Aeußerungen der für uns ältesten Barden, z. B. in denen eines Taliesin, lautet so christlich, daß wir es nicht für Altkeltisches zu halten vermögen. Hierzu kommt noch, daß der in christlicher Zeit erneuerte druidische Bardenorden[2]), um der Verfolgung zu entgehen, seine Anhänglichkeit an die Religion der Altvorderen mit einer Symbolik und Allegorik verhüllte, deren oft ganz absonderliche Bilder eben nur den Eingeweihten verständlich waren. Aus Alledem folgt, daß man zwar Material genug vorfand, um wiederholt den Versuch einer systematischen Construction des religiösen Glaubens der Kelten zu machen, daß aber bei der Beschaffenheit des Materials dieser Versuch bislang zu keinem befriedigenden Resultat geführt hat und, falls nicht ganz neue Quellen aufgegraben werden, schwerlich jemals ein befriedigendes haben kann.

Cäsar, wo er von den Gottheiten der Gallier spricht, gibt denselben römische Namen. Am höchsten, sagt er, verehren sie den Gott Mercur; von ihm trifft man bei ihnen die meisten Bilder und er gilt ihnen für den Erfinder aller Künste, für den Geleitsmann auf Wegen und Straßen, für den

---

1) Diese Hinterlassenschaft liegt vor in den vom Grafen Th. Villemarqué aus dem Munde des bretonischen Volkes gesammelten Barzas-Breiz. Chants populaires de la Bretagne. Paris 1840, 2 vols. Ins Deutsche übertragen unter dem Titel: Volkslieder aus der Bretagne, von A. Keller und E. v. Seckendorff. Tübingen 1841.

2) S. u. 9.

mächtigsten Förderer des Geldgewinnes und des Handels. Ihm zunächst stehen Apollo, Mars, Jupiter und Minerva, von welchen sie mit anderen Völkern — (d. h. mit den Griechen und Römern) — die gleichen Vorstellungen haben; daß nämlich Apollo die Krankheiten vertreibe, Minerva die Anfänge aller Cultur (operum atque artificiorum initia) lehre, Jupiter über die Himmlischen herrsche, Mars die Kriege regiere [3]). Es ist höchst wahrscheinlich, daß der gallische Name des Mercur Teutates gewesen, der des Apollo Belen (Belin, Abelio), der des Mars Esus, der des Jupiter Taran (Taranis, Taranucnus) und daß unter der Minerva die keltische Göttin Ceridwen verstanden war. Aber die Begriffe sind doch wieder schwankend und insbesondre ist zweifelhaft, ob der gallische Esus nicht mehr den altpelasgischen Zeus-Jupiter, welchem, wie jenem, die Eiche heilig war, bedeuten soll als den Mars. Die Nachricht bei Cäsar [4]), daß die Gallier ihren Ursprung auf den Vater Dis (Aïs, Pluto) zurückführen, läßt sich ganz gut auf den Teutates beziehen, denn, wie wir früheren Ortes sahen, war Hermes-Mercur in seiner Eigenschaft als Seelenführer ein unterweltlicher Gott. Nach dieser Seite seines Wesens hin mögen dann auch in Gallien dem Teutates die Menschenopfer gefallen sein, welche Lucanus bezeugt [5]).

Die Mittelpunkte des reichen wälschen Mythenkreises bilden der Gott Hu und die Göttin Ceridwen. Der Gott heißt Hu gadarn (der mächtige Hu) und Uthyr-Pendragon (das wundervolle Drachenhaupt). In den bildlichen Erzählungen von den Heldenthaten, die er mit seinen Buckelochsen vollbracht, birgt sich als Kern das Dogma von Hu als dem Bildner und Ordner der Welt. Er ist das allumfassende und alldurchdringende Wesen [6]). Er ist als kosmischer Gottesbegriff gefaßt, als Licht und Wasser, aber auch als Culturgott. Die Bardenlieder singen lobpreisend von ihm, er sei der Herr und Kaiser über Land und Meer und das Leben alles dessen, was in der Welt. Er sei der höchste Herr und der Gott des Geheimnisses, d. h. der große Haufe vermöge sein Wesen nicht zu begreifen. Sein Weg und Rad

---

3) De bell. gall. VI, 17.

4) De bell. gall. VI, 18.

5) Pharsalia I, 443.

6) Owen in s. Welsh dictionary, Art. Hu, vindizirt dem Namen des Gottes die Bedeutung von Ausbreitungs- und Durchdringungskraft.

sei das Licht, der Sonne Stralenball sein Wagen[7]). Die Vorstellung von Hu scheint im keltischen Religionsbewußtsein die Stufe gewesen zu sein, auf welcher der Druidismus zum Monotheismus sich erhob. Hu war der eine Gott, dessen Wesenheit im Volksglauben polytheistisch auseinanderging[8]). Er war die Gotteinheit, zu deren Begriff die druidische Speculation über die naturreligiöse Göttervielheit hinweg gelangte, aber ob mit, ob ohne Beihülfe christlicher Vorstellungen, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Und im Uebrigen wurde der Monotheismus des Druidenthums doch sofort wieder stark beeinträchtigt durch die Vorstellung von der Göttin Ceridwen. Die Lehre von ihr war, wie die von Hu, eine druidisch-bardische Geheimlehre, und wie die Eingeweihten der letzteren, wunderlich genug für unsere Ohren, die Genossenschaft des bardischen Ochsenstalls (buarth beirdd) hieß, so hießen die Wissenden von Ceridwen die Genossenschaft von Ceridwen's Kessel oder Waschbecken (pair Ceridwen[9])). Ceridwen ist die weibliche Seite der Natur, die vergötterte Gebärkraft, wie Hu die männliche Seite, die vergötterte Zeugungskraft ist. Wie er, der Weltvater, als Sonne, als Stier, als Hahn erscheint, so erscheint sie, die Weltmutter, als gehörnter Mond, als Kuh, Stute, Henne. Wir begegnen also auch hier wieder dem in so vielen Religionen verpersönlichten und vergötterten Princip des Männlichen und des Weiblichen. Die localen Benennungen der Ceridwen in Gallien waren verschieden und sie scheint hier einen allgemeinen Namen, wie in Britannien, nicht

7) S. d. bezügl. Stellen bei Davies, Mythol. S. 108 fg.

8) Davies, welcher immerhin als eine Autorität in keltischen Religionssachen angesehen werden darf, hält sich (Mythol. S. 126) für berechtigt, zu sagen: Der sonnenflutige Gott der Briten war ein Allgott, der unter seinen mancherlei Namen und Attributen die ganze Classe der höheren Gottheiten in sich begriff. Als Erfinder der wenigen Künste, welche die Druiden verstanden, und als Führer der ursprünglichen Kelten in ihre Wohnsitze — (sowie als Seelenführer, merkt Mone II. 499 hiezu an) — war er ihr Mercur, als Sonnen- und Lichtgott ihr Apollo, als Himmelskönig ihr Jupiter, als Kriegsgott ihr Mars, als Wassergott ihr Neptun, als Geber des Weines aber und als Vorsteher festlicher Spiele, wie ihn die Barden am liebsten beschreiben, war er gewiß Bacchus.

9) Die Bedeutung ist streitig. Einige sehen in dem Kessel oder Waschbecken der Erdmutter das die Erde umschließende Meer, Andere die Erde selbst. Auch von einem Schiff der Ceridwen ist die Rede, was aber wohl gleichbedeutend ist mit dem Kessel. In einem Bardenlied bei Davies (Mythol. 231) heißt es: Jeder kommt ins Schiff der Erde — d. i. ins Grab.

gehabt zu haben, wenn anders nicht der Name der gallischen Göttin Belisana ein solcher ist. Die Bedeutung des Ceridwendienstes erleichterte die durch die Römer vermittelte Verschmelzung des Dienstes der Kybele und Isis mit demselben. Vielleicht hat man auch in dem wollüstigen Cult der Onuava eine Ausartung des Dienstes der keltischen Erdmutter zu erblicken, wie in der französischen Sage von der Herodias ein verlorener Nachklang ihres Mythus zu erkennen sein mag.

Wenn aber schon zur Zeit der Blüthe des Druidenthums die mehr oder weniger geläuterten Anschauungen desselben vom Göttlichen nicht ins Volk gedrungen waren, so griff vollends mit dem Sinken des Heidenthums der bunteste Geister- und Dämonenglaube unter den Massen Platz. In dem Heer von Tag- und Nachtgespenstern, von gütigen Geistern und boshaften Dämonen, männlichen und weiblichen Erd-, Wasser- und Waldwesen, von Zwergen und Feen hat man einerseits, wie Diefenbach treffend bemerkte[10]), degradirte Götter und Göttinnen zu sehen, andrerseits aber sicher auch verdämonisirte Priester und Priesterinnen der alten Götter. In Frankreich hegten die Männer besonders großen Abscheu vor den sogenannten Dusii (breton. teus), die man sich als faunenartig gebildete Geister dachte und von denen man glaubte, daß sie die Frauen beschliefen, in Gestalt ihrer Liebhaber. Ihrerseits mißtrauten die Frauen den Feen, denen man nachsagte, daß sie gerne sterbliche Männer zum Beischlaf verlockten. In den Feen[11]) liegt wahrscheinlich die Erinnerung an die Druidinnen verborgen und mögen die sogenannten Feenschlösser, Feenhöhlen, Feenhügel eben weiter Nichts sein als ehemalige religiöse Versammlungsstätten der druidischen Jungfrauen. Die Zwerge (crions), welche im bretonischen, und die Elfen, welche im britischen Volksglauben eine große Rolle spielten, deuten auf eine Vermischung keltischer Vorstellungen mit germanischen. In England erfuhr das

10) Celtica I, 158.

11) Von fatua, südfranz. fada. In dem Artusroman Lancelot vom See werden Feen genannt „alle Frauen, welche der Zauberei kundig sind, sich auf Zaubersprüche verstehen und die magischen Kräfte gewisser Steine und Kräuter kennen." In der wälsch-französischen Ritterdichtung finden wir als berühmte Feen die Melusine, Esterelle, Morgane, Viviane, Meliure u. a. m. Die französische Dichterin George Sand hat in zweien ihrer Erzählungen, in „Jeanne" und „la petite Fadette" sehr interessante Nachweisungen über das Fortleben des keltischen Geisterglaubens in den innern Provinzen Frankreichs gegeben.

Elfenwesen zur fröhlichen Zeit der Königin Beß die reizendste dichterische Ausbildung. Man denke nur an den Elfenspuk in Shakspeare's Sommernachtstraum. Dieser größte Dichter hat uns in einer seiner schönsten Tragödien auch jenes anmuthige Bild der Fee Mab gezeichnet, in welchem das unendlich Niedliche und zugleich neckisch Koboldische dieser luftigen Schöpfungen der Phantasie so hübsch charakterisirt ist [12]. Mehr gegen den

---

12) Sie kommt, nicht größer als der Edelstein
Am Zeigefinger eines Aldermanns,
Und fährt mit einem Spann von Sonnenstäubchen
Den Schlafenden quer auf der Nase hin.
Die Speichen sind gemacht aus Spinnenbeinen,
Des Wagens Deck' aus eines Heupferds Flügeln,
Aus feinem Spinngewebe das Geschirr,
Die Zügel aus des Mondes feuchtem Stral;
Aus Heimchenknochen ist der Peitsche Griff,
Die Schnur aus Fasern; eine kleine Mücke
Im grauen Mantel sitzt als Fuhrmann vorn
Nicht halb so groß als wie ein kleines Würmchen,
Das in des Mädchens müßigem Finger nistet.
Die Kutsch' ist eine hohle Haselnuß,
Vom Tischler Eichhorn oder Meister Wurm
Zurecht gemacht, die seit uralten Zeiten
Der Feen Wagner sind. In diesem Staat
Trabt sie dann Nacht für Nacht; befährt das Hirn
Verliebter, und sie träumen dann von Liebe;
Des Schranzen Knie, der schnell von Reverenzen,
Des Anwalts Finger, der von Sporteln gleich,
Der Schönen Lippen, die von Küssen träumen
(Oft plagt die böse Mab mit Bläschen diese,
Weil ihren Odem Näscherei verdarb).
Bald trabt sie über eines Hofmanns Nase,
Dann wittert er im Traum sich Aemter aus.
Bald kitzelt sie mit eines Zinshahns Federn
Des Pfarrers Nase, wenn er schlafend liegt:
Von einer bessern Pfründe träumt ihm dann.
Bald fährt sie über des Soldaten Nacken:
Der träumt sofort vom Niedersäbeln, träumt
Von Breschen, Hinterhalten, Damaszenern,
Von manchem klaftertiefen Ehrentrunk;
Nun trommelt's ihm in's Ohr; da fährt er auf,

Norden Britanniens zu nahm der Volksglaube eine düstere Färbung an. Zwar der zutrauliche englische Hausgeist kommt in Schottland, unter dem Namen Braunchen (Brownie), ebenfalls vor, daneben aber waren die nebelvollen schottischen Moore von Geistern bevölkert, welche geradezu darauf ausgingen, den Leuten Tort und Schaden zu thun. So, im Gegensatz zu den freundlichen englischen Elfen Puck, Hobgoblin, Goodfellow, die unheimlichen Nixengeister Kelpie und Shelly Coat und der braune Moormann. Von guter Spukgeisternatur war dagegen der gaelische Banshee, der Schutzgeist gewisser Familien, verwandt mit der unter so vielen Völkern heimischen weißen Frau (Dame blanche).

6.

Die druidische Naturphilosophie — wenn anders dieser Name den vagen und phantastischen Vorstellungen der keltischen Weisen über das Weltgebäude gebührt — nahm ein Entstehen der Welt aus Nichts an und ein endliches Vergehen derselben durch Wasser und Feuer[1]). Die Bewunderung ihrer Schönheit und Dauer äußert sich bei den Barden oft sehr naiv. Was für ein großes Wunder doch ist die Welt! ruft Taliesin aus. Sie rollt dahin ohne Aufenthalt im unendlichen Raum! Wie ist ihr Bau wundervoll, daß sie nicht nach dieser oder jener Richtung hin fällt! Wer vermag's zu begreifen, daß sie (in ihrem Gang) nicht gestört wird von all der Menge der Füße, welche auf ihr herumstampfen![2]) Eigenthümlich ist aber im Druidenthum, daß es die Entstehung der Welt dem Gwarthawn, dem bösen Princip, zuschreibt. Diese unterirdische Macht wird zwar in den ältesten Bardenliedern schon, die wir besitzen, auch geradezu Satan genannt, aber es muß dennoch angenommen werden, daß hier nur der Name, nicht der Begriff beim Christenthum entlehnt wurde. Denn wir haben gesehen, daß

Und flucht in seinem Schreck ein paar Gebete,
Und schläft von Neuem. Eben diese Mab
Verwirrt der Pferde Mähnen in der Nacht,
Und flicht in strupp'ges Haar die Weichselzöpfe,
Die, wiederum entwirrt, auf Unglück deuten.
(Romeo und Julia I, 4. Uebers. v. Schlegel.)

1) Strabo IV, 197.
2) Taliesin bei Davies, Mythol. 54.

die Gallier vom unterirdischen Gott Dis ihre Herkunft ableiteten, und dieser ist mit Gwarthawn ohne Zweifel identisch. Die bardische Vorstellung vom Gwarthawn war übrigens so, daß er ganz leicht mit dem christlichen Teufel zusammenfallen konnte [3]). Ging doch beim Sinken des griechisch-römischen Heidenthums der Als-Pluto auch in den christlichen Höllenkönig über. Die druidisch-bardische Lehre sah in der Welt ein ungeheures Thier, aufgestiegen aus dem Abgrund der Tiefe, aus der Stadt des Gwarthawn [4]). Da nun auch die Menschen von diesem stammen, so sind Welt und Menschen von Natur böse und sündhaft, und daher ist es Pflicht der letzteren, durch Uebung von Tugenden dieser angeborenen Verworfenheit sich zu entledigen. Diese Ansicht von der ursprünglichen Schlechtigkeit des Menschen hat mit der christlichen Lehre von der Erbsünde eine in die Augen springende Aehnlichkeit. Erregte nicht Cäsar's Zeugniß vom Vater Dis Bedenken, so müßte man geneigt sein, die keltischen Vorstellungen von Welt und Menschheit auf christliche Einflüsse zurückzuführen.

7.

Von größerer Bedeutung als die grillenhaften Mythen von der Entstehung und Zusammensetzung des menschlichen Körpers ist das, was die keltische Religion von dem Schicksal der Menschenseele nach dem Tode lehrte. Wir haben schon oben (3) das bestimmte Zeugniß Cäsar's angeführt, daß die Druiden an die persönliche Unsterblichkeit und an die Seelenwanderung glaubten. Cäsar bringt auch noch ein weiteres Zeugniß für die Festigkeit des gallischen Unsterblichkeitsglaubens bei, da, wo er von den Leichenfeierlichkeiten der Gallier spricht [1]). Es geht daraus hervor, was auch durch andere Quellen

---

3) Der eben citirte Barde sagt von Gwarthawn oder Satan: — Sein Rachen ist aufgesperrt wie das Gebirge von Mynnan; nicht Tod kann ihn überwinden, keines Mannes Kraft, kein Schwert. Zwischen seinen Tatzen gähnt eine Kluft von 900 Felsen und im Haupt hat er ein Auge, lebendig wie blaues Eis. Myvyr. Archaiol. 20.

4) Ebendaselbst 20.

1) Die gallischen Leichenbegängnisse sind in Ansehung der sonstigen Verhältnisse der Nation prächtig und kostspielig. Die liebsten Besitzthümer der Todten werden zu ihnen auf den Scheiterhaufen gelegt, selbst Thiere; ja, in früherer Zeit verbrannte man zum Schluß der Leichenfeierlichkeit sogar die Sklaven und Schützlinge, welche ihrem Herrn besonders lieb gewesen waren. De bello gall. VI, 19.

bezeugt wird, daß die Seele im Jenseits nicht nur ihren diesseitigen Leib, sondern auch ihre liebsten Besitzthümer, ihre Lieblingsthiere und Lieblingsdiener wieder zu finden des Bestimmtesten erwartete. Es war also dieser Unsterblichkeitsglaube ein sehr realistischer. Aber seine Hoffnungen gingen nicht so unmittelbar in Erfüllung. Die von ihrem Leibe getrennte Seele mußte sich erst vermittelst einer Wanderung durch andere Körper, und zwar nicht allein durch menschliche, sondern auch durch thierische, ja sogar pflanzliche, einer Läuterung unterziehen, bevor sie zur Seligkeit einging [2]). In der Weissagung des Gwen-chlans, eines bretonischen Barden aus dem 5. oder 6. Jahrhundert, wird gesagt, daß alle Menschen dreimal sterben müßten, also drei Cirkel des Daseins durchzumachen hätten, bevor sie wirklich zur Ruhe gelangten [3]). Unter christlichen Einflüssen, wie es scheint, hat sich dann auch die Vorstellung ausgebildet, daß die Läuterung der Seele nach dem Tode im Jenseits überhaupt vorgehe, daß die Seele, statt irdisch wiedergeboren zu werden, den Kreis der Peinigung und den Kreis der Reinigung durchzumachen habe, bevor sie in den Kreis der Seligkeit Zutritt erhalte. Die keltische Dichtung hat von Seen der Angst, von Thälern des Blutes, welche die wandernde Seele zu durchschreiten habe, viel Schauerliches phantasirt [4]). Wunderbar und eigenthümlich sind auch die Vorstellungen von

---

2) Hauptbeleg für dieses Dogma ist ein Gesang Taliesin's in der Myvyrian archaiol. 36. Eckermann (III, 25) gibt eine Uebersetzung.

3) Wir geh'n dreimal durch Todesnacht,
Eh' wir zur Ruhe sind gebracht.
(Volkslieder d. Bretagne, S. 2.)

4) Ein starker Nachklang davon findet sich in der bretonischen Ballade „Baron von Jauioz". Da heißt es von der unglücklichen Tina: —

Als sie den See der Angst ersah,
Hielt eine Schaar von Todten da.

Die Todtenschaar, im weißen Kleid,
Im kleinen Nachen stund bereit.

Ein Haufen Todter ihr sich zeigt,
Daß sich ihr Haupt vor Schrecken neigt.

Als sie durchschritt des Blutes Thal,
Die Todten folgten ihr zumal.

Da ward der Schmerz der Maid so groß,
Daß ihr die Pein die Augen schloß. (Volksl. d. Bret. S. 56.)

den Todtenschiffern, welche die Seelen der Verstorbenen, und zwar, nach dem Zusammenhang dieser ganzen Unsterblichkeitslehre, die bereits geläuterten Seelen von Britannien und Armorika aus nach der Insel der Seligkeit hinüberführen, welche bei den Briten Brittia, bei den Bretagnern Avalon hieß. Hier, auf immergrünen Matten, unter schönen Apfelbäumen führen die Seligen ein frohes Leben. Sie trinken aus einer dort rieselnden Quelle, kommen durch den Trank wieder zum Bewußtsein, erkennen ihre vorangegangenen Lieben und ergehen sich mit denselben in Gesang und Tanz [5]).

---

5) In der bretonischen Ballade „Der Milchbruder" holt der todte Bräutigam seine Braut nach Avalon, hier aber nicht zu Schiffe, sondern zu Pferde, wie in Bürger's Lenore. Das Gedicht schließt: —

Und auf ein schönes Eiland sie fanden sich versetzt,
Drauf eine Menge Leute mit Tanzen sich ergetzt.

Von schönen jungen Mädchen, von Burschen große Schaar,
Die hielten bei der Hand sich und waren lustig gar.

Ein Raum mit grünen Bäumen voll Aepfeln sie umfing,
Und hinten an den Bergen der Sonne Stral aufging.

Ein klarer kleiner Brunnen der rieselt auch allhie,
Wenn draus die Seelen trinken, zum Leben kommen sie.

Bei Sang und Freudejauchzen und Lust hier Gwenola
Die liebe Mutter wieder und die zwei Schwestern sah. (V. d. Br. 68.)

Ein deutscher Dichter, Gustav Schwab, hat in seiner schönen Ballade „Die Insel der Seelen" den keltischen Mythus von den Todtenschiffern und der Ile d'Avalon (Aepfelinsel) behandelt. Er legt einem dieser Todtenfergen diese Schilderung in den Mund: —

Fern drüben, wo die Sonne sinket, dort liegt ein Eiland, hinter Meer,
Mit goldnen grünen Triften winket sein Rand, mit Bäumen früchteschwer.
Der Himmel dort ist blau und lächelnd, kein Winter droht, kein Sonnenbrand,
Die Lüfte hauchen immer fächelnd; und doch ist's nur der Todten Land.

Nichts ist zu hören, Nichts zu schauen, bevölkert wird es erst zu Nacht.
Doch, was dann waltet, macht kein Grauen, zum Leben ist der Tod erwacht.
Nun höre, wie wir Solches wissen, und was im Dienst der Seelen thun:
Oft Nachts im Schlaf an unsre Kissen, ergeht ein Ruf, läßt uns nicht ruhn.

Vom Lager springen wir und lauschen, denn drunten wird es voll und laut,
Und viele tausend Stimmen rauschen von Menschen, die kein Auge schaut,
Und Schiffe liegen, hochgethürmte, statt unsrer Kähne, längs der Bucht,
Sie sind es, draus das Tosen stürmte, tief sinkt ins Wasser ihre Wucht.

8.

Ueberreste der religiösen Baukunst der Kelten finden sich in der Schweiz und Deutschland, ja sogar auf der Ostseeinsel Bornholm, in Frankreich und auf den britischen Inseln. Das Wort Kunst hat man freilich im primitivsten Sinne zu nehmen, denn die kirchlichen Bauten, von denen hier überhaupt die Rede sein kann, waren einfache Gruppirungen oder Aufeinandersetzungen von Steinen und Felsstücken, Werke, die höchstens durch rohe Massenhaftigkeit imponiren konnten [1]). So von den französischen Monumenten insbe-

---

Mit Mannschaft sind sie schwer befrachtet, die ruft voll Ungeduld: „Herbei!"
Wir steigen ein, so tief es nachtet, sind ohne Furcht und rudern frei.
Das Schiff ist voll von Schattengästen, wir sehen Nichts, wir hören viel;
Doch unsre Fahrt, sie geht zum Besten, wie Falken fliegen wir zum Ziel.

Sanft fährt sich's vierundzwanzig Stunden: nur Eine Stund' in solcher Nacht.
Schiff wird um Schiff bald angebunden, und jetzt entleeret sich die Fracht.
Auch wir entschwingen uns zum Strande, wie haucht und saust es um uns her!
Und nun erst von dem Insellande herbeiwogt's, fast ein zweites Meer.

Da ist ein unsichtbares Grüßen, da wird ein Freudenruf gehört,
Von Küssen rauscht, von zärtlich süßen, die Luft, die sonst kein Athem stört.
Ein sehnlich, wonnevoll Umarmen, und doch von Leibern keine Spur,
Ein innig Brust an Brust Erwarmen, — wir spüren's nicht, wir wissen's nur.

Vernehmlich tönen theure Namen, der Gatte ruft dem Gatten zu,
Der Vater Kindern, welche kamen, der Held dem Helden: Bist es du?
Und Handschlag, und der Liebe Flüstern, so heiter, so voll Seligkeit,
Daß, fährt die Nacht gleich fort zu düstern, uns heller Tag däucht weit und breit.

Dann mahnt ein Ruf uns, heim zu fahren, und schnell sind wir zu Schiff davon,
Und eh' wir Morgenschein gewahren, sind wir in unserm Hafen schon.
Hoch auf der Meeresfläche trieben die Schiffe leer und unbeschwert,
Und länger sind sie nie geblieben, als diese Geisternacht gewährt.

1) Die keltischen Denkmäler sind hauptsächlich entweder einzelne obeliskisch aufgerichtete Steine, oder Felsenhöhlen, oder Dreisteine, d. h. tischgestaltige Altäre, bei den Bretonen Dolmin geheißen, bei den Briten Cromlechs (von crom, Gott, und leach, Stein, also Gottessteine), oder bienenkorbartige Grabmäler (Kist-ven), oder Wagsteine, d. i. auf eine oder zwei Unterlagen horizontal gelegte Felsen, welche man wie einen Wagebalken auf- und abbewegen konnte, oder endlich die eigentlichen Tempel, d. i. runde oder länglich runde offene Plätze mit ringsher im Kreise aufgerichteten Steinen, wie die Heiligthümer von Stonehenge und Carnac.

sondere das auf der Haide von Carnac unweit der Stadt Auray im Morbihan, — ungeheure, in elf Kreislinien aufgestellte Felsenlasten, nach dem Volksglauben ein Werk der Crions, welche dort noch jetzt ihre nächtlichen Tänze halten. Noch berühmter in Sage und Geschichte ist der Druidentempel Stonehenge, die „Metropolitankirche der alten Briten", auf der Ebene von Salisbury gelegen. Auch der Stonehenge ist übrigens, wie bekannt, kein Tempelhaus, sondern nur ein doppelter Kreis von aufrecht stehenden Steinen, von denen einzelne die kolossale Masse von 28 Fuß Höhe und 7 Fuß Breite haben. So ist es denn kein Wunder, daß das Volk die Herrichtung dieser Steinkreise überirdischen Mächten oder Zauberern zuschrieb und zuschreibt.

Neben diesen Steinbauten waren die heiligen Eichenhaine die Lieblingsstätten druidischer Gottesverehrung. Tempelhäuser lernten die Kelten erst durch die Römer kennen, ebenso Götterbilder, die den Namen von solchen verdienen. Die Verehrung von heiligen Bäumen, Bergen und Quellen weist auf uralten Naturcult zurück. Hochheilig waren gewisse Inseln. So, abgesehen von dem mythischen Eiland Avalon, die gallischen Inseln Sena (Sain), Jersey und Guernsey und die britischen Wight, Man und Anglesea. Die letztere, berühmter unter dem Namen Mona, galt für das Grabmal des mächtigen Hu und war der eigentliche Mittelpunkt des Druidenthums.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Art des Gottesdienstes in allem Wesentlichen in Gallien und Britannien dieselbe gewesen sei. Hauptsache des Cults war auch hier, wie überall, das Opfer. Ueber das gallische Opferwesen gibt Cäsar ausführlichen Bericht. Die ganze Nation der Gallier, sagt er, ist ohne Ausnahme den religiösen Bräuchen sehr ergeben. Wer daher an einer schweren Krankheit leidet oder in Kriegsgefahr und anderen Nöthen sich befindet, opfert statt der Thiere Menschen oder gelobt solche Opfer, deren Verrichtung alsdann die Druiden besorgen. Sie glauben nämlich, die unsterblichen Götter ließen sich nur dadurch befriedigen, daß für ein Menschenleben wieder ein Menschenleben dargebracht werde. Und auch von Staatswegen huldigt man diesem Brauch. Bei einigen Stämmen fertigt man ungeheure Götterbilder aus Weidengeflecht, füllt die Glieder derselben mit lebenden Menschen an, steckt das Ganze von untenauf in Brand und weiht die Unglücklichen dem Feuertod. Man glaubt, die Opferung von Menschen, welche sich des Diebstahls oder Straßenraubes oder sonst eines Verbrechens

schuldig gemacht, sei den Göttern besonders angenehm; hat man aber gerade keine solchen bei der Hand, so trifft auch Schuldlose dieses schreckliche Loos[2]). Diodor und Strabo weichen nur in Nebensachen von diesem Bericht ab[3]). Der Letztere führt an, daß die menschlichen Opfer auch durch Pfeile getödtet wurden. Beide bezeugen die Gegenwart der Druiden bei den Opfern, wie es denn völlig ungerechtfertigt ist, wenn man, wie einige französische und englische Schriftsteller gethan, behaupten will, der Greuel der Menschenopfer bei den Kelten habe ohne Vorwissen der Druiden oder gar ihren reineren religiösen Begriffen zum Trotz stattgefunden. Was Britannien angeht, wissen wir aus Tacitus, daß die Insel Mona ein Hauptsitz des Menschenopferdienstes war[4]). Des gallischen Todtenopferbrauches ist schon oben erwähnt worden. Cäsar gedenkt auch noch einer eigenthümlichen Art von Trophäenopfern, dem Kriegsgott dargebracht[5]).

Baum und Pflanze traten im druidischen Cult bedeutsam hervor. Eichenwälder bargen die Wohnungen der Mitglieder des Druidenordens, unter Eichen waren ihre Gerichtssitze, unter Eichen fand auch jenes feierliche Opfer von weißen Stieren in der sechsten Nacht des Neumondes statt, wobei die heilige Eichelmistel gepflückt wurde, welche für eine Art Talisman höchster Art galt, für das Zauberkraut und Weissagungsmittel par excellence, und daher in der mystischen Sprache der Druiden der Heiland aller Schmerzen hieß (olhiach uileiceach). Wahrscheinlich war diese immergrüne Pflanze den Wissenden ein Symbol der ewigen Erneuerung der Materie und der Unsterblichkeit des Geistes. Bei der fraglichen, höchst feierlichen Ceremonie stieg ein Druide, weiß gekleidet, den Eichenlaubkranz um die Schläfe, auf die Eiche, auf welcher man

---

2) De bello gall. VI, 16.

3) Diodor V, 31—32. Strabo IV, 4, 5.

4) Die Haine, scheußlichem Aberglauben geweiht, hieb man um (nach der Eroberung Mona's durch Paulinus Suetonius), denn mit der Gefangenen Blute die Altäre zu besprengen und aus menschlichen Eingeweiden den Willen der Götter zu erforschen, hielten sie (die Druiden) für heilige Pflicht. Annal. XIV, 30.

5) Diesem geloben sie gewöhnlich die Beute, wenn sie in die Schlacht gehen. Die erbeuteten Thiere opfern, die übrigen erbeuteten Gegenstände aber häufen sie an einem Orte zusammen und derartige aufgethürmte Hügel trifft man vielerorts an den heiligen Stätten. Höchst selten kommt es vor, daß Jemand mit Verleugnung alles religiösen Sinnes das Erbeutete nicht abgibt oder von dem Zusammengehäuften Etwas entwendet, denn die martervollste Hinrichtung ist die Strafe eines solchen Vergehens. De bello gallico VI, 17.

die Mistel gewahr geworden, grub die heilige Pflanze sammt ihrer Wurzel mit einem goldenen Messer aus und warf sie seinen unten stehenden Collegen zu, welche sie in einem weißen Tuch auffingen; denn sollte die Mistel ihre Wunderkraft behalten, durfte sie die Erde nicht berühren. Aehnliche wunderbare Kräfte schrieb man, in geringerem Grade, auch anderen Pflanzen zu und dieser druidische Kräuterdienst hatte augenscheinlich neben der religiösen auch eine medizinische Seite. Viel abenteuerlicher ist, was von einem ebenfalls sehr hochgehaltenen druidischen Talisman, von dem sogenannten Schlangenei, gefabelt wurde. Dieses magische Ding, wovon der leichtgläubige Plinius selber ein Exemplar gesehen haben will, erhielt man so. Im Sommer versammelten sich in gewissen Höhlen Galliens eine Menge von Schlangen (nämlich zur Brunstzeit), welche sich verknotigend aus ihrem Schaum und Schweiß ein Ei erzeugten, das durch die Kraft des Zischens der Thiere in die Luft erhoben und schwebend erhalten wurde. In diesem Augenblick mußte man sich seiner bemächtigen und auf Tod und Leben damit entfliehen, denn die Schlangen verfolgten den Räuber, bis es ihm gelang, ein Wasser zwischen sich und sie zu bringen [6]). Wenn man das ganze Märchen nicht auf Rechnung priesterlicher Zaubergaukelei setzen will, so läßt sich in demselben vielleicht ein Anklang an die orientalischen Mythen vom Weltei vernehmen.

Der ganze Cult des Keltenthums hatte schon von Natur etwas Urwalddüsteres und finster Feierliches. Die Druiden verstanden es noch dazu in nicht gewöhnlichem Grade, ihre Mysterien mit dem Schauer der Ehrfurcht zu umgeben. Den Eindruck scheuvollen Grauens, welchen der Druidismus auf die Römer hervorbrachte, hat uns in einer Stelle seiner Pharsalia der römische Dichter Lucanus (38 — 65 n. Chr.) schön geschildert. Er sagt: Unweit von Massilia (Marseille) war ein heiliger Hain, auf dessen Bäume nie, seit der Welt Anfang, ein Axtschlag gefallen war. Die Wipfel waren so dicht, daß kein Sonnenstral durchdringen konnte. Hier herrschte beständige Dunkelheit und Kühle. Dieser Hain war der Feier schrecklicher Mysterien geweiht. Man sah da Altäre, auf welchen Menschen geopfert wurden. Die Rinde der Bäume war von ihrem Blute geröthet. Nie ist ein Vogel hier erschienen, kein Thier jemals eingetreten, kein Wind hat jemals hier geweht, kein Blitz geleuchtet. Das Bild des Gottes, dem der Hain zu eigen,

---

6) Plinius Hist. natural. XXIX, 3.

ist ein unförmlicher Stamm, mit falbem Moos bedeckt. Staunen und Traurigkeit herrschen hier und es geht die Sage, daß die Bäume zuweilen von selber erzittern, daß klagende und drohende Stimmen aus dem Boden heraustönen, daß umgestürzte Bäume sich wieder erheben, daß der ganze Hain plötzlich von Feuer erfüllt wird und große Schlangen an den Eichenstämmen sich emporringeln. Ein einziger Priester geht mit Zittern hinein, fürchtend, der Gott möchte ihm erscheinen [7]).

9.

Bei dieser Ansicht der Römer vom Druidismus als etwas durchaus Unheimlichem ist es erklärlich, warum sie ihre gewöhnliche Politik in Betreff der Religionsbräuche unterworfener Völker hier nicht befolgten. Augustus schon verbot in Gallien die Menschenopfer und die damit verbundene Scheußlichkeit, aus den Eingeweiden der Geopferten zu wahrsagen, und untersagte den römischen Bürgern die Theilnahme am druidischen Gottesdienst. Der Kaiser Claudius ging noch weiter, indem er das druidische Religionswesen in Gallien überhaupt zu unterdrücken befahl [1]). Daß dies aber schneller befohlen als ausgeführt war, bezeugen die Edicte späterer Cäsaren gegen das Druidenthum. Die Bekenner und Leiter desselben suchten sich dadurch zu helfen, daß sie die Ausübung ihres nationalen Glaubens hinter römische Formen versteckten, und hieraus ergab sich jenes Gemisch keltischer und griechisch-römischer Vorstellungen, welches die letzten Zeiten des Heidenthums in Frankreich charakterisirt, ein Gemisch übrigens, welches beim Mächtigwerden des Christenthums nur einem anderen Platz machte. Denn es trat mehr nur eine Ueberchristlichung als eine Verchristlichung ein, d. h. wie früher unter römischen, so lebten später unter christlichen Formen die Traditionen des Glaubens der keltischen Altvorderen fort. Besonders in Gegenden, wo sich die keltische Nationalität unvermischter erhielt, als anderswo, z. B. in der Bretagne. Hier, wie auch im Bourbonnais und in der Sologne, hängt das Landvolk bis auf den heutigen Tag an den religiösen Ueberliefe-

---

7) Pharsalia III, 399 sq.

1) Druidarum religionem apud Gallos dirae immanitatis, et tantum civibus sub Augusto interdictam, penitus abolevit. Sueton. Claudius XXV.

rungen des Keltenthums, deren groteske oder schauerliche Gestalten hinter den christlichen Bildern immer wieder hervortreten.

Auf den britischen Inseln, in Wales, Hochschottland und Irland, hat sich das Druidenthum als soziale Einrichtung viel länger erhalten als diesseits des Canals, trotz der schon berührten, in das Jahr 62 n. Chr. fallenden Einnahme der allerheiligsten Insel Mona durch die Römer. Es setzte auch dem Christenthum einen sehr zähen Widerstand entgegen und der Bekehrer von Irland, Patricius, wurde von den dortigen Druiden manchmal mit geistigen Waffen sehr in die Enge getrieben. Aber auch nach Unterwerfung der keltischen Stämme unter das Christenthum dauerte die Opposition des druidischen Geistes fort und fand in dem reformirten Bardenorden ihren Mittelpunkt. Als den Reformator desselben bezeichnet man den Barden Merddin, der am Ende des 5. Jahrhunderts am Hofe des Königs Emrys Wledig von Wales gelebt haben und die Seele des Widerstandes der Briten gegen die Sachsen gewesen sein soll. Dieser Merddin oder Merlin habe den Druidismus erneuert und sein Werk sei fortgesetzt worden von seinem Namensbruder Merddin Wyllt (Merlin der Wilde) und von Taliesin. Nun ist aber Merddin eine ganz mythische Person. Er erscheint als Druide, Prophet, Barde und Kämpfer, in der späteren Sage sogar als eine Art keltischen Heilands, welchen der Teufel in Nachahmung Gottes mit einer reinen Jungfrau (einer druidischen Priesterin) zeugte und welcher, mit wunderbaren Kräften ausgestattet, nach Verrichtung von allerlei Wunderthaten von seiner Geliebten, der Fee Viviane oder Nynianne, im Wald von Broceliande unter einer Weißdornhecke festgezaubert wurde. Davies hat wahrscheinlich gemacht, daß Merddin ursprünglich eine mythologische Bezeichnung gewesen sei; denn seine Zwillingsschwester war Gwenddydd, d. i. der Morgenstern. Er müsse also ursprünglich auch ein Stern ähnlichen Charakters gewesen sein [2]). San Marte, gestützt auf seine sehr gründlichen Untersuchungen über die Arthursage und die Merlinsage, zweifelt überhaupt an dem Alterthum und der Echtheit des sogenannten Neodruidismus und glaubt, daß ein wirklicher Aufbau der keltischen Mythologie erst zu beginnen habe, indem Davies und andere Keltologen von Späterem viel zu voreilig auf Früheres geschlossen [3]). Er sieht in den unter dem Namen Merlin's gehen-

---

2) Celtic researches, S. 194.

3) S. die Vorrede zu „Die Sagen von Merlin", S. 4.

den Bardengesängen Producte einer viel späteren Zeit und ist geneigt, in Merlin weit mehr einen Begriff als eine Person zu sehen, einen Begriff, an welchen sich die in den verzweiflungsvollen Kämpfen der Briten gegen die Sachsen und Normannen laut werdenden Triumph- und Klagelaute, Zornschreie und Prophezeiungen angeheftet hätten. Soviel ist gewiß, daß der Neudruidismus in höherem Grade eine politische als eine religiöse Bedeutung hatte. Die Barden blieben die Vorkämpfer der keltischen Nationalität und es lag im Interesse der von ihnen verfochtenen Sache, die Erinnerung an die alten religiösen Vorstellungen in ihrem Volke wach zu erhalten. Daß sie dabei nicht anstanden, den eigenen Gefühlen und Gedanken eine höhere Autorität dadurch zu verschaffen, daß sie dieselben als aus alter Zeit stammend angesehen wissen wollten, ist ganz natürlich. Aber sie selber wurden immer mehr und mehr vom Geist des Christenthums unterjocht. Man merkt in ihren Gesängen das künstlich Gespannte; in ihre heidnischen mischen sich unversehens christliche Töne und so belügen sie häufig sich selbst und Andere, indem sie Empfangenes und Angelerntes für Ursprüngliches und Angestammtes halten und ausgeben [4]).

Im Uebrigen nahm die dichterische Thätigkeit der Kelten in Wales und Cornwall, nachdem sie, wahrscheinlich von der Bretagne und von Irland her, frühzeitig zum Christenthum herübergeführt worden, ohnzweifelhaft einen neuen bedeutenden Aufschwung, indem sie nationale Traditionen mit den Vorstellungen des neuen Glaubens verschmolz. Die größten Schöpfungen dieser keltisch-christlichen Dichtung sind die Sagenkreise vom König Arthur und seiner Tafelrunde, von Merlin, von Tristan und Isolde, und der

---

4) Man betrachte z. B. das dem Merlin zugeschriebene Gedicht vom Apfelgarten (Avallenau), in welchem Davies und Eckermann „den Todesseufzer des nördlichen Druidismus" erblicken. Der Apfelgarten bedeute allegorisch das verfolgte Druidenthum. Der Dichter müßte also auf heidnischem Standpunkt gestanden haben. Dennoch ruft er (Str. 6) Jesus an. Freilich polemisirt er daneben, obgleich Str. 16 wieder ganz im christlichen Sinne vom Sohn Gottes redend, in der Str. 3 gegen die christliche Geistlichkeit: —

Süßer Apfelbaum von herrlichem Wachsthum,
Dein Schatten ist berühmt, nützlich und anmuthig.
Fürsten werden sich verbinden unter falschen Vorwänden
Mit falschen, wollüstigen und schwelgerischen Mönchen
Und eitlen, geschwätzigen Jünglingen, deine Früchte sich zu verschaffen.

(Uebers. von San-Marte, S. v. M. 65.)

mit der Arthursage verwobene Mythus vom heiligen Gral, vielleicht ursprünglich mit Ceridwen's Waschbecken zusammenhängend. Alle diese Sagen nahmen in der mittelalterlichen Dichtung bekanntlich einen großen Raum ein, aber drei deutschen Dichtern alter und neuer Zeit war es vorbehalten, die ihnen zu Grunde liegenden Ideen in ihrer ganzen Fülle und Schönheit zu entwickeln und zu gestalten [5]). In dem Getöse der letzten verzweifelten Kämpfe der Briten gegen die Engländer erhob sich das wälsche Bardenlied noch einmal zur vollen Höhe seiner Kraft und mit erschütternden Klängen begleitete Gruffud ab yr Ynad Coch den Tod Llywelyn's, des letzten Fürsten von Wales, welcher 1282 mit seinem Fall in der Schlacht bei Buellt den Untergang des nationalen Daseins seines Volkes besiegelte [6]). Erst nachdem das irische, wälsche und gaelische Bardenthum die Unterwerfung von Wales durch Eduard I. und die völlige Knechtung Irlands durch Cromwell und König Wilhelm III. überdauert hatte, gingen seine Ueberlieferungen und seine Würde, nach Vernichtung der hochschottischen Clansverfassung durch die hannover'schen George, in gemeiner Bänkelsängerei unter.

---

5) Wolfram von Eschenbach („Parzival" und „Titurel"), Gottfried von Straßburg („Tristan"), Karl Immermann („Merlin", „Tristan und Isolde").

6) Myvyr. archaiol. I, 396 fg. Die Uebersetzung eines Bruchstücks bei Ellissen, Polygl. I, 49. Dieser „Grabgesang der Freiheit des kymrischen Volkes" ist ein echt-keltisch-wilder Verzweiflungsschrei: —

> Erhöre uns Gott, warum nicht verschlingt uns das Meer?
> Was bleiben wir länger, in Angst erbebend, zurück?
> Kein Ort, wohin wir uns wenden in Elend und Noth,
> Kein Ort, wo wir bergen das trostlos herbe Geschick,
> Kein Ort, wo nicht sicher das finstre Verderben uns droht,
> Kein Rath, kein Ausweg ist da, als der rettende Tod!

Zweites Kapitel.

Die Slaven und Finnen.

1.

Die Karte von Europa in ihrer östlichen Hälfte bietet den Anblick einer ungeheuren Ebene. Im Norden die östlichen Ausläufer des skandinavischen Gebirges und des weißen Meeres unwirthliche Gestade, im Osten die Kette des Ural und die Wasser des kaspischen See's, im Süden die Gletscherfirne des Kaukasus und die vielgezackten Küsten des Pontus, — das sind die Gränzen dieser Fläche, welche sich westwärts bis zu den Karpathen und Sudeten, bis zur Oder und Elbe verlängert. Im Osten von der Weichsel muß dieser Raum vor Zeiten ganz denselben landschaftlichen Charakter gehabt haben, welchen die unendlichen Prairien und Wälder des Westens von Nordamerika dem Wanderer zeigen, der kühn in diese Wildnisse vordringt, den Charakter einer unermeßlichen Steppe, deren eintönige Oede nur von massenhaften Wälderzügen und dem Lauf gewaltiger Ströme unterbrochen wurde. Indessen ermäßigt eine genauere Betrachtung der Bodenbeschaffenheit dieser Ländermasse die angedeutete Monotonie. Zwar der Höhenzug des Waldai vermag den Flächencharakter des Ganzen nur unbedeutend zu beeinträchtigen, aber schon die mächtige Ausdehnung des Landes von Norden nach Süden mußte landschaftliche Unterschiede hervorrufen, auf welche aufmerksam zu machen die slavischen Autoren nicht ermangelt haben. Sie heben solcher Unterschiede vornehmlich drei hervor, indem sie die Ländermasse, welche ihrer natürlichen Beschaffenheit nach über die westliche Gränze des heutigen Rußlands weit hinausreicht, in drei Streifen eintheilen. Das unterscheidende Merkmal des nördlichen ist die lange Kette von Seen, welche, beim See Peipus endigend, die Wohnsitze der eigentlichen Slaven im Norden von den

Sitzen der Finnen, Litthauer und Preußen scheidet. Der Charakterbaum dieser Zone ist die weißschaftige Birke. Diesem wasserreichen Landstrich schließt sich südlich ein wälderreicher an. Ungeheure Waldmassen, durchschnitten von sandigen Fluren oder feuchten Wiesentriften, ziehen sich von den Ufern der Oder an quer durch Polen und Rußland hindurch bis hinüber zu den ural'schen Bergen. Auf diesem Gebiet ist die düstere Fichte der herrschende Baum. Südlich von der Waldregion dehnen sich zwischen den Karpathen und dem Dniester, dem schwarzen Meer, dem Don und der Wolga grasreiche Flächen hin, deren äußerst fruchtbarer Boden die Mühe des Anbaues reichlich lohnt. Hier schattet die majestätische Eiche und säuselt, eine erinnerungsvolle Plauderin, ins Ohr des Kosaken alte Thaten herab [1]), hier summt, über blumigem Feldteppich, die Poesie bienengleich und wird in leichtem Gewölk hingetragen über Limanen (Seen), über Inseln und üppige Grasebenen, wo der Ahnen Geister irren [2]).

Auf diesem weiten Raum finden wir, soweit unsere geschichtliche Kenntniß hinaufreicht, die Völkerschaften der Slaven [3]) gelagert. Vom weißen Meer bis zum kaspischen und schwarzen, bis zum Kaukasus und Balkan, aus den Steppen Sibiriens hervor bis zur Oder, einen Vorposten, Czechien (Böhmen), ins Herz von Deutschland vorschiebend, von der Ostsee bis zum adriatischen Meer breiten sich, bald in compacten Massen, bald zwischen Völkern anderen Stammes zerstreut, die Slaven aus, siebzig Millionen an der Zahl. Sie gehören, wie die Germanen, Kelten und Pelasger, unzweifelhaft zur indogermanischen Familie und zerfielen von Uralters her in eine Menge von größeren und kleineren Stämmen, um welche gemeinsame Sprachelemente, welche in ihrer Entwickelung sehr bedeutend auseinander gingen, nur ein schwaches Band der Gemeinschaft schlingen [4]). Im Alterthum wurden die Slaven unter der nordöstlichen Völkermasse der Sauromaten oder Sarmaten mitbegriffen, von welcher die Alten nur eine sehr unbestimmte Vorstellung hatten. Man hält sie für die letzten Einwanderer

---

1) Goschczynski.

2) Zaleski.

3) Von slava (Ruhm)?

4) Wie es sich in auffallendster Weise bei dem 1848 zu Prag stattgefundenen panslavistischen Congreß gezeigt hat. Die Vertreter der verschiedenen Slavenstämme sahen sich, um sich einander verständlich zu machen, gezwungen, der deutschen Sprache sich zu bedienen.

aus Asien nach Europa und hat hierzu guten Grund, in Betracht, daß noch heutzutage in ihrem Volkscharakter das Asiatische vorschlägt und ihr Culturzustand im Ganzen über die Phase des Halbasiatischen noch nicht hinausgekommen ist. Wann und unter welchen Umständen die Einwanderung der slavischen Völker in unseren Erdtheil stattgefunden, wissen wir nicht. Jahrhunderte oder Jahrtausende lang mag in den Steppen jenseits des kaspischen und des arabischen See's ein wirr wogendes Völkergetümmel sich umgetrieben haben, bis durch die Pässe des Ural und des Kaukasus die Wanderflut westwärts sich ergoß, und wieder vergingen andere Jahrhunderte, bis endlich im sechsten unserer Zeitrechnung die bewegliche Slavenmasse sich zu beruhigen und zu consolidiren begann. Was weiter zurückliegt, ist in vorzeitliches Dunkel gehüllt, welches das Auge des Dichters, „in schönem Wahnsinn rollend", wohl da und dort zu „durchblitzen", aber nur für flüchtige Momente zu erhellen vermag. So hat uns einer der vorhin citirten polnischen Dichter ein Gemälde der Wanderzüge der slavischen Völker durch die russischen Steppen von Osten nach Westen entworfen[5]), welches sicherlich voll poetischer Wahrheit ist, ohne doch dem Historiker irgend bestimmte Anhaltspunkte zu gewähren. Die altslavische Chronologie ist eine Aufgabe, an deren Lösung der gelehrte Scharfsinn noch lange sich zu üben haben wird. Was uns byzantinische Autoren darüber mitgetheilt haben, ist dürftig und verworren. Wir wissen, daß das Hereinbrechen der uralischen Stämme, der Hunnen, Bulgaren, Alanen und anderer, vom Ural, von der Wolga und vom Don her, den Anstoß zu jener ungeheuren Umwälzung gab, welche wir die Völkerwanderung nennen; wir wissen auch, daß die nach Westen gedrängten Slaven große, von den nach Süden ziehenden Germanen verlassene Länderstrecken einnahmen; aber wir wissen nur Unsicheres darüber, wie es bei diesem Gedränge und Getriebe, bei diesem Schieben und Geschobenwerden der Völkermassen im Einzelnen herging. Als festsitzende größere Vereine erscheinen die Slaven erst um die Mitte des 9. Jahrhunderts. Damals bildeten sich unter Rurik in Rußland und unter Swatopluck in Mähren slavische Reiche, damals gelangten die Lechen (Polen) an der Weichsel, die Czechen (Böhmen) an der Moldau, die Serben in Illyrien, die Bulgaren in Mösien zu staatlicher Gestaltung.

---

5) Bohdan Zaleski in seinem Gedicht „Der Geist der Steppe" (duch od stepu). Vgl. darüber Mickiewicz, Vorl. über slavische Lit. und Zust. III, 23 fg.

Dem Vordringen des Slaventhums nach Westen hat die Reaction des Germanenthums bald die Spitze abgebrochen. Denn tief herein in deutsches Land saßen vor Alters, von der Weichsel bis zur Elbe, slavische Stämme, bekannt unter den zwei Hauptnamen Pommern und Wenden, in verschiedene Zweige gespalten, an den Ostseeküsten, mit Einschluß der Insel Rügen, in Mecklenburg, in Pommern, in der Brandenburger Mark, in der Lausitz, bis herab nach Thüringen siedelnd. Hier überall ist im Lauf der Zeit von des Germanischen größerer Culturkraft das Slavische absorbirt und dieses allenthalben, mit Ausnahme des Thalkessels von Böhmen, aus dem Inneren Deutschlands verdrängt worden. Auch über die Stammverwandten der Slaven, über die Preußen, Litthauer, Liven, Kuren, Letten, vorab über die ersteren, hat das deutsche Element seine Macht siegreich geltend gemacht. Dagegen hielt das Slaventhum fester Stand in den Stromgebieten der Weichsel, der unteren Donau, der Save und Drave, des Dnjeper, der Wolga und des Don. In unserer Zeit ragen als die vier slavischen Hauptstämme hervor die Russen, die Polen, die Czechen und die Serben, um welche letztere eine Menge südslavischer Völkerzweige (Slavonen, Slovaken, Kroaten, Dalmaten, Czernagoren oder Montenegriner, Bosniaken, Bulgaren) als um ihren Kern herlagern.

2.

Der Czeche Kollar hat in unseren Tagen den stolzen Ausspruch gethan, alle Nationen Europa's hätten schon ihr Wort gesprochen; jetzt sei die Reihe, es zu führen, an den Slaven. Das hieße: den Slaven gehört die Zukunft. Unser Herder, dessen geschichtsphilosophischer Blick so oft den Dingen ins Herz sah, hat von den Slaven gesagt, ihre Bestimmung sei, den Boden zu besitzen. Auch dieses Wort dürfte das Slaventhum prophetisch deuten und auf die Verwirklichung jenes panslavistischen Traumes beziehen wollen, welcher seit den Tagen Peter's des Großen an der Newa unausgesetzt geträumt worden ist. Ein Traum übrigens, von dessen phantastischen Acten, Dank der Feindschaft Englands und Frankreichs gegen Deutschland, schon mancher wirklich in Szene gegangen. Herder jedoch hat mit seiner berührten Aeußerung nur bezeichnen wollen, daß der Slave ein vorwiegend zum Landbau bestimmter Mensch sei, was im Ganzen zugegeben werden kann, obgleich die außerordentliche kaufmännische Schlauheit, welche z. B. den Russen eigen

ist, wieder nicht recht zu unseren Begriffen von bäuerlicher Einfachheit und Biederkeit paßt. Daß aber das slavische Wesen schon sehr frühe auf den Ackerbau gestellt gewesen sein muß, läßt sich unmöglich verkennen. Zum Ackerbau geeignete Landschaften wurden schon in ältester Zeit von den Slaven zur Gründung von Niederlassungen auserwählt und der Ackerbau ist bei ihnen, nicht nur, wie überall, im Allgemeinen, sondern ganz im Besonderen die Basis der sozialen Ordnung. Denn der Keim und Mittelpunkt der gesellschaftlichen Existenz der Slaven ist nicht die Stadt, wie bei den Griechen und Römern, nicht die Burg des Clanshäuptlings, wie bei den Kelten, auch nicht der Einzelhof des Gemeinfreien, wie bei den Germanen, sondern vielmehr der bäuerliche Weiler, die Dorfgemeinde.

Wir Alle, die wir zum deutschen Volk gehören und unser Vaterland lieben, haben Gründe genug und übergenug zu nationaler Abneigung gegen den Slaven, um so mehr, da einmal für uns Slaventhum und Czarenthum identisch geworden. Aber wie sehr wir um Deutschlands willen wünschen, daß unsere Jugend den Haß gegen czarischen Despotismus als eine patriotische Tugend hege und pflege, so stehen wir doch nicht an, zu sagen, daß wir selber die Slaven eher bemitleiden und beklagen als hassen. Auch sie macht in unseren Augen der Name Mensch zum Gegenstand der Theilnahme, auch sie haben Anspruch auf eine menschlichere Zukunft, auch in ihnen schlummern reiche Keime der Entwickelung. Denn das Vorurtheil, die Slaven hätten an dem herrlichen Erbe indogermanischer Vorzüge des Geistes, des Gemüthes und des Körpers keinen Antheil, ist geradezu in das Gebiet der Bornirtheit und Unwissenheit zu verweisen. Schon der Ausbau der slavischen Sprache, schon die Fülle und der Gehalt der slavischen Volkspoesie, auf welche wir zurückkommen werden, legt für die hohe Begabung der Slaven ein unverwerflichstes Zeugniß ab.

Das Gebäude der altslavischen Religion ist in Ruinen zerfallen, lange, bevor der Geist der Zeit einem Christen den Wunsch nahegelegt, unbefangenen Sinnes einen Grund- und Aufriß davon zu entwerfen. Die Trümmer liegen weit umher zerstreut, verwittert, übermoost. So wissen wir denn von dem religiösen Glauben und Thun der slavischen Stämme in vorchristlicher Zeit nur Trümmerhaftes. Heidnisch-slavische Religionsurkunden sind nicht auf uns gekommen und es ist anzunehmen, daß die Slaven niemals einen Religionscodex besaßen, wie ihn andere Völker in den Veden, im Zend-Avesta, im Homer, in der Bibel, in der Edda besitzen. Das slavische

Heidenthum erlag dem Christenthum, bevor es dazu gelangt war, seine Dogmen dichterisch oder gesetzgeberisch vermittelst der Schrift zu fixiren. Die mündliche Tradition hat sich aber in slavischen Landen so wenig, als in deutschen, zähe und nachhaltig genug erwiesen, für den Mangel schriftlicher Denkmale ausreichenden Ersatz zu bieten. Berücksichtigt man außerdem, daß unsere Berichte über das slavische Heidenthum von christlichen Chronisten herrühren, welche es für religiös hielten, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne den verhaßten Heiden und ihrem Glauben Eins anzuhängen, so wird man nach Alledem begreiflich finden, daß unsere Kenntniß vom religiösen Alterthum der Slavenwelt nur eine mangelhafte, unsichere und zerbröckelte sein kann. Kein zeitgenössischer Autor hat die Art und Tugend der alten Slaven in ein ewig leuchtendes Bild gefaßt, wie das der große römische Geschichtschreiber in Betreff unserer Altvorderen that. Läge ein solches Zeugniß für die Slaven vor, so würden die Aussagen byzantinischer und deutscher Mönche von der kannibalischen Wildheit der Slaven wahrscheinlich auch auf ein bescheideneres Maaß zurückzuführen sein.

In neuerer Zeit haben sich slavische und mit ihnen vorzugsweise deutsche Forscher wetteifernd bemüht, das Dunkel des slavischen Alterthums aufzuhellen, zum wissenschaftlichen Wiederaufbau des slavischen Religionssystems Bausteine zu brechen und zuzuhauen und den Bau selber in Angriff zu nehmen [1]). Bedeutendes ist auch daran schon gethan worden, aber es fehlt doch immer noch für die slavische Religion eine so umfassende Ausgrabung, Sammlung und Sichtung des Materials, wie Grimm für die germanische sie zuwegegebracht. Wir kennen eine Menge von slavischen Götternamen,

---

1) Dobrowsky: Slavin. Dobrowsky: Institutiones ling. slav. Dobrowsky: Gesch. d. böhm. Sprache und Literatur. Schafarik: Ueber die Abkunft der Slaven. Schafarik: Gesch. d. slav. Spr. u. Lit. Schafarik: Slavische Alterthümer (deutsch v. Aehrenfeld, hrsg. v. Wuttke). Palacky: Geschichte Böhmens. Karamsin: Gesch. d. russ. Reichs (deutsch v. Hauenschild u. Goldhammer). Kannegießer: Gesch. v. Pommern. Anton: Versuch über die alten Slaven. Wocel: Grundz. der böhm. Alterthumskunde. Voigt: Gesch. v. Preußen. Stenzel: Gesch. v. Preußen. Le Clerc: Mythol. des Slaves. Kaysarow: Versuch e. slav. Mythologie. Mone: Gesch. d. Heidenth. im nördl. Europa (I, 111 fg.). Hanusch: Die Wissensch. des slav. Mythus. Eckermann: Lehrb. d. Religionsgeschichte und Mythol. (Bd. IV). Schwenck: Die Mythol. d. Slaven. Hiezu kommt noch eine Menge von Monographien (von Hanka u. a. m.) und kommen alle die Sammlungen des slavischen Volksliederschatzes, der slavischen Märchen und Sagen.

und obgleich uns die Geschichte der Götter, die Mythologie, verloren ist, so kann bei dem Reichthum an dichterischer Phantasie, welchen dem Slavenvolk kein Wissender absprechen wird, dennoch nicht bezweifelt werden, daß dereinst ein reicher Mythenkreis jene Namen umgab. Auch hinsichtlich der Fassung des Verhältnisses zwischen Gottheit und Menschheit ist die slavische Ueberlieferung ungenügend und das, was sie uns allenfalls davon meldet, ist mit christlichen Zuthaten versetzt. Der Mangel einer Götter- und Heldensage, welche in die vorchristlich-slavische Zeit weit hinaufreicht, macht sich hier überall empfindlich fühlbar.

3.

Bog (Boh) bedeutet im Slavischen Gott. Das Wort hat nicht die geringste Verwandtschaft mit der schon zu wiederholten Malen berührten Bezeichnung der Gottheit in den indogermanischen Sprachen, was um so mehr auffällt, als die slavische Religion doch ganz unzweifelhaft von der Erinnerung an den arischen Urcult ausging. Denn das Licht, das Feuer, die Sonne, diese im ganzen Arierthum wirksamen religiösen Mächte, stehen auch in der religiösen Anschauung der Slaven in erster Linie. Aus dem Lichtbegriff entsprang die slavische Vorstellung von göttlichen Lichtwesen, von weißen Göttern, Belbogi oder Bilobogi[1]). Aber dem Licht steht das Dunkel, dem Tag die Nacht, dem Weiß das Schwarz entgegen und dieser Gegensatz fand auch in der Slavenreligion seinen Ausdruck. Denn die Lichtseite der Gottheit hat eine dunkle Kehrseite: neben den Bilobogi stehen die Czernobogi[2]), die schwarzen Götter. Da ist nun allerdings ein Dualismus vorhanden, aber die Ausdeutung desselben im moralischen Sinn, wie sie der Slave Mickiewicz[3]) und der Deutsche Stenzel[4]) für

---

1) Vom russ. bjélüj, poln. bialy, czech. belo, weiß, und bog, Gott.

2) Vom czech. czerny, poln. czarny, russ. tschornüj, schwarz, und bog, Gott.

3) Die Slaven hatten den Begriff vom alleinigen Gott (?) und ließen auch die Existenz eines bösen oder des schwarzen Gottes zu, welcher mit dem weißen Gott kämpfte. Vorl. üb. slav. Lit. u. Zust. I, 49.

4) Alle diese Völkerschaften (der Slaven) glaubten an einen höchsten Gott im Himmel, den Vater und Herrscher aller übrigen Götter, der nur das Ueberirdische leite und diesen alles Irdische überlasse. Er war der weiße Gott (Belbog), denn das Licht ist dem Sterblichen erfreulich und schrecklich die Nacht. Daher erscheint hier früh

passend erachteten, ist Allem nach über die ursprüngliche Auffassung dieses Dualismus durch die slavischen Völker weit hinausgreifend. Daß später, bei der Vermengung heidnischer und christlicher Vorstellungen, die Slaven unschwer dazu kamen, ihren Belbog im Sinne des guten Gottes, ihren Czernobog im Sinne des Teufels zu fassen, mag nicht zu bestreiten sein; allein ursprünglich hat der Gegensatz von weißen und schwarzen Göttern gewiß nur die beiden Seiten des Naturlebens, Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Sommer und Winter bezeichnet. Möglich ist freilich, daß, wie bei den Iraniern der physische Dualismus von Licht und Dunkel zu dem moralischen von gut und böse sich entwickelte, so auch den Slaven wenigstens eine Ahnung dieser ethischen Bedeutung der zwei Seiten ihres Gottesbewußtseins aufging; aber ein directer Beweis hiefür dürfte schwer beizubringen sein.

An der Spitze des ganzen Systems der slavischen Glaubenslehre, — falls bei unserer mangelhaften Kenntniß überhaupt von einem solchen die Rede sein kann — stand Bilbog (Bjelbog, Belbog), der eigentliche **Weißgott**, der Himmelskönig, bei den verschiedenen slavischen Stämmen unter verschiedenen Namen verehrt, so zwar, daß diese die verschiedenen Seiten seiner Wesenheit ausdrückten. Vom Himmelskönig unterschieden[5]) war der **Sonnengott**, der zugleich als oberweltlicher und als unterweltlicher Gott erscheint, indem er die Nacht über im Todtenreich verweilt. Neben diesen beiden männlichen großen Gottheiten steht eine große weibliche, die **Erdmutter**, die Perkuna-Tete der Litthauer, als Mutter und Amme alles Lebens eine oberweltliche, als Herrscherin der Todten eine unterweltliche Göttin, deren Substanz ebenfalls in verschiedenen Emanationen sich ausbreitet. Ein reicher Kreis von Genien umgibt diese Hauptgötterbegriffe und es hängt die Vorstellung von der Geisterwelt enge mit dem slavischen Unsterblichkeitsglauben zusammen. Soviel im Allgemeinen.

4.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der slavischen Glaubenslehre bei den einzelnen Stämmen, so mögen die Russen, als der mächtigste, die

---

dieser Gegensatz in der Verehrung des schwarzen Gottes (Czernibog), des Urhebers des Bösen. Gesch. d. preuß. Staats I, 7.

5) D. h. im mythischen Sinn, denn im kosmischen fällt der Begriff des Licht- und Himmelsgottes sicher mit dem des Sonnengottes zusammen.

erste Stelle einnehmen [1]). Den Dualismus von weißen und schwarzen, d. i. ober- und unterweltlichen Göttern finden wir auch hier. Der oberste Weißgott, Bjelbog, ist auch für Rußland nachgewiesen, aber er wurde an den beiden Hauptsitzen altrussischer Gottesverehrung, in Kiew und Novgorod, unter anderen Namen verehrt: am ersteren Ort als Blitz- und Donnergott Perun, am letzteren als Znitsch, die ätherische Wärme, deren ewiges Walten in der Welt alles Leben schafft [2]). Alle übrigen Gottheiten sind nur Emanationen dieses höchsten Gottheitsbegriffes. Da ist Lado (Lada, Ledo), die Vergöttlichung der Schönheit, der Huld, des Liebreizes; sie gebiert die Genien Lel (Liebe), Dit (Zweifel, Eifersucht) und Polel oder Polelia (Ehe), lauter Verpersönlichungen menschlicher Gefühle und Einrichtungen. Da sind ferner Led und Kaleda oder Koliada, der Gott und die Göttin von Krieg und Frieden. Wir finden also auch im slavischen Glauben den Fortgang von kosmischen Götterbegriffen zu sozialen. Der Kreis der göttlichen Lichtwesen erweitert sich aber noch bedeutend durch die auch im slavischen, wie in allem Heidenthum heimische Durchgöttlichung des Naturlebens in seinen Wandlungen und Abstufungen. Solchen Pantheismus Ausflüsse sind die Göttin Simzerla oder Zimsterla, umgürtet mit Rosenzweigen und bekränzt mit Blumen, und ihr Geliebter, Pogoda; dieser der helle blaue Frühlingshimmel, jene im engeren Sinne das Morgenroth, im weiteren das den Winter scheuchende Frühlingslicht. Die früchtereifende Sommerzeit ist vergöttlicht in Kupalo und die Fülle des Herbstes in Korscha, der, eine Art von slavischem Bacchus, auf einer Tonne reitend dargestellt wurde, dickleibig, lachend, nackt. Ein rechter Ackergott ist Tschurs, zunächst der Hüter der Feldmarken, dann überhaupt Genius des Maaßes und der Stätigkeit, Patron einer auf den Ackerbau gegründeten Ordnung der Dinge. Das Gedeihen der Viehzucht stand unter den Göttern Woloß und Wokosch, von denen jener das Großvieh, dieser das Kleinvieh beschützte, und aus dem Umstand, daß es auch einen eigenen Bienengott, Zosim gab, erkennen wir, wie die Russen frommen Sinnes allen Einzeln-

1) Ueber das Werden Rußlands, d. h. über das Zusammenschmelzen oder vielmehr über das Zusammengeschmiedetwerden verschiedener slavischer Stämme zum russischen Staat vgl. Schafarik, Slav. Alterth. II, 50 fg. Eine sehr geistvolle Genesis des Russenthums gibt der Russe Herzen in s. Buch „Rußlands soziale Zustände."

2) Daher wurde dem Gott zu Ehren ein ewiges Feuer unterhalten.

heiten der Landwirthschaft eine höhere Weihe zu geben trachteten. Der Volksglaube bevölkerte außerdem Feld, Wald und Wasser mit männlichen und weiblichen Geistern, deren Wesen, soweit wir es kennen, zwischen der Licht- und Dunkelnatur schwankt. Die Waldgeister, Leschie, sind ungestalte, gehörnte, ziegenbärtige, bocksfüßige Wesen, zuweilen gegen die Menschen nur neckisch, manchmal aber auch bösartig. Die Wassergeister, deren Herrscher der Meerfürst, Morskoj Czar, ist, heißen Rusalki und sind schöne, wenn auch grünhaarige Mädchen, die nach Nixenart allerlei Muthwillen in den Strombetten und am Gestade derselben treiben. Sie werden auch collectiv gefaßt als Rusalka, das Wasserweib, wie auch das Bergweib Gorinia ein Collectivbegriff für die Berggeister gewesen sein mag. Auch im Hause wollte der Russe von schützenden Gottheiten umgeben sein. Daher bevölkerte die Volksphantasie die Räume des Hauses mit Schutzgeistern, Domovic-duki, welchen Gebete und Opfergaben gebracht wurden. So auch den Seelen der verstorbenen Familienglieder, den Uboze, welche man ebenfalls als schützende Genien thätig glaubte. Die Kehrseite der lichten Götterwelt bilden die Dunkelgötter. Wie in den Weißgöttern die schaffende, lebensfreundliche Naturkraft ausgeprägt ist, so in den Schwarzgöttern die zerstörende, vernichtende, lebensfeindliche. Es ist der altarische Gedanke vom ewigen Werden und ewigen Vergehen, der auch hier zu Grunde liegt. Der Dunkelgott Tschernoibog mit seinem düsteren Cult steht dem Lichtgott Bjelbog entgegen und seine Wesenheit zerspaltet sich in eine Menge von Nacht-, Sturm- und Frostwesen, so daß z. B. zu den Frühlingsgöttern Pogoda und Simzerla, die Wind- und Sturmgötter Stribog und Pohvist und die Wintergöttin Zemargla, zu den Rusalki und Domovic-duki die Koltki, koboldische Nachtgeister, die Gegensätze bilden.

Im Glauben der den eigentlichen Slaven stammverwandten Stämme von Litthauen und Preußen hat man Spuren germanischer Einflüsse finden wollen, welche sich daraus erklären würden, daß die Gothen einst in jenen Gegenden gesessen haben. Wenn man aber den Haß der Litthauer gegen die Gothen bedenkt, welcher Haß den Donnergott noch spät in Liedern anflehte, „den Gothen, den rothbraunen Hund", zu vernichten[3]), so wird man die Annahme bedenklich finden, daß diese Stämme von einem verhaßten Feinde

3) Schafarik, Slav. Alterth. I, 463.

eine antinationale Religion entlehnt hätten. Viel naturgemäßer ist es, schon aus äußerlichen Gründen, einen Zusammenhang der Litthauer und Preußen mit ihren slavischen Verwandten auch in religiösen Dingen anzunehmen, und diese Annahme findet durch die unverkennbare Verwandtschaft oder vielmehr Dieselbigkeit der beiderseitigen Götter ihre Bestätigung. Denn unzweifelhaft fällt der höchste Gott der preußisch-litthauischen Stämme, der Donnergott Perkunas, mit dem slavischen Perun zusammen[4]). Er wurde mit einem feuerrothen Gesicht gebildet, wie es dem Herrn des Blitzfeuers zukam. Als seine Mutter kannte der litthauische Mythus die Perkuna-Tete, d. i. die große slavische Erdmutter, welche den von seiner Tagesfahrt ermüdeten Sonnengott allabendlich im Meere badet und ihn allmorgendlich wieder frisch und glänzend entläßt[5]). Die litthauische Hauptopferstätte des Perkunas war der Berg Rombinus an der Memel. Zu Romowe, dem Mittelpunkt des ganzen preußisch-litthauischen Cultus, wurden neben Perkun besonders noch zwei Götter verehrt, Potrimpos und Pikollos, jener ein Gott des

---

4) Perun, Perkun stammt von der slav. Wurzel per, schlagen; im Polnischen bedeutet piorun Blitzstral, Donnerschlag. Vgl. Dobrowsky, Instit. ling. slav. 289. Grimm (D. M. 3. A. S. 156, Anm. 3) stellt Perun mit dem Beinamen des indischen Himmelsgottes Indra zusammen, mit dem sanskrit. Parjanyas, d. i. Donner, Donnerwolke, befruchtender Regen.

5) Leider wissen wir von dem Perkun-Mythus nur ganz Dürftiges. In dem nachstehend aus Daumer (Zugabe z. Hafis S. 229) entlehnten lettisch-litthauischen Volkslied erscheint Perkun in einem obherrschenden Verhältniß zu Sonne und Mond:

Es nahm der Mond die Sonne;
's war eine große Hochzeit.
Es schwamm in eitel Wonne
Der hochbeglückte Mond.

Ein herrliches Exempel
Der ehelichen Treue
Den Gatten auf der Erde
Gab dazumal der Mond.

Nicht von der Stelle wich er,
So lang' die Sonn' im Hause;
Doch ging die Sonn' auf Reisen,
So ging mit ihr der Mond.

Der Ehebund ward älter,
Der Gatte wurde kälter,
Und ging die Sonn' auf Reisen,
Zu Hause blieb der Mond.

Doch wenn die Sonne ruhte,
Da schlich die leisen Pfade,
Den Morgenstern zu küssen,
Die ganze Nacht der Mond.

Darob ergrimmte Perkun
Und hieb mit seinem Eisen
Entzwei ohn' alle Gnade
Das Angesicht dem Mond.

Erndtesegens (?), dieser, wie sein Name andeutet [6]), ein unterweltlicher Gott, der Herrscher des Todtenreichs, vielleicht aber zugleich auch der slavische Sonnengott, denn dieser ist bei Tage ein oberweltliches, bei Nacht ein unterweltliches Wesen. Man hat diese drei preußisch-litthauischen Götter, deren Bilder im Heiligthum zu Romowe beisammen standen, mit der skandinavischen Göttertrias zu Upsala verglichen. Ob bei dieser oder jener an einen Zusammenhang mit dem indischen Trimurti zu denken sei, steht dahin. In der Trias Perkunas, Potrimpos und Pikollos etwas dem christlichen Dreibegriff Gott, Heiland und Teufel Aehnliches finden zu wollen, ist natürlich nur eine ganz müßige Träumerei [7]).

Gehen wir zu den Wenden und Pommern, Czechen und Lechen fort, so begegnet uns auch hier der kosmische Dualismus von Weißgöttern und Schwarzgöttern. An die Stelle des russischen Bjelbog und des litthauischen Perkun tritt aber der große Wendengott Swantowit oder Swiatowit, dessen großes Heiligthum zu Arkona auf einem Vorgebirg der Insel Rügen sich befand, dessen Dienst jedoch weithin über die Slavenstämme sich verbreitet zu haben scheint [8]). Einer der Bekehrer der Wenden zum Christenthum, der Mönch Helmolt, erzählt in der Slavischen Chronik: Neben vielerlei Göttern, die bei ihnen Felder und Wälder beschützen und Freude und Leid geben, bekennen sie (die Wenden) einen Gott im Himmel, welcher den übrigen gebietet. Diesen halten sie für obmächtig (praepotentem) und glauben, daß er sich bloß um Himmlisches bekümmere. Die übrigen Götter, meinen sie, stehen den ihnen zugewiesenen Geschäften vor; sie seien aus dem Samen von jenem (großen Gott) hervorgegangen und in dem Grade edler oder unedler, in welchem sie mit dem Gott der Götter in näherer oder ent-

---

6) Im Litthauischen bedeutet pekla, im Czechischen peklo, im Polnischen pieklo die Hölle, d. h. ursprünglich wohl nur im Sinne von Unterwelt. Das altpreußische Wort pickuls, der Teufel, ist vielleicht aus Pikollos gebildet worden zu einer Zeit, wo dieser unterweltliche Gott im Volksbewußtsein zum christlichen Teufel wurde.

7) Außer den drei Göttern von Romowe werden uns noch eine Menge von preußisch-litthauischen genannt, aber eben meist nur genannt. Ich entschlage mich der trockenen Namensaufzählung, die nirgends einen deutlichen Begriff oder ein anschauliches Bild gibt.

8) Eine Bildsäule des Swantowit wurde 1848 bei Koczubinczyk in Podolien gefunden. S. die Abbildg. i. „Ausland“, 1851, S. 651.

fernterer Verwandtschaft stünden [9]). Vorausgesetzt, daß Helmolt nicht willkürlich oder unwillkürlich einen halbwegs christlichen Gottesbegriff an die Stelle eines heidnischen geschoben, so haben wir hier eine Art Ein- und Allgott, der, einen indischen Ausdruck zu gebrauchen, die übrigen Götter aus sich entlassen hat. Wir werden auch noch durch einen weiteren Umstand an Indisches erinnert. Es ist nämlich nicht zu bezweifeln, daß Helmolt mit seinem „Gott der Götter" den Swantowit [10]) gemeint [11]), und von der Bildsäule desselben sagt Saxo Grammaticus, wo er das Heiligthum von Arkona beschreibt [12]), daß sie vierköpfig gewesen sei. Dies erinnert allerdings auffallend an den vierhäuptigen Brahma, mit welchem Swantowit nicht nur die Leibesgestalt gemeinsam hätte, sondern auch, Helmolt zufolge, den von der wirklichen Welt abgewandten Sinn. Wie der indische Brahma die Welt seinen Emanationen überließ, so auch der wendische Obergott, eine Art Weltvater, der sich gegenüber seiner Schöpfung in einer quietistischen Zurückgezogenheit hielt [13]). Neben Swantowit wurden auf der Insel Rügen noch verehrt der Rugiäwit, wahrscheinlich Kriegsgott, ferner der Porewit und Porenut, welchen letzteren Zeuß mit Perun, Schafarik dagegen mit Czernobog identifizirt wissen will [14]). Zu Rethra, dem Mittelpunkt des Gottesdienstes der an der Havel und Oder wohnenden Redarier (Riadurer, Riederer), wurde als Hauptgott Radegast [15]) verehrt, dessen Bild

---

9) Chron. Slav. I, 53.

10) Swantowit oder Swiatowit ist vielleicht nicht der eigentliche Name des Gottes, sondern nur epitheton ornans. Anton (a. a. O. I, 44) will, Swantowit bedeute „Heiliges Licht" (swato-wjt). Im Czechischen bedeutet swety, im Poln. swiety, im Preuß. swints, heilig. Zeuß (Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, S. 35) leitet Swjatowit ab von swjat, Licht, Welt, adjectivisch swjatyj, heilig. Swantowit enthält demnach den Begriff des Lichtes, verbunden mit dem der Heiligkeit. Wir hätten also hier einen zugleich physikalischen und ethischen Gottesbegriff.

11) Helmolt (II, 12) nennt selber das „allen Slaven heilige" Götterbild Zuantewith.

12) Hist. Dan. lib. XIV.

13) Zeuß, gewiß ein gründlicher Forscher, hält (a. a. O. S. 41) den Swantowit geradezu für identisch mit Brahma.

14) Zeuß, a. a. O. S. 37; Schafarik, Slav. Alterth. II, 614.

15) Vielleicht nur ein Localname des Gottes, welcher Dietmar von Merseburg zufolge eigentlich Luarasici geheißen hätte. Schafarik (II, 615) übersetzt Luarasici mit

mit der Doppelaxt in der Linken auf seine Eigenschaft als Kriegsgott deutet. Stettin war der Culthauptort des dreiköpfigen Triglaw[16]), aus welchem später die christliche Dreifaltigkeit herausgedeutet wurde. Die Stadt Jüterbock hat ihren Namen von dem dort heimischen Morgensonnengott Jutribog (von jitro, jutro, der Morgen, die Frühe). Zu Stargard wird uns ein Gott Prowe bezeugt, dessen Name den Rechtsbegriff enthält (litth. prowa, das Recht). Wir werden später sehen, wie die Sassenchronik sein Bild beschreibt. In dieser ist auch von dem in Ostsassen verehrten Gott Krodo die Rede, welcher schon so viel zu streiten gegeben hat. Seine Auffassung

---

„Löwenfürst" und vermuthet in dem Gott den Czernybog, welcher ja auch als ruhender Löwe gebildet wurde.

16) Von tri, drei, und glowa, hlawa, gholowa, Haupt. Kaysarow und Andere haben aus dem Gott eine Göttin gemacht und sie mit der dreifachen Hekate=Diana verglichen. Das ist ganz unzulässig, hat aber dem deutschen Dichter Brentano Veranlassung gegeben, in seinem Drama „Die Gründung Prags" den Mythus vom Gott Czart, seiner Gemahlin Triglawa und ihrem Sohn, dem Traumgott Kikimora, zu dichten (Ges. Schr. VI, 63), indem er die Zauberin Zwratka beten läßt: —

O Kikimora, Traumgott, steh' mir bei!
Schon in Triglawa's, deiner Mutter, Schooß
Triebst ungeboren du Verrätherei.
Ihr ward das Herz in Liebessehnsucht groß
Und mit dem Monde ihre Buhlerei
Gabst ihrem Herrn, dem finstern Czart, du bloß.
Da riß er, zweifelnd, wer dein Vater sei,
Erzürnet dich aus ihrem Schooße los;
Sie fluchte dir und gab dich vogelfrei,
Und zwischen Nacht und Tod fiel dir dein Loos,
Gespenstisch Kind, ins Reich der Zauberei.
Die Nacht des Himmels hast du losgerissen,
Verräther, von des Abgrunds Finsternissen,
Und zwischen beiden saugst du nun, Bastard,
Des Zwitters Brust, des Schlafs, der Amme ward.
Wie ein Vampyr trinkst du sein friedlich Blut,
Ihn mit des Traumes Heuchlerflügeln fächelnd,
Daß er sich reich und selig glaubt und lächelnd
Hinschiffet auf der goldnen Lügen Flut.
Auch beißest du ihn wohl mit schwarzem Zahn
Und jagst ihn athemlos den Fels hinan,
Wo unter ihm ein Chor von Geisterschwänen
Sein Sterblied singt auf bittrem Meer der Thränen. u. s. w.

als einer germanischen Gottheit ist zwar beseitigt, aber die Vermuthung, daß er eine slavische sei, ist eben auch nur eine solche. Den Czechen will Palacky den Glauben an einen höchsten Gott Boh (Belbog), den Schöpfer der Welt, den Urquell des Lichtes und des Blitzes, vindiziren[17]). Es wäre derselbe Gott, welchem wir bereits unter den Namen Perun, Perkunas und Swantowit begegnet sind. Wahrscheinlich ist der czechische Schwarzgott Czernybog (Czernebog, Czernobog) nur die Kehrseite von dem Weißgott Boh, d. h. der Sonnengott während seines nächtlichen Weilens in der Unterwelt. Auch wenn, wie behauptet wird, der Czernybog schon in der heidnischen Zeit den Beinamen Czart (der Schwarze) führte, so folgt daraus noch keineswegs die Bedeutung dieser slavischen Gottheit als eines Höllengottes im christlichen Sinn. Aber freilich sind auf dem Gebiete der slavischen Mythologie die christlichen Zuflüsse von dem ursprünglichen Strom noch schwerer zu scheiden als beim Keltenthum.

5.

Unter verschiedenen Namen ehrte die religiöse Anschauung der slavischen Völker eine Göttin, welche sich im engeren Sinne als Erdgöttin, im weiteren als die Allnährerin, als die Lebensmutter, als die slavische Aschera=Rhea=Kybele bezeichnen läßt. Wäre die Kunde von ihr weniger dürftig, als sie ist, so würde sich uns wahrscheinlich ein weiter Mythenkreis von dieser Göttin aufthun, welchem die Gegensätze von Leben und Tod, Tag und Nacht, Ober= und Unterwelt, Sommer und Winter zu Grunde gelegen haben müssen. Das frühlingshafte Leben und Weben der Natur einerseits, ihre winterliche Erstarrung andererseits drücken die beiden gegensätzlichen Namen der Göttin aus: Ziewonia und Marzana[1]). Ebenso zwei andere Namen, Wesna und Morana, den Contrast von Leben und Tod[2]). Wir sind also zu der Annahme berechtigt, daß die große Erdmut=

17) Gesch. v. Böhmen I, 57.

1) Ziewonia vom poln. zywic, lett. dsiwoht, leben. Marzana vom poln. marznac, gefrieren, mroz, Frost.

2) Wesna und Morana bedeutete den Czechen geradezu Leben und Tod. In dem berühmten altczechischen Gedicht von Zaboj, Slavoj und Ludiek (Königinhofer Handschrift, hrsg. v. Hanka, deutsch v. Swoboda) singt Zaboj:

ter der Slaven, die wir unter den weiteren Namen Perkuna-Tete und Lada oder Lado [3]) schon früher angetroffen, als Geberin und Amme alles Lebens verehrt wurde [4]) und zugleich als Bewahrerin der Todten, als Beherrscherin der Unterwelt. Hätte die Manie, griechische Götterbegriffe und Götternamen auf den Norden zu übertragen, nicht schon so viele Verwirrung gestiftet, könnten wir sagen, die Vorstellung von der slavischen Erdmutter sei jener ähnlich, welche die Griechen in ihrem Mythus von Demeter und Persephoneia dichterisch gestaltet haben.

6.

In ihrer Eigenschaft als Todesgöttin hat die Erdmutter Gewalt über das Lebensende des Menschen, über sein Schicksal überhaupt. Das setzt aber, wenn wir so sagen dürfen, eine Vielgeschäftigkeit voraus, welche die naive Anschauung des Volkes nicht auf eine Person gehäuft sehen wollte. Daher die mythische Dichtung von den Wilen, Todes- und Schicksalsgöttinnen, Emanationen der eigentlichen Wila, d. i. der Todesgöttin. Diese Wilendichtung, vielleicht im Grundgedanken eins mit der germanischen von den Walen und Walkyren, blühte insbesondere bei den Serben. Die Wilen sind jungfräuliche Wesen, auf Bergen und in Wäldern wohnend, schwarzäugig, flatternden Haares, im weißen langwallenden Gewande blitzschnell

---

Und da kommt der Fremdling (der Deutsche)
Mit Gewalt ins Erbland (der Czechen),
Und mit Fremdlingsworten
Hier gebeut der Fremdling.
Und was Sitte dort,
Dort im Fremdlingslande
Morgens bis zum Abend,
Gilt zu wahren folgsam.
Eine Ehgenossin
Soll mit uns von Wesna
Gehn bis zur Morana . . . .

d. h. die deutschen Bekehrer verlangten von den Czechen die Aufgebung der Vielweiberei.

3) Vom poln. ladny, schön.

4) Sie hieß daher auch Zlota Baba, die goldene Hebamme. Vgl. Schwenck a. a. O. 214.

sich bewegend, wie von Flügeln getragen. Ihr Walten in der Natur und über den Menschengeschicken ist vorwiegend ein unheimliches, bedrohliches. Sie versammeln Wolken, d. i. sie erregen Wind und Wetter. Sie schweben in der Luft, schießen tödtliche Pfeile auf die Menschen, holen diese in die Unterwelt. Die serbische Volkspoesie, wie sie durch Wuk Stephanowicz Karadzicz gesammelt, durch Talvj's, Gerhard's, Frankl's und Kapper's Verdeutschungen uns nahegebracht wurde, ist voll vom Wirken der Wilen. Zuweilen sind sie eifersüchtig auf die Schönheit einer Sterblichen, bekennen sich aber gutmüthig von derselben überwunden [1]). Dann wieder erweisen sie sich äußerst bösartig und stiften selbst unter Brüdern Mord und Todtschlag [2]). Aber sie stehen den Menschen auch hülfreich bei, insbesondere ausgezeichneten Helden, mit denen sie Bundesschwesterschaft geschlossen [3]). Viel mehr das launische Walten des Zufalls als das der ewigen Schicksalsnothwendigkeit ist in den Mythen von den Wilen ausgeprägt. Uebrigens kommen im Geisterglauben der Südslaven neben den Wilen noch viele an=

---

1) S. Frankl's Gusle, S. 89.

2) S. ebendas. S. 24.

3) So rettet den Marko Kraljewitsch, einen Lieblingshelden der serbischen Volksepik, seine Bundesschwester, die Wila, vermittelst ihres bloßen Erscheinens, als er im Kampf mit Mussa ihren Beistand anruft (Talvj, Volksl. d. Serben): —

Schmerzlich stöhnte Marko in Verzweiflung:
O, wo bist du, Bundesschwester Wila!
O, wo bist du? Wärst du nie gewesen!
Meineid schworst du, als du mir gelobtest,
Wo ich immer kommen würd' in Nöthen,
Nahe wolltest du mir in der Noth sein.

Aus den Wolken gab sich kund die Wila:
Warum, Bundesbruder Marko Kralj'witsch,
Hab' ich's nicht, Elender, dir gesaget,
Nicht am Sonntag sollst du Streit ausfechten!
Schande wär' es, Zweie gegen Einen!

Auf nach Berg und Wolken schaute Mussa,
Schaute auf, woher die Wila spräche;
Marko zog aus dem Versteck das Messer,
Schnitt den Mussa auf tief von dem Gürtel,
Tief vom Gürtel bis zum weißen Halse.

dere gespenstige Wesen vor[4]). Bei den nördlichen und östlichen Slavenstämmen erscheint die Todesgöttin auch unter dem Namen der Jaga Baba, welche im Volksmärchen als ein ungeheuerlich häßliches Weib beschrieben wird. Und wie der Tod, so wurde auch die Krankheit personifizirt. Der russische Volksglaube kennt neun Schwestern, welche die Menschen mit Fiebern plagen[5]). Die Litthauer glaubten an die Pestjungfrau (Morawa dziewica) und der große polnische Dichter Mickiewicz hat von derselben eine eindringliche Schilderung gegeben[6]).

Alle die unheimlichen Wesen, in welchen die slavische Phantasie den Gedanken des Todes vergegenständlichte, legen Zeugniß ab von dem Grauen, welches dieser Gedanke den Slaven einflößte. Sie glaubten zwar an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, aber die auf uns gekommenen Nachrichten lassen durchaus nicht die Annahme zu, daß der slavische Unsterblichkeitsglaube ein tröstlicher gewesen sei. Die Vorstellung der Seligkeit fehlt ganz, falls man nicht in einigen grobsinnlichen Hindeutungen auf Wein- und Weibergenuß im Jenseits Seligkeitshoffnungen ausgesprochen finden will. Die Unterwelt ist aber im Ganzen ein so trauriger Aufenthaltsort, daß die Geister der Verstorbenen gerne wieder auf die Oberwelt zurückkehrten. Um ihr Spuken zu keinem schädlichen werden zu lassen, suchte man sie durch

---

4) Die Rojnice, den Wilen im Wesen verwandt, das Bergmännlein Skratelj, den Waldgeist Dioji mos, den Wassermann Povodni mos, ferner die Dämonen Vrag, Slode, Hudic, welche im heutigen Sprachgebrauch sämmtlich den Teufel bezeichnen. Vgl. Grün, Volksl. aus Krain, S. 155.

5) Götze, Russ. Volksleben, S. 62.

6) . . . . Es stellt auf öden Kirchhöfen und Au'n
Die Pestjungfrau im weißen Kleide klar,
Den Feuerkranz um's Haupt, sich manchmal dar,
Ragt ob Bialowieja's Hain empor
Und streckt das blutbefleckte Tuch hervor.
Der Wächter birgt sein Aug' im Helm, der Hund
Des Bauern wühlet mit der Schnauz' im Grund
Der Erd' und riecht den Tod, entsetzlich heulend.
Die Wehverkünderin schreitet unverweilend
Durch Dörfer, Schlösser, reiche Städt' hineilend;
So vielmal sie mit blut'gem Tuche grüßt,
So viel Paläste werden öd' und wüst.
Ein Grab erwächst, wohin sie setzt den Fuß.
(Konrad Wallenrod, deutsch von Kannegießer, S. 41.)

Speiseopfer zu besänftigen. In einem bereits angezogenen altczechischen Heldenlied der Königinhofer Handschrift ist angedeutet, daß man die Ruhe der Seelen in der Unterwelt von der Bestattung ihrer Körper abhängig glaubte[7]). Die Ansicht, daß die Slaven auch an die Seelenwanderung geglaubt hätten, lassen wir füglich auf sich beruhen, weil sie schlechterdings nicht zu erhärten ist. Wie grobmaterialistisch übrigens der Volksglaube die Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode und das ganze Geisterwesen aufgefaßt, davon zeugen die slavischen Todtengebräuche[8]). Auch der Vampyrismus legt darüber Zeugniß ab. Der Glaube an Vampyre (Upioren) war und ist insbesondere unter den Südslaven verbreitet und spielte in der älteren serbischen Volkspoesie eine große Rolle. Doch erweist ihn sein Vorkommen in Polen, Mähren und Litthauen als etwas national Slavisches und wir dürfen ihn unbedenklich als die unheimlichste Ausgeburt der slavischen Phantasie bezeichnen[9]).

---

7) Bruder, dämmern sieh' den Berg!
Ha, die Götter haben
Dort uns Sieg verliehen!
Schaaren schwärmen dort von Seelen,
Hier und dort von Baum zu Baum.
Bange zagt vor ihnen
Wild und scheu Gevögel . . .
Fort zum Berg, die Leichen zu begraben!

8) Wir werden auf einige besonders eigenthümliche weiter unten zurückkommen.

9) Zur Erläuterung des vampyristischen Aberglaubens stehe hier Folgendes. Seit 1718, wo durch den passarowitzer Frieden ein Theil Serbiens und der Walachei an Oesterreich gekommen, liefen von den Befehlshabern der im Lande stationirten Truppen Berichte an die Regierung ein, wie es dort allgemeiner Volksglaube sei, verstorbene, im Grabe noch fortlebende Personen gingen unter gewissen Umständen aus ihrem Grabe hervor, um den Lebenden das Blut auszusaugen und sich selbst dadurch unter der Erde im Wachsthum und guten Wohlsein zu erhalten. Schon 1720 wurde gemeldet, zu Kisolova, einem Dorfe in Niederungarn, sei P. Plogojowitz, nachdem er zehn Wochen früher begraben worden, einigen Einwohnern bei Nacht erschienen und habe ihnen den Hals dergestalt zusammengedrückt, daß sie innerhalb 24 Stunden gestorben; so daß binnen 8 Tagen in dieser Weise neun, theils junge, theils alte Personen den Tod genommen. Selbst seine Wittwe war von ihm beunruhigt worden und hatte deßwegen das Dorf verlassen. Die Einwohner, da sie auf ihr Gesuch, den Todten ausgraben und verbrennen zu dürfen, abschlägig beschieden wurden, erklärten nun sammt und sonders, das Dorf verlassen zu wollen, wenn man ihnen das Ausgraben nicht gestatte. Der Befehlshaber begab sich daher mit dem Pfarrherrn von Gradiska

7.

Daß die Slaven **Priester** und **Priesterinnen** hatten, welche dem Cult vorstanden und der Götter Willen den Menschen vermittelten, steht nicht zu bezweifeln. Das priesterliche Institut mochte unter den verschiedenen Stämmen mehr oder weniger ausgebildet worden sein. Ganz hat es sicherlich keinem gefehlt, aber die ausführlichsten Nachrichten sind uns über das Priesterthum bei den Preußen, Litthauern und Lieven überliefert worden. Diese Völker scheinen in einer religiösen Allianz gelebt zu haben, denn es wird durch glaubhafte alte Chronisten bezeugt, daß sie als oberste Autorität in kirchlichen Dingen eine Art Papst anerkannten. Es war dies der **Kriwe** oder Kriwe Kriweito [1]), unter welchem die übrigen Priester, die **Waidelotten**, standen. Diesen lag es ob, die gottesdienstlichen Handlungen zu besorgen, das Volk in der Religion zu unterrichten und demselben den Segen und die Orakel der Götter zu spenden. Neben ihnen gab es auch Priesterinnen, die **Waidelottinnen**, vielleicht dem besonderen Dienst der großen Erdgöttin bestimmt. Verdiente die Nachricht in der Chronik des Grunow, daß die Waidelotten und Waidelottinnen „bey Pen des feuers jene nicht ein weib, diese nicht einen mann anruren durften", so müßten wir bei dieser Priesterschaft die Bedingung der Keuschheit voraussetzen. Allein die Sache ist zweifelhaft, um so mehr, da von anderer Seite folgendes Eigenthümliche berichtet wird. Wenn bei den Preußen eine Frau ihren Mann verlor, ohne ihm Kinder geboren zu haben, so mußte sie sich den jungen Männern preis-

---

an Ort und Stelle, und als er Peter Plogojowitz's Grab öffnen lassen, fand man den Leib ganz und unversehrt; dabei ohne allen übeln Geruch und eher einem schlafenden Menschen ähnlich. Haare und Bart waren gewachsen, statt der abgefallenen Nägel waren neue hervorgetrieben, unter der äußersten Haut, die todt und bleich erschien, war wieder eine andere ganz lebhafte gewachsen. Hände und Füße zeigten sich wie beim gesundesten Menschen. Da man in seinem Munde ganz frisches Blut gefunden, hielt das Volk es für solches, das er den neuerdings Gestorbenen ausgesogen, und ließ sich nicht abhalten, ihm einen spitzen Pfahl durch die Brust zu stoßen, wo dann häufiges, ganz frisches und gesundes Blut aus der Wunde, wie aus Mund und Nase floß. Die Bauern warfen den Leichnam nun auf einen Scheiterhaufen und verbrannten ihn zu Asche. Aus Ranft's „Vom Kauen und Schmatzen der Todten in den Gräbern" (1728) mitgeth. durch Nork in Scheible's Kloster XII, 686.

1) Die Ableitung des Wortes vom poln. krew, Blut, wonach Kriwe bedeuten würde Blutmann, d. i. Opferer, gilt nicht für sicher.

geben, bis sie ein Kind gebar. Dann wurde sie Waidelottin und durfte bei Strafe des Feuertodes nie mehr mit einem Manne zu thun haben [2]).

Die ältesten Stätten slavischer Gottesverehrung waren Höhen und Haine. Die Eiche war auch den Slaven ein heiliger Baum und als allerheiligste galt die berühmte zu Romowe, welche sechs Ellen im Durchschnitt maß und zur Zeit des Hochmeisters Winrich von Kniprode unter den Axtschlägen der deutschen Bekehrer gefallen sein soll. Die Blätter dieses Baumes waren im Volksglauben für alle Schäden gut. Die höhere Idee der Baumverehrung war aber ohne Zweifel auch unter den Slaven, wie überall, d i e, daß der Baum als Sinnbild des Lebens galt. Unter Bäumen, auf Felsspitzen und auf künstlich errichteten Steinhügeln wurde den Göttern geopfert [3]). In ältester Zeit war, wie bei den Ariern, so wohl auch bei den Slaven das Feuer Hauptsymbol der Gottheit. Von der Unterhaltung heiliger Feuer wird oft geredet. Später, zur Zeit, als die Deutschen in die Sitze der nördlichen Slaven vordrangen, fanden sich dort Tempel und Götterbilder vor. Noch sehr primitiv freilich scheint das Heiligthum zu Romowe gewesen zu sein. Vorhänge von Seide, in einer Höhe von 7 — 8 Ellen um die heilige Eiche hergezogen, vertraten hier die Stelle der Tempelwände, deren Umkreis nur der Kriwe und die Waidelotten betreten durften [4]). An einer von uns bereits berührten Stelle beschreibt Saxo Grammaticus den vom Dänenkönig Waldemar zerstörten Tempel zu Arkona. Ihm zufolge war die äußere Umfangsmauer des Heiligthums mit Schnitzwerk versehen, also wohl aus Holz aufgeführt. Auch rohe Malereien waren daran sichtbar. Das Allerheiligste bildete ein Raum zwischen vier, durch Vorhänge mit einander verbundenen Säulen. Da stand das riesenhafte Bild des Swantowit mit vier Köpfen, den linken Arm in die Seite gestemmt, in der Rechten ein metallenes Horn haltend, welches der

---

2) Die Bauern in Preußen hielten auch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum noch lange den Glauben an die priesterliche Würde und Kunst ihrer „Waidler und Waidelinnen" fest. Noch 1531 wählten die Bewohner von sechs Dörfern in Samland einen Waidelotten, damit er den Göttern ein Schwein opfere. Vgl. Hartknoch, Altes Preußen, S. 174.

3) Königinhofer Handschrift, S. 22, 29, 50.

4) Hartknoch a. a. O. 137. Es drängt sich Einem dabei freilich die Bemerkung auf, daß seidene Vorhänge in jenem rauhen Klima ein schlechtes Schutzmittel gegen Wind und Wetter waren.

Priester alljährlich beim großen Erndtefest mit Wein füllte. Zeigte sich diese Flüssigkeit im folgenden Jahre vermindert, so bedeutete das für das kommende eine dürftige Erndte. Im Tempel wurde auch das schneeweiße Roß des Gottes gefüttert, auf welchem er nach dem Volksglauben in den Krieg zog. Ganz ähnlich dem Heiligthum des Swantowit zu Arkona war Saxo zufolge das des Rugiäwit zu Karenz auf Rügen. Das Götterbild hatte aber hier sieben Gesichter, sieben Schwerter hingen an seinem Gürtel und ein achtes hielt er in der Rechten. Wenn Adam von Bremen Glauben verdient [5]), muß das Heiligthum des Radegast zu Rethra eine gewisse rohe Pracht aufgezeigt haben. Das Bild des Gottes war von Gold, sein Lager bestand aus Purpurdecken. Er hatte ein rundes, majestätisches Gesicht, auf dem Haupt einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, auf der Brust das Bild eines schwarzen Stierkopfes, in der Hand eine Doppelaxt; im Uebrigen war er völlig nackt. Zu dem von einem tiefen See eingeschlossenen Heiligthum führte eine hölzerne Brücke, welche außer dem Priester nur Orakel Suchende und Opfer Darbringende betreten durften. Das Bild des Prowe zu Stargard (Oldenburg) beschreibt Botho in der Sassenchronik (S. 339) so: Ore affgot to Oldenborch de het Prono unde stod upp einer full unde hadde in der hant eyne rode proveysen (Schild) unde eynen bannerstaff, unde hadde twey lange oren mit eyner kronen unde hadde an eyn par stevel unde under eynen vote eyne schellen.

Ueber die Einzelnheiten des Gottesdienstes bei den Slaven sind leider zu ungenügende Nachrichten vorhanden, um daraus ein umfassendes Bild gewinnen zu können. Gebet, Orakeleinholung, Wahrsagung und Anwendung von Zaubermitteln gehörten zum Cultus, dessen Mittelpunkt auch hier, wie in allen Religionen, das Opfer war. Von dem Wesen und Verlauf gottesdienstlicher Handlungen bei den Czechen geben die Lieder der Königinhofer Handschrift wenigstens Andeutungen, die nicht zu verachten sind [6]).

---

5) II, 11.

6) In dem Gedicht von Zaboj, Slavoj und Ludiek singt der Erstere: —

. . . Den Göttern, so die Fremde ehret,
Mußten wir uns neigen,
Ihnen Opfer bringen.
Durften vor den Göttern
Nicht die Stirne schlagen,
Nicht im Zwielicht ihnen Speisen bringen,

Ueber den Gottesdienst der Polen weiß der Lemberger Bischof Jan Dlugosz, welcher im 15. Jahrhundert seine polnische Geschichte schrieb, nicht sehr Rühmliches zu erzählen. Nach ihm hatten die religiösen Feste der Polen einen vorwiegend orgienhaften Charakter[7]). Rücksichtlich der Wahrsagerei, Traum- und Zeichendeuterei, der guten und bösen Omina und zauberischer Handtirung aller Art entfaltete sich der slavische Volksglaube zu einer phantastischen Buntheit, welche die Vergleichung mit dem Aberglauben irgend eines Volkes auf der Erde nicht zu scheuen hat. Wie uns alles dieses in den slavischen Volksliedern und Volksmärchen jetzt vorliegt, ist freilich sehr

---

Wo der Vater Speisen bracht' den Göttern,
Wo er hin ging, Lobsang anzustimmen.
Ja, sie (die Deutschen) fällten alle (heiligen) Bäume,
Sie zerschellten alle Götter (alle Götterbilder).

In dem Gedicht von Czestmir und Wlaslaw sodann wird ein Festopfer so geschildert: —

An des Felsens Gipfel zündet er (Woymir) das Opfer
Seinen Göttern an, die ihn befreiet.
Und er opfert eine muntre Färse,
Eine Färse, der kein Stier noch nahte,
Glänzend weiß ihr Fell.
Die Opferflamme lodert und die Heere
Nah'n dem Thale und von dort zum Berge
Geht der Zug, von da zum Eichwald.
Also zieh'n die Schaaren, lärmumrauschet,
Mann auf Mann, ein jeder Waffen tragend.
Jeder, da vorbei er zieht beim Opfern,
Rufet laut den Göttern Preis und Ehre;
Keiner säumet, im Vorüberziehen
Laute Lobgesänge anzustimmen.

7) Die alten Polen bauten ihren Göttern kleine Tempel, machten Bilder, gaben jeder Gottheit Priester, ordneten Opfer und Feste an. Diese wurden meist in volkreichen Orten, wo immer heilige Haine waren, begangen. Die Opfer bestanden in Thieren und zuweilen in kriegsgefangenen Menschen. Bei den großen Jahresfesten waren Spiele angeordnet, wozu beide Geschlechter sich in den Städten versammelten, die Götter mit Trankopfern versöhnten und das Fest mit unsittlichen Spielen, Liebesliedern, obscönem Geschrei und Gebahren feierten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß von diesen Spielen noch jetzt die lustigen Aufzüge an Pfingsten herstammen, welche die Polen Stado, d. i. Zusammenkünfte, nennen und welche mit Schmauserei und Unzucht endigen. Dlugosz, Hist. Polon. I, 37.

viel Christliches damit vermischt; indessen schlägt das Heidnische noch deutlich genug durch, um überall die Spuren eines stillen, etwas beschränkten Naturdienstes aufzuzeigen, welcher aus inneren oder äußeren Gründen nicht dazu kam, eine einheitliche Weltanschauung aufzubauen. Ein eigenthümlicher, aber roher Zug der slavischen Weissagerei findet sich bei Helmolt angegeben [8]). Ihm zufolge trank der Priester von dem warmen Blut des Opferthieres, um sich dadurch die rechte Inspiration zum Orakelgeben zu verschaffen. Der spätere slavische Glaube an Zauberinnen trifft, Unterschiede der localen Färbung abgerechnet, mit dem deutschen Herenglauben zusammen. Auch in diesem spielt ja die Buhlerei eine große Rolle und das serbische Sprüchwort sagt: Junge Hure, alte Vjeschtitza (Zauberin).

Die Opfer waren auch bei den Slaven der Bedeutung nach verschieden, je nachdem sie im Sinn einer Bitte, eines Dankes oder einer Sühne dargebracht wurden. Man opferte Gaben des Ackerbaues und der Viehzucht, Speise- und Trankopfer, Thiere (Schweine, Böcke, Färsen und Stiere) und — Menschen [9]). Von Letzteren nicht allein Kriegsgefangene, wenn auch diese besonders in den Zeiten der erbitterten Kämpfe zwischen den zum Christenthum bekehrten Deutschen und den noch heidnischen Slaven die zahlreichsten Opfer abgeben mochten. Wir wissen von den Preußen, daß sie im Kriege gefangene Jungfrauen mit Blumen bekränzt zum Opferaltar führten. Ferner, daß sie bei Ausbruch eines Krieges sich einer Person aus dem feindlichen Volk zu bemächtigen suchten. Dieser riß dann der Kriwe mit dem Opfermesser die Brust auf und aus dem rascheren oder langsameren Hervorquellen des Blutes wurde auf den günstigen oder ungünstigen Ausgang des Krieges geschlossen. Wenn wir dem Chronisten Grunow glauben dürfen, war bei den Slaven auch die Selbstopferung in Uebung, ein Cultact also, dem wir bei den Indern und Semiten, wie bei den Griechen und Römern, begegnet sind. Nämlich der Kriwe brachte sich in seinem Alter selber den Göttern zum Opfer, indem er sich, nachdem er das versammelte Volk zur Buße und Besserung ermahnt, auf einem Holzstoß verbrannte, worauf die Waidelotten einen neuen Papst aus ihrer Mitte wählten [10]). Spezifischer slavisch und

8) Chron. slav. I, 53.

9) Eine Hauptbelegstelle für den slavischen Menschenopferbrauch s. in der von 862—1110 reichenden russischen Chronik des Nestor (deutsch v. Scherer), S. 98.

10) Hartknoch a. a. O. 154.

ein ganz eigenthümliches religiöses Culturbild formirend ist, was der arabische Reisende Ibn-Fozlan, welcher als Handelsmann die Wolga hinauffuhr, als Augenzeuge von einem russischen Todtenopfer erzählt [11]). Eigenthümlich

---

11) Karamsin, in seiner Gesch. d. russ. Reiches, deutsch v. Hauenschild und Goldhammer, III, 245 fg., hat uns den Bericht von Ibn-Fozlan mitgetheilt. Er lautet so: — Stirbt bei den Russen ein Großer, so wird er in sein Grab gelegt, welches mit einem Dache versehen wird, bis sie mit dem Zuschnitt der Todtenkleider fertig sind. Ist es ein armer Mann, so bauen sie ihm ein kleines Schiff, legen den Leichnam hinein und verbrennen es. Beim Tode eines Reichen dagegen sammeln sie zuvörderst seine Habe und machen drei Theile, von welchen der erste seiner Familie verbleibt, der zweite dazu verwandt wird, ihm Sterbekleider zu kaufen, der dritte endlich ausgesetzt ist, um berauschendes Getränk dafür einzukaufen, welches an dem Tage vertrunken wird, wo das Mädchen sich dem Tode preisgibt, welches sich mit ihrem Herrn verbrennt. Sie überlassen sich aber auf unsinnige Weise dem Genusse des Weins, und oft stirbt einer von ihnen mit dem Becher in der Hand. Ist ein Oberhaupt gestorben, so fragt seine Familie dessen Mädchen und Knaben: Wer von euch will mit dem Herrn sterben? Dann sagt einer von ihnen: ich, und sobald er das Wort gesprochen, so ist er gebunden und kann sich nicht wieder zurückziehen, doch sind es größtentheils Mädchen, welche dieses thun. Die Unglückliche nun wird von dem Augenblicke an von zwei Mädchen bewacht, die sie überall hinbegleiten müssen, wohin sie nur geht, und waschen ihr mitunter die Füße. Indessen nun die Uebrigen die Kleider für den Todten zubereiteten, trank das Mädchen alle Tage berauschendes Getränk, sang und war fröhlich und guter Dinge. An dem Verbrennungstage wurde das Schiff des Verstorbenen an's Land gezogen und vier große Eckanker für dasselbe zurechtgestellt. Große menschenähnliche Figuren umgaben rings den ganzen Bau. Während nun das Schiff auf die vier Blöcke gestellt wurde, fingen die Menschen an ab- und zuzugehen und unverständliche Worte zu murmeln. Noch hatte man den Todten nicht aus seinem Grabe genommen und lag er noch an seiner entfernten Ruhestelle. Auf das Schiff wurde nun eine Ruhebank gestellt, die man mit gesteppten wattirten Tüchern, mit griechischen Goldstoffen und Kopfkissen aus gleichem Stoffe bedeckte. Ein altes Weib, der Todesengel genannt, breitete alle diese Sachen auf der Ruhebank aus, und sie ist es auch, welche die ganze Ausrüstung und namentlich das Nähen der Todtenkleider zu besorgen hat, endlich aber dem Mädchen das Messer in die Brust stößt. Ihr ganzes Aussehen, ihr grimmiges und hämisches Gesicht stempelt sie aber zu einem wahren Teufel, wie denn ihr Geschäft selbst nach unsern Begriffen ein teuflisches ist. Als sie nun zum Grabe gekommen waren, räumten sie zuerst das hölzerne Dach weg und zogen den Todten in dem Leichentuche, in welchem er gestorben war, heraus, der von der Kälte des Landes ganz schwarz gebrannt war. Mit dem Todten hatten sie berauschendes Getränk, Früchte und eine Laute in das Grab gelegt, welches jetzt Alles herausgezogen wurde. Der Todte aber, welcher sich bis auf die Farbe gar nicht verändert hatte, wurde jetzt mit Unterbeinkleidern, Oberhosen, Stiefeln, einem Kurlack und Kaftan von Goldstoff und goldenen Knöpfen bekleidet,

sind auch die Todtenfeste, welche namentlich in Rußland, Litthauen und Polen im Heidenthum und unter nur schwach verchristlichten Formen auch im

---

und ihm eine goldstoffene mit Zobel besetzte Mütze aufgesetzt. Darauf trugen sie ihn in das auf dem Schiffe befindliche Gezelt, setzten ihn auf die mit Watte gesteppte Decke, unterstützten ihn mit Kopfkissen, brachten berauschendes Getränk, Früchte und Basilienkraut und legten dieses Alles neben ihm hin. Auch Brot, Fleisch und Zwiebeln wurden ihm vorgesetzt und ein darauf gebrachter Hund in zwei Theile zerschnitten in's Schiff geworfen. Nun wurden alle Waffen des Todten ihm zur Seite gelegt und seine Pferde, welche man so lange gejagt hat, bis sie trieften von Schweiß, wurden gleichfalls mit den bereit liegenden Schwertern zerhauen und ihr Fleisch darauf in's Schiff geworfen. Endlich brachten sie einen Hahn und eine Henne, schlachteten auch sie und warfen sie gleichfalls in's Schiff. Das Mädchen indeß, welches sich dem Todten geweihet hatte, ging ab und zu und begab sich in eins der Zelte, und legte sich dann der Einwohner zu ihr, indem er ihr sagte: Nur deinem Herrn zu Liebe that ich dir dies. Als es nun Freitag Nachmittags war, da führten sie sie zu einem Dinge hin, welches sie gemacht hatten und dem vorspringenden Gesimse einer Thür glich. Sie setzte ihre Füße auf die flachen Hände der Männer, sah auf das Gesimse herab und sagte dann Etwas in ihrer Sprache, worauf man sie wieder herabsteigen ließ. Darauf ließ man sie wieder hinaufsteigen und sie that wie das erste Mal, worauf man sie wieder herabsteigen ließ, und die Ceremonie wurde zum dritten Mal wiederholt, wo sie sich wieder gleich den beiden ersten Malen benahm. Alsdann reichten sie ihr eine Henne hin, welcher sie den Kopf abschnitt und ihn wegwarf, während man die Henne selbst in's Schiff warf. Und das erste Mal sagte sie: Siehe, hier sehe ich meinen Vater und meine Mutter! Das zweite Mal: Siehe, hier sehe ich alle meine verstorbenen Verwandten zusammensitzen! Das dritte Mal aber: Jetzt sehe ich meinen Herrn, er sitzt im Paradiese; o! wie es so schön ist und so grün! Bei ihm sitzen seine Männer und Knaben, er ruft auch mich, so bringt mich denn zu ihm! Darauf brachten sie das Mädchen zum Schiffe hin, und sie zog ihre beiden Armbänder ab, welche sie dem alten Weibe gab, das man den Todesengel nennt und sie morden soll. Auch ihre beiden Beinringe zog sie ab und gab sie den beiden Mädchen, welche sie bedienten und die Töchter des Todesengels genannt sind. Man hob sie darauf in's Schiff, ohne sie jedoch in's Gezelt zu lassen, und traten 6 Männer mit Schilden und Stäben herbei, welche ihr einen Becher berauschendes Getränk reichten. Sie aber nahm ihn, sang dazu und leerte ihn aus. Hierauf erzählte der Dolmetscher dem Berichterstatter, daß sie von ihren Lieben Abschied genommen habe, worauf ihr ein anderer Becher gereicht wurde, den sie gleichfalls nahm und nun ein langes Lied anstimmte. Die Alte aber, welcher es zu lange zu währen schien, befahl ihr jetzt zu eilen, den Becher auszuleeren und in das Zelt, wo ihr Herr lag, einzutreten. Das Mädchen aber war bestürzt und unentschlossen geworden, schon wollte sie in's Gezelt treten, steckte jedoch nur den Kopf zwischen Gezelt und Schiff, und stracks nahm sie nun die Alte beim Kopfe, drängte sie in's Gezelt und ging nun selbst mit ihr hinein. Sofort begannen die Männer mit ihren Stäben auf

Christenthum gefeiert wurden und werden. Die Feier des Todtenfestes (Dziady), sagt ein polnischer Berichterstatter, fällt gewöhnlich auf den Tag, wo die katholische Kirche ihre Gebete für die Seelen der Todten anstellt. Die Leute versammeln sich um Mitternacht in den Ruinen einer alten Kirche oder eines Hauses in der Nähe eines Kirchhofes. Hier decken und beschicken sie Tische, beladen mit allen köstlichen Speisen, die ihre Armuth aufzubringen vermag. Ein Dichter oder Beschwörer aus dem Volk nimmt seinen Platz inmitten des Kreises ein und ruft die Todten, daß sie erscheinen und

---

die Schilde zu schlagen, auf daß kein Laut des Geschreies gehört würde, welches andere Mädchen erschrecken und abgeneigt machen könnte, den Tod mit ihrem Herrn zu verlangen. Dann traten sechs Männer in's Gezelt und wohnten sammt und sonders dem Mädchen bei, welche nun auf die Seite neben ihrem Herrn hingestreckt wurde. Es faßten sie aber zwei bei den Händen und zwei bei den Füßen und die Alte, welche der Todesengel heißt, legte ihr einen Strick um den Hals, reichte ihn den beiden letzten der Männer hin, um ihn anzuziehen, und trat selbst mit einem großen breitklingigen Messer hinzu und stieß es ihr zwischen die Rippen, worauf sie es wieder herauszog. Die beiden Männer aber würgten sie mit dem Strick, bis sie todt war, und trat nun nackend der nächste Anverwandte der Verstorbenen hin, nahm ein Stück Holz, zündete es an, ging rückwärts zum Schiffe, indem er das Holz in der einen Hand trug und die andere auf den Hintern gelegt hatte, bis das unter das Schiff gelegte Holz entzündet war. Darauf kamen auch die Uebrigen mit Zündhölzern und anderm Holze herbei und Jeder trug ein Stück Holz, welches oben schon brannte, warf es auf jenen Holzhaufen und bald stand Holz, Schiff und Gezelt mit Allem, was darauf und darin war, in hellen Flammen. Dazu wehte ein fürchterlicher Sturm, welcher die Flammen anfachte und die Lohe verstärkte, und in einer Stunde war Alles zu Asche verbrannt. Ein dabei stehender Russe erklärte, daß der Verstorbene durch das Feuer schnell in das Paradies gelange und der Gott selbst durch den Sturm nachhelfe. — Wir haben keinen Grund, zu zweifeln, daß der Bericht Ibn-Fozlan's genau und wahrheitsgetreu sei, und sicher ist auch, daß sämmtliche Hauptmomente der seltsamen Ceremonie echt altslavisch heidnisch sind. Der Umstand, daß dem Todten Speisen, Kleider, Waffen, Pferde und ein Weib mitgegeben wurden, erklärt sich leicht aus der Vorstellung, das jenseitige Leben sei durchaus nur eine Fortsetzung des diesseitigen. Das Schiff, in welchem der Todte verbrannt wurde, zeigt an, daß die Slaven die Reise ins Jenseits als eine Wasserfahrt sich vorstellten, wie wir diese Idee auch bei den Kelten vorgefunden. Die dem Mädchen von Seiten der Freunde des Mannes widerfahrene Besamung deutet Eckermann (a. a. O. IV, II, 167) nicht etwa als einen Act der Unkeuschheit, was auch ganz unstatthaft wäre, sondern vielmehr als eine aus religiösem Sinne und aus treuer Hingebung für den Abgeschiedenen gewollte Befruchtung für die Ewigkeit. Man könnte, meinen wir, darin geradezu die Absicht erblicken, der Gestorbene sollte im Jenseits, neben seinen übrigen Besitzthümern, sogleich auch wieder Familie vorfinden.

sich wählen sollen, was zur Erleichterung ihrer Leiden dient. Nur die Seelen der Unterdrücker der Armen und der Verräther ihres Vaterlandes werden von diesem Mahl ausgeschlossen und weggescheucht [12]).

8.

Ein geistvoller Mann hat den Ausspruch gethan: Moral ist die in die Sitten eingewachsene Religion. Wollten wir nun die Aussagen der christlichen Berichterstatter über die Sitten der heidniichen Slaven sammt und sonders für Wahrheit halten, so müßte sich daraus ein arges Armuthszeugniß für die slavische Religion ergeben. Es wird uns viel von der Rohheit und Wildheit der slavischen Völker erzählt, von ihrer Völlerei, von ihrer Nichtachtung der heiligsten Naturgesetze, welche z. B. bei den Wenden soweit gegangen sei, daß die Söhne ihre zur Arbeit untüchtig gewordenen Väter todtgeschlagen hätten. Auf laxe Sittenzucht läßt die slavische Vielweiberei jedenfalls schließen. In den Verzweiflungskämpfen der Preußen und Pommern gegen die Deutschen mag dann der Haß den Angegriffenen allerdings eine raffinirte Grausamkeit gegen die Angreifer eingegeben haben. Die Preußen pflegten den Kriegsgefangenen den Nabel auszuschneiden, diesen an einen Baum zu nageln und das bejammernswerthe Opfer mit Keulenschlägen so lange um den Baum herumzutreiben, bis die an dem Nabel hängenden Eingeweide herausgewunden waren und der Gemarterte todt zu Boden sank. Auch bei den Pommern war dieses Gräßliche in Uebung, allein der nämliche Chronist, Helmolt, der es bezeugt, sieht sich doch an einer andern Stelle gezwungen, zu sagen, es könnte von dem wendischen Volk viel Löbliches berichtet werden, wenn es nur den Glauben an Christus hätte [1]). Das ist ein deutlicher Wink, daß die Beleuchtung, in welcher die christlichen Erzähler das alte Slaventhum sahen, die Dinge gewiß nicht immer in ihrer wahren Gestalt zeigt. Daß die Slaven schon frühe und emsig den Ackerbau betrieben, daß sie es liebten, das Land in dörflicher Gemeinsamkeit zu besiedeln, Beides weist doch auf frühzeitig bethätigten Cultur- und Geselligkeitstrieb hin. Außerdem werden von den christlichen

---

12) Stanislaus Kozmian (Blätter z. K. d. Lit. d. Ausl. 1838, S. 474).

1) Chronic. slav. I, 1.

Bekehrern selbst den Slaven Gastfreundschaft, milde Vorsorge für ihre Armen, Hülfebereitschaft gegen Fremde als Tugenden nachgerühmt.

Die schönsten Denkmäler alter Culturarbeit geben für die slavischen Völker ihre Sprache und Volkspoesie ab. Der Reichthum, die Biegsamkeit und der Wohllaut der slavischen Idiome setzt doch wohl eine weithinaufreichende geistige Thätigkeit voraus. Höchlich aber haben wir, auch in religionsgeschichtlicher Hinsicht, den Mangel eines altslavischen, d. i. heidnisch-slavischen Epos zu beklagen. Wäre ein solches vorhanden, würde die bekannte czechische Nationalsage von Czech und Krok, von dessen drei Töchtern Kascha, Tetka und Libussa, von Przemysl, von Wlasta und dem Mägdekrieg, sowie die polnische von Lech, von Popel und Semowit, von Krakus und Wanda, wahrscheinlich ganz neue Lichter auf die religiösen Anschauungen der Slaven werfen. Die mehrfach berührten altczechischen Lieder der Königinhofer Handschrift gewähren für diesen Mangel nur einen dürftigen Ersatz. Einen noch dürftigeren die russischen Heldenlieder von Igor und von Wladimir und die serbischen von Lasar und Marko, denn hier erscheinen die alten Vorstellungen schon durchweg christlich modifizirt. Im Uebrigen ist die slavische Volkspoesie überhaupt eine der reichsten und schönsten[2]). Ein ergreifend melancholischer Grundton geht durch sie hindurch und beachtenswerth ist, daß sie fast durchweg von aller Gemeinheit unberührt erscheint. In Rußland ging ihr zur Zeit Peter's des Großen der epische Athem aus und sie hat sich von da an dort wesentlich lyrisch geäußert. So auch in Polen und Böhmen. Dagegen hat die serbische Volkspoesie den epischen Ton bis in unsere Tage herein voll und kräftig gehalten. In den älteren historischen Romanzen der Serben gehört Manches mit zu dem Schönsten, was überhaupt gedichtet worden. Ich erinnere nur an die herrliche, wahrhaft homerische Schilderung in dem Heldenlied von der Schlacht auf dem Amselfelde (Kossowo, 1374), wo das junge Amselfelder Mädchen mit Brot und Wein auf die Wahlstatt hinausgeht, um drei ihr befreundete Helden in der Hitze des Kampfes zu erquicken, und alle Drei todt in ihrem Blute schwimmend findet. Die unvergängliche Jugendkraft der slavischen Volkspoesie hat sich auch dadurch erwiesen, daß die slavische Kunstpoesie da ihr Bestes geschaffen, wo die Pfleger der letzteren aus jenem Quell ihre Inspiration geschöpft.

---

2) S. die Bibliographie der slavischen Volkspoesie in meiner „Allgemeinen Geschichte d. Literatur", S. 528.

So der Czeche Czelakowsky, der Serbe Milutinowicz, die Polen Mickiewicz, Zaleski, Malczeski und Garczynski, die Russen Puschkin, Lermontoff und Kolzoff.

9.

Zum Schluß des Kapitels werfen wir rasch noch einen Blick auf das wildzerrissene Nebelland der Finnen. Dieses Finnland mit seiner großartigen und zugleich kargen Natur, mit seinen zackigen Küsten, seinen Granit- und Porphyrmassen, seinen zahllosen Seen und gewaltigen Wasserstürzen, mit seinen kurzen Sommern und seinen langen nebeldüstern Wintern, mit seinem weithingedehnten Raum, dessen außerordentlich vielfache natürliche Abgränzungen im Innern nur ein locales, kein nationales Leben förderten, — dieses Land ist wie dazu geschaffen, die Phantasie seiner Bewohner mit unendlichem Zauberspuk anzufüllen und eine Volkspoesie großzuziehen, deren Gestalten gleichsam aus den feuchten Dünsten geballt sind, die aus den zahllosen Gewässern dieser Gegenden aufsteigen. In dieser Dichtung, wie sie in Schröter's finnischen Runen und in dem finnischen „Nationalepos" Kalewala vorliegt [1]), erscheint Alles Grau in Grau gemalt und troß der Freude an seltsamen, oft monströsen Bildern ist eine gewisse monotone Geschwätzigkeit, welche behäbig mit einer Reihe liebgewonnener Vorstellungen spielt, der vorwiegende Charakter derselben. Der Inhalt ist meist ein mythischer und man sieht deutlich, wie sich die finnische Einbildungskraft abmühte, die religiösen Anschauungen dichterisch zu gestalten.

Allein diese Anschauungen selbst sind so verschwommene, zersplitterte, so sehr auf localen Einflüssen basirte, daß sie sich nicht zu einem mythologischen Organismus zusammenschließen wollten. Ihr eigentlichstes Wesen faßt sich kurz dahin, daß die Religion der Finnen Vergötterung personifizirter Naturkräfte und Naturerscheinungen war. Der Drang der Vergegenständlichung ging aber noch weiter, denn man begnügte sich nicht mit der Personifizirung der Grundkräfte des Lebens, sondern dehnte diese auch auf alle möglichen physikalischen und animalischen, ja sogar pathologischen Daseinsformen aus. So wissen uns die finnischen Runen von der Geburt

---

1) Finnische Runen (finnisch und deutsch) von Schröter. Upsala 1819. Kalewala, das Nationalepos der Finnen, deutsch von Schiefner. Helsingfors 1852.

des Feuers, des Eisens, des Seehundes, des Bären, der Salben, der Kolik allerlei Krauses zu erzählen.

In seinen niedrigsten Formen haben wir diesen Naturdienst schon bei den Lappen betrachtet, die ja auch zur finnischen Familie gehören[2]). Bei den Bewohnern Finnlands bildete er sich bestimmter mythologisch aus, versetzte sich aber auch, wenigstens in der Form, in welcher wir ihn kennen, stark mit christlichen Bestandtheilen. Spielt doch die Jungfrau Maria in den finnischen Mythen keine unbedeutende Rolle. Die finnische Theogonie hat an ihrer Spitze den Kawe, dessen Geburt aus dem Schooß seiner Mutter Kunottari eine Rune beschreibt[3]). Kunottari enthält den Begriff „die Starke" und es scheint anzunehmen, daß diese Göttin die gebärende Naturkraft war, die große Lebensmutter, wie sie von so vielen Völkern verehrt wurde, zugleich aber auch die große Todtengöttin, die Herrscherin der Unterwelt, weil ja die Natur, die Gebärerin alles Lebens, nicht minder die Wiederverschlingerin alles Gewordenen ist. Die Finnen verehrten diese Göttin unter den Namen Akka, d. i. die Alte, oder Aemma, d. i. die Großmutter. Da der rastlose Gebärungstrieb der Natur in ihr verpersönlicht war, konnte ihr mythologischer Ruf kein feiner sein. Sie wird als Buhlerin und Ehebrecherin bezeichnet[4]). Kawe zeugte mit seiner Mutter die

---

2) Vgl. B. I, S. 38 fg.

3) Greiser Kawe, Herr des Nordens,
Alten Wäinämöinens Vater,
Schlief in seiner Mutter Schooße
In die (langen) dreißig Sommer.
Däuchte seine Zeit ihm leidig,
Fand er ungewohnt sein Leben;
Seiner Mutter Schooß er aufschnitt,
Stieß er mit dem Fuß den rothen,
Mit dem namenlosen Finger,
Mit des linken Fußes Kleinzeh'
Einen Krieger, schwertbewaffnet.
Hengst mit Sattel ließ hervor er
Aus der Seite Kunottari's,
Kindlein aus dem Schooß des Weibes. (Schröter's Runen.)

4) Die ehebrecherische Herrin des Nordens
Schlummerte in der Luft;
Da empfing sie vom Feuer;
Die Frühlingsluft machte sie zittern,

zwei großen Götter **Ilmarinen** und **Wäinämöinen**. Ilmarinen, mit dem Beinamen Ukko (der Alte), ist wesentlich eine kosmische Gottheit. Sein Name schon (von ilma, Luft, Luftkreis) kennzeichnet ihn als Himmelskönig. Er ist der Gott der Luft, des Blitzes und Donners, der Herr des Feuers[5]). Wäinämöinen ist wesentlich Culturgott. Er hat zwar auch den Blitz in seiner Gewalt, allein seine vortretende Stellung im finnischen Glauben beruht auf seiner Eigenschaft als Begründer und Förderer aller Culturarbeit. So wird er insbesondre als Erfinder der finnischen Harfe, der Kantele, gefeiert, an welche der gesanglustige Finnländer sinnig genug die Entwickelung aller Bildung angeknüpft hat[6]). Außer diesen Gottheiten schuf

---

Von ihr ward sie erfüllt,
Von ihr ward sie durchdrungen,
Kräfte erhielt sie von ihr;
Drauf gebar sie neun Söhne
Zu **einer** Stunde. (Petersen, Ganander's Finn. Mythol. 40.)

5) S. bei Schröter die Rune: Die Geburt des Feuers.

6) Alter Wäinämöinen selber
Auf dem Berge hieb ein Boot zu,
Schuf auf Bergeshöh' die Harfe.
Wovon ist der Harfe Höhlung?
Von dem bunten Birkenmaser.
Woraus sind der Harfe Schrauben?
Aus gleichdickem Ast der Eiche.
Woraus sind der Harfe Zungen?
Aus dem Schweifhaar tücht'gen Hengstes,
Aus des Lempo's-Füllen Kleidung.
Alter Wäinämöinen selber
Rief Jungfrauen, rief Jünglinge,
Um zu spielen mit den Fingern.
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.
Rief er unbeweibten Männern,
Rief er die beweibten Helden.
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.
Rief er alte aus den Weibern,
Männer in den Mitteljahren.
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.

der finnische Naturdienst noch andere untergeordnetere und eine Unzahl von Geistern. Der Unterweltsgott, Hiisi oder Hiito, hat unter christlichen

---

Setzt der alte Wäinämöinen
Selbst sich da zu seinem Sitze,
Nahm mit Fingern sein die Harfe,
Wandt' an seine Knie' die Höhlung,
Unter seine Hand die Harfe;
Alter Wäinämöinen spielte.
Wurde da erst Spiel zu Spiele,
Freude sich zu Freude stimmte.
Fand man Keinen in dem Haine,
Laufend auf der Füße vieren,
Trippelnd auf den kleinen Tatzen,
Der nicht kam, um zuzuhorchen,
Als der Vater Freude weckte,
Als Wäinämöinen spielte.
Fand man Keinen in dem Haine,
Schwingend seine beiden Schwingen,
Die vornehmsten des Geflügels,
Der nicht kam, geschaart wie Flocken.
Fand man Keinen in dem Meere,
Fahrend mit sechs seinen Flossen,
Hin und herbewegend achte,
Der zu horchen nicht gekommen.
Selbst die Wirthin in dem Wasser
Warf herauf sich auf das Seegras,
Zog sich auf die Wassersteine,
Auszuruhen auf dem Bauche.
Aus Wäinämöinens eignen
Augen drang ein klares Wasser,
Rundlicher als wie Moosbeere,
Derb wie Ei des Haselhuhnes,
Auf die Brust hin, die redliche,
Von der Brust zu seinen Knieen;
Von den Knieen zu den Füßen
Fielen nieder Wassertropfen,
Fielen durch fünf Wollenmäntel,
Durch acht lange woll'ne Röcke. (Schröter.)

Diese Rune zeigt recht deutlich, wie die Ansätze der Finnen zu mythischer Dichtung in kindisches Geplauder auslaufen. Offenbar war die Absicht des Sängers, den

Einflüssen eine teuflische Färbung angenommen und diese Einflüsse bildeten auch die vagen heidnischen Vorstellungen von einem Jenseits, von dem Aufenthalt der Todten in der Maanala (Unterwelt) oder Tuonela (Todtenwohnung) zu den Gegensätzen von Himmel und Hölle aus.

Die finnische Geisterlehre, welche ein ganzes Heer von Erd-, Luft- und Wassergeistern kannte und außerdem so zu sagen allem Belebten und Unbelebten in der Natur einen dämonischen Einfluß auf das Menschendasein zuschrieb, fand ihre angemessene Cultform in der Zauberei. Im Mittelalter war Finne und Zauberer gleichbedeutend: so bekannt war der Hang des Volkes zu schamanischen Bräuchen [7]). In die Formeln derselben ist manches

---

Wäinämöinen hier als den Sänftiger aller Wildheit, als den Gründer aller Gesittung hinzustellen, aber auf halbem Wege ist ihm der Athem ausgegangen.

7) Da den Finnen selber die Lappen für die besten Zauberer galten, kann ich hier, eine Wiederholung zu vermeiden, um so unbedenklicher auf die vorhin angezogene Stelle im 1. Buch verweisen, wo S. 40 von hieher gehörenden zauberischen Praktiken die Rede ist. Von den vielen finnischen Beschwörungsformeln hebe ich als Beispiel die folgende aus. Sie ist mitgetheilt in Rühs' „Finnland und seine Bewohner" (S. 331) und gilt der Pest, welche der Beschwörer so anredet: —

Auf und davon, du Wunderliche,
Des Landes Unheil, fliehe
Von dem nackten Fleisch!
Gern will ich dir Fuhrwerk geben,
Ein Roß, damit zu fahren,
Dessen Hufe nicht auf dem Eise gleiten,
Dessen Füße nicht auf der Klippe straucheln.
Fahre, ich bitte dich,
Nimm ein Pferd aus der Hölle,
Auf dem Berg wähl' dir einen Klepper,
Wenn du nach Fuhrwerk fragst
Und einen Traber begehrst.
Ich ermahne dich,
Daß du frisch magst fahren
Hin nach Norwegs Alpen,
In den stahlharten Berg.
Fahre dann hart auf den Felsen,
Hebe der Hölle Oefen aus,
Wenn du heimfährst
Nach der Hölle schaurigen Haiden,
In den ewigen Abgrund,

Christliche eingegangen. Die „Maid Maria, kleine Mutter, Mutter mit dem reinen Antlitz", wird oft genannt; ebenso Jesus. Heilige Stätten, mit dem allgemeinen Namen Pya (heilig) bezeichnet, befanden sich im Heidenthum auf Hügeln und Vorgebirgen, bei Wasserfällen und an den Ufern von Seen und Flüssen. Ein finnisches Hauptheiligthum scheint der Kipumäki (Qualhügel) am Fluß Kemi gewesen zu sein. Die von Rühs gegebene Beschreibung desselben [8]) gibt den deutlichen Fingerzeig, daß zwar die ursprüngliche Bedeutung des Ortes in der späteren Volkserinnerung nur noch dunkel fortlebte, daß aber die Annahme statthaft ist, es seien an dieser Stelle in alter Zeit den finnischen Göttern Menschenopfer gefallen. So sehen wir denn, daß auch im höchsten Norden, wie im tiefsten Süden, die Religion den Menschen zu jener grausamen Inbrunst hinaufgestimmt hat, wo er in der Mißachtung eines heiligsten Naturgesetzes den höchsten Ausdruck seiner Andacht fand.

Drittes Kapitel.

Die Germanen.

1.

Vom nördlichen Eismeer bis zu den Alpen hat einst die große germanische Familie gesessen, nachdem sie von diesem weiten Raum Besitz

Wo du nimmer gehört wirst,
Nicht in ewigen Zeiten geseh'n wirst.
Dahin verweise ich dich,
In der Lappmark dicksten Wald,
In des Nordens Gränzen
Fahre dahin, ich bitte,
In den dunkeln Nord!

8) Mitten auf der Höhe findet sich ein flacher ausgehöhlter Stein, wie ein Tisch, rund umher mit mehreren steinernen Altären; in seine Löcher werden die Schmerzen und Qualen verwiesen. Ehemals war es vermuthlich ein Opferplatz, den man aber jetzt nicht mehr zu besteigen wagt, weil von Allen, die den Versuch gemacht haben, Keiner gesund zurückgekommen sein soll. Finnl. u. s. Bewohner, S. 26.

ergriffen hatte in der Vollkraft der Jugend, deren drängende Ueberfülle zur Zeit der Völkerwanderung nach Süden und Westen sich ergoß. Dort vollbrachte germanisches Blut und germanischer Geist, nach Zerbrechung der römischen Welt, die Begründung einer neuen Epoche der Weltgeschichte. Aber diese Auswanderungen schwächten den Hauptstamm um so mehr, als die von demselben getrennten Zweige durch Hinüberbildung ins Romanenthum ihrer angestammten Nationalität verlustig gingen. Als Sitze des reinen Germanenthums blieben Deutschland und die beiden skandinavischen Halbinseln. So recht im Herzen und im eigentlichen Norden von Europa also setzten sich die Germanen bleibend fest, wobei im Vorschritt der Zeit natürliche und geschichtliche Motive allmälig eine schärfere Trennung der beiden germanischen Hauptstämme, des größeren südlichen, des deutschen, und des kleineren nördlichen, des skandinavischen, herbeigeführt haben. Der germanische Individualismus hatte aber unter beiden germanischen Hauptzweigen noch weitere Ausästungen oder Sonderungen zur Folge. Die Skandinaven oder Normannen schieden sich in Dänen, Schweden und Norweger, von welchen letzteren später die Isländer ausgingen, und die Deutschen zerfielen in eine Anzahl größerer und kleinerer Stämme, die sich, je nachdem es die Constellationen der inneren und äußeren Politik forderten, unter einander zu Bünden oder Eidgenossenschaften zusammenthaten, die bald nur einen localen, bald aber auch einen nationalen Charakter hatten. Bande der Gemeinsamkeit waren die religiösen Anschauungen, die angestammte Art und Sitte, die wenn auch vielfach mundartlich gegliederte Sprache und endlich das in allen Germanen lebende Kraft- und Rechtsgefühl des freien Mannes, freilich nicht gegründet auf die Gleichheit des modernen Naturrechts, sondern auf das ständische Bewußtsein, auf den großen Gegensatz von Freien und Unfreien. Alle diese gemeinsamen Merkmale des Germanenthums gelten für Deutsche und Nordmänner gleichermaßen.

2.

Unseres Volkes Ursprung verliert sich in die Märchenferne der Zeiten. Der vergleichenden Sprachkunde, der wir schon zu wiederholten Malen dankbar zu gedenken hatten, sind wir dafür verpflichtet, daß Herkommen und Urheimat der Germanen aus der Vorzeit mythischem Dunkel allmälig in die geschichtliche Dämmerhelle herübertreten. Die Deutschen und Skandinaven

sind ein Zweig der großen indogermanischen Völkerfamilie, welche, wie wir schon mehrfach angaben, die Inder und Iranier, die Griechen und Römer, die Kelten, Slaven und Germanen umfaßt. Dorthin also, von wo der große Strom der arischen Völkerflut ausgegangen, müssen wir unserer Väter Ursitz verlegen, auf die mittelasiatische Hochebene, über welche der Paropamisos emporsteigt, aus ewigen Schneelagern den Indus gen Süden, den Oxus gen Norden entsendend. Kaukasischer Raçe ist unser Volk und alpenhafter Urheimat. Der Sprache Wurzelgemeinschaft, der Weltanschauung idealistischer Grundton, vielfache Uebereinstimmung in Religion und Sitte, bezeugen laut die arische Verwandtschaft und bedeutsam auch weisen auf sie zurück die Einklänge altindischer und altdeutscher Heldensage [1]).

Wann der germanische Sprößling vom arischen Stamm sich ausgezweigt, wann unsere Ahnen vom arischen Urland aus und europawärts gezogen, ist mit Bestimmtheit zu ermitteln bis jetzt nicht gelungen. Doch aber mit einiger Wahrscheinlichkeit. Die Trennung der Germanen von der großen arischen Familie scheint nämlich stattgefunden zu haben, bevor die Arier vom nomadischen Hirtenleben zum seßhaften Ackerbau übergingen. Diese Annahme stützt sich auf die deutliche Zusammenstimmung des Sanskrit und des Deutschen in Sprachformen, welche auf die Viehzucht sich beziehen [2]). Wogegen der Faden sprachlichen Einklangs reißt, sowie man von den hirtlichen Bezeichnungen zu den ackerbäuerlichen vorschreitet. Da nun die ackerbauende Cultur der indischen und medopersischen Arier nicht vor dem 12. Jahrhundert vor Christus eingetreten zu sein scheint, so ist daraus der Schluß gezogen worden, daß die Abzweigung und Westwärtswanderung der Germanen zu oder vor der bezeichneten Zeit stattgefunden haben müsse. Mit Grund steht zu vermuthen, daß die größere Masse der germanischen Invasion Anfangs nach Skandinavien sich gewandt habe, in dessen Abgeschlossenheit altgerma-

---

1) Vornehmlich die Analogie zwischen dem indischen Heros Karna und dem deutschen Heros Sigfrid. Eine verdankenswerthe, wenn auch nicht erschöpfende Erörterung der gemeinsamen Anklänge im indischen, persischen, griechischen und germanischen Volksepos gibt M. Carriere in seinem Buch: „Das Wesen und die Formen der Poesie", S. 305—340.

2) Z. B. sanskr. uxan, deutsch Ochse, — sanskr. gô, deutsch Kuh, — sanskr. varâha, althochd. barach, Schwein, — sanskr. hansa, deutsch Gans, — sanskr. avis, althochd. ouwi, Mutterschaf. Vgl. A. Kuhn's Abhandlung „zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker" (in Weber's Indischen Studien, I).

nisches Wesen länger und reiner sich erhielt als in Deutschland, welches ein Theil des Volkes später von Skandinavien aus mit Westwärtsdrängung der Kelten in Besitz genommen haben mag. Diese Ansicht hat jedoch noch lange nicht die Geltung einer geschichtlichen Thatsache. Die Beziehungen der germanischen Wanderung zu der pelasgischen, slavischen und keltischen sind überhaupt in Dunkel gehüllt und steht nur soviel fest, daß bei der Besiedlung Europa's durch die Indogermanen im Süden die Pelasger, im Mittelland die Kelten, ostwärts hinter diesen die Slaven und im Norden die Germanen sich niederließen.

Was unseres und des mit demselben engverwandtschaftlich verbundenen skandinavischen Volkes Gesammtbezeichnung als Germanen angeht, so ist dieser Name ein Tribut, welchen die Nachbarn unserer Altvorderen ihrer kriegerischen Tugend zollten. Seine Bedeutung ist Speermänner, Wehrmänner, Kriegsmänner, denn das altdeutsche Wort Ger bedeutet einen Wurfspeer. Eigentlich sollte der Name lauten Germannen, analog Alemannen; aber die weichere Form Germani statt Germanni erklärt sich daraus, daß das Wort erst im römischen und römisch-gallischen Munde zu einem Gesammtnamen der Deutschen wurde. Denn der ursprüngliche Nationalname der Germanen war Teutonen, Deutsche, auf das Volk übertragen von seinem mythischen Stammvater Teut oder besser Deut, zu welcher Schreibweise das im Altdeutschen zu Anfang des Wortes gebrauchte weiche Th mahnt. Seinen urzeitlich mythischen Charakter erweist der Name Teut durch seine nahe sprachliche Verwandtschaft mit der Bezeichnung des Gottheitsbegriffs in den indogermanischen Idiomen (deva, daêva, θεός, deus, diewas, tius, tivar).

3.

Unserer deutschen Vorfahren Glaube hat keine Bibel, kein heiliges Buch der Offenbarung hinterlassen. Gab es, wie wir des Bestimmtesten annehmen dürfen, in den altdeutschen Wäldern Lieder von der Götter Walten, so sind sie verklungen, bevor nationale Pietät sie aufzeichnen konnte. Unseren nordischen Stammbrüdern ist hierin, wie wir sehen werden, das Glück günstiger gewesen. Sie besitzen, im Vergleich mit unserer Armuth an urväterlichen Religionsurkunden, eine Fülle derselben. Wir dagegen sind auf mühsam zusammengelesene Bruchstücke angewiesen, und ist daher

das Wissen von altdeutscher Religion noch immer nur Stückwerk. Gerade hier sind die gelegentlichen Aeußerungen eines Cäsar, eines Prokopius, eines Agathias, Ammian Marcellinus und anderer antiken Autoren über Altdeutschland völlig unzulänglich. Ja, selbst die Germania des Tacitus, — dieses von einem edelsten Römer unseren Altvorderen für ewige Zeiten aufgerichtete Ehrenmal — selbst die Germania, welche doch von den Zuständen, der Denkweise, den Sitten und Bräuchen der alten Deutschen ein so kenntnißvolles, herrliches Gemälde entwirft, läßt in religiöser Hinsicht tieferes Verständniß und anschauliche Ausführlichkeit schmerzlich vermissen. Sehr natürlich. Die religiöse Anschauung eines Volkes ist sein Eigenstes, welches allseitig zu durchdringen dem guten Willen eines Fremden, ja selbst der Objectivität eines Tacitus nicht gelingen konnte. Er half sich daher damit, daß er die deutschen Gottheiten mit griechisch-römischen identifizirte, um den römischen Lesern, für welche er schrieb, die fremden Götterbegriffe näher zu bringen. Indessen hat er auch mehrere der deutschen Gottheiten mit ihren einheimischen Namen genannt und im Ganzen müssen die religionsgeschichtlichen Andeutungen der Germania, durch gelegentliche Winke in den übrigen Schriften des großen Geschichtschreibers noch vervollständigt, als unschätzbar werthvoll bezeichnet werden. Sie bilden die eigentliche Basis der Erforschung des deutschen Heidenthums.

Unserer vaterländischen Archäologie war es vorbehalten, auf Tacitus fußend, die bezüglichen Notizen der übrigen antiken Autoren benützend, die häufigen Spuren, welche unserer Ahnen religiöses Fühlen und Vorstellen in alten nationalen Chronikbüchern[1]), in alten Conciliensbeschlüssen, Abschwörungs- und Beichtformeln, in der Heldensage und im Volksmärchen, in Bräuchen und Festen hinterlassen, aufsuchend, sammelnd, vergleichend und deutend, — den altväterlichen Glauben dem Verständniß der Enkel wieder nahe zu bringen. Das Beste hat hier, wie bekannt, Jakob Grimm gethan. Seine „deutsche Mythologie"[2]) ist eine schönste That deutschen Forscher-

---

1) Eines Jornandes, eines Paul Warnefried, eines Witukind. Eine ausführliche Darlegung der Quellen deutscher Mythologie s. bei W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion (1844), S. 2—24, und bei K. Simrock, Handb. d. deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen (1853), S. 7 fg.

2) Erste Ausgabe 1835, zweite 1844, dritte 1854. Der Anhang zur ersten Ausgabe, eine Lese der auf das Heidenthum zurückweisenden abergläubischen Meinungen und Bräuche deutscher Nation enthaltend, fehlt in den beiden folgenden.

fleißes, ein wahres Riesenwerk, die Studien über unserer Ahnen Glauben zuerst wissenschaftlich begründend. Das ungeheure Material, welches in diesem Buch angehäuft ist, hat seither durch emsigste und allseitigste Sammlung und Sichtung des Schatzes unserer alten Sagen, Märchen und Lieder aus Volksmund wesentliche Bereicherung erfahren. Männer wie Uhland, Haupt, Müllenhoff, Kuhn, Wolf, Panzer, Wackernagel, Weinhold, Pröhle, Baader, Meier, Sommer, Bechstein, Stöber und manche Andere widmeten der Vervollständigung oder Bearbeitung der Quellen ihre Zeit und Mühe und ermöglichten es Wilhelm Müller und Karl Simrock, den zubereiteten Boden und das gewonnene Material zum wissenschaftlichen Aufbau unseres altväterlich-heidnischen Glaubens mit Rüstigkeit zu benützen.

Aber dieser rühmlichen Bemühungen ungeachtet ist unsere Kenntniß von der altdeutschen Glaubenslehre noch weit davon entfernt, eine völlig klare und abgeschlossene zu sein. Die mündliche Tradition der Ahnenreligion ist freilich im Volksgemüth bis auf diese Stunde nie ganz unterbrochen worden und eine Menge volksgläubiger Vorstellungen, wie sie noch jetzt gäng und gäbe sind und in zahllosen Mythen, Sagen und Bräuchen sich fixirt haben, ist altgermanischen Ursprungs. Man braucht, ihre heidnische Natur zu erkennen, nur die mehr oder weniger geschickte, oft ganz leichte christliche Ueberfärbung zu entfernen. Dagegen aber hat uns die Ungunst des Zufalls und mehr wohl noch der fanatische Eifer der christlichen Bekehrer nur dürftigste schriftliche Zeugnisse deutschen Heidenthums übriggelassen, wenigstens nur dürftigste heidnisch-religiöse Urquellen. Streng genommen, beschränken sich diese auf zwei kleine alliterirende Gedichte, Zauberformeln, welche ihrem Inhalt zufolge unzweifelhaft der heidnischen Zeit angehören. Georg Waitz hat sie in der Bücherei des Merseburger Domkapitels in einer Handschrift aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts mitten zwischen christlichen Stücken aufgefunden, Jakob Grimm hat sie herausgegeben (Berl. 1842). Der erste dieser in althüringischer Mundart gedichteten Sprüche bezweckt die Lösung der Fesseln eines Kriegsgefangenen [3]), der zweite die Heilung des verrenkten Fußes von einem Pferd [4]).

---

3) Eiris sâzun idisi, sâzun hera duoder,
suma hapt heptidun, sumâ heri lezidun,
sumâ clûbôdun umbi cuoniowidi.
insprinc haptbandum, invar vîgandun.

Die zweite dieser Formeln ist in religionsgeschichtlicher Beziehung von besonderer Wichtigkeit. Denn sie gewährt ganz bestimmte Anhaltspunkte dafür, daß die ursprüngliche Gemeinschaft der deutschen und skandinavischen Bruderstämme in Sprache, Recht und Lebensführung auch auf das religiöse Glauben und Thun im Wesentlichen sich erstreckte. Der Wodan des merseburger Zauberspruches ist identisch mit dem Odhin, dem Hauptgott der skandinavisch-germanischen Glaubenslehre. Der letzteren war, aus weiter unten zu berührenden Gründen, eine größere Reife, eine allseitigere Entwicklung und systematischere Ausbildung gegönnt als der deutschen, welche dem Christenthum zum Opfer fiel, bevor sie dahin gelangt war, zur vollen Blüthe auszuschlagen. Daher tritt, während die altdeutsche Religion nur noch Stückwerk ist, die altnordische als ein vollständiges System, als ein wohlgegliederter Organismus vor uns. Aber das Grundwesen beider ist eins und dasselbe und passend hat ein deutscher Forscher zur Veranschaulichung des Verhältnisses deutscher und skandinavischer Glaubenslehre auf die analoge Entwicklung der nördlichen und der südlichen Formen der germanischen Sprache verwiesen [5]). Ein anderer, die größte Autorität auf diesem Ge-

---

(Vormals saßen Weiber, saßen her (und) hin: die einen Fesseln fesselten, die andern das Heer aufhielten, die andern pflückten nach Kniestricken. Entspringe den Fesselbänden, entgehe den Feinden!)

4) Phol ende Wôdan vuorun zi holza;
du wart demo Balderes volon sîn vuoz birenkit:
thu biguolen Sinthgunt, Sunnâ erâ suister;
thu biguolen Friiâ, Volla erâ suister;
thu biguolen Wôdan, sô he wola conda,
sôse bênrenki, sôse bluotrenki, sôse lidirenki,
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelimidâ sîn.

(Phol und Wodan fuhren zu Walde, da ward dem Fohlen Balder's sein Fuß verrenkt: da besprach ihn Sinthgunt (und) Sunna, ihre Schwester; da besprach ihn Frija (und) Volla, ihre Schwester; da besprach ihn Wodan, wie er wohl verstand, so die Beinverrenkung, wie die Blutverrenkung, wie die Gliederverrenkung. Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien.) Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch, 2. A. IX—X.

5) Wie die verschiedenen Dialekte derselben im Ganzen Uebereinstimmung in Lauten, in Wurzeln und Flexionen zeigen, wie aber die Laute und Flexionen in den einzelnen Dialekten sich individuell ausgeprägt haben, wie Wurzeln in dem einen verloren gegangen, in dem andern erhalten sind und neue Schößlinge getrieben haben, so wird

biete, Jakob Grimm, hat mit Sorgfalt eine Beweisführung zusammengestellt, welche stark genug ist, den Wahrspruch zu tragen, daß die religiösen Anschauungen der Deutschen und der Skandinaven ursprünglich von einem und demselben Grundgedanken ausgegangen seien und sich auch später, bei allen Abweichungen im Einzelnen, in der Hauptsache gleichartig entwickelt hätten [6]).

Suchen wir nach der Fundamentalidee der germanischen Religion, so treffen wir auf Urheimatlich-Arisches. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß, wie der indogermanischen Familie religiöse Weltanschauung überhaupt [7]), so auch die der Germanen auf die physikalische Basis des Lichtbegriffes zurückzuführen ist oder, wenn man will, auf die Gegensätze von Licht und Dunkel, Glut und Frost. Wer daher das religiöse Bewußtsein unserer Ahnen bis zu seinen tiefsten Wurzeln verfolgen will, wird zu den Adityas, den vedischen Göttern der arischen Urreligion zurückgreifen müssen. Zu so weitausholenden Untersuchungen ist freilich hier kein Raum [8]). Wir begnügen uns mit der Hindeutung auf den uranfänglichen Zusammenhang der religiösen Grundprinzipien sämmtlicher Zweige des indogermanischen Stammes und sagen jetzt, wie wir im Folgenden zu verfahren gedenken. Wir werden zuvörderst in gedrängtester Kürze angeben, was bis jetzt über die altdeutsche Religion im Wesentlichen in Erfahrung gebracht worden ist. Dann entwerfen wir nach nordischen Quellen eine Skizze der skandinavischen Lehre von den Asen, Riesen und Vanen, von der Schöpfung der Welt, von

---

auch ein übereinstimmender Grundtypus in dem Glauben aller Germanen gewesen sein, der sich aber bei den einzelnen Stämmen noch individueller gestaltete als die Sprache. W. Müller, a. a. O. 37.

6) Vgl. Deutsche Mythologie, 1. Ausg. S. 8 (Einleitung), S. 68, S. 131. In der 3. Ausg. die Zusammenfassung der Beweise für „Alter, Ursprünglichkeit und Zusammenhang der deutschen und nordischen Mythologie" S. 9—11.

7) Vgl. o. Buch 2, S. 103.

8) Um so weniger, als wir wißbegierigere Leser auf den sehr einläßlichen Versuch einer Genesis der indogermanischen Religion verweisen können, welchen H. Leo in der 3. bis 15. seiner „Vorlesungen über des deutschen Volkes Ursprung und Werden" (1854) gemacht hat. Ueberhaupt muß ich auch hier wiederholen, daß ich überall nur darauf ausgehe, die religionsgeschichtlichen Haupt- und Grundzüge zu geben. Die Specialia des germanischen Religionswesens sind bei Grimm, Müller und Simrock, so wie in den Quellen aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit nenne ich auch noch die sehr ausführliche und brauchbare Monographie: „Odin" von W. Menzel (1855).

ihrem und der Götter Untergang, vom Weltbrand und der Wiederbringung aller Dinge, um schließlich von der activen Seite der germanischen Religion, vom Gottesdienst zu reden.

4.

Wir können es nicht für wahr halten, daß, wie Einige in überschwänglicher Pietät gewollt haben, alle religiösen Vorstellungen unserer Altvorderen aus dem Begriff eines und geistigen Urwesens hervorgegangen. Einer solchen Annahme widerstrebt die allgemeine Erfahrung, daß erst eine vorgeschrittenere Bildung zum monotheistischen Gottesbegriff sich erhebt, widerstrebt ferner die analoge Thatsache, daß die Urreligion der den Germanen stammverwandten Arier ein kosmischer Polytheismus war, widerstrebt endlich die Wahrnehmung, daß nicht nur der Gegensatz von Licht und Dunkel, sondern auch der von Himmel und Erde von Anfang an im germanischen Glauben wirksam auftraten. Daß die nordische Glaubenslehre von einem geistigen Urwesen ausgegangen, von einem Allvater (Alfadur), ist eine Ansicht, welche nur die Geltung einer Hypothese haben kann. Aber auch angenommen, unserer Ahnen religiöses Bewußtsein sei von dem Begriff eines göttlichen Urwesens ausgegangen, welches in allen deutschen Mundarten mit dem Namen Gott bezeichnet wurde [1]), so hat sich im Volksglauben dieser Gottesbegriff doch sehr bald polytheistisch oder, wenn man will, pantheistisch gespalten. Die Meinung, in der Spaltung des einheitlichen Gottesbegriffes in eine Dreiheit (Wodan, Fro, Donar) habe eine Ahnung der christlichen Trinität gelegen, ist insofern wunderlich, als ja die arisch-indische Dreiheitsidee bekanntlich viel älter ist als die christliche und demnach bei den Germanen eher von einer Rückerinnerung als von einer Zukunftsahnung die Rede sein könnte. Die germanische Göttertrias schritt übrigens bald zu weiterer Entfaltung in eine Zwölfzahl fort, welche zwar bis jetzt in Deutschland noch nicht vollständig, wohl aber im Norden nachgewiesen ist, und diese Zwölfzahl steigerte sich noch zu einer unendlichen Vielzahl, zu einer pantheistischen Verehrung der verschiedenartigsten Natur-

---

1) Gothisch guth, altſ. god, althochd. cot, mittelhd. got. Die Wurzelbedeutung des Wortes ist noch nicht ermittelt. Vgl. Grimm, D. M. 3. A. S. 12 fg. und Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache, S. 541.

mächte. Dagegen läßt sich aber auch nicht bestreiten, daß allerdings das germanische Heidenthum an seinem Ausgang der mehr oder weniger klaren Erfassung des monotheistischen Gedankens sich näherte. Ob und wie hiebei christliche Einflüsse thätig waren, steht dahin.

5.

Was die einzelnen altdeutschen Gottheiten angeht, so ist Wodan (Wuotan, Wuodan, Guodan, Woden, Wode) der höchste Gott, der alldurchdringende Weltgeist[1]). Er ist der Himmel, welcher die Erde schützend umfängt; er ist die Sonne, welche jene beleuchtet und befruchtet[2]); er ist die schaffende Kraft, welche alle Dinge gestaltet. Von ihm hängt in letzter Instanz Alles ab, des Feldes Fruchtbarkeit, Krieg und Sieg. Von ihm geht Alles aus und zu ihm kehrt Alles zurück. In der Umarmung mit der Erde

---

1) Leo, a. a. O. 34 und 124 fg. vergleicht den Namen Wuodan mit dem sanskritischen budhna oder vudhna (excitatio), welchen der Zeugungsgott Siva führte. Der hieß Erwecker, Erreger, scil. des Lingam. Das Wort ist zurückzuführen auf die Wurzel budh oder vudh, d. i. wach sein, bewußt sein, erkennen, wissen. Der sanskrit. Name Vudhna und der deutsche Wuodan würden also bedeuten einen Erwecker, Erreger, Durchdringer, im physischen sowohl als geistigen Sinn. Leo, nachdem er noch daran erinnert hat, daß das althd. Wort wuoti nicht „Wuth" in unserem Sinn, sondern Pathos, erwecktes, höheres Gemüthsleben jeder Art bezeichnete, schließt: „Wuotan ist der Gott, welcher das gehobene, erregte Geistesleben personifizirt als Weltkraft." — In England, wohin der Wodansdienst durch die Angelsachsen kam, heißt der Mittwoch noch jetzt Wodanstag (wednesday), wie in Deutschland der Donnerstag und Freitag nach Donar und Freia benannt sind.

2) Die Sonne, als herrlichster Weltkörper, war ohne Zweifel auch für das germanische Heidenthum von größter Bedeutung. Sie erscheint bald als der Schild, bald als das Auge Wodan's, bald auch als dieser Gott selbst. An sie knüpfte sich also der Begriff der höchsten Gottheit, was bei der absoluten Abhängigkeit aller Lebensmöglichkeit von diesem Gestirn leicht begreiflich ist. Der germanische Sonnencult, wiederum so schön an den urväterlich-arischen Licht- und Feuerdienst gemahnend, prägte sich in den zwei heiligsten Festen der altgermanischen Welt aus, im Fest der Wintersonnenwende, welches sich später mit der christlichen Weihnacht verschmolz, und im Fest der Sommersonnenwende, dessen Traditionen in dem christlichen Johannisfest da und dort in Deutschland noch heutzutage dunkel fortleben. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit, mit welchem ausgelassenen Jubel die Dorfjugend meiner schwäbischen Heimat um die feierlich angezündeten Johannisfeuer her sprang und tanzte.

zeugt er seinen gewaltigsten Sohn, den bartrothen Donar (Thunar, Thunor, nordisch Thorr), den Donnerer, den rastlosen Schirmer seiner Mutter, der Erde, und ihrer Bebauer, den muthigen Bekämpfer der Feinde der Götter und Menschen. Zio (Ziu, sächs. Sahsnot, Saxnot[3]), nord. Tyr) ist der eigentliche Kriegsgott, in Allem, was auf Krieg und Schlacht sich bezieht, gleichsam die ausführende Hand seines Vaters Wodan. Fro (Froho, nord. Freyr), auch ein Sohn Wodan's, ist der frohmachende Gott, Schirmherr des Friedens und der Ehe, der schöpferischen, zeugenden Liebe. Paltar (nord. Baldur oder Baldr), ebenfalls ein Sohn Wodan's, der weise, gerechte, beredte Gott, Geber von Recht und Gesetz, dem als Helfer sein Sohn Forasizzo (nord. Forseti), der Händelschlichtende, der Vorsitzer der Gerichte, zur Seite steht. Aki (nord. Oegir) ist der Gott des Meeres und Vol (Phol, nord. Ullr) der Gott der Jagd. Alle diese Götter sind Ausflüsse der allumfassenden kosmischen und sittlichen Wesenheit Wodan's. Von dem großen Widersacher der Götter, Lohho oder Loko (nord. Loki) haben sich bis jetzt in Deutschland nur dürftige directe Spuren auffinden lassen, desto mehr aber indirecte, in den zahllosen Teufelssagen, welche unter unserem Volk umgingen.

Die polytheistische Auseinanderfaltung der weiblichen Seite des göttlichen Prinzips geht mit der des männlichen auch in der altdeutschen Religion parallel. Obenan unter den von unseren Ahnen verehrten weiblichen Gottheiten stand die Nerthus (Nirdu, nord. Jördh), die fruchtbare, gebärende Mutter, Verpersönlichung der im Gegensatz zum männlich gedachten Himmel weiblich gefaßten Erde. Weiter werden genannt die Holda, die Beschützerin der Liebenden, die Segnerin der Ehebündnisse, — die Perahta (Berchta), mit jener verwandt, weiblichen Fleißes Schutzgöttin, — die Hluodana (nord. Hlodyn), des häuslichen Herdes Schirmerin, — die von Tacitus erwähnte Tanfana, deren Wesen noch unaufgehellt ist, — die Nehalennia, wahrscheinlich identisch mit Volla, der suevischen Göttin der Fülle, — die Ostara, des aufsteigenden Morgenlichtes, des blüthenbringenden Frühlings Göttin, — die Frouwa, von welcher der Name Frau herstammt, des Fro holdselige Schwester, Verleiherin von Anmuth und Reiz, wie Holda in der Anschauung des Volkes durch die christliche Maria ersetzt, — endlich die Frikka

3) S. Grimm, D. M. 184.

(nord. Frigg, angelsächsisch Friege[4])), die Gemahlin Wodan's, den Alles überschauenden Hochsitz ihres Gatten und seine Allwissenheit theilend. Entgegen diesen wohlthätigen weiblichen Mächten, die alle mehr oder weniger deutlich erkennbare Ausflüsse der Wesenheit der großen Lebensmutter, der Erde, sind, steht die Hellia (nord. Hel), die schaurige, unerbittliche Göttin der Unterwelt, zu welcher die Seelen der an Altersschwäche oder Siechthum Gestorbenen kommen und deren persönlicher Begriff in christlicher Zeit zu einem örtlichen sich wandelte: aus der Hellia oder Hella wurde die Hölle. Uebrigens ist anzunehmen, daß die ursprüngliche Bedeutung der Hellia keine andere war als die unterweltliche Kehrseite der großen Erdmutter.

6.

Wie in der griechischen, so besteht auch in der altdeutschen Religion zwischen Göttern und Menschen eine Mittelstufe, die der Helden. Das Christenthum hat diese Mittelstufe beibehalten, nur mit dem Unterschied, daß es an die Stelle der Heroen die Heiligen setzte. Die Helden im höchsten heidnischen Sinn sind besondere Lieblinge der Götter, verkehren mit ihnen, zeugen mit Göttinnen Söhne und Töchter, sind von ihren göttlichen Freunden und Freundinnen mit wunderbaren Gaben ausgestattet und werden bei ihrem Tod zu dem Sitz der Seligen entrückt[1]). Unsere Heroologie eröffnet

---

4) S. Kemble, the Saxons in England (deutsch von Brandes), I, 307. Das 12. Kapitel dieses Werkes gibt eine vortreffliche Darlegung der Gestaltung des germanischen Religionswesens unter den Angelsachsen.

1) Außerdem kommt aber in der deutschen Mythologie noch eine eigenthümliche Idee der „Entrückung" vor. Berühmte Helden und Könige werden, statt zu sterben, in Berge (in die alten Götterberge) entrückt und harren dort, in Zauberschlaf versunken, einer Zeit entgegen, wo sie wieder handelnd unter ihr Volk treten werden. So von den deutschen Kaisern Karl der Große, Otto der Große und Friedrich der Rothbart. Vgl. Grimm, D. M. 903 fg. Am berühmtesten ist die Entrückung des großen hohenstaufischen Helden in den Kyffhäuser geworden. Es waltet in dieser Sage die volle Poesie rührend kindlichen Volksvertrauens und nationaler Hoffnung . . .

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit. (Rückert.)

sich mit Tuisto oder Tuisko [2]). Der ist Tacitus zufolge der Urahn unseres Volkes und sein Sohn Mannus wird der erste der Helden, aller Menschen Vater genannt. Von ihm kommen, wie der Mythus will, durch seine drei Söhne Ingo, Isko und Irmino die drei Hauptstämme der Deutschen [3]). Von da an wird die Stammtafel der deutschen Heldenschaft dunkel und auf Namen wie Skeaf und Gibicho fällt nur ein dämmernd Licht. Auch die Gestalt des angelsächsischen Beowulf bewegt sich in mythischer Dämmerung. Heller wird es erst in der Region der deutschen und der skandinavischen Heldenlieder des Mittelalters: hier treten die Helden Sigfrid (nord. Sigurd), Dietrich und Hildebrand, die Nibelungen, Amelungen und Wölsungen, sowie die Nordlandsrecken Mime, Eigil, Wieland, Wittich, Wate und andere klar in das dichterische Bewußtsein. An dieser ganzen Heldenschaft haftet sichtbar der Nimbus ursprünglich-mythischer Beziehungen [4]). Nicht nur die nordische Gestaltung der Nibelungen-Sage in der Edda, um wenigstens den großartigsten Gestaltenkreis dieser Heroologie noch ausdrücklich zu bezeichnen, — sondern auch unser deutsches Nibelungenlied, germanischer Heldendichtung hochragende Krone, ist der Anknüpfungen an den religiösen Glauben unserer heidnischen Altvorderen voll.

Uebrigens lassen sich in der Barbarossa-Sage uraltheidnische Bezüge nicht verkennen. Der Kyffhäuser war wahrscheinlich früher eine Stätte der Verehrung Wodan's. Die Raben, welche der verzauberte Kaiser nach der Zeit fragt, waren dem Odhin-Wodan heilige Vögel, woraus sich schließen läßt, daß zur Zeit, als die Sage vom entrückten Rothbart entstand, das Volk die noch in ihm lebende Erinnerung an den Gott auf den großen Kaiser übertrug.

2) Wahrscheinlich sollte der Name eigentlich lauten Tivisko, Tiusko, d. i. Tius Sohn, Gottessohn. Vgl. Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, S. 72.

3) Sie (die Germanen) preisen in alten Gesängen, bei ihnen der einzigen Art geschichtlicher Denkmäler, den erdentsprossenen Gott Tuisko und dessen Sohn Mannus, als des Volkes Stammväter und Gründer. Dem Mannus geben sie drei Söhne, u. s. w. Germania, 2. Ich komme unten, bei der germanisch-skandinavischen Kosmogonie, auf Tuisko und Mannus zurück.

4) Für die vaterländische Heroologie hat Wilhelm Grimm durch sein Buch: „Die deutsche Heldensage“ (1829) bekanntlich ebenso bahnbrechend gewirkt, wie sein Bruder für die Mythologie.

7.

Allein mit Göttern und Helden fand sich das religiöse Bedürfniß unserer Ahnen noch nicht zufrieden gestellt. Die gläubige Volksphantasie suchte im Walten der Naturkräfte überall Anhaltspunkte zu götter- und geisterhaften Bildungen und eben dieses Durchgeistigen der Natur verleiht der altdeutschen Religion etwas Pantheistisches. Freilich wird das in der Vorstellung von den Riesen, auch Thursen oder Dursen und Hünen genannt, wieder sehr materiell gefaßt, denn diese ungeschlachten Wesen überragen den Menschen nur an körperlicher Länge und Stärke, keineswegs an Witz und Verstand; sie sind „so dumm wie lang". Die Erinnerung an das in der nordischen Glaubenslehre sehr bestimmt ausgebildete, erzfeindselige Verhältniß der Riesen zu den Göttern scheint in Deutschland völlig verloren gegangen zu sein. Ein weit geistigeres Element, als in den Riesen, ist in den halbgöttlichen Wesen verkörpert, welche der Körpergröße nach unter den Menschen stehen. Sie heißen Wichte oder Elben (nord. Alfen) und theilen sich in lichte (wohlgebildete) und in schwarze (Zwerge). Das deutsche Märchen wimmelt von ihnen und die Zwergkönige Alberich, Laurin und andere sind auch in der Heldensage berühmt. Im Allgemeinen ist das Elbenvolk gutmüthig und den Menschen wohlgeneigt („die guten Holden"), aber die Elbinnen suchen gern schöne Jünglinge, die Zwerge schöne Jungfrauen in ihre Umarmungen zu locken. Es gibt eine große Menge elbischer Wesen: Hausgeister („Heinzelmännchen", „Wolterken", „Hütchen"), Waldgeister („Moosleutchen", „Buschgroßmutter", „Moosfräulein") und Wassergeister („Nixen", „Necken", „Wasserholden", „Nümmelchen"). Endlich gestaltete sich in der Vorstellung unserer Ahnen auch der Begriff des Glückes zu einem persönlichen. Diese Glücksgöttin ist die Frau Sälde, noch im Mittelalter, bei den mittelhochdeutschen Dichtern, häufig genannt und angerufen.

Aber über allen göttlichen und halbgöttlichen Wesen sowohl, als über den Menschen, thronte hocherhaben die ewige physische und sittliche Nothwendigkeit, das Schicksal, im nordischen Glaubenssystem zu persönlicher Gestaltung gebracht in den drei Schicksalsschwestern (Nornen). Ihnen werden wir später begegnen, da wir uns sofort zur Betrachtung der germanischen Theogonie und Kosmogonie wenden, wie sie in den nordischen Quellen enthalten ist.

8.

Diese hat ein günstiger Geschick, als über den unmittelbaren Zeugnissen der heidnischen Vorzeit Deutschlands waltete, der Nachwelt erhalten. Nach dem fernen Eiland Island sind vom Jahr 874 an kühne norwegische Männer ausgewandert, weil man, wie sie sagten, dort frei lebte von der Gewaltherrschaft der Könige und anderer Bedrücker. Sie haben dort ein auf altgermanisches Recht, altgermanische Religion und Sitte gegründetes Gemeinwesen aufgerichtet, das erst im 11. Jahrhundert allmälig zerfiel, unter Einwirkung des aus dem Mutterland herübergebrachten Christenthums, welches auch die Unterwerfung des isländischen Freistaats unter norwegische Herrschaft vermittelte (1261). Da nun, auf der meerumrauschten Insel, wo die Natur großartigste Wunder gehäuft, über vulkanische Gluten hin starrende Gletschermassen breitend, hat sich eine Cultur entwickelt, deren religiös- und heroisch-poetische Hervorbringungen zu den eigenthümlichsten der Weltliteratur gehören. In dem sicheren Asyl Islands erhielt das ursprüngliche Germanenthum sich noch lange rein und ungetrübt, als es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Skandinavien bereits in seinem innersten Kern, in seiner Religion, durch das römisch-christliche Wesen angegriffen und umgewandelt war. Die Isländer, deren Sprache dem altskandinavischen Idiom am nächsten blieb, hielten in ihrer insularischen Abgeschiedenheit, wie an den Rechtsbräuchen, so auch an den religiösen und heroischen Ueberlieferungen ihres Volkes viel treuer fest als die übrigen Germanen und daher sind uns in der altisländischen Poesie die echtesten Documente der Urzustände des Germanenthums gerettet worden. Am Stab der nordischen Göttermythe hat sich das ureigene Gewächs der isländischen Dichtung emporgerankt. Es waltet in ihr der herbe Krafthauch nordischen Naturlebens und ein concentrirtes Feuer, dessen verhaltene Gluten manchmal plötzlich hervorbrechen, wie Lavaströme über die Eiswände des Hekla rollen. Der Ton ist episch-lyrisch, die Darstellung rapid, die Sprache gedrungen, knapp, zackig. Die Form ist der Stabreim (Alliteration), aller altgermanischen Poesie auszeichnendes Merkmal.

Hauptwerk der isländischen Literatur sind die beiden Edden, welche zusammen die skandinavische Bibel bilden, die Urquellen des germanischen

Heidenthums. Beide sind Sammelwerke. Die ältere Edda[1]) führt den Titel Edda Saemundar hinns froda, d. i. Edda Sämund's des Weisen oder Gelehrten[2]). Von ihr hat Jakob Grimm gesagt, sie sei ein unvergleichliches Werk, denn er wüßte nicht, daß bei irgend einem anderen Volk die Grundzüge des heidnischen Glaubens so frisch und unschuldig aufgezeichnet worden wären[3]). Der Inhalt zerfällt in Göttermythen und Heldensagen[4]).

---

1) D. i. Aeltermutter, Großmutter, Ahnmutter (nämlich alles Wissens von Göttlichem und Heroischem).

2) Nach der gäng und gäben Meinung hat der isländische Gelehrte Sämund Sigfusson (st. 1133) die Lieder der älteren Edda gesammelt. Diese Annahme beruht jedoch einzig und allein auf dem Umstand, daß Brynjulf Svendson, Bischof von Skalholt, die alte, vor der Mitte des 14. Jahrhunderts entstandene Handschrift isländischer Gedichte, welche jetzt als Codex regius der Edda berühmt ist, in Island auffand, eine Abschrift derselben anfertigen ließ und auf diese den Titel setzte: Edda Saemundar hinns froda. Mit Commentar und dänischer Uebersetzung wurde die ältere Edda veröffentlicht in 3 Quartbänden zu Kopenhagen 1787 — 1828. Eine neuere Ausgabe besorgte Munch (Den aeldre Edda, Christiania 1847).

3) Gesch. d. d. Sprache, S. 760.

4) a) Göttermythen: 1) Völuspâ (der Ausspruch, die Vision oder Offenbarung der Wöla oder Wala, d. i. Seherin). Das bedeutendste und vielleicht in seinen Haupttheilen älteste Stück der Edda. Die in demselben redend eingeführte Sibylle erzählt in rascher Sprache und orakelhaftem Ton den ganzen Verlauf der nordischen Theogonie und Kosmogonie. 2) Grimnismâl (das Lied von Grimnir). 3) Vafthrudhnismâl (das Lied von Wafthrudnir). 4) Skirnisför (Skirnir's Fahrt). 5) Hrafnagaldr Odhins (Odin's Rabenzauber). 6) Vegtamskvidha (das Wegtamslied). 7) Harbardhsliódh (das Harbardslied). 8) Hymiskvidha (die Sage von Hymir). 9) Oegisdrecka (Oegir's Trinkgelag). 10) Thrymskvidha oder Hamarsheimt (Thrym's Sage oder die Heimholung von (Thorr's) Hammer). 11) Alvismâl (das Lied von Alwis). 12) Fiölsvinnsmal (d. L. v. Fiölswidr). 13) Havamâl (des Hohen Lied). 14) Grógaldr (Groa's Erweckung). 15) Rigsmâl (d. L. v. Rigr). 16) Hyndluliódh (d. Hyndlalied). b) Heldenlieder: 1) Völundarkvidha (d. Lied von Wölunder, deutsch Wieland). 2), 3), 4) Helgakvidha (die drei Lieder von Helgi, einen spezifisch nordischen Sagenkreis enthaltend). 5) Sinfiötlalok (Sinfiötli's Ende). 6), 7), 8) Sigurdharkvidha Fafnisbana (die drei Lieder von Sigurd dem Fafnirstödter, welche zusammen mit den folgenden die nordische Gestaltung der deutschen Sigfrids- und Nibelungensage bilden). 9) Fafnismâl (d. L. von Fafnir). 10) Sigrdrifumâl (d. L. v. Sigurdrifa). 11) Helreidh Brynhildar (Brunhild's Fahrt zur Hel, Todesfahrt). 12), 13), 14) Gudhrunarkvidha (die drei Lieder von Gudrun, der nordische Name für die Kriemhild unserer Nibelungen-Noth). 15) Drâp Niflunga (der Niflungen Mord). 16) Oddrûnargrâtr (Oddrun's

Die jüngere Edda, so geheißen im Gegensatz zur Sämund'schen, auch Snorraëdda genannt, weil sie dem Snorri Sturluson als Verfasser oder wenigstens als Sammler zugeschrieben wird, enthält in ihrem Haupttheil eine ziemlich vollständige Darlegung der nordischen Götterlehre, nach dem Leitfaden der älteren Edda in mit Versen durchwobener Prosa verfaßt[5]). Weitere Quellen nordisch-germanischer Mythologie und Heroologie strömen in der Skalda, d. h. in den Gesängen der skandinavischen Skalden (Dichter und Sänger), welche im Norden ungefähr dieselbe Stellung einnahmen, wie bei den keltischen Völkerschaften die Barden, und deren reichste Thätigkeit in das 10. Jahrhundert fällt[6]). Vermöge des allmälig in ihr mächtig gewordenen Strebens nach geschichtlicher Treue bildete die Skaldendichtung den Uebergang zu der altskandinavischen Sagen- und Geschichtschreibung in Prosa. Das bedeutendste Erzeugniß derselben sind die Noregs konunga sögur, nach den Anfangsworten gewöhnlich Heimskringla (Weltkreis) genannt, von Snorri Sturluson (erschlagen 1241), mit der mythischen Urzeit anhebend und bis zum Jahr 1176 herabreichend, in Inhalt und Form ein würdiges Seitenstück zur Sämund'schen Edda[7]). Den Edden, Skaldenliedern und der Heimskringla stehen ergänzend zur Seite die skandinavischen Sagensammelwerke Islendingasögur, Fornmanna sögur, Tornaldar sögur nordrlanda, und endlich die Historiae Danicae des dänischen Priesters Saxo, genannt der Sprachmeister (Grammaticus, st. 1204), welcher, ein Zögling römisch-christlicher Bildung, nach Dahlmann's Ausdruck es unternahm, aus den vaterländischen Gesängen ein Historienwerk in eleganter lateinischer Prosa zu schaffen.

Klage). 17) Atlakvidha und 18) Atlamâl (die Sage und das Lied von Atli). 19) Gudhrûnarhvöt (Gudrun's Aufreizung). 20) Hamdismâl (d. Lied v. Hamdir).

5) Edda Snorra Sturlusonar (Text mit lat. Uebersetzung), Halniae 1848—52. 2 Bde. Karl Simrock hat seinen vielen Verdiensten um die Kenntniß germanischen Alterthums die Krone aufgesetzt durch seine „Edda, die ältere und jüngere, nebst den mythischen Erzählungen der Skalda“, Uebersetzung und Erläuterung, Stuttg. 1851. Zweite, verm. und verb. Aufl. 1855. Wo im Folgenden die Edden citirt sind, geschieht es, des allgemeineren Verständnisses halber, nach Simrock's Uebertragung, die ich mit S. E. (Simrock's Edda) bezeichne.

6) Ueber die Skalden sind zu vergleichen Köppen, Lit. Einleitung in die nord. Mythologie, und Ettmüller, Deutsche Literaturgeschichte.

7) Hist. reg. norvegic. conscr. a Snorrio Sturlae filio, Kopenh. 1777—1820. Deutsche Uebertragungen von Wachter (1835) und von Mohnike (1837).

9.

Es ist bedeutsam und bezeugt die ursprünglich kosmische Natur dieser Gottheiten, daß die germanischen Götter, wie sie im nordischen Glaubenssystem erscheinen, bei der eigentlichen Schöpfung oder besser bei dem Ursprung der Dinge nicht thätig waren. Sie wurden mit der Welt und griffen erst in den Ausbau derselben thätig ein[1]). Im Anfang war das Chaos, die ungeheure Kluft, Ginnungagap (das Gaffen der Gähnungen), die öde Leere[2]). Aber wir erfahren sogleich, daß unter Ginnungagap doch nicht etwas absolut Leeres, d. h. Undenkbares, vorgestellt wurde, denn die gähnende Kluft hatte zwei Seiten. Die südliche hieß Muspelheim, die lichte, heiße Flammenwelt, die nördliche Niflheim, das dunkle, frostige Nebelland, in dessen Mitte der Brunnen Hwergelmir sich befand. Aus diesem „rauschenden Kessel" ergossen sich die Eliwagar (die fremden Wogen), zwölf Ströme, deren zu Eis frierende Wasser die Kluft Ginnungagap ausfüllten. So kam von Niflheim, als der Urquelle alles Seins, der Grundstoff der Welt; aber die belebende Kraft kam von Muspelheim. Denn als die von dorther wehende Glut dem Reifdunst, der aus der ausgefüllten Chaoskluft aufstieg, begegnete, da schmolz er und aus dem Zusammenwirken von Wärme und Kälte entstand der Urriese Ymir, auch Oergelmir genannt[3]).

---

1) Für die Schöpfungslehre sind von unseren Quellen besonders wichtig die Völuspa, das Lied von Wafthrudnir, das Lied von Grimnir, und die bezüglichen Stellen der jüngeren Edda. S. E. 3 fg. 12 fg. 20 fg. 243 fg.

2) Einst war das Alter, da Alles nicht war,
Nicht Sand noch See, noch sanfte Wellen;
Du fandst nicht Erde, noch Ueberhimmel,
Gähnender Abgrund — und Gras nirgends. (S. E. 3.)

Diese altgermanische Vorstellung vom Chaos klingt noch deutlich nach in den biblischen Dichtungen des angelsächsischen Mönchs Caedmon (st. 630). Da heißt es, (nach Brandes' Uebers. vgl. Kemble, a. a. O. I, 335) vom Anfang der Dinge: — Es war da nicht, wie jetzt, außer Kellerschatten, Etwas geworden; und der weite Grund stand tief und düster, seinem Herrn fremd, leer und unnütz. Darauf sah mit den Augen der festgesinnte König (Gott) und erkannte, daß der Ort freudenlos war. Er sah die dunkle Wolke lauern in ewiger Nacht, schwarz unter dem Himmel, dämmerig und öde. Die Erde war noch von Gras nicht grünend, die See bedeckte schwarz in ewiger Nacht weit und breit die düsteren Wogen.

3) Aus dem Eliwagar fuhren Eitertropfen
Und wuchsen, bis ein Riese ward. Dann stoben Funken
Aus der südlichen Welt und Lohe gab Leben dem Eis. (S. E. 23.)

Das war der „gährende Urstoff, die Gesammtheit der noch ungeschiedenen Elemente“.

Mit der Vorstellung von dieser Gestalt tritt nun die nordisch-germanische Kosmogonie, Theogonie und Anthropogonie aus dem Unbestimmten und Nebelhaften immer mehr heraus. Die mythenbildende Phantasie bewältigt gestaltend das Chaos.

Der Hrimthurs (Reifriese) Ymir fiel in Schlaf und fing zu schwitzen an. Da wuchs ihm unter dem linken Arm Mann und Frau und sein einer Fuß zeugte mit dem andern einen sechshäuptigen Sohn [4]). Von diesen unorganischen Zeugungen kam das Geschlecht der Hrimthursen, Reif- oder Frostriesen, die erste Götterdynastie, welche aber bald einer anderen Platz machen sollte, wie ja auch in der griechischen Mythologie das ungeheuerliche Geschlecht der Uraniden dem menschlicher gedachten der Kroniden weichen mußte. Mit gutem Grund hat man neuerdings an den zwiegeschlechtigen Urriesen auch den von Tacitus erwähnten Mythus von Tuisko, dem erdgeborenen Urahn der Germanen, angeknüpft [5]). Sofern der zwiegeschlechtige Ymir als Urgott, d. h. als Urinbegriff alles Belebten, gedacht werden darf, wäre demnach auch bei den Germanen, wie bei so vielen anderen Völkern, die Zurückführung ihres Ursprungs auf die Gottheit hergestellt.

Das Eis aus Niflheim troff fort unter dem Einfluß des Feuers aus Muspelheim und so entstand neben dem Riesen Ymir auch die Kuh Aud-

---

4) Unter des Reifriesen Arm wuchs, rühmt die Sage,
Dem Thursen Sohn und Tochter. Fuß mit Fuß gewann
Dem furchtbaren Riesen sechsgehäupteten Sohn.
(Vafthrudhnismal, 33.)

5) Wackernagel, in seiner Abhandlung über die Anthropogonie der Germanen, (Haupt's Zeitschr. f. deutsch. Alterth. VI, 15 ff.) sagt: „Auch Tuisko ist ein erdgeborenes Wesen, deus terra editus, vaterlos und ohne seines Gleichen, darum auch er von doppeltem Geschlecht. Ebendies sagt auch sein Name aus. Denn Tuisko ist nur die schwache Substantivbildung zu dem althochd. zuisc, mittelhd. zwisch (zwiefach), also der Zwiefache. (S. dagegen o. 6, Anm. 2.) Der Sohn, den er aus sich erzeugt, ist Mannus, der erste Mensch, dessen weitere Nachkommen einfach ebenso heißen, man oder manna, und darum die ganze Erde altnord. mannheimr (Menschenheimat).“ Man hat mit Mannus auch die Namen Manu bei den Indern, Meschia und Meschiane bei den Iraniern, Minos bei den Kretensern, ja sogar den Menes der Aegypter zusammengestellt. Die Bedeutung dieser Persönlichkeit wäre überall: Mensch, Urmann, Adam (sanskrit. manuscha, althd. mannisco).

humbla, d. i. die Saftreiche, Symbolisirung der ernährenden Kraft der Erde und des Ewig-Weiblichen in der Natur[6]). Aus Audhumbla's Euter strömten vier Milchflüsse, dem Urriesen zur Nahrung. Die Kuh leckte die salzigen Eisblöcke und da kamen am ersten Tag Menschenhaare, am andern Tag kam eines Mannes Haupt und am dritten kam ein ganzer Mann hervor, welcher Buri hieß[7]). Buri gewann einen Sohn (wie, wird nicht gesagt); der hieß Bör[8]), nahm Belsta, die Tochter des Riesen Bölthorn, und zeugte mit ihr drei Söhne, den Odhin, den Wili und den We[9]). Wir hätten also hier wieder einen göttlichen Dreifaltigkeitsbegriff, der aber nicht lange vorhält. Bör's Söhne tödteten den Riesen Ymir, und als er fiel, da lief so viel Blut aus seinen Wunden, daß sie darin das ganze (erste) Geschlecht der Hrimthursen ertränkten bis auf Einen, der mit den Seinen davonkam: den nennen die Riesen Bergelmir. Er bestieg mit seinem Weib ein Boot und rettete sich so und von ihm kommt das (zweite) Geschlecht der Hrimthursen[10]). Dies ist nun die nordische Gestaltung der Flutsage, eigenthümlich besonders auch darin, daß sie die Flut eintreten läßt, bevor die Menschen geschaffen waren. Bör's Söhne nahmen darauf den Leichnam des Urriesen Ymir und warfen ihn mitten in Ginnungagap und bildeten aus ihm die Welt: aus seinem Blute Meer und Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Zähnen und Kinnbacken die Steine. Aus dem Blut, welches aus seinen Wunden geflossen war, machten sie das Weltmeer, festigten die Erde darin und legten es im Kreis um sie her. Sie nahmen auch seinen Hirnschädel und bildeten den Himmel

---

6) Ich erinnere den Leser an die Heilighaltung der Kuh und des Stieres, als den Symbolen des zeugenden und nährenden Naturprinzips. Das sanskritische go, welches Kuh und Erde bedeutet, das griechische *γαῖα* und das deutsche Kuh lassen aus ihrem ähnlichen Klang vielleicht auf eine Urverwandtschaft schließen.

7) Das Lecken der Audhumbla an den Salzsteinen entbindet die männliche zeugende Kraft, im Salz symbolisirt.

8) Die Namen Buri und Bör weisen auf die gothische Wurzel bairan, tragen, gebären.

9) Sollten nicht, fragt Grimm (D. M. 323), Buri, Bör, Odhin parallel sein den nur mit andern Namen genannten Tuisko, Mannus und Ingo? — Im Uebrigen sagt die jüngere Edda (6, S. E. 245) da, wo sie von Odhin, Wili und We redet, ausdrücklich: Und das ist mein Glaube, daß dieser Odhin und seine Brüder Himmel und Erde beherrschen

10) Jüng. Edda, 7.

daraus und erhoben ihn über die Erde mit vier Ecken oder Hörnern und unter jedes Horn setzten sie einen Zwerg; die hießen Austri (Ost), Westri (West), Nordri (Nord), Sudri (Süd [11])). Dann nahmen sie die Feuerfunken, die, von Muspelheim ausgeworfen, umherflogen, und setzten sie an den Himmel, um Himmel und Erde zu erhellen. Sie gaben auch allen Lichtern ihre Stelle und setzten einem jeden seinen bestimmten Gang fest, wonach Tage und Jahre berechnet werden [12]). Kreisrund ist außen die

---

11) Jüng. Edda, 8.

12) Jüng. Edda, 8. Die Völuspa (Str. 4—6) sagt darüber:

Sonne wußte nicht, wo sie Sitz hätte,
Mond wußte nicht, was er Macht hätte,
Die Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten,
Bis Bör's Söhne die (Feuer=) Bälle erhuben.
Sonne von Süden schien auf die Felsen
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.
Die Sonne von Süden, des Mondes Gesellin,
Hielt mit der rechten Hand die Himmelsrosse.
Da gingen die Berather zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath:
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen,
Hießen Morgen und Mitte des Tags,
Under und Abend, die Zeiten zu ordnen.

In der Anordnung der Verse bin ich von Simrock abgewichen und Krafft gefolgt (Kirchengesch. d. german. Völker I, 146). Von Tag und Nacht, Sonne und Mond erzählt die jüngere Edda (10—11) folgende Mythen. Norvi oder Narfi hieß ein Riese, der eine Tochter hatte, die war schwarz und dunkel wie ihr ganzes Geschlecht und hieß Nacht (Nott). Sie ward einem Manne vermählt, der Naglfari hieß: der Beiden Sohn war Audr. Darnach ward sie Einem Namens Onar vermählt: Beider Tochter hieß Jördh. Ihr letzter Gemahl war Dellingr, der vom Asengeschlecht war. Ihr Sohn Tag (Dagr) war schön und licht nach seiner väterlichen Herkunft. Da nahm Allvater die Nacht und ihren Sohn Tag und gab ihnen zwei Rosse und zwei Wagen und setzte sie an den Himmel, auf daß sie alle zweimal zwölf Stunden um die Erde fahren sollten. Die Nacht fährt voran mit dem Rosse, das Hrimfaxi (reifmähnig) heißt, und jeden Morgen bethaut es die Erde mit dem Schaum seines Gebisses. Das Roß, womit Tag fährt, heißt Skinfaxi (lichtmähnig) und Luft und Erde erleuchtet seine Mähne. — Ein Mann hieß Mundilföri, der hatte zwei Kinder. Sie waren hold und schön. Da nannte er den Sohn Mani (Mond) und die Tochter Sol (Sonne). Aber die Götter, die ihr Stolz erzürnte, nahmen die Geschwister und setzten sie an den Himmel und hießen Sol die Hengste führen, die den Sonnenwagen zogen. Die Hengste

Erde und ringsumher liegt das tiefe Weltmeer. Und längs den Seeküsten gaben sie den Riesengeschlechtern Wohnplätze (die hießen **Jötunheimr**, Heimat der Joten, d. i. Riesen), und nach innen rund um die Erde machten sie eine Veste wider die Anfälle der Riesen und zu dieser Veste verwendeten sie die Augenbrauen Ymir's und nannten die Veste **Midgard**. Sie nahmen auch sein Gehirn und warfen es in die Luft und machten die Wolken daraus[13]).

So war die Welt aus des Urriesen Substanz geschaffen, so war sie vorläufig gestaltet. Woher aber kamen die **Menschen**? fragt in der jüngeren Edda Gangleri den Har und dieser antwortet: Als Bör's Söhne am Seestrande gingen, fanden sie zwei Bäume. Sie nahmen die Bäume und schufen Menschen daraus. Der Erste gab Geist und Leben, der Andere Verstand und Bewegung, der Dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Sie gaben ihnen auch Kleider und Namen: den Mann nannten sie **Askr** und die Frau **Embla**[14]). Von ihnen kommt das Menschengeschlecht, welchem Midgard zur Wohnung verliehen ward[15]). Etwas widersprechend erzählen unsere Quellen die auch noch hieher gehörende Schöpfung der **Zwerge**, halbgöttlicher Wesen, die in der Erde und im Gestein wohnten. Nach der älteren Edda (Völuspa

---

hießen Arwakr und Alswidr und unter ihren Bug setzten die Götter zwei Blasbälge, um sie abzukühlen. Mani leitet den Gang des Mondes und herrscht über Neulicht und Volllicht.

13) Jüng. Edda, 8. Grimnismal (Str. 40—41) gibt die Schöpfung so an:

Aus Ymir's Fleisch ward die Erde geschaffen,
Aus dem Schweiße die See, aus dem Gebein die Berge,
Aus dem Haar die Bäume, aus der Hirnschale der Himmel.
Aus den Augenbrauen schufen gütige Asen
Midgard den Menschensöhnen. Aber aus seinem Hirn
Sind alle hartgemuthen Wolken erschaffen worden. (S. E. 17.)

14) Askr soll Esche bedeuten. Grimm (D. M. 324) stellt Ask zusammen mit Isko, dem Sohn des Mannus. Embla leitet er (S. 537) von amr, ambr, aml, ambl (labor assiduus) her, wonach also Embla (Erle?) „Die Geschäftige" bedeuten würde. Dort sagt er auch noch: Stände neben Askr dem Mann Eskja die Frau, so wäre die Gleichung völliger und beide verhielten sich wie Meschia und Meschiane des persischen Mythus, Mann und Weib, die gerade so aus Pflanzen erwuchsen. Vgl. o. Buch II, S. 176.

15) Etwas abweichend von dieser Angabe über die Menschenschöpfung läßt die ältere Edda (Völuspa, 17—18) das erste Menschenpaar durch die drei Götter Odhin, Hönir und Lodhur nicht eigentlich erschaffen, sondern nur beseelen und beleben.

9—16) waren sie schon frühzeitig von den Göttern geschaffen worden, während die jüngere (14) ihre Entstehung nach der des Menschen setzt und hinzufügt, sie hätten als Maden in Ymir's Fleisch Leben erhalten. Als Hauptresultat dieser Kosmogonie, Theogonie und Anthropogonie ergibt sich, daß Riesen und Götter durch die Vereinigung von Feuer und Wasser aus dem Chaos hervorgingen, Menschen und Zwerge dagegen durch die Götter erschaffen wurden.

10.

Aber mit den berührten Vorstellungen von dem Werden der wirklichen Welt hat sich die germanische Einbildungskraft nicht begnügt, sondern sie schuf auch noch mythische Welten oder Räume. Da ist zuerst die Weltesche Yggdrasil, ein Bild, welches das Weltgebäude symbolisirt, in seinen verwickelten Einzelnheiten der Deutung jedoch noch manche nicht überwundene Schwierigkeiten entgegensetzt [1]). Ursprünglich mag dieser Baum nur als der Thingbaum vorgestellt worden sein, unter dessen Schatten die Götter nach germanischem Brauch Rath hielten. Später erscheint er als allnährender Weltbaum nicht nur im räumlichen, sondern auch im zeitlichen Sinn [2]). Yggdrasil symbolisirt nicht nur das Bestehen der Welt, sondern auch die bestimmte Erwartung des einstigen Vergehens derselben [3]). Ganz bestimmt tritt dieser Gedanke des Werdens, Bestehens und Vergehens aller Dinge, dargestellt unter dem Bild Yggdrasil's, hervor in der nahen Beziehung, in welcher die drei Nornen, die Verpersönlichungen des Dreibegriffs der Zeit, die mythischen Gestaltungen der Schicksalsidee, zu der Weltesche stehen. Es ist ein schönes Haus unter der Esche, aus dem kommen die drei Mädchen, welche Urd (Vergangenheit), Skuld (Gegenwart) und Werdandi (Zukunft) heißen. Diese Mädchen, welche aller Menschen Lebenszeit

---

1) Ueber Yggdrasil s. jüng. Edda 15—16; Grimnismal 30—35.

2) Als Baum der Zeit ist Yggdrasil ein Bild des Lebens der Welt, wie es sich in der Zeit darstellt. Simrock, D. M. 38.

3) Grimnismal (35) drückt den Gedanken der Vergänglichkeit bildlich so aus:

Die Esche Yggdrasil duldet Unbill
Mehr als Menschen wissen. Der Hirsch weidet oben,
Hohl wird die Seite, unten nagt Nidhöggr.

bestimmen, nennen wir Nornen[4]). Hier hätten wir also im Wesentlichen ganz dieselbe Idee, welche die Hellenen in ihren drei Parzen versinnlichten: den dreifachen Schritt der Zeit, mit Schiller zu reden.

An die Weltesche scheint sich auch die weitere Vorstellung von neun mythischen Welten anzuknüpfen[5]). Nach Simrock's scharfsinniger Vermuthung[6]), — denn die Quellen geben über diese Neunwelt keinen genügenden Aufschluß — lägen von diesen Welten drei über der Erde: Muspelheim (die Feuerwelt), Asenheim oder Asgard (die Götterwelt) und Ljosalfaheim (die Welt der Lichtalfen); drei auf der Erde: Jötunheim (die Welt der Riesen), Midgard oder Mannheim (die Welt der Menschen) und Wanaheim (die Welt der Wanen); drei unter der Erde: Swartalfaheim (die Welt der Schwarzalfen), Niflheim (der Gegenpol von Muspelheim, die Ureiswelt) und Niflhel (die Welt der Hel, das Todtenreich). Von Asenheim ist noch kurz Folgendes zu sagen. Die jüngere Edda gibt an: Die Asen bauten sich eine Burg mitten in der Welt und nannten sie Asgard. Da wohnten die Götter und ihr Geschlecht und manche Zeitung trug sich da zu, davon erzählt wird auf Erden und in den Lüften. In der Burg ist ein Ort, der Hlidskialf heißt, und wenn Odhin sich da auf den Hochsitz setzt, so übersieht er alle Welten und aller Menschen Thun und weiß alle Dinge, die da geschehen[7]). Und die Götter machten eine Brücke von Asgard zur Erde, die heißt Bifröst, und die wirst du

---

4) Jüng. Edda 15. Völuspa singt (19—20): —
Eine Esche weiß ich, heißt Yggdrasil.
Den hohen Baum netzt weißer Nebel.
Davon kommt der Thau, der in die Thäler fällt.
Immergrün steht er unter Urda's Brunnen.
Davon kommen Frauen, vielwissende,
Drei aus dem Saal dort bei dem Stamm:
Urd heißt die eine, die andre Werdandi;
Stäbe schnitt Skuld, die dritte,
Sie legten Loose, bestimmten das Leben
Der Menschengeschlechter, Schicksal zu ordnen.

5) Neun Welten kenn' ich, neun Aeste weiß ich
Aus starkem Stamm. Völuspa, 2.

6) D. M. 43 fg. Vgl. W. Müller, Gesch. u. Syst. d. altd. Rel. 154 fg.

7) Jüng. Edda 9.

gewiß gesehen haben, aber vielleicht nennst du sie Regenbogen[8]). Grimnismal führt zwölf himmlische Burgen oder Hallen auf, die wir uns wohl im Bezirk von Asgard zu denken haben. Die wichtigste dieser Burgen ist Gladhsheim, denn in dieser liegt die Walhall, der Aufenthaltsort der von Odhin gekürten Helden, der Einherier[9]).

11.

Asen (nord. aesir, Einzahlf. âs[1])) hießen die Götter des Nordens, Asinnen die weiblichen Gottheiten. Die Einheit derselben repräsentirt Odhin (deutsch Wodan), der alldurchdringende Geist, der Zeus oder Jupiter der germanischen Glaubenslehre, sofern er, wie dieser, der höchste Himmelskönig ist und gleich dem Beherrscher des hellenischen Olymps Vater der Götter und Menschen genannt wird: Alfadhir, Allfödr, Allvater. Seine phy-

---

8) Jüng. Edda 13.

9) Gladhsheim heißt die fünfte (Burg), wo golden schimmert
Walhalla's weite Halle. Da kiest sich Odhin
Alle Tage vom Schwert erschlagene Männer.
Leicht erkennen können, die zu Odhin kommen,
Den Saal, wenn sie ihn sehen:
Mit Schäften (von Lanzen) ist das Dach besteckt
Und überdeckt mit Schilden, mit Brünnen (Panzern) die Bänke bestreut.
Grimnismal, 8—9.

Von den Einheriern (d. i. von den im Einzelkampf gefallenen Helden) sagt Wafthrudhnismal (41):

Die Einherier alle in Odhin's Saal
Streiten Tag für Tag; sie kiesen den Wal
Und reiten vom Kampf heim, mit Asen Ael zu trinken.

1) As bedeutet einen Balken, sei es, daß man die Götter als Wagebalken oder Tragebalken des Himmels ansah. Grimm, D. M. 22. Dort ist auch der Satz aus Jornandes (de reb. get. 13) angeführt: Tum Gothi, magna potiti per loca victoria, jam proceres suos quasi qui fortuna vincebant, non puros homines, sed semideos, id est anses, vocavere. Die Gothen nannten demnach ihre Fürsten Ansen, d. i. Halbgötter, und daß Ansen und Asen identisch sei, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Da nun, wie wir im Verlauf des Kapitels mehrfach zu bemerken Gelegenheit hatten, auch bei unseren Altvorderen der Ursprung der Heroen auf die Götter zurückgeführt wurde, so gibt die Notiz des Jornandes den deutlichen Wink, daß in dem Wort Asen oder Ansen der Begriff der Göttlichkeit lag.

fische Seite bezeichnet ihn als Sonnengott: er wurde als einäugig vorgestellt, d. h. die Sonne war sein Auge. Seine ethische Seite ist die Allwissenheit, aus welcher seine Eigenschaft als oberster Lenker aller Dinge entspringt [2]). Er erscheint gewöhnlich in majestätischer Gestalt, auf dem Haupt den Goldhelm, den Spieß Gungnir in der Hand, reitend auf dem achtfüßigen Wunderroß Sleipnir (Symbol der Allgegenwart des Gottes); zuweilen aber auch als unscheinbarer Wanderer, mit tiefherabhängendem Hut. Sitzt er auf seinem Hochsitz Hlidskialf, so hat er auf jeder Schulter einen Raben, genannt Hugin (Gedanke) und Munin (Erinnerung), die flüstern ihm — Symbole seiner Allwissenheit — Alles ins Ohr, was in der Welt vorgeht. Vortretend unter seinen ethischen Eigenschaften ist die kriegerische. Zu ihm kommen die gefallenen Helden, die er durch seine Todtenwählerinnen, Walküren (Walachuriun) erhält. Sie wählen, daher ihr Name, die Fallenden und walten des Sieges und tragen den in Walhall zechenden Einheriern die Becher voll schäumenden Aels zu. Endlich knüpft sich an Odhin als obersten Luft- und Kriegsgott auch noch die Sage vom wüthenden Heer und der wilden Jagd. Aber damit ist seine Wesenheit noch nicht erschöpft, denn er ist auch Erfinder der Runen, woraus sich die Buchstabenschrift entwickelte, und der Runenlieder, d. i. der Poesie, der erhöhten Sprache des Gemüthes, aller ideellen Bildung Urquell, — eine Hindeutung, daß Odhin nicht nur im physischen, sondern auch im geistigen Sinne als der alldurchdringende Geist gefaßt war. Wie wir schon oben sahen, ist Odhin's mächtigster Sohn Thorr (zusammengez. aus Thonar, deutsch Donar), nach dem Donner benannt, des Blitzes und Gewitters Herr, in der Hand den zermalmenden Hammer Miöllnir, d. i. eben den Blitz, führend. Auf die Farbe des Blitzstrals bezieht sich auch der rothe Bart des Gottes. Er fährt einher auf einem Wagen, welcher mit Böcken bespannt ist, die das springende Zucken des Blitzes symbolisiren [3]). Die übrigen Asen sind Tyr, Heimdall, Baldur, Hödur, Wali, Uller, Widar, Forseti und Bragi [4]). Unter den Asinnen bezeichnet

---

2) Ich merke ausdrücklich an, daß ich mich auf das spezifisch Mythologische bei den einzelnen Gottheiten auch hier nicht einlasse. Das muß man in den Quellen selbst nachlesen, wozu ja Simrock's Edda die schönste Gelegenheit bietet.

3) Ueber Thorr vgl. die treffliche Monographie: Der Mythus von Thôr, von L. Uhland (1836).

4) Die jüngere Edda (22—32) charakterisirt diese Götter so: Da ist ein Ase, der Tyr heißt. Er ist sehr kühn und muthig und herrscht über den Sieg im Kriege. (Tyr

die Snorraëdda als die vornehmste **Frigg**, die Hausfrau Odhin's, welche den Alles überschauenden Hochsitz ihres Gemahls theilt [5]). Die nämliche

war also der eigentliche Schwertgott.) — Heimdall heißt Einer, der auch der weiße As genannt wird. Er ist groß und hehr und von neun Mädchen, die Schwestern waren, geboren. Er wohnt auf Himinbiörg bei Bifröst. Er ist der Wächter der Götter und wohnt dort an des Himmels Ende, um die Brücke vor den Bergriesen zu bewahren. Er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel und sieht sowohl bei Tag als bei Nacht hundert Rasten weit; er hört auch das Gras in der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen. Er hat eine Trompete, die Gjallarhorn heißt, und bläst er hinein, so wird es in allen Welten gehört. — Baldur ist ein Sohn Odhin's. Von ihm ist nur Gutes zu sagen; er ist der beste (Ase) und wird von allen geliebt. Er ist so schön von Antlitz und so glänzend, daß ein Schein von ihm ausgeht. Er ist der weiseste, beredteste und mildeste von allen Asen. Er hat die Eigenschaft, daß Niemand seine Urtheile schelten kann. — Hödur heißt einer der Asen. Er ist blind, aber sehr stark, und möchten die Götter wohl wünschen, daß sie seinen Namen nicht nennen dürften, denn nur allzulange wird seiner Hände Werk — (der Tod Baldur's, s. u.) — Göttern und Menschen im Gedächtniß bleiben. — Wali heißt einer der Asen, Odhin's Sohn und der Rinda. Er ist kühn in der Schlacht und ein guter Schütze. — Uller heißt ein Ase, Sohn des Sif und Thor's Stiefsohn. Er ist ein so guter Bogenschütze und Schlittschuhläufer, daß Niemand sich mit ihm messen kann. Er ist schön und kriegerisch von Gestalt. Bei Zweikämpfen soll man ihn anrufen. — Forseti heißt der Sohn Baldur's und der Nanna. Er hat im Himmel den Saal, der Glitnir heißt, und Alle, die sich in Rechtsstreitigkeiten an ihn wenden, gehen verglichen nach Hause. — Bragi ist berühmt durch Beredtsamkeit und sehr geschickt in der Skaldenkunst (Dichtkunst). Seine Frau heißt Idunn: sie verwahrt in einem Gefäße die Aepfel, welche die Götter genießen sollen, wenn sie altern; dann werden alte jung davon und das mag währen bis zur Götterdämmerung. (S. E. 256 fg.)

5) Jüng. Edda, 9. Eine Musterehe haben Odhin und Frigg eben nicht geführt. Wenigstens weiß Saxo Grammaticus, freilich eine nicht sehr zuverlässige Quelle, weil er den Sinn der alten Göttermythen nicht kannte oder nicht kennen wollte, allerlei Skandal von den Bewohnern Asgard's zu erzählen. Nach ihm ging Odhin in die Verbannung, aus Verdruß über seine Gemahlin. Frigg ließ nämlich von der goldenen Bildsäule Odhin's durch zwei Schmiede Gold entwenden, um geputzter einhergehen zu können. Odhin ließ die Thäter an den Galgen hängen, setzte das Bild auf ein Gestell und verlieh ihm Sprache. Allein seine Gemahlin gab sich einem Diener hin (uni familiarium se stupro subjecit), der für diesen Lohn das Bild zerstörte, dessen Gold sie für sich verwandte. Da Frigg, die Göttin der Ehe, nur eine Verjüngung der Nerthus (Jördh), der Erdmutter, Göttermutter ist, so kann uns ihr buhlerisches Benehmen nicht wundern. In dieser Gottheit ist überall der unersättliche Gebärungstrieb der Natur verpersönlicht, daher muß sie der mythologischen Anschauung als Buhlerin erscheinen. Frigg buhlt nicht nur bei Saxo, sondern auch in der älteren Edda, und zwar

Quelle nennt an derselben Stelle die Jördh als Tochter und Frau Odhin's, von welcher dieser seinen erstgeborenen Sohn Thorr gewann. Es geht auch in der nordischen Mythologie bunt durcheinander, und um den leitenden Faden nicht zu verlieren, muß man sich stets daran erinnern, daß allen diesen mythologischen Gestaltungen die zwei großen Gegensätze, Himmel und Erde, zu Grunde lagen. Sämmtliche männliche Asen sind Entfaltungsformen, physische und ethische, des großen Himmelsgottes, sämmtliche weibliche Asen Entfaltungsformen der großen Erdgöttin. Neben Frigg und Jördh namset unsere Quelle folgende Asinnen: Freia (Freyja), die vornehmste nach Frigg. Sie war einem Manne vermählt, der Odur heißt. Ihre Tochter heißt Hnoß, die ist so schön, daß nach ihrem Namen Alles genannt wird, was schön und kostbar ist. Odur zog fort auf ferne Wege und Freia weint ihm nach und ihre Zähren sind rothes Gold. Freia hat viele Namen, wovon die Ursache ist, daß sie sich oft andere Namen gab, als sie Odur zu suchen zu unbekannten Völkern fuhr. Freia besitzt den Halsschmuck, Brisinga Men genannt[6]). Sie heißt auch Wanadis (Wanengöttin, s. u.). Eine andere Asin heißt Saga, die Bewahrerin alter Kunden und Geschichten; eine dritte Eir, die beste der Aerztinnen; eine vierte Gefion: sie ist unvermählt und ihr gehören Alle, die unvermählt sterben. Eine fünfte, Fulla (Volla), ist auch Jungfrau und trägt loses Haar und ein Goldband ums Haupt. Sie verwahrt Frigg's Schmuckkästchen, wartet ihrer Fußbekleidung und nimmt Theil an ihrem heimlichen Rath. Eine sechste heißt Siöfn, welche die Herzen der Menschen, der Männer wie der Frauen, zur Zärtlichkeit wendet; nach ihrem Namen ist die Liebe Siafni genannt[7]). Die siebente, Lofn, ist den Anrufenden so mild und gütig, daß sie von Allvater oder Frigg Erlaubniß hat, Männer und Frauen zu verbinden, was auch sonst für Hinderniß oder Schwierigkeit entgegenstehe. Daher ist nach ihrem Namen der Urlaub genannt, sowie Alles, was Menschen loben und

---

hier mit Odhin's Brüdern Wili und We. Eine zweite Sage bei Saxo berichtet die mit List eingefädelte, an der Rinda, der Tochter des Königs der Ruthenen, verübte Nothzucht durch Odhin, welcher sich der Spröden in Gestalt einer alten Frau genähert. Ueber die Deutung dieser Mythen vgl. Niedersächsische Sagen, von Schambach und Müller, Anhang S. 404 fg.

6) Die nordische Analogie zum Gürtel der Aphrodite.

7) Vielmehr umgekehrt, da der Begriff der Liebe zur Bildung der mythologischen Figur der Göttin der Liebe und Zärtlichkeit die Veranlassung gab.

preisen. Die achte ist Wara: sie hört die Eide und Verträge, welche Männer und Frauen mitsammen schließen, und straft diejenigen, welche sie brechen. Wara ist weise und erforscht Alles, so daß ihr nichts verborgen bleibt. Die neunte ist Syn, welche die Thüren der Halle bewacht: ihr ist auch der Schutz derer befohlen, die bei Gericht eine Sache in Abrede stellen. Die zehnte ist Hlin, die Solchen zum Schutz bestellt ist, welche Frigg vor einer Gefahr behüten will. Die elfte ist Snotra: nach ihr heißen Alle snotr, sowohl Männer als Frauen, welche klug und artig sind. Die zwölfte ist Gna, welche Frigg in ihren Geschäften nach allen Welttheilen schickt[8].

12.

Seltsam ist die Stellung, welche in der nordisch-germanischen Glaubenslehre Loki (Lodhur, Lodhr, Loptr) einnimmt. Seine Figur zeigt recht augenscheinlich, daß im Verlauf der Zeit bedeutende Wandlungen in den religiösen Vorstellungen der Germanen vor sich gegangen sein müssen[1]). Wie wir bereits berührt haben[2]), erscheint Loki in der älteren Edda, da wo diese der Menschenschöpfung erwähnt, als Mitglied der Göttertrilogie: Odhin, Hönir, Lodhur, und werden wir Gelegenheit haben, zu sehen, wie er in einer sehr bedeutungsvollen Krisis seinen Mitasen hülfreich sich erweist[3]). Der Grundbegriff dieses Gottes ist zweifelsohne das Feuer und zwar in seiner zweiseitigen Bedeutung als wohlthätige und zerstörerische Macht. Loki ist daher in seiner Wesenheit Eins mit dem indischen Agni-Siva. In der jüngeren Edda nun erscheint Loki zwar auch noch als Ase, aber zugleich als vom Riesenstamm entsprossen, also, wie wir später sehen werden, als von Natur böse. In ihm ist die Entwickelung des ursprünglich bloß physischen Gegensatzes von Riesen und Göttern zum ethischen von gut und böse zu

---

8) Jüng. Edda, 35.

1) Wir sind glücklicher Weise im Falle, in Betreff dieser Wandlungen, welche zu verfolgen hier kein Raum ist, den Leser auf die ausgezeichnete Untersuchung verweisen zu können, welche H. Rückert im 5. Kap. seiner Culturgeschichte des deutschen Volkes i. d. Zeit des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum (I, 108—173) darüber angestellt hat.

2) S. o. 9, Anm. 15.

3) S. u. die Thrymskvidha, ferner die Jüng. Edda (42), wo der Mythus vom Roß Swadilfari erzählt wird (S. S. 268).

völliger Entwicklung gelangt. Wir haben also in Loki das böse Prinzip der germanischen Religion vor uns. Und hier müssen wir wieder auf das Mythische eingehen, weil sonst, was wir vom Verlauf der Welt- und Göttergeschicke zu erzählen haben werden, unverständlich wäre.

Der jüngeren Edda zufolge war Loki schön von Gestalt, aber bös von Gemüth und sehr unbeständig, der Anstifter alles Betrugs, die Schande der Götter und Menschen. Er übertraf alle andern Asen an Schlauheit, brachte sie oft in Verlegenheit, half ihnen aber auch oft durch seine Klugheit wieder heraus. Sein Vater war der Riese Farbauti, seine Mutter hieß Laufey oder Nal, seine Brüder sind Bileistr und Helblindi, seine Frau heißt Sygin und deren Sohn Narvi. Loki hatte aber noch andere Kinder. Denn in Jötunheim zeugte er mit dem Riesenweib Angurboda den Wolf Fenris, die Midgardschlange Jörmungandr und die Hel, mit welcher letzteren die Vorstellungen der skandinavischen Mythologie von der Unterwelt verknüpft sind. Als die Asen erfuhren, daß diese drei Geschwister in Jötunheim erzogen würden, und durch Weissagung erkannten, daß ihnen von denselben großes Unheil bevorstehe, schickte Allvater die Götter, daß sie diese Kinder nähmen und zu ihm brächten. Als dieses geschehen, warf er die Schlange in die tiefe See, wo sie zu solcher Größe erwuchs, daß sie mitten im Meer um alle Länder liegt und sich in den Schwanz beißt. Die Hel aber warf er hinab nach Niflheim und gab ihr Gewalt über die neunte Welt[4]), daß sie denen Wohnungen anwiese, die zu ihr gesendet würden, nämlich Solchen, die vor Alter oder an Krankheiten starben. Da hat sie eine große Wohnstätte; ringsher ist ein hohes, mit mächtigen Gittern verwahrtes Gehege. Ihr Saal heißt Elend, ihre Schlüssel Hunger, ihr Messer Gier, ihr Knecht Träg, ihre Magd Langsam, ihre Schwelle Einsturz, ihr Bett Kümmerniß, ihr Vorhang dräuendes Unheil[5]). Wir ersehen aus dieser Schilderung, daß die Vorstellung der Germanen vom Leben nach dem Tode eine noch viel traurigere war, als die der Griechen, und zugleich eine sehr aristokratische. Denn nur die von Odhin durch die Walküren erkorenen Helden kommen nach Walhalla, die ganze übrige Volksmenge kommt nach dem Tode zur schaurigen Hel. Die kriegerische Tapferkeit mochte durch diesen Unsterblichkeitsglauben allerdings einen mächtigen Antrieb er-

---

4) S. o. 10.
5) Jüng. Edda, 33—34.

halten. Auch erklärt sich daraus leicht der Umstand, daß germanische Krieger, wenn sie der Aussicht, in der Schlacht zu fallen, beraubt waren, auf dem Todbett sich wenigstens mit der Lanze die Todesrune ritzen ließen, um sich im Jenseits als Einherier vor Odhin legitimiren zu können.

Den Fenriswolf erzogen die Götter bei sich und Tyr allein hatte den Muth, zu ihm zu gehen und ihm zu essen zu geben. Als aber der Wolf immer größer und stärker wurde, beschlossen sie, ihn zu fesseln. Zu dem Ende ließen sie durch die Zwerge in Schwarzalfenheim eine magische Kette anfertigen, gemacht aus sechserlei Dingen, dem Schall des Katzentrittes, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, der Stimme der Fische und dem Speichel der Vögel. Vermittelst einer List, welche freilich dem Tyr eine seiner Hände kostete, fesselten sie den Wolf mit dieser Kette an einen tief im Grunde der Erde befestigten Felsen. Der Wolf riß den Rachen furchtbar auf, schnappte nach ihnen und wollte sie beißen; aber sie steckten ihm ein Schwert in den Gaumen, daß das Heft wider den Unterkiefer und die Spitze gegen den Oberkiefer stand: damit ist ihm das Maul gesperrt. Er heult entsetzlich und Geifer rinnt aus seinem Mund und wird zu einem Fluß. Also liegt er bis zur Götterdämmerung [6]).

13.

Oben sahen wir, daß Freia, welche unserer deutschen Holda entspricht, den Beinamen Wanadis, d. i. Wanengöttin, führte, und dieser Umstand veranlaßt uns, nach den Wanen selber auszusehen. Die göttlichen oder, noch genauer gesprochen, die übermenschlichen Wesen des nordisch-germanischen Glaubenssystems waren nämlich nicht von einem und demselben Stamm. Der Name Asen kam ursprünglich nur der Familie Odhin's zu, in zweiter Linie solchen göttlichen Wesen, welche durch Adoption in diese Familie aufgenommen waren. So wurden der Asenschaft theilhaft der Wane Niördr

---

6) Jüng. Edda, 34: Ein tiefsittlicher Zug von germanischer Treue ist da hinzugefügt. Gangleri fragt: Aber warum tödteten die Asen den Wolf nicht, da sie doch Uebles von ihm erwarteten? Har antwortet: Die Asen halten ihre Heiligthümer und Freistätten so sehr in Ehren, daß sie mit dem Blute des Wolfs sie nicht beflecken wollten, obgleich Weissagungen verkündeten, daß er Odhin's Mörder werden sollte.

und seine Nachkommenschaft. Die Wanen (Vanir) oder die weisen Wanen, wie sie auch genannt werden[1]), treten als ein von den Asen verschiedenes Geschlecht auf, das in Wanaheim Sitz hat. Sie müssen als segenspendende Mächte gedacht werden von vorwiegend friedlichem Charakter, welcher aber in ihren Conflicten mit dem kriegerischen Geschlecht Odhin's, deren Veranlassung nicht klar ist, allmälig sich verhärtete. Snorraëdda erzählt uns von einem Vergleich zwischen Asen und Wanen, in Folge dessen der Ase Hönir den Wanen, der Wane Niördr mit seinen Kindern den Asen als Geiseln übergeben wurden[2]). Hiebei wird Niördr schon ein Ase genannt. Er beherrscht den Gang des Windes und stillt Meer und Feuer; ihn ruft man zur See und bei der Fischerei an. Niördr zeugte zwei Kinder. Der Sohn hieß Freir (Freyr) und die Tochter Freia (Freyja). Freir, welcher sich mit der Riesentochter Gerda vermählt[3]), herrscht über Regen und Sonnenschein und das Wachsthum der Erde. Freia ist die herrlichste der Asinnen. Wenn sie ausfährt, sind zwei Katzen vor ihren Wagen gespannt[4]). Sie ist denen gewogen, welche sie anrufen, und von ihr hat der Ehrenname den Ursprung, daß man vornehme Weiber Frauen nennt[5]). Sie liebt den Minnegesang und es ist gut, sie in Liebessachen anzurufen[6]). Zur Erklärung des Daseins der Wanen in der nordischen Mythologie hat man die Vermuthung aufgestellt, diese Götter seien durch germanische Stämme (Sueven? Gothen?), welche aus südlicheren Sitzen gen Norden zu gezogen,

---

1) Wer ist es der weisen Wanen? Skirnir's Fahrt, 17. Wanen wissen. Odhin's Rabenzauber, 1.

2) Jüng. Edda, 23. Im Vafthrudhnismal (38) fragt Gangradr: —
Wie kam Niördr aus Noatun
Unter die Asensöhne. Hallen und Heiligthümern
Gebietet er hundert, und ist nicht asischen Ursprungs. —
In Wanaheim schufen ihn weise Mächte (antwortet Vafthrudnir)
Und sandten ihn Göttern zum Geisel. Am Ende der Zeiten
Soll er aber kehren zu den weisen Wanen. (S. E. 24.)

3) Vgl. Skirnisför (S. E. 27).

4) Die Katzen, womit Freia fährt, sind Symbole starken Geschlechtstriebs. Freir und seine Schwester Freia sind recht eigentlich Frühlingsgötter. Sie versinnlichen den Liebesdrang der Natur, in deren Adern im Frühling die Zeugungslust am mächtigsten waltet.

5) Freia entspricht also, wie der deutschen Holda, so auch der deutschen Frouwa, welche beide Göttinnen ja auch nur örtlich verschiedene waren.

6) Jüng. Edda, 24.

den Skandinaven vermittelt worden. Auch scheint es zulässig, Niördr mit der Erdgöttin Nerthus (Jördh) in Beziehung zu setzen. Denn offenbar birgt sich in Niördr der ursprüngliche Begriff des Himmelsgottes. Er zeugt, wie die ältere Edda aussagt[7]), in Wanaheim mit seiner eigenen Schwester seine Kinder Freir und Freia[8]). Freilich wird der Name dieser Schwester nicht genannt; allein angenommen, daß der Luftgott Niördr ursprünglich mit dem höchsten Himmelsgott identisch war, und berücksichtigt das Geschwister- und Gattenverhältniß, in welchem auch in andern Mythologien Himmel und Erde stehen, kann die fragliche Schwester recht wohl die Nerthus

---

7) In Oegir's Trinkgelag (Oegisdrecka, S. E. 52 fg.), wo Loki alles Gift und alle Galle gegen die Asen ausläßt. Folgende Stellen sind besonders charakteristisch. Zur Frigg und Freia sagt Loki: —

Schweige du, Frigg! Fiörgyn's Tochter bist du
Und den Männern allzu mild, die Wili und We
Beide bargst in deinem Schooß.
Schweige du, Freia! Dich kenn' ich vollends,
Keines Makels mangelst du. Der Asen und Alfen,
Die hier inne sind, bist du Jedes Buhlerin.

Niördr.

Es schadet nicht, wenn die Schöngeschmückten
Männer wählen, wie sie mögen.

Loki.

Schweige du, Niördr! Von Osten gesendet
Als Geisel bist du den Göttern. Dort nahmen Hymir's Töchter
Dich zum Nachtgeschirre und machten dir in den Mund.

Niördr.

Des Schadens tröstet mich, seit ich gesendet ward
Fernher als Geisel den Göttern, daß mir erwuchs der Sohn,
Wider den Niemand ist, der für den Ersten der Asen gilt.

Loki.

Laß endlich, Niördr, den Uebermuth;
Ich hab' es länger nicht Hehl: mit der eigenen Schwester
Erzeugtest du den Sohn, der eben so arg ist wie du.

8) Da, als Niördr bei den Wanen war, hatte er seine Schwester gehabt, weil das die Gesetze erlaubten. Ihre Kinder waren Freir und Freia. Aber das war verboten bei den Asen, zu wohnen bei so naher Blutsfreundschaft. Ynglingasaga, Kap. 4. Wachter's Heimskringla I, 16.

gewesen sein[9]). Das elementare Element in Freir und Freia läßt diese Gottheiten deutlich genug als Sprößlinge von Himmel und Erde erscheinen.

Auch von den Riesen und Riesenabkömmlingen leben einige in friedlichem Verhältniß mit den Asen. So der Jötun des Meeres, Oegir, und seine Gemahlin Ran, und außerdem vermählen sich Bewohner Asgards mit Mädchen aus Jötunheim: so Niördr mit der Skadhi, Freir mit der Gerda. Sonst aber ist der schroffste Gegensatz, welchen die nordische Glaubenslehre kennt, der zwischen Asen und Jötunen (Jötnar). Diese vom alten Hrimthursen Bergelmir (s. o. 9) abstammend, wohnen in Riesenheim und ihre Eintheilung in Reifriesen, Bergriesen, Wasserriesen und Feuerriesen deutet ihr urelementares Wesen sattsam an. Die ältere Edda anerkennt sie auch als die Urgeborenen[10]). Sie sind also älter als die Asen. Der Gegensatz zwischen den Riesen und den Asen beruht ursprünglich auf dem physischen Verhältniß des Unorganischen zum Organischen, des Chaotischen zum Gestalteten. Weiter scheint er sich in Deutschland nicht ausgebildet zu haben, denn die Riesen der deutschen Märchen und Sagen sind vorwiegend nur ungeschlachte, plumpe und dumme, keine boshaften Wesen. Im Norden aber trat zu dem physischen Contrast auch der ethische, der Gegensatz von gut und böse. Asgard bildet die Lichtseite der Welt, Jötunheim die Schattenseite. Die Asen sind Träger des Guten und einer schaffenden und erhaltenden Cultur, die Riesen ein auf Zerstörung und Zurückführung chaotischer Wirrniß sinnendes Geschlecht. Daher die Todfeindschaft zwischen den beiden Geschlechtern, welche sich in den Edden so mannigfach mythischdichterisch ausgeprägt hat[11]).

---

9) S. dagegen Grimm, D. M. 199.

10) Riesen acht' ich die Urgebornen. Völuspa, 2.

11) Nirgends klarer als in der berühmten Thrymskvidha, dem Lied der älteren Edda von der Heimholung von Thor's Hammer (S. E. 61 fg.). Ich setze es her, weil es erstlich das Verhältniß der Götterwelt zur Riesenwelt, weil es zweitens das gesellige Leben der Götter des Nordens veranschaulicht und weil es drittens von eddischer Poesie einen sehr vortheilhaften Begriff geben kann. Der Sinn des Mythus ist, daß die Riesen durch Aneignung des Blitzes oder aber durch Gewinnung der Freia, der Spenderin der Gaben des Lenzes und der Liebe, die Asen zu schwächen suchten.

Wild ward Wing=Thorr, als er erwachte
Und seinen Hammer vorhanden nicht sah.
Er sträubte den Bart, schüttelte das Haupt,
Allwärts suchte der Erde Sohn.

Und es war sein Wort, welches er sprach zuerst:
„Höre nun, Loki, und lausche der Rede:
Was noch auf Erden Niemand ahnt,
Noch hoch im Himmel: mein Hammer ist geraubt!“

Sie gingen zum herrlichen Hause der Freia
Und es war sein Wort, welches er sprach zuerst:
„Willst du mir, Freia, dein Federhemd leihen,
Ob meinen Miöllnir ich finden möge?“

Freia.

„Ich wollt' es dir geben, und wär' es von Gold,
Du solltest es haben, und wär' es von Silber.“

Flog da Loki, das Federhemd rauschte,
Bis er hinter sich hatte der Asen Gehege
Und jetzt erreichte der Joten Reich.

Auf dem Hügel saß Thrym, der Thursenfürst,
Schmückte die Hunde mit goldenem Halsband
Und strälte den Mähren die Mähnen zurecht.

Thrym.

Wie steht's mit den Asen? Wie steht's mit den Alfen?
Was reisest du einsam gen Riesenheim?

Loki.

Schlecht steht's mit den Asen, schlecht steht's mit den Alfen. —
Hältst du Hlorridi's (Thor's) Hammer verborgen?

Thrym.

Ich halte Hlorridi's Hammer verborgen
Acht Rasten unter der Erde tief,
Und wieder erwerben fürwahr soll ihn Keiner,
Er brächte denn Freia zur Braut mir daher.

Flog da Loki, das Federhemd rauschte,
Bis er hinter sich hatte der Riesen Gehege
Und jetzt erreichte der Asen Reich.

Da traf er den Thorr vor der Thüre der Halle
Und es war sein (dessen) Wort, welches er sprach zuerst:

Hast du den Auftrag vollbracht und die Arbeit?
Laß hier von der Höhe mich hören die Kunde.
Dem Sitzenden manchmal mangeln Gedanken,
Leichter im Liegen ersinnt sich die List.

Loki.

Ich habe den Auftrag vollbracht und die Arbeit:
Thrym hat den Hammer, der Thursenfürst;
Und wieder erwerben fürwahr soll ihn Keiner,
Er brächte denn Freia zur Braut ihm daher.

Sie gingen, Freia, die schöne, zu finden,
Und es war Thor's Wort, welches er sprach zuerst:
Lege, Freia, dir an das bräutliche Linnen,
Wir Beide wir reisen gen Riesenheim.

Wild ward Freia, sie fauchte vor Wuth,
Die ganze Halle der Götter erbebte;
Der schimmernde Halsschmuck schoß ihr zur Erde:
„Mich mannstoll meinen möchtest du wohl,
Reis'ten wir Beide nach Riesenheim."

Bald eilten die Asen all' zur Versammlung
Und die Asinnen all' zu der Sprache:
Darüber beriethen die himmlischen Richter,
Wie sie dem Hlorridi den Hammer lös'ten.

Da hub Heimdall an, der hellste der Asen,
Der weise war, den Wanen gleich:
„Das bräutliche Linnen legen dem Thorr wir an,
Ihn schmücke das schöne, schimmernde Halsband.
Auch laß' er erklingen Geklirr der Schlüssel
Und weiblich Gewand umwalle sein Knie.
Es blinke die Brust ihm von blitzenden Steinen
Und hoch umhülle der Schleier sein Haupt."

Da sprach Thorr also, der gestrenge Gott:
„Mich würden die Asen weibisch schelten,
Legt' ich das bräutliche Linnen mir an."

Anhub da Loki, Laufeya's Sohn:
„Schweige, Thorr, mit solchen Worten!
Bald werden die Riesen Asgard bewohnen,
Holst du den Hammer nicht wieder heim."

Das bräutliche Leinen legten dem Thorr sie an, u. s. f.

Da sprach Loki, Laufeya's Sohn:
„Nun muß ich mit dir als deine Magd;
Wir Beide wir reisen nach Riesenheim."

Bald wurden die Böcke vom Berge getrieben
Und vor den gewölbten Wagen geschirrt.
Felsen brachen, Funken stoben,
Da Odhin's Sohn reis'te gen Riesenheim.

Anhub da Thrym, der Thursenfürst:
„Auf steht, ihr Riesen, bestreut die Bänke
Und bringet Freia zur Braut mir daher.
Heimkehren mit goldnen Hörnern die Kühe,
Rabenschwarze Rinder, dem Riesen zur Lust.
Viel schau' ich der Schätze, des Schmuckes viel:
Fehlte nur Freia zur Frau mir noch."

Früh fanden Gäste zur Feier sich ein,
Man reichte reichlich den Riesen das Ael.
Einen Ochsen aß Thorr, acht Lachse dazu,
Alles süße Geschleck, den Frauen bestimmt,
Und drei Kufen Meth trank Sif's Gemahl (Thorr).

Anhub da Thrym, der Thursenfürst:
„Wer sah je Bräute gieriger schlingen?
Nie sah ich Bräute so gierig schlingen,
Nie mehr des Meths ein Mädchen trinken."

Da saß die schmucke Magd (Loki) zur Seite,
Bereit, dem Riesen Rede zu steh'n:
„Nichts genoß Freia acht Nächte lang,
So sehr nach Riesenheim sehnte sie sich."

Kußlüstern lüftete der Riese das Linnen,
Doch weit wie der Saal schreckt' er zurück:
„Wie furchtbar flammen der Freia Augen!
Mich dünkt, es brenne ihr Blick wie Glut."

Da saß die schmucke Magd zur Seite,
Bereit, dem Riesen Rede zu steh'n:
„Acht Nächte nicht genoß sie des Schlafes,
So sehr nach Riesenheim sehnte sie sich."

Eintrat die traurige Schwester Thrym's,
Die sich ein Brautgeschenk zu erbitten wagte:
„Reiche die rothen Ringe mir dar,
So dich verlangt nach meiner Liebe,
Nach meiner Liebe und lautren Gunst."

Der Kreis der göttlichen und halbgöttlichen Wesen der nordisch-germanischen Mythologie, Aesir, Vanir, Jötnar, vervollständigt sich durch die Alfar, die sich in Liosalfar (Lichtalfen) und in Döckalfar (Dunkelalfen) oder Swartalfar (Schwarzalfen) oder Dvergar (Zwerge [12])) theilen. Da von allen diesen elementarischen Geistern gilt, was oben über unsere deutschen Wichte und Elben gesagt wurde, so halten wir uns nicht lange bei ihnen auf. Sie waren auch im Norden der Lieblingsgegenstand der religiösen Volksphantasie. Unsere heidnischen Vorfahren glaubten, sagt ein Nordmann, daß die ganze Welt mit Geistern verschiedener Art angefüllt sei. Einige derselben waren den Menschen zugethan, daher sie Lichtalfen, gute Alfen genannt wurden; andere, die nach ihrem Aufenthalt in dichten Wäldern, in Höhlen, auf Bergen und Felsen, in der Luft oder im Wasser benannt waren, betrachtete man als böse Dämonen (Schwarzalfen, Trollen [13])).

14.

Wir nehmen den oben fallen gelassenen Faden unserer Betrachtung von der Welt und der Götter Geschicken wieder auf.

Da hob Thrym an, der Thursenfürst:
„Bringt mir den Hammer, die Braut zu weihen,
Legt den Miöllnir der Maid in den Schooß
Und gebt uns zusammen nach ehlicher Sitte."

Da lachte dem Hlorridi das Herz im Leibe,
Als der Hartgeherzte den Hammer erkannte.
Thrym traf er zuerst, den Thursenfürsten,
Und zerschmetterte ganz der Riesen Geschlecht.

Er schlug auch die alte Schwester des Joten,
Die sich das Brautgeschenk zu erbitten gewagt.
Ihr schollen Schläge an der Schillinge Statt
Und Hammerhiebe erhielt sie für Ringe.
So zu seinem Hammer kam Odhin's Sohn.

12) Dvergar, Dvergr, angelſ. Dveorg, althochd. Tuerk, mittelhochd. Twerk, niederhd. Zwerg. Darf das griechische θεουργός (übernatürliche Dinge verrichtend) dazu gehalten werden? In der Edda sind alle oder die meisten Dvergar kunstfertige Schmiede. Daher scheint sich ihr schwarzes, rußiges Aussehen am einfachsten zu erklären (Swartalfar). Ihre Schmiede liegt in Höhlen und Bergen: Swartalfaheimr wird also in eine gebirgige Gegend zu setzen sein. Grimm, D. M. 416.

13) Thorlacius im Skandinav. Museum f. 1803. II, 35.

Auch in der germanischen Religion findet sich die Vorstellung von urweltlich-paradiesischen Zuständen. Beide Edden wissen von einer solchen goldenen Zeit der Unschuld, nämlich der Götter, denn es ist eigenthümlich, daß in den spezifisch religiösen Theilen dieser Quellschriften von den Menschen überhaupt nur beiläufig die Rede ist. Die Asen unterliegen einer Art Sündenfall, wie ja auch im arisch-zoroastrischen Glaubenssystem ein Theil der Emanationen des göttlichen Urwesens, Ahriman und seine Dews, dem Bösen verfällt [1]). Sehr merkwürdig ist dabei, daß einestheils der asische Sündenfall in die Gier des Goldes, also des Besitzes, in den Besitz von Mein und Dein gesetzt wird, anderntheils in die Verbindung mit der Riesenwelt. Die ältere Edda hat die Grundidee dieser Vorstellung reiner bewahrt als die jüngere [2]). Diese paraphrasirt die bezügliche Stelle der ersteren so: Nachdem Asgard gebaut war, setzte Allvater Richter ein, die über das Schicksal der Leute entscheiden und die Einrichtungen der Burg bewahren sollten. Das war an dem Ort, der Idafeld heißt, mitten in der Burg. Ihr erstes Geschäft war, einen Hof zu bauen, worin ihre Stühle standen, zwölfe an der Zahl und überdies ein Hochsitz für Allvater. Es ist das beste und größte Gebäude der Welt, außen sowohl als innen von lauterem Gold. Diese Stätte nennt man Gladhsheim. Sie bauten noch einen anderen Saal, da war die Wohnung der Göttinnen. Dies Haus war auch sehr schön und die Menschen nennen es Wingolf. Darnach legten sie Schmiedöfen an und machten sich dazu Hammer, Zange und Amboß und hernach damit alles andere Werkgeräthe. Demnächst verarbeiteten sie Erz, Gestein und Holz und eine so große Menge des Erzes, das Gold genannt wird, daß sie alles Hausgeräthe von Gold hatten. Und diese Zeit hieß das Goldalter: es verschwand aber bei der Ankunft gewisser Frauen,

---

1) Vgl. Buch I, S. 170 fg.

2) Die Asen einten sich auf Idafeld,
Haus und Heiligthum hoch sich zu wölben.
Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln
Und kannten die Gier des Goldes noch nicht;
Bis drei der Thursentöchter kamen,
Reich an Macht, aus Riesenheim. (Völuspa, 7—8.)

Der verderbliche Zauber, welcher dem Gold anhaftet, nach eddischer Vorstellung, klingt auch hörbar nach in der Nibelungensage, in der deutschen Gestaltung derselben und mehr noch in der skandinavischen.

die aus Jötunheim kamen[3]). Da die Nornen bei den Riesen erzogen worden[4]), so hat man diese in den Riesenfrauen sehen wollen, welche zu den Asen kamen. Sie, die nordischen Parzen, hätten den Göttern ihre bevorstehenden Geschicke verkündigt. Allein besser deutet man die Ankunft der Thursenfrauen in Asgard auf eine geschlechtliche Verbindung der Asen mit Riesinnen. Und aber diese Verbindung war vom Uebel, denn sie widersprach dem Weltplan, welchem zufolge die Asen, als Vertreter des schaffenden und erhaltenden Prinzips, des Guten, mit den Riesen, den Vertretern des zerstörerischen Prinzips, des Bösen, in unausgesetzter Feindschaft leben sollten. Höchst wahrscheinlich erklärt sich dann aus dieser sündigen Verbindung nicht nur das Verfallen der Götter in die gemeine Goldgier, d. h. in Selbstsucht und in alle aus dieser resultirenden Laster, sondern auch das Auftreten Loki's im Kreise der Asen[5]). Mit der Einbuße der paradiesischen Unschuld der Götter machte sich das Böse in ihrer Mitte seßhaft. Allerdings entwickelte sich dasselbe nur langsam. In der älteren Edda ist Loki noch lange nicht zu der dämonischen, satanischen Gestalt verfestigt, als welche er in der jüngeren erscheint, d. h. der sittliche Gegensatz von gut und böse trat überall erst im Verlaufe der Zeit schärfer und schroffer hervor. Die jüngere Edda hat da, wo sie die Kämpfe Thor's mit Utgardloki, dem König der Riesenwelt, erzählt[6]), eine dunkle Erinnerung daran bewahrt, wie man sich ursprünglich die Zulassung Loki's zur Asenschaft zurechtgelegt haben mag. Loki ist, wie wir gesehen, elementarisch gefaßt, das Feuer im freundlichen und feindlichen Sinn. Der Mythus von Utgardloki nun und

3) Jüng. Edda, 14.

4) Vafthrudhnismal, 49.

5) Die jüngere Edda weiß nicht, wie sich das Verhältniß Loki's zu den Asen ursprünglich gestaltete; sie führt ihn schon rundweg als Asen auf. Auch die ältere Edda gibt nur dunkle Winke. In Oegisdrecka, da, wo sich Odhin und Loki ausschelten, sagt der Letztere:

Gedenkt dir, Odhin, wie wir in Urzeiten
Das Blut mischten Beide? (Blutbruderschaft tranken) du gelobtest, nimmer
Dich zu laben mit Trank, würd' er uns Beiden nicht gereicht. (9)

Weiterhin (25) sagt Frigg zu Odhin und Loki:

Eurer Geschicke solltet ihr nie
Erwähnen vor der Welt, was ihr Asen beide
In Urzeiten triebet: die frühsten Thaten bergt dem Volk!

6) Jüng. Edda, 46 fg.

der Umstand, daß Loki's dämonisches Wesen in Asgard nur allmälig sich entwickelte, scheinen mir anzudeuten, daß Loki die zerstörerische Seite seines Wesens Anfangs gleichsam in Riesenheim zurückgelassen hatte und daß diese Seite in der Figur des Utgardloki versinnlicht wurde[7]). Nachdem aber Loki sich unter den Asen einheimisch gemacht, er, der Urheber alles Verderblichen, er, der mit der Angurboda (Angstbotin) die drei gefährlichsten Feinde des Lebens, der Götter und Menschen gezeugt, die alles Lebende verschlingende Hel, den Fenriswolf, dem Allvater selber erliegen sollte, und die Midgardschlange Jörmungandr, d. i. das beim Weltuntergange zerstörend aus seinen Ufern tretende Weltmeer, da eilte das Weltdrama erst langsam, dann rasch und immer rascher einer furchtbaren Katastrophe zu.

Wir müssen uns enthalten, die Entwicklung dieses Drama's Schritt für Schritt zu verfolgen. Sie ist enthalten in den eddischen Mythen von den Kämpfen zwischen der Asenwelt und der Riesenwelt. Thorr tritt hier als Hauptkämpfer in den Vordergrund. Den Ausschlag gebenden Wendepunkt in dem Streit zwischen den positiven und den negativen Mächten bildet die Einbuße Baldur's auf Seite der Asen. Baldur wird in Folge einer Arglist Loki's von seinem blinden Bruder Hödur getödtet und mußte hinab zur blauen Hel[8]). Zwar rächten die Asen das Unheil an dem Anstifter desselben. Thorr fing den Bösen, der sich in einen Lachs verwandelt hatte, worauf ihn die Götter in einer Höhle auf ein Felslager fesselten. Da bleibt er bis zur Götterdämmerung. Es ist auch eine Giftschlange über ihm befestigt, die ihr Gift in sein Antlitz träufelt. Aber Sigyn, sein treues Weib, steht neben ihm und hält ein Becken zwischen die tropfende Natter und das Antlitz des Gefesselten — ein tiefschöner Zug. Und wenn die Schale voll ist, geht sie und gießt das Gift aus; derweil aber tropft ihm dasselbe ins Angesicht, wogegen er sich so heftig sträubt, daß die ganze Erde schüttert, und das ist's, was man ein Erdbeben nennt[9]). Aber diese Fes-

---

7) W. Müller, a. a. O. 211 meint, der Feuerriese Surtur oder Surtr, welcher beim Weltbrand eine Rolle spielt, sei identisch mit Loki, allein dem widerspricht, daß Loki in der Götterdämmerung umkommt, Surtur dagegen nicht. Simrock (D. M. 123) sieht mit Weinhold in Surtur das Sinnbild des schwarzen Rauchs, aus dem die Lohe schlägt. Daher ist er auch nach dem Weltbrand spurlos verschwunden, denn „wenn das Feuer ausgebrannt ist, verschwindet der Rauch von selbst."

8) Völuspa, 36—38. Jüng. Edda, 49.

9) Jüng. Edda, 50.

selung Loki's, des Inbegriffs der negativen, zerstörerischen Mächte, ist nur eine einstweilige. Das Verhängniß wird dadurch nicht abgewandt, um so weniger, als kein Mittel gefunden wird, Baldur aus dem Todtenreich wieder nach Asgard zurückzubringen. Die Bedeutung des Verlustes dieses Gottes für die Asenwelt wird klar, wenn man berücksichtigt, daß nach der elementaren Seite seines Wesens Baldur das allerfreuende Licht, die sommerliche Jahreszeit vorstellte, nach der ethischen das versöhnende Maaß, die Gerechtigkeit, welche die feindlichen Kräfte des Weltganzen mit dem milden Zwang des Friedens gebunden hält [10]). Mit Baldur ist also die Macht dahin, welche das Gleichgewicht der Welt erhielt. Das „leise Verderben", welches mit der durch den Sündenfall der Götter vermittelten Aufnahme Loki's in ihren Kreis begann und seither „rastlos unter ihnen umherschlich" [11]), wurde jetzt laut.

Es geht durch das ganze nordisch-germanische Glaubenssystem eine gramschwere Ahnung von der Endlichkeit dieser Weltordnung und der sie beherrschenden Götter. Diese selbst sind oft wie von dem Vorgefühl des Todes durchschauert. Es will in diesem Götterkreis kein rechtes Behagen aufkommen. Die aufmerksame Lectüre der Edden erregt in uns das Gefühl, als hätten wir hier nur eine grandiose Variation auf das Thema „Vergänglichkeit" vor uns, und manchmal glauben wir aus dieser Variation einen so wilden, verzweiflungsvollen und doch zugleich stoisch resignirten Klagelaut herauszuhören, wie ihn einer unserer bedeutendsten modernen Dichter über dasselbe Thema ausgestoßen hat [12]).

Die Untergangsahnung verwirklicht sich in der Ragnarök (Götterdämmerung, Götternacht, Verfinsterung der Welt und der Götter [13]). Die negativen, dunkeln, zerstörerischen, bösen Mächte brechen über die positiven, lichten, erhaltenden, guten mit unwiderstehlicher Gewalt herein. Die Asen, „die Haften und Bande" der Welt, werden von den Muspelheimern und

---

10) Vgl. Weinhold's Deutung des Baldurmythus in Haupt's Zeitschr. VII, 50.

11) Worte Uhland's im Mythus von Thorr.

12) Lenau, an einer Stelle seines gedankenvollen Gedichts „Die Zweifler": —

Vergänglichkeit, wie rauschen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut! u. s. f.

13) Vgl. Grimm, D. M. 774.

Riesenheimern und Niflheimern besiegt und so geht denn die Welt selber aus Rand und Band. Schreckliche Vorzeichen künden das Ungeheure an und beschleunigen es zugleich: drei grimme Winter, von keinem Sommer unterbrochen, Krieg und Mord, Aufruhr und Entsetzen in der physischen und moralischen Welt[14]). Mit der Zerstörung der leuchtenden Himmelskörper hebt das Weltende selber an. Da wird sich ereignen, sagt die jüngere Edda, daß die Sterne vom Himmel fallen, daß so die Erde bebt, daß die Bäume entwurzelt und die Berge zusammenstürzen werden. Da wird, fährt sie fort, der Fenriswolf los und das Meer überflutet das Land, weil die Midgardschlange wieder Jotenmuth annimmt und das Land sucht. Da wird Naglfar flott, das Schiff, das aus Nägeln der Todten gemacht ist[15]). Hrymr heißt der Riese, der Naglfar steuert. Der Fenriswolf fährt mit klaffendem Rachen umher, daß sein Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt. Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Die Midgardschlange speit Gift aus, daß Meer und Luft entzündet werden; entsetzlich ist ihr Anblick, indem sie dem Wolf zur Seite kämpft. Vor diesem Lärm birst der Himmel: da kommen Muspel's Söhne hervorgeritten. Surtur fährt an ihrer Spitze, vor ihm und hinter ihm glühendes Feuer. Sein Schwert ist wunderbar scharf und glänzt heller als die Sonne. Indem sie über die Brücke Bifröst reiten, zerbricht sie. Da ziehen Muspel's Söhne nach der Ebene, die Wigrid heißt; dorthin kommt auch der Fenriswolf und die Midgardschlange und auch Loki wird dort sein und Hrymr und mit ihm alle Hrimthursen. Mit Loki ist Hel's ganzes Gefolge. Und wenn diese Dinge sich begeben, erhebt sich Heimdall und stößt mit aller Kraft ins Giallarhorn und weckt alle Götter, die dann Rath halten. Die Eiche Yggdrasil bebt und Alles erschrickt im Himmel und auf Erden. Die Asen wappnen sich zum Kampf

---

14) Völuspa, in ihrer unvergleichlichen Knappheit, sagt (46) darüber:
Brüder befehden sich, fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen.
Unerhörtes ereignet sich, großes Unrecht.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen.
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt.
Der Eine schont des Andern nicht mehr.

15) Dadurch soll die ungeheure Ferne und das langsame Zustandekommen des Weltendes ausgedrückt sein. Bis ein solches Schiff aus schmalen Nägelschnitzen der Leichen zusammengesetzt wird, verstreicht lange, lange Zeit. Grimm, D. M. 775.

und alle Einherier eilen zur Walstatt. Zuvorderst reitet Odhin mit dem Goldhelm und dem Spieß Gungnir. So eilt er dem Fenriswolf entgegen und Thorr schreitet an seiner Seite, mag ihm aber wenig helfen, denn er hat vollauf zu thun, mit der Midgardschlange zu kämpfen. Freir streitet mit Surtur und kämpfen sie ein hartes Treffen, bis Freir erliegt. Dem Thorr gelingt es, die Midgardschlange zu tödten, aber kaum ist er neun Schritte davongegangen, so fällt er todt zur Erde von dem Gift, das der Wurm auf ihn speit. Der Wolf verschlingt Odhin und wird das sein Tod. Alsbald kehrt sich Widar gegen den Wolf und setzt ihm den Fuß in den Unterkiefer und greift ihm mit der Hand nach dem Oberkiefer und reißt ihm den Rachen entzwei und wird das des Wolfes Tod. Loki kämpft mit Heimdall und erschlägt Einer den Andern. Darauf schleudert Surtur Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt [16]).

---

16) Jüng. Edda, 51. (S. E. 284 fg.) Die Völuspa (57) gibt das Ende der Katastrophe kurz so an:

Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heiteren Sterne.
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

Ein ganz deutlicher Nachklang der heidnisch-germanischen Vorstellungen vom Weltuntergang tönt aus dem althochdeutschen, im 9. Jahrhundert aufgezeichneten Gedicht „Muspilli". Die Stelle der Asen vertritt hier Elias, die Stelle Loki's und seines Anhangs vertreten der Antichrist und der „Altfeind", d. i. Satanas. Elias wird verwundet und nun (V. 21): —

Inprinnant die perga, paum ni kistentit
Einic in erdu, aha artruknênt,
Muor varsuilhit sih, suilizot lougiu der himil,
Mano vallit, prinnit mittilagart,
Stein ni kistentit einihc in erdu.
Verit denne stuatago in lant,
Verit mit diu viuru viriho unisôn.
Dar ni mac denne mâk andremo helfan vora demo Muspille.

(Die Berge entbrennen, kein Baum bleibt stehen auf der Erde, die Wasser trocknen aus, das Meer verdampft, in Lohen vergeht der Himmel, der Mond fällt hernieder, Midgard (die Erde) flammt auf, kein Fels steht fest. Der Tag der Vergeltung fährt über die Lande, fährt über die Völker mit Feuer. Da mag kein Mage (Verwandter) dem andern helfen vor dem Muspille.)

15.

Aber der Mensch ist nicht gemacht, die totale Vernichtung von Welt und Leben als den Ausgangspunkt seiner religiösen Anschauung zu setzen. Nur eine Religion, der Buddhismus, hat die Negation des Lebens consequent bis zur Setzung des absoluten Nichts, als des Höchsten und Letzten, verfolgt. Unsere germanischen Altvorderen waren, wie wir gesehen, durch den Glauben an das Dogma von der Götterdämmerung und der Weltvernichtung auf demselben Wege, aber sie hielten inne, bevor ihr religiöser Gedanke in den Abgrund des Nirvana[1]) hinabstürzte. Der wesentlich idealistische und tiefsittliche Geist der germanischen Religion erkannte zwar die Nothwendigkeit, daß dem Dogma von der Schuld der Götter schlechterdings ein Dogma der Sühne entsprechen müsse: daher die energische Lehre von der Ragnarök[2]). Aber wie in jedes Menschen Brust, in der Brust des starken sogar in erhöhtem Maaße, hinter der muthigen Hinnahme des Todes, die leise Hoffnung dämmert, es könne und dürfe damit nicht Alles vorüber sein, so steigt auch hinter den Schrecken der germanischen Götterdämmerung, deren Kommen, wie wir bemerkten, außerdem in unendliche Ferne gerückt wurde, schon die Hoffnung auf Wiedererneuerung von Welt und Leben tröstlich herauf. Man hat freilich die Ansicht aufgestellt und verfochten, in der Wiederbringungslehre der Edda regten sich christliche Einflüsse und sei daher die Völuspa erst entstanden, nachdem das Christenthum bereits im Norden eingedrungen[3]); allein überzeugende Beweise wurden hiefür bis jetzt nicht beigebracht, wohl aber sehr gewichtige Gegenbeweise[4]), so daß bis auf Weiteres die eddischen Vorstellungen von der Vernichtung und Wiedererneuerung der Welt als ursprüngliche festzuhalten sind. Und daß nicht allein in Skandinavien, sondern auch in Deutschland die Lehre von der Ragnarök heimisch gewesen, bezeugt das oben ange-

---

1) Vgl. Buch II, S. 229 fg.

2) Daß die Weltkatastrophe der Edda auf die Schuld der Götter sich gründe, scheint mir unzweifelhaft. Allerdings werden in der oben mitgetheilten 46. Strophe der Völuspa auch die Frevel der Menschen berührt, allein sie erscheinen offenbar mehr nur als Vorzeichen, denn als Ursachen des Unheils.

3) So Weinhold, in Haupt's Zeitschr. VI, 315 fg.

4) Durch Dietrich ebendas. VII, 310 fg. Vgl. auch Grimm über Muspilli, D. M. 767 fg.

zogene altdeutsche Gedicht Muspilli, welches Wort schon an Uralt-Heidnisches erinnert.

Wir finden auch in der eddischen Lehre von den letzten Dingen eine helle Spur ursprünglichen Zusammenhangs derselben mit arisch-iranischen Vorstellungen. Wie der Weltbrand der Ormuzdreligion[5]), ist auch der der germanischen nicht eine Vernichtung, sondern nur eine Läuterung, im physischen und ethischen Sinn. Die Welt, die Götter, die Menschen sind durch die Feuersgluten gereinigt und entsündigt und dieser große Sühnungsact ermöglicht eine neue Schöpfung. Von ihr berichtet die jüngere Edda so: Die Erde taucht (wieder) aus der See auf, grün und schön, und Korn wächst darauf ungesäet. Widar und Wali leben noch, weder die See noch Surtur's Lohe hat ihnen geschadet. Sie wohnen auf dem Idafeld, wo zuvor Asgard war. Auch Thorr's Söhne, Modi und Magni, stellen sich ein und bringen den Miöllnir mit. Darnach kommen Baldur und Hödur aus dem Reiche Hel's: da sitzen sie alle beisammen und besprechen sich und gedenken ihrer Heimlichkeiten. Da finden sie im Grase die Goldtafeln, welche die Asen (in der Urzeit) besessen haben. Und das wird dich wunderbar dünken, daß die Sonne eine Tochter geboren hat, nicht minder schön als sie selber: die wird nun die Bahn der Mutter wandeln. An einem Ort, Hoddmimirs-Holz genannt (die Weltesche), verbargen sich während Surtur's Lohe zwei Menschen, Lif (Leben) und Lifthrasir (Lebenskraft) geheißen, und nährten sich vom Morgenthau. Von diesen stammt ein so großes Geschlecht, daß es die ganze Welt bewohnen wird[6]). Von Odhin ist hier nicht die Rede, aber die Völuspa erwähnt in ihrem Bericht von der neuen Weltschöpfung (Str. 59) des Fimbultyr, unter welchem Namen Simrock[7]) mit Grund den obersten Gott verborgen glaubt. Er weist hier auch auf den „unausgesprochenen" Gott, welcher im Hyndlalied der älteren Edda angekündigt wird. Ist die bezügliche Stelle[8]) echt — und die Unechtheit ist nirgends

---

5) Vgl. Buch II, S. 181 fg.

6) Jüng. Edda, 53. Sie folgt hier fast wörtlich der Völuspa (58—61) und dem Lied von Wafthrudhnir (45, 46, 47, 51).

7) D. M. 169 fg.

8) Einst kommt ein And'rer (als Thorr), mächtiger als er;
Doch ihn zu nennen wag' ich nicht.
Wenige werden weiter blicken
Als bis Odhin den Wolf (Fenris) angreift. (S. E. 109.)

erwiesen — so darf allerdings behauptet werden, daß die religiöse Speculation der Germanen zuletzt zur Erfassung der monotheistischen Idee gelangt sei. Hiebei wäre denn auch noch eine sehr gewichtige Stelle der jüngeren Edda zu berücksichtigen, wo es vom Allvater (Odhin) heißt: Er lebt durch alle Zeitalter und beherrscht sein ganzes Reich und waltet aller Dinge, großer und kleiner. Er schuf Himmel und Erde und die Luft und Alles, was darin ist. Und das ist das Wichtigste, daß er den Menschen schuf und gab ihm den Geist, der leben soll und nie vergehen, wenn auch der Leib in der Erde fault oder zu Asche verbrannt wird. Auch sollen alle Menschen leben, die wohlgesittet sind, und mit ihm sein an dem Orte, der Gimil (Himmel) heißt. Aber böse Menschen fahren zum Hel und darnach zum Niflhel; das ist unten in der neunten Welt [9]).

Hier haben wir erstens die helle Dämmerung des monotheistischen Bewußtseins, zweitens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, drittens das Dogma von der Vergeltung im Jenseits. Die Stelle steht freilich in der jüngeren Edda nicht da, wo diese sich über die letzten Dinge ausläßt, allein dem Inhalt nach gehört sie unzweifelhaft dahin. Sie deutet entschieden auf eine vorgeschrittenere religiöse Anschauung. Die Vorstellung von dem zukünftigen Leben ist hier eine sittliche; die ältere, daß nur die in der Schlacht Gefallenen einer Art Seligkeit theilhaft würden, ist überwunden. Beide Edden haben die Anschauung von einem Lohn- und Strafort nach dem Tode, von Himmel und Hölle, Gimil und Nastrand (Leichenstrand). Im Gimil ist ein großer Saal, ganz aus rothem Gold gebaut. Den sollen nur gute und rechtschaffene Menschen bewohnen [10]). In Nastrand ist ein großer, aber übler Saal, dessen Thüren nach Norden sehen. Er ist mit Schlangenrücken gedeckt und die Häupter der Schlangen sind alle in das

---

9) Jüng. Edda, 3.

10) Ebendas. 52. Völuspa (63—64) singt: —

Einen Saal seh' ich, heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimil's Höh'n.
Da werden werthe Fürsten wohnen
Und ohne Ende der Ehre genießen.
Da reitet der Mächtige (Odhin) zum Rath der Götter,
Der Starke von oben, der Alles steuert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an. (S. E. 11.)

Haus hineingekehrt und speien Gift, daß Ströme davon durch den Saal rinnen, durch welche Eidbrüchige und Meuchelmörder waten[11]). Die Völuspa verstärkt noch die Qualen dieses Peinstroms, welcher die eigenthümlich germanische Vorstellung einer Wasserhölle gibt, die der christlichen von einer Feuerhölle weichen mußte, sobald sich das Christenthum der germanischen Völker bemächtigt hatte[12]). Es liegt demnach auch in diesem Unterschiede ein Beweis für die Ursprünglichkeit der eddischen Lehre von den letzten Dingen.

16.

Tacitus, in der Germania[1]), sagt über den Gottesdienst der Germanen Folgendes: — Sie halten es der Hoheit der Himmlischen unangemessen, dieselben in Wände einzuschließen oder sie irgendwie in menschlicher Gestalt abzubilden. Haine und Gehölze weihen sie ihnen und rufen unter den Namen von Göttern jenes geheimnißvolle Wesen (secretum illud) an, welches nur ihr ehrfurchtsvolles Gemüth erkennt (quod sola reverentia vi-

---

11) Jüng. Edda, 52. Völuspa (42, 44, 45) singt: —

Einen Saal sah ich, der Sonne fern,
In Naſtrand; die Thüren sind nordwärts gekehrt.
Gifttropfen träufeln durch das Getäfel;
Aus Schlangenrücken ist der Saal gewunden.
Ein Strom wälzt ostwärts durch Eiterthäler
Schlamm und Schwerter . . . .
Im starrenden Strome steh'n und waten
Meuchelmörder und Meineidige
(Und die Andrer Liebsten in's Ohr geraunt).

12) Das bezeugt die altsächsische Evangelienharmonie „Heliand" aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Hier heißt es (Kannegießer's Neudeutschg. S. 78) bei Beschreibung des Weltgerichts: —

Gottes Engel dann gehen, heilige Himmelswarte,
Die Helden, die lautern, zu sondern und zu sammeln,
Zum seligen, ewigen Himmelslicht sie zu leiten;
Doch in die Hölle die Andern zu werfen, die verworfnen,
In das wallende Feuer. Da sollen sie gebunden
Die bittre Pein der Loh' erleiden.

1) Cap. 9—10.

dent[2])). Wahrzeichen und Loose haben für sie eine so große Wichtigkeit, wie nur für irgend ein Volk. Die Art der Loosbefragung ist einfach. Eines Fruchtbaums abgehauener Zweig wird in Stäbe zerschnitten und, mit gewissen Zeichen versehen, auf's Gerathewohl auf ein weißes Tuch hingeworfen. Dann verrichtet bei staatlichen Orakeleinholungen der Priester, bei privatlichen der Hausvater ein Gebet zu den Göttern, hebt drei Stäbe nach einander auf und deutet die zuvor eingeschnittenen Zeichen[3]). Sind sie ungünstig, so kommt an demselben Tage dieselbe Sache nicht weiter in Berathung; sind sie günstig, so ist noch die Bestätigung durch Wahrzeichen erforderlich. Man kennt in Germanien die Deutung von der Vögel Flug und Geschrei ebenfalls. Eigen aber ist diesem Volk, von Pferden Orakel und Mahnungen zu empfangen. In den heiligen Hainen werden auf Staatskosten weiße, von keiner Arbeit berührte Pferde unterhalten. Diese, vor den heiligen Wagen gespannt, begleitet der Priester oder der Häuptling des Gebietes, um ihr Wiehern und Schnauben zu beobachten. Kein Wahrzeichen steht in höherem Ansehen. Es gibt noch eine andere Art, Vorbedeutungen einzuholen, wodurch sie den Ausgang schwerer Kriege erforschen. Aus dem Volk, mit welchem Krieg ist, suchen sie einen Gefangenen aufzuheben und lassen ihn mit einem Auserlesenen der Ihrigen, jeden in seiner Landesrüstung, kämpfen. Der Sieg des einen oder anderen wird für Vorentscheidung genommen. — Diese Angaben ergänzt der römische Geschichtschreiber durch andern Orts gelegentlich gegebene Winke. In seinen Annalen[4]) erwähnt er des sehr berühmten Heiligthums (celeberrimum templum) der Tanfana und wieder in der Germania[5]) beschreibt er Heiligthum (templum) und Cult der Nerthus, der großen Erdgöttin. Auf einer Insel des Ozeans (Helgoland? Seeland?), sagt er, ist ein heiliger Hain und darin ein ge-

2) Falls der aufgeklärte Römer nicht sein eigenes Gottesbewußtsein unwillkürlich auf die Germanen übertragen hat, so liegt hier ein sehr bedeutsamer Beweis für den Glauben unserer Altvorderen an den „unausgesprochenen“ Gott vor.

3) Von diesem religiösen Brauch schreibt sich unser Wort Buchstaben her. Unter die Fruchtbäume wurde nämlich von unseren Ahnen auch die Buche gerechnet. Aus ihren Zweigen geschnittene Stäbe dienten zur Loosbefragung, und da aus den auf diese Stäbe eingeritzten geheimen Zeichen (Runen) sich die Schriftzeichen entwickelten, so erhielten diese passend den Namen Buchstaben.

4) I, 51.

5) Cap. 40.

weihter, mit einem Teppich bedeckter Wagen, den nur der Priester berühren darf. Er ahnet die Gegenwart der Göttin im Heiligthum und folgt ihrem mit Kühen bespannten Wagen in Ehrfurcht nach. Fröhliche Tage alsdann, Feste an allen Orten, welche die Göttin ihres Besuchs würdigt. Kein Krieg wird geführt, keine Waffe ergriffen, jedes Schwert ist in der Scheide. Da athmet Alles Frieden und Ruhe, bis derselbe Priester die Göttin, des Umgangs der Sterblichen satt, dem Tempel wiedergibt. Hierauf wird Wagen und Teppich und, wenn man es glaublich findet, die Gottheit selbst in einem verborgenen See gewaschen. Derselbe See verschlingt auch alsbald die Sklaven, welche diese Arbeit verrichten. Daher der fromme Schauder und die heilige Einfalt, was das sein möge, das nur dem Tod Geweihete schauen dürfen.

Wir ersehen aus diesen taciteischen Berichten, daß die heiligen Stätten der Germanen vornehmlich Haine waren. In dem geheimnißvollen Rauschen ihrer Wipfel spürten sie, wie die Kelten und Slaven, den Hauch der Gottheit. Doch spricht auch Tacitus, wie wir gesehen, ausdrücklich von Tempeln, und daß solche später namentlich in Skandinavien erbaut wurden, unterliegt keinem Zweifel. Sie waren aber nur von Holz und gewiß von sehr einfacher Construction. Wenn Adam von Bremen[6]) von dem Haupttempel der Schweden zu Upsala sagt, derselbe sei ganz von Gold gemacht gewesen (totum ex auro paratum est), so ist das eine handgreifliche Uebertreibung. Seiner Angabe zufolge befanden sich darin die Bilder der drei Götter Odhin, Thorr und Fricco, d. i. Freir, was um so mehr angenommen werden muß, als das Bild dieses Gottes mit einem mächtigen Phallus (ingenti priapo) ausgestattet war. Götterbilder gab es in Skandinavien zuverlässig. Für Deutschland jedoch mag die Aeußerung des Tacitus, daß die Germanen bildliche Darstellungen der Götter verschmäht hätten, Geltung behalten, insofern unter solchen Darstellungen wirkliche Bilder verstanden werden. Sinnbildliche Darstellungen der Götter aber hatten auch die Deutschen, natürliche und gemachte. In den heiligen Hainen und auf den heiligen Bergen, denn auch Bergspitzen galten für Lieblingssitze der Gottheit, wie anmuthige Quellen und rauschende Wasserfälle, — befanden sich solche Symbole. Man denke nur an die hochheilige Eiche bei Geismar

---

6) De situ Daniae, cap. 91 seq.

in Hessen, welche der Bekehrer Bonifacius fällte [7]), und an die Irminsäule (Irminsûl) der Sachsen bei Heresburg in Westphalen, welche Karl der Große als eine Hauptstätte des deutschen Heidenthums zerstörte [8]).

Priester gab es bei den Germanen, wie es deren überall geben muß, sobald der Gottesdienst zu einiger Ausbildung gelangt. Ihre Stellung war eine einflußreiche, weil sie besonders auch im Gerichtswesen, das bei den Germanen eng mit dem Gottesdienst verknüpft war, eine vortretende Rolle spielten. Aber es gab keine Priesterkaste, was schon aus dem Umstand erhellt, daß auch Hausväter und Häuptlinge gottesdienstlichen Bräuchen vorstanden. Die Betrauung der Frauen mit der Priesterwürde bezeugt die hohe Achtung der Germanen vor dem Weib. Sie sehen im Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes, sagt Tacitus; sie achten der Frauen Rath und horchen ihrem Ausspruch [9]). Er macht dann die Aurinia und Veleda, von welcher er auch andern Ortes spricht [10]), als von ihrem Volke hochverehrte Prophetinnen namhaft. Ohne Zweifel haben wir in diesen Frauen Priesterinnen zu erblicken und mag diesen, den „Vorahnenden", insbesondere die Spendung der Orakel zugewiesen gewesen sein. Vielleicht lag dem priesterlichen Ansehen der Frauen die Lehre von den Nornen zu Grunde. Was diese den Göttern, waren die Prophetinnen (nord. Völur, Walen) den Menschen. Allein die Verehrung solcher weisen Frauen, welche neben der Weissagung auch die Heilkunst betrieben, schlug im Verlaufe der Zeit in Haß und grausame Verfolgung um. Die wohlthätigen Walen wurden in der Volksphantasie, — ach, und auch in der Phantasie der Theologen und Juristen — zu bösartigen Zauberinnen, zu Hexen [11]).

Neben der Orakeleinholung, wie sie uns Tacitus oben hinlänglich beschrieben, waren auch bei den Germanen Gebet und Opfer die Hauptculthandlungen. Weil man sich die Götter von Norden nach Süden schauend

---

7) Pertz, Monumenta II, 343.

8) Vgl. darüber Grimm, D. M. 104 fg.

9) Germania, cap. 8.

10) Diese Jungfrau, vom Stamme der Brukteren, herrschte (zur Zeit des Civilis) weit umher, nach alter Sitte bei den Germanen, die meisten Weiber für Schicksalskünderinnen und, bei wachsendem Aberglauben für Göttinnen zu halten. Histor. IV, 61. Eine spätere Prophetin, Ganna, führt Dio Cassius (67, 5) an.

11) Ueber das Hexenwesen werde ich beim Christenthum einläßlich handeln und dasselbe im Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Zauberglauben erörtern.

dachte, kehrte der betende und opfernde Germane das Antlitz dem Norden zu, um dem Blick der Gottheit zu begegnen. Daher wurden dann die dem Heidenthum Abschwörenden angehalten, mit einer zornigen Geberde gen Norden sich zu wenden, wo nach christlicher Ansicht nicht Gott, sondern der Teufel seinen Sitz hatte. Das Wort Opfer ist ungermanischen Ursprungs: es kommt vom lateinischen offerre (darbringen). Der germanische Ausdruck für opfern war blôtan[12]) und der Opferpriester hieß im Norden Blotmadr[13]). Diese Worte geben schon den Begriff des blutigen Opfers, welches in verschiedenem Sinne, hauptsächlich jedoch in dem des Dankes oder der Sühne gebracht wurde. Von Thieren wurden geopfert Rinder, Eber, Ferkel, Widder, Böcke und Pferde, lauter Thiere also, deren Fleisch von den Menschen gegessen werden konnte, denn es wäre eine Verhöhnung der Götter gewesen, ihnen schlechteres Fleisch darzubieten. Mit dem Opfer war gewöhnlich ein Opferschmaus verbunden. Bei feierlichen Opfern wurde der Brauch beobachtet, den Göttern zuzutrinken, ihnen „Minne zu trinken", wie der Ausdruck lautete, und diese Sitte war so festgewurzelt, daß die zum Christenthum bekehrten Germanen statt, wie früher, etwa dem Thorr und der Freia nun Christus und Maria Minne tranken. Das vornehmste Thieropfer war das Pferdeopfer. Die Schädel der geopferten Pferde wurden den Göttern zu Ehren an den Bäumen der heiligen Haine befestigt. Angehend den Hergang beim Opfern wissen wir wenigstens aus Skandinavien, daß das Thier auf dem Opferstein getödtet ward und mit dem aufgefangenen Blut die Opfernden besprengt und die Tempelpfosten bestrichen wurden. Aber auf den Opfersteinen der germanischen Haine und Tempel rauchte auch Menschenblut. Es hilft da kein Vertuschen und Verschweigen, die Zeugnisse reden zu laut. Auch bei unseren Altvorderen galt für das Höchste, was der Mensch der Gottheit zur Sühne bieten könne, das Menschenleben: Schon die Worte des Tacitus, wo er von dem heiligen See der Nerthus spricht, deuten ganz unverblümt auf ein Menschenopfer: die Sklaven, welche der See verschlang, wurden der Göttin geopfert. Derselbe Geschichtsschreiber bezeugt auch anderwärts ausdrücklich das germanische Menschenopfer. Er erzählt von den Semnonen, die er den edelsten Stamm der Sueven nennt:

12) Gleichbedeutend mit dem griechischen θύειν und dem lateinischen immolare.

13) Grimm, D. M. 33, zieht aus der livländischen Reimchronik auch die Benennung Blutkerl (bluotekirl) für Opferpriester an.

Zu festgesetzter Zeit kommen, durch Gesandte vertreten, alle Völker von gleichem Blut zusammen in einem Wald, heilig durch Weihung der Väter und Ehrfurcht heischendes Alter, und beginnen mit einem für das Gemeinwohl (publice) gebrachten Menschenopfer des barbarischen Gottesdienstes grauenvolle Feierlichkeit [14]). In den Annalen, wo er die Bestattung der Gebeine der im Teutoburger Wald erschlagenen römischen Legionen durch ihre Waffenbrüder schildert, erwähnt er „barbarischer Altäre" in den nahgelegenen Hainen, wo die Germanen die kriegsgefangenen römischen Stabsoffiziere geopfert hatten [15]). An einer andern Stelle der Annalen berichtet er, daß die im Kriege gegen die Katten siegreichen Hermunduren ihren Göttern mit den erbeuteten Pferden auch die kriegsgefangenen Männer zum Opfer schlachteten [16]). Durch andere, ebenso unverwerfliche Zeugnisse ist der Menschenopferbrauch festgestellt bei den Gothen, Skandinaven, Herulern, Sachsen, Franken, Friesen und Thüringern [17]). Die skandinavischen Germanen hielten am Menschenopfercult länger fest als die deutschen. Snorri in der Ynglingasage erzählt: Domaldi nahm das Erbe nach seinem Vater Wisbur und beherrschte die Lande. In seinen Tagen ward in Schweden großer Hunger und Elend. Da thaten die Schweden große Opfer zu Uppsalir (Upsala). Den ersten Herbst opferten sie Ochsen und verbesserten dadurch den Gang der Fruchtbarkeit auch nicht. Aber den andern Herbst hatten sie Menschenopfer (manblôt); doch der Gang der Fruchtbarkeit war derselbe oder schlimmer. Aber den dritten Herbst kamen die Schweden vielmännig nach Uppsalir, da, als die Opfer sein sollten. Da hatten die Häuptlinge ihre Rathschläge gemacht und kamen überein, daß die unfruchtbare Zeit würde stehen vor ihrem König Domaldi, und dabei, daß sie sollten ihn opfern um fruchtbare Zeit für sich und einen Anfall auf ihn thun und ihn tödten und die Gestelle (die Altäre der Götter) röthen mit seinem Blute; und so thaten sie [18]). Auch ihren König Olaf Tretelgia gaben, der nämlichen Quelle zufolge, die Schweden dem Odhin und opferten ihn um

14) Germania, cap. 39.

15) Annal. I, 61.

16) Annal. XIII, 57.

17) Jornandes, cap. 5. Isidor. chron. Goth. aer. 446. Procop. de bello Goth. II, 14, 25. Sidon. Apollinar. VIII, 6. Lex Frision. additio sap. tit. 42. Bonifacii epist. 25.

18) Wachter's Heimskringla 1, 48.

Fruchtfülle für sich[19]). Das Königthum von heute würde zu solcher königlichen Prärogative sonderbar sehen. — Die germanischen Todtenopfer forderten in ältester Zeit ebenfalls Menschenleben. Zwar in Deutschland scheint der religiöse Brauch, daß den Vornehmen ihre Diener mit ins Grab gegeben wurden und daß ihre Wittwen, wie die indischen, mit ihnen den Holzstoß bestiegen, frühzeitig erloschen zu sein. Wenigstens weiß Tacitus, wo er die germanischen Begräbnißceremonien beschreibt[20]), nur von geopferten Streitrossen zu berichten. Aber daß in ältester Zeit die religiöse Sitte von den germanischen Frauen heischte, daß sie dem Gatten in den Tod nachfolgen sollten, ist unzweifelhaft. Es gereichte das den Frauen zu hohem Ruhm, die Unterlassung zur Schmach. Religiöse Vorstellungen lagen zu Grunde, nicht allein der Trieb der Treue. Man glaubte, daß dem Verstorbenen, welchem seine Frau in den Tod nachfolgte, die schweren Thore der Unterwelt nicht auf die Fersen schlügen. Die nordischen Quellen weisen mehrere Beispiele von solchen Todtenopfern höchster Potenz auf. Gunnhild folgt ihrem Gemahl Asmund in den Tod und Saxo, welcher die Sage erzählt, fügt ausdrücklich hinzu, daß das Volk der treuen Frau ihre Opferung zu hohem Verdienst angerechnet habe. Nanna wird im Mythus mit ihrem Gatten Baldur verbrannt. Brunhild tödtet sich selbst, um dem ihr verlobt gewesenen Sigurd ins Grab nachzugehen, und ordnet, nachdem sie dem Geliebten außerdem acht Knechte und fünf Mägde zum Todtenopfer gebracht, sterbend die gemeinsame Leichenfeier an[21]).

19) Ebendas. I, 116. Im 29. Kap. der Ynglingasage (Heimskringla I, 73 fg.) wird erzählt, daß König On von Schweden, um langes Leben von Odhin zu erhalten, demselben nacheinander neun seiner Söhne opferte und auch noch den zehnten und letzten opfern wollte, aber die Schweden wehrten ihm das.

20) Germania, cap. 27.

21) Im 3. Lied der älteren Edda von Sigurd dem Fafnirstödter (S. E: 181 fg.). Die Szene gibt eine erwünschte Vorstellung von dem düsteren Gepränge heidnisch-germanischer Bestattungen: —

Der goldgepanzerten (Brunhild) war nicht gut zu Muth,
Da sie sich durchstach mit dem scharfen Stahl.
Auf's Polster sank sie mit Einer Seite;
Die Dolchdrungne dachte auf Rath:

Noch ein Wort von den Festen der germanischen Religion zu sagen, so haben wir auf zwei größte bereits gelegentlich verwiesen, auf die Feier der Wintersonnenwende und der Sommersonnenwende. Erstere war das in allen germanischen Landen mit außerordentlichem Jubel begangene Julfest. Da ward die Wiedergeburt der Sonne, welche die Erde aus dem Bann der Winterriesen befreien sollte, frohlockend begrüßt. Ueberhaupt war der Festkreis eng an den alljährlichen Kreislauf des Naturlebens geknüpft, wie es ja auch die Göttermythen ursprünglich waren. Weihnacht, Ostern, Johannis, Martini waren Festzeiten im germanischen Heidenthum. Die katholische Kirche mußte diese Feste fortbestehen lassen, sorgte aber dafür, denselben einen christlichen Sinn unterzuschieben. So trat im Julfest an die Stelle der Wiedergeburt des Sonnengottes die Geburt Christi als Gegenstand der Feier. Mit den Opfern und Gebeten war bei den germanischen Festen das Anzünden von mächtigen Feuern auf Bergspitzen und

---

„Bitten will ich dich eine Bitte;
Ich laß es im Leben die letzte sein:
Eine breite Burg erbau' auf dem Felde,
Daß uns Allen darunter Raum sei,
Die sammt Sigurden zu sterben kamen.

Die Burg umziehe mit Zelten und Schilden,
Erles'nem Geleit und Leichengewand,
Und brennt mir zur Seiten den Hunengebieter (Sigurd).

Dem Hunengebieter brennt zur Seite
Meine Knechte, mit kostbaren Ketten geschmückt.
Bei uns blinke das beißende Schwert,
Das ringgezierte, so zwischen gelegt
Wie da wir Beide ein Bette bestiegen
Und man uns nannte mit ehlichem Namen.

So fällt dem Fürsten nicht auf die Ferse
Die Pforte des Saals die ringgeschmückte,
Wenn auf dem Fuß ihm folgt mein Leichengefolge;
Aermlich wird unsre Fahrt nicht sein.

Ihm folgen mit mir der Mägde fünf,
Dazu acht Knechte edlen Geschlechts,
Meine Milchbrüder, mit mir erwachsen,
Die seinem Kinde Budli geschenkt."

an sonstigen heiligen Stätten verbunden. Das waren Symbole der in der Sonne und im Feuer waltenden Gottheit; auch sollte ihr Gelober von Menschen, Vieh und Feld den Zauber der bösen Mächte verscheuchen. Um die heiligen Feuer und durch die heiligen Haine bewegten sich die Festprozessionen, bei welchen vermittelst Mummereien die Fahrten und Abenteuer der Götter nachgebildet wurden, und Gesang, Tanz und Schmaus beschlossen die Feiertage.

17.

Im Havamal, einem sehr merkwürdigen, mit mythischen Bezügen auf Odhin durchflochtenen Spruchgedicht der älteren Edda [1]), rollt sich vor uns die Sittenlehre der germanischen Religion auf, nicht systematisch geordnet, aber doch so ziemlich den ganzen Kreis des Lebens unserer Altvorderen umschreibend. Es ist viel Verstand, auch Gemüthstiefe und Hochsinn in diesem Coder praktischer Lebensregeln. Der sittliche Einfluß des Glaubens unserer Ahnen zeigt sich hier fast durchgehends von einer vortheilhaften Seite. Die Moral, welche von ihm ausstralte, war einem Kernvolk angemessen. Mit nachdrücklichen Worten wird Mannhaftigkeit, Streitfreudigkeit und Todesverachtung eingeschärft [2]), Eigenschaften übrigens, die schon vorausgesetzt werden durften bei Männern, denen nackter Jünglinge Tanz zwischen aufgerichteter Schwerter Schärfe eine liebste Ergötzlichkeit war. Auf sich selbst gestellt sei der Mann [3]). Ob reich, ob arm, eigenen Hauses erfreue er sich [4]), aber dieses öffne sich freundlich dem Gast [5]). Des Lebens Genuß sei

---

1) S. E. 77—94.

2) Frisch und freudig sei des Freien Sohn
Und kühn im Kampf. Muthig muß
Der Mann sein und heiter zum Todestag. Str. 14.

3) Selig ist, wer sich selbst mag
Im Leben redlich rathen. 9.

4) Eigen Haus, ob eng, geht vor,
Daheim bist du der Herr. 35.

5) Feuer bedarf der fahrende Gast,
Dem das Knie erkaltete; der Kost und Kleider
Kann nicht entrathen, der über Steck und Stein fuhr. 3.

gestattet, aber Unmäßigkeit verbannt[6]). Vorsicht und kluge Zurückhaltung ziemt dem weisen Mann[7]). Aber nicht allzu weise soll er sein wollen, sondern tüchtig[8]) und im Glück wahre er sich vor Uebermuth[9]). Ueberschätzung und Unterschätzung der Menschen ist gleich verwerflich[10]). Freundschaft ist ein köstlich Ding[11]), aber Wahrheit muß in der Freundschaft sein[12]). Verwerflich ist Schadenfreude[13]), hülfreiches Thun edel, aber Böses mit Bösem zu vergelten[14]). Auffallen mag, daß von den Frauen Schlimmes geredet wird[15]), allein das wird sogleich wieder gut gemacht[16]) und außerdem wissen wir aus jener bekannten schönen Stelle bei Tacitus[17]), wo von der Heilighaltung jungfräulicher Keuschheit und ehelicher Treue bei den Ger-

---

6) Lang' immer zum Becher, doch leer' ihn mit Maaß! 18.
Der Unkluge kennt allein nicht seines Magens Maaß. 20.

7) Der schwatzt zuviel, der nimmer geschweigt
Eitler, unnützer Worte. Die zappelnde Zunge,
Die kein Zaum verhält, ergellt sich selten Gutes. 28.

8) Mäßig weise muß der Mann sein,
Aber nicht allzuweise. Das schönste Leben
Ist dem beschieden, der recht weiß, was er weiß. 53.

9) Der Macht muß ein kluger Mann
Sich mit Bedacht bedienen. Denn bald wird er finden,
Wenn er sich Feinde macht, daß dem Starken ein Stärkrer lebt. 63.

10) Laster und Tugenden liegen den Menschen
In der Brust beisammen. Kein Mensch ist so gut,
Daß ihm Nichts mangle, noch so böse, daß er zu Nichts nützt. 134.

11) Das Herz frißt die Sorge,
Magst du keinem mehr sagen deine Gedanken all'. 122.

12) Das ist Seelentausch, sagt Einer getreulich
Dem Andern Alles, was er denkt. Nichts ist übler
Als unstät sein: der ist kein Freund, der zu Gefallen spricht. 125.

13) Dich soll Andrer Unglück nicht freuen. 129.

14) Wo Noth du findest, nimm sie für deine Noth,
Doch gib dem Feind nicht Frieden! 128.

15) Mädchenreden vertraue kein Mann,
Noch der Weiber Worten. Auf geschwungenem Rad
Ward ihr Herz geschaffen, Trug in der Brust verborgen. 83.

16) Willst du ein gutes Weib zu deinem Willen bereden
Und Freude bei ihr finden, so verheiß' ihr Holdes
Und halt' es treulich: des Guten wird die Maid nicht müde. 131.

17) Germania, cap. 18—19.

manen die Rede ist, wie sehr unsere Ahninnen die Achtung verdienten, deren sie genossen. Endlich preist Havamal das Leben als ein kostbares Gut, weil ja Keiner ganz unglücklich sei [18]). Aber doch gibt es ein höheres Gut: das ist der gute Leumund im Leben und der Nachruhm im Tod [19]).

18.

Hier ist unsere Wanderung durch die Gebiete des Heidenthums zu Ende. Da und dort im folgenden Buch werden wir auf diesen Boden zurückkommen müssen. Wer aber mit einiger Achtsamkeit unseren Schritten gefolgt ist, hat mehrfach bemerken müssen, daß sich innerhalb des Heidenthums selbst eine Bewegung vollzog, welche auf eine neue religiöse Epoche hindeutete. Das Christenthum lag nicht nur Jahrtausende lang als Traum und Ahnung im Gemüthe der Menschheit, sondern auch waren einzelne seiner Lehren, und zwar vorragende, in den vorchristlichen Glaubenssystemen bestimmt genug ausgeprägt erschienen. Man betrachte nur das indische, persische und ägyptische Dogma. Bloß die Unkenntniß glaubt die Bedeutung des Christenthums dadurch erhöhen zu können, daß sie dasselbe für eine plötzlich vom Himmel gefallene Offenbarung nimmt und ausgibt. Vielmehr liegt des Christenthums welthistorische Macht darin, daß es alle früheren Ausstralungen der religiösen Idee zu einer Einheit zusammenfaßte, vor welcher die nationalen Unterschiede verschwanden, zur Einheit einer Weltreligion. Das Christenthum entnationalisirte und demokratisirte zugleich den religiösen Gedanken; es verkündigte nicht nur allen Völkern, sondern auch allen Menschen, Königen und Knechten zumal, ja den Armen und Unterdrückten vorzugsweise, das Heil: das ist seine erlösende That. Passend ließen wir in vorliegender Schrift seiner Erscheinung die Betrachtung der Religion unserer Stammväter vorangehen. Denn das germanische Volk war ver-

---

18) Ganz unglücklich ist Niemand:
Einer hat an Söhnen Segen, Einer an Freunden,
Einer an vielem Gut, Einer an trefflichem Thun. 68.

19) Selig ist, wer sich erwirbt Lob und guten Leumund. 8.
Das Vieh stirbt, die Freunde sterben,
Endlich stirbt man selbst; doch nimmer mag dem
Der Nachruhm sterben, welcher sich guten gewann. 75.

möge seiner Frische, seines idealistischen Sinnes, seiner Gemüthsvertiefung vornehmlich geeignet, des neuen Glaubens welthistorischer Träger zu werden.

Indem ich, bei einem Ruhepunkt meiner Arbeit angelangt, dieses schreibe, sehe ich inmitten der gierigen Saturnalien des Materialismus und des Mammondienstes, die leisen Symptome eines sich vorbereitenden Umschwungs in der Stimmung der Gesellschaft erscheinen. Alle Denkenden und Besseren schicken sich an, dem Vorschreiten der geist- und herzlosen materialistischen Versumpfung zu wehren. Wir glauben und hoffen, es werde gelingen und es müsse in nicht zu ferner Zeit der Tag erscheinen, wo die gefrorene Apathie unserer Zeitgenossen in Betreff der heiligsten Interessen, der ewigen Güter der Menschen vor den Sonnenstralen eines edlen Enthusiasmus wieder zergehen werde. Dann, wir erwarten es zuversichtlich, wird ein wahrhaft verjüngender, nicht rückwärts, sondern vorwärts zeigender Geist auch die religiösen Anschauungen und Zustände durchdringen und dann wird die Religion das sein, was sie sein kann und soll, die höchste Führerin, Richterin und Trösterin der Menschheit.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google